DAS NOVELLENBUCH; ODER, HUNDERT NOVELLEN: NACH ALTEN...

Das

Novellenbuch

von

Eduard von Bülow.

Vierter Theil.

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach

alten italienischen, spanischen, französischen,
lateinischen, englischen und deutschen

bearbeitet

von

Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte
von

Ludwig Tieck.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

Qui nunquam sensit amoris
Ignem, aut lapis est, aut bestia.

Aeneas Silvius.

Vorrede.

Die Novelle: Der Alcalde von Alora und der Abencerage, womit dieser vierte und letzte Theil beginnt, ist — nur in so weit abgekürzt, als zu verdeutschender alter spanischer Prosa in der Regel nachgeholfen werden muß — eine Episode der Diana des Jorge de Montemayor, welcher um 1520 geborene und um 1562 gestorbene Dichter zu allgemein gekannt ist, als daß ich etwas Näheres über ihn hier beizubringen hätte. Malespini erzählt diese Novelle als sechsunddreißigste des zweiten Theils seiner zweihundert Novellen nach. —

Die andere Novelle: Der belehrte Liebesschulmeister, ist ein wenig zusammengezogen, die zweite der ersten Giornata aus dem Peccorone des Ser Giovanni, womit die Leser dieses Novellenbuches schon bekannt gemacht worden sind. Strapparola in der vierten Novelle der vierten Notte gibt minder gut erzählt eine ähnliche. Bei ihm entführt der Verführer, ein portugiesischer Königssohn, die Frau, und der Mann stirbt aus Gram. Ein dritter Italiener, den ich nicht gleich zu nennen weiß, trägt sie desgleichen so vor, daß der betrogene Ehemann seine Frau selbst mit entführen hilft, und nähert sich also

zumeist der Quelle aller dieser Geschichten, der kunstlos erzählten, aber inhaltschwersten in dem alten Buche von den sieben weisen Meistern. Zu den lustigen Weibern von Windsor hat sich Shakespeare bekanntlich die Novelle des Ser Giovanni dienen lassen. Französisch sind mir zwei nicht gerade glückliche Nachbildungen bei Retif und in den schon mehrerwähnten unbedeutenden Comptes du monde aventureux vorgekommen. —

Ich habe bereits im dritten Theile beiläufig erwähnt, daß ich in diesem auf den Conde Lucanor geführt werden würde. Dieses äußerst seltene Buch, dessen erste Ausgabe von 1575 die schönste, ist mir in der zweiten durch die Liberalität der göttinger Universitätsbibliothek zugänglich gemacht worden. Sie führt den Titel: El conde Lucanor, compuesto por el excelentissimo Principe Don Manuel etc., con advertencias y notas de Gonzalo de Argote y de Molina etc. En Madrid 1642, und es ist ihr das Leben des Verfassers vorgedruckt. Derselbe war der Prinz Don Juan Manuel, Herzog von Peñafiel, Sohn des Infanten Don Manuel und Enkel des Königs Don Fernando III, des Heiligen, von Castilien, und zwar ein großer Kriegsheld, der zuerst in Diensten des Königs Fernando IV, und dann in denen seines Nachfolgers Alfonso XI, der sein Schwager war, als Statthalter des Königreichs Murcia und der Grenze gegen die Mauren stand. Vorher, während der Minderjährigkeit des Letzteren, der mit dreizehn Monaten König wurde, waren er und sein Bruder, Juan der Einäugige, mit noch einigen Großen seine Vormünder. Daß aber der König bei seiner Volljährigkeit eben diesen Bruder, mit dem er zerfallen war und der sich ihm mit seinem Sicherheitsbriefe in die Hände gab, trotz dessen hinrichten ließ, veranlaßte die

Feindschaft zwischen ihm und Don Juan Manuel, derzufolge dieser einen großen Theil seines Lebens im Kriege gegen ihn zubrachte, bis er am Ende trotz seiner großen Macht doch bezwungen und unterjocht wurde, von welcher Zeit an er dem Könige dann zwanzig Jahre lang bis an seinen Tod getreulich gegen die Mauren diente, über die er in vielen Schlachten und Kämpfen siegte. Er war der Großvater des Königs Don Juan I von Castilien und Leon, und seine Mutter Doña Beatriz von Savoyen. Er wurde wahrscheinlich um das Jahr 1277 geboren, denn er starb, seinem Biographen nach, im Jahre 1347, siebenzig Jahre alt. Sein Grabstein gibt zwar als sein Sterbejahr 1362 an, dessen Richtigkeit wird aber in Zweifel gezogen. Er hatte eine zahlreiche und glänzende Nachkommenschaft, und es wurden zwei seiner Töchter Königinnen von Portugal und Castilien. Näheres über sein Leben findet sich in der Chronik des Königs Alfonso XI. Er schrieb außer dem Conde Lucanor noch viele andere Bücher, und in der kurzen Vorrede zu diesem sagt er mit liebenswürdiger Naivetät: Ich, Don Juan u. s. w. schrieb dieses Buch und faßte es in den schönsten Worten ab, die ich wußte. Sein Styl ist außerordentlich einfach, so daß ein jeder Satz mit: und anfängt, und mitunter wohl noch roh und unbehülflich; nur aber ist auch dagegen an ihm keine Spur der unangenehmen Schwülstigkeit, die die ganze übrige vom Gongorismus angesteckte spanische Novellenliteratur mit Ausnahme natürlich des Cervantes beherrscht. Der Rahmen des Buchs, in den die neunundvierzig kurzen Geschichten, die es enthält, eingefaßt sind, ist ein Dialog zwischen einem vornehmen Manne, dem Grafen Lucanor, und seinem Rathe, Patronio, der ihm die Geschichten erzählt und sie als Bei-

spiele der Gegenstände ihres Gesprächs anführt, an die sich sodann am Schlusse einer jeden wieder moralische Betrachtungen knüpfen. Ich konnte mehrere von diesen Geschichten oder Novellen für das Novellenbuch gebrauchen, und theile sie hiermit als die dritte, So ist der Lauf der Welt, im Original die siebente, die auch ein Italiener nacherzählt; die neunte: Das Köstlichste im Menschen, spanisch die zwölfte; die zwölfte: Der Mann, spanisch die sechste, und endlich die drei Geschichten, die ich als fünfundzwanzigste Novelle: Die bezähmten Widerspänstigen und das weise Weib, aus der fünften und fünfundvierzigsten des Originales zusammengestellt habe. Die dritte der letzteren drei ist offenbar die älteste, wenn auch wohl mittelbare Quelle, aus der Shakespeare zu den äußeren Umrissen seiner bezähmten Widerspänstigen schöpfte. Nach Simrocks Quellen zu Shakespeare u. s. w. steht in „Kisseh Khun, der persische Erzähler, Berlin 1829", einer Sammlung orientalischer Erzählungen aus den Sketches of Persia, eine der sehr ähnliche Geschichte. Auch stimmt damit in der Hauptsache ein altes Fabliau, la dame qui fut écoliée, und ein altdeutsches Gedicht in Laßbergs Liedersaal überein. —

Die vierte Novelle: Die Spinnstube, habe ich aus dem ersten Theile der patriotischen Phantasien von Justus Möser (geb. 1720, gest. 1794) wörtlich abdrucken lassen, wo der Verfasser sie als eine osnabrückische Geschichte mittheilt. Sie schien mir an sich allerdings dazu geeignet zu sein, in dieser Sammlung eine Stelle einzunehmen; ich habe aber auch also aus den verschiedenen Zeiten der deutschen Literatur nach und nach Erzählungen mitgetheilt, um gewissermaßen beispielsweise darzuthun, warum etwa früherhin keine Novellistik bei uns aufkom-

men konnte. Was Justus Möser selbst anlangt, so muß man billig erstaunen, welch reinen, ausgebildeten Styl der neuen deutschen Prosa dieser Autor im Jahre 1767, also vor Goethe, schrieb, und es ist äußerst merkwürdig und lehrreich, welche Gewalt in seiner Schreibart liegt, wie er die unbedeutendsten Dinge mit wenigen Worten so vorträgt, daß sie ergreifen müssen. Daß man gegenwärtig Mösern in seiner Vaterstadt Osnabrück ein Denkmal gesetzt hat, mag, wofern diese Thatsache wirklich ein Beweis dessen ist, daß sein hoher Werth noch von Vielen wahrhaft empfunden wird, neben den unerfreulichen auch ein recht namhaftes erfreuliches Zeichen der Zeit sein. Gerade Möser verdient, ohne ihn darum mit anderen großen Männern zu messen, schon deswegen vorzugsweise eine solche Ehre, weil er weniger als z. B. der Dichter oder Künstler sein unvergängliches Denkmal sich in seinen Werken selbst setzte, sondern als ein so echter Patriot, wie es deren in jeder Zeit nur Wenige geben kann, zumeist und zunächst für das Wohl seiner Mitbürger lebte, denen es auch eben in diesem Falle insbesondere und zwar um so mehr zustand, dankbare Gesinnungen gegen ihn nach seinem Tode zu offenbaren, als er unter ihnen bei seinen Lebzeiten doch nichts weniger als recht populär gewesen sein soll. Möser war als öffentlicher Charakter einer der gesündesten und vollkommensten Menschen seines Jahrhunderts, der mit seinem Berufe völlig aufgegangen war und für das Gute der alten verfallenden Sitte mit überzeugendem Eifer sprach, ohne dennoch das etwaige bessere unverderbliche Neue irgend zu verkennen. Seine unbegrenzte Sicherheit, seine warme Klarheit, so wie der innere Adel und die Würde seines Gemüths, werden nimmer aufhören zu begeistern, und machen

seine Schriften allerdings wenigstens theilweise klassisch. Er hat in seinen patriotischen Phantasien gar viele wohlthätige patriotische Vorschläge zuerst gethan, die hernachmals durchgedrungen sind, er hat gar Manches vorhergesagt, daß es kommen würde, was gekommen ist, und wie zeitgemäß würde doch oft noch jetzt das, was er wollte, sein, wenn es geschähe! Es ergibt sich ein eigenthümlicher Unterschied zwischen Möser als einem Redner oder Schriftsteller für das Volk und den hervorstechendsten unserer derzeitigen, wenn man von dem einen auf die anderen einen vergleichenden Blick herabfallen läßt. —

Die fünfte Novelle: Der unverhoffte Glücksfall, ist die dreißigste Novelle, benannt: le bonheur imprévu, der Cent nouvelles nouvelles der Madame de Gomez, zusammengezogen. —

In der sechsten, die vorgebliche Tante, lege ich eine Uebersetzung von La tia fingida. Novela inedita de Miguel de Cervantes Saavedra vor, die F. A. Wolf und C. F. Francison als Beilage zu dem ersten Stücke der literarischen Analekten im Jahre 1818 in Berlin herausgaben. Sie war bis dahin nur in einer Handschrift, betitelt: Novela de la tia fingida, cuya verdadera historia succediò en Salamanca, el año 1575, bekannt, die ein gewisser Francisco Porras zu Sevilla zwischen 1606 und 1610 zur Unterhaltung des damaligen Bischofes der Hauptstadt von Andalusien angefertigt hatte, und stand zwar daselbst in der letzten Abtheilung einer Sammlung von Aufsätzen vermischten Inhalts, unmittelbar vor Rinconete y Cortadillo und el zeloso Estremeño, aus welchem Umstande dann Wolf den Schluß zieht, daß Cervantes alle drei Novellen während seines Aufenthaltes in Sevilla geschrieben habe. Die Handschrift befand sich lange Zeit in

den Händen der Gesellschaft der Jesuiten des heiligen Hermenegildus zu Sevilla und kam nach der Aufhebung des Ordens nach Madrid, in die öffentliche Bibliothek des heiligen Isidro. Einige Jahre hierauf wurde sie zwar durch Don Augustin de Arrieta zum erstenmale, am Ende eines Buches über den Geist des Cervantes, jedoch nicht nach der Urschrift, sondern vielmehr nach einer absichtlich entstellten nachlässigen Abschrift gedruckt. Ein Deutscher kam nach Madrid und sah diesen Druck, und dies veranlaßte ihn, sich nach dem richtigen Texte umzuthun, den ihm Don Martin Fernandez de Navarrete, der bekannte Biograph des Columbus, in einer genauen Abschrift verschaffte und den er mit nach Deutschland brachte, wo er ihn F. A. Wolf überließ.

Es hat mir zweckmäßig geschienen, eine Uebersetzung dieser sehr merkwürdigen Novelle in meine Sammlung aufzunehmen, da ich der Meinung bin, daß sie weder in eine Uebersetzung noch Ausgabe der sämmtlichen Novellen ihres Autors gehört, weil man denn doch nicht umhin kann, den Willen des großen Dichters, der sie davon selbst abgesondert ließ, anzuerkennen und zu ehren. Die Frage, ob sie wirklich von Cervantes herrührt, kann nicht wohl entstehen, denn es ergibt sich auf den ersten Blick, so wie bei der sorgfältigsten Prüfung sonnenklar, daß ihre Sprache und Darstellung die dieses Autors ist. Ueber ihren poetischen Werth, sage ich mit Wolf, müssen Kenner bald ohne Mühe einverstanden sein, und was die Gestalt betrifft, in der sie uns überliefert worden, so möchte ich dafür halten, daß sie der erste Entwurf sei, so wie Cervantes auch wohl seine übrigen Novellen anlegte. Man sieht, der Dichter hat sich dem Strome seiner Phantasie völlig überlassen und würde, was sich hie und da Unzweckmäßiges in der Novelle vorfindet, bei einer Ueber-

arbeitung sicherlich gestrichen oder zusammengezogen haben. Daß er sie deshalb nicht unter seine anderen Novellen aufgenommen, weil sie nicht exemplar gewesen, kann ich Navarrete, der diesen gelegentlichen Ausspruch in seinem Zeugnisse von der Richtigkeit der Abschrift thut, nicht zugeben: sie hätte es unter Cervantes Händen allerdings noch werden können; vielleicht glaubte er aber auch, daß die Censur sie im Drucke dennoch nicht passiren lassen würde. Navarrete sagt von den dunkeln Stellen und Schreibfehlern, die sich in der Handschrift vorfinden, sie seien leicht zu erklären und zu verbessern. Daß dem indessen in der That nicht also ist, erkenne ich daraus, daß keiner der seitherigen wiederholten Abdrücke es gethan, und daß auch mancher gelehrte spanische Freund, den ich darum befragte, sie für unverständlich ansah, weshalb also Navarrete wohl daran gethan hätte, die nach seiner Meinung wichtige Erklärung ad marginem zu bemerken. Ich sah mich genöthigt, eins und das andere nicht zu entziffernde Wort auszulassen und mußte dies leider auch mit den bedenklichsten, wenn auch witzigsten Stellen der Unterredung zwischen Tante und Nichte thun, wenn ich gleich gern unterschreibe, was, in Bezug darauf, Wolf vor dem Abdrucke des Originals sagt: „Sollte sich Jemand in unserm streng moralischen Zeitalter an dem Inhalte der Novelle ärgern, so ist wohl zu bedenken, daß dieses Stück zu der Klasse von Schriften gehört, von denen Voltaire mit einleuchtender Wahrheit sagt: Si la débauche est dangereuse, la plaisanterie ne l'inspira jamais. Uns macht es daher ein echt deutsches Vergnügen, in so weiter Ferne und so öffentlich eine engherzige Censurbehörde zu hintergehen, die vielleicht gern den übrigen Nationen Europa's und der spanischen selbst länger etwas

vorenthalten möchte, was doch einstmals zur Zerstreuung eines Erzbischofs von seinen Amtssorgen geflissentlich bereitet war und was vielleicht ein anderer Erzbischof, Bernardo de Sandoval, der vorzügliche Gönner von Cervantes, um dieselbe Zeit ohne sündige Gedanken gelesen hatte.“ In Folge des berliner Druckes ist la tia fingida in die Ausgabe der Novelas ejemplares, die 1835 bei Baudry in Paris erschien, mit aufgenommen worden, jedoch weicht sie hier mitunter von jenem, der mir der richtigere zu sein scheint, ab. Aus der so eben in Stuttgart erscheinenden deutschen Uebersetzung ersehe ich, daß sie nunmehr auch in denen in Spanien selbst gedruckt werdenden Ausgaben der Novellen des Dichters mit figurirt. —

Die siebente Novelle, die Tochter des Visirs, ist aus dem neunten Bande der schon besprochenen Opere del Conte Gasparo Gozzi entlehnt, wo sie in der Scelta di Novelle orientali, tradotte da diversi manoscritti arabi, voran steht. —

Die achte, der Mohr von Venedig, ist die siebente der dritten Deca, des ersten Theils der Hecatommithi Giraldi's. Shakespeare benutzte sie unmittelbar zu seinem Othello. Aus demselben Werke übersetzte ich für diesen Theil ferner die sechszehnte, Glück im Unglück, im Original die fünfte der ersten Deca des ersten Theils, und die zwanzigste, Maß für Maß, italienisch die fünfte, der achten Deca, des zweiten Theils, die zu Shakespeares eben so genannter Komödie den Anlaß gab. Herr Simrock spricht sich in den „Quellen zu Shakespeare“ darüber aus, wie Shakespeare dieser Stoff überkommen sein konnte und erwähnt dabei noch anderer Bücher, worin die nämliche Geschichte erzählt wird, die unter Anderen auch Massuccio sich angeeignet hat. Ich stimme mit

Hrn. Simrock wenigstens darin überein, daß es gar verwunderlich ist, behaupten zu wollen, Shakespeare habe nicht italienisch gelesen, was doch damals so gäng und gäbe in England war, wie etwa jetzt das Französische bei uns ist. —

Als zehnte Novelle, Robert der Teufel, findet man hierin den altfranzösischen Volksroman, vor, der unter dem Titel: La vie du terrible Robert le Diable, lequel après fut nommé l'homme Dieu, zuerst 1496 in 4 in Lyon bei S. Marechal gedruckt wurde. Eine zweite Auflage erschien 1497 ebenfalls in 4 in Paris bei Nic. de la Barre, und eine dritte daselbst bei Jean Herouf. Neuerlich wurde er wieder in der Bibliothèque bleue, Liège 12, 1787, vorher aber noch mit Holzschnitten 1715 in 8, in Troyes und zwar unter dem Titel abgedruckt: La terrible et merveilleuse vie de Robert le Diable, lequel puis après fut homme de bien, wonach ich übersetzt habe, natürlich ohne immer und überall den Worten des Originals treu zu bleiben, wo dies der vernachlässigte, veraltete Styl nicht erlaubte. Es gibt auch aus alten Zeiten eine Moralité von dieser Sage und namentlich mehrere englische Uebersetzungen, deren eine, die der Ausgabe von Troyes ziemlich getreu nachfolgt, unter den Ancient english fictions, wieder abgedruckt wurde, die W. Thoms im Jahre 1827 u. f. herausgab. Neuerer Bearbeitungen des alten Buches mögen manche da sein, mir ist jedoch gerade keine als die Oper von M. Beer erinnerlich. In dem „Buch der schönsten Geschichten und Sagen, für Alt und Jung" wiedererzählt von Gustav Schwab. Erster Theil, Stuttgart 1836, kommt auch Robert der Teufel vor. Die alte Sage von Robert von Sicilien ist vielleicht mit der von Robert

dem Teufel nahe verwandt, und unter diesem unstreitig der erste Herzog Robert von der Normandie verstanden. In Uttersons Select pieces of early popular poetry steht eine alte Legende, Sir Gowther, die, nur mit verändertem Namen, Ort u. s. w., die nämliche Sage ist. —

Unter Bandellos Novellen habe ich noch die nachstehend angeführten für dies Novellenbuch auserwählt. Die elfte dieses Theils, das bezauberte Bildniß, im Originale die einundzwanzigste des ersten Theils, wobei ich abkürzend verfahren bin. Sie steht auch in den „Auserlesene Historien dieser Zeit. Cölln 1705" 2 Theile 8, sowie in den Faveurs et disgraces de l'amour etc. Paris 1701, und wurde von Beaumont und Fletcher zu einer trefflichen Komödie verarbeitet. Die fünfzehnte, Leonora Macedonia, italienisch die zweiundzwanzigste des zweiten Theils, die achtzehnte, viel Lärmen um nichts, bei Bandello die zweiundzwanzigste des ersten Theils, die auch in den Patrañas von Timoneda als neunzehnte und in den hundert neuen Historien steht. Ariost, der dieselbe Geschichte als Episode singt, soll, nach Dunlop, aus dem Ritterromane, Tyrant der weiße, geschöpft haben, und Giraldi theilt sie ebenfalls mit. Die einundzwanzigste, die Verwechslungen, italienisch, die sechsunddreißigste des zweiten Theils, deren Längen ich so wie die der vorigen mildern mußte. Shakespeare ließ sich diese Novelle zu: Was ihr wollt und zu: Die beiden Veroneser dienen, zu letzteren vermittelst Montemayors, der sie als Episode in seine Diana verwebte. Eine Novelle von ähnlichem Inhalte ist die dreizehnte bei Parabosco, und auch bei Giraldi sind die siebente und achte der fünften Deca des ersten Theils der

Art. Und endlich die vierundzwanzigste, die Herzogin von Savoyen, italienisch die vierundvierzigste des zweiten Theils, die mit manchen alten Geschichten, z. B. denen vom Ritter Galmy und von der Hirlanda, nahe verwandt zu sein scheint. Timoneda übersetzte sie in seinen Patrañas als die achte, und nachmals soll auch eine spanische Komödie, la duquesa de la Rosa daraus gemacht worden sein. —

Die dreizehnte Novelle, Margarethe mit der lilienweißen Hand, habe ich frei aus the history of Thomas of Reading, or the six worthy yeomen of the west, by Thomas Deloney, welche eines der ersten Hefte der schon genannten Ancient english Fictions von W. Thoms ausfüllt, herausgearbeitet, womit sie als Episode vereinigt ist. Der Verfasser war zu seiner Zeit ein berühmter Balladenmacher und gab diese Geschichte schon vor 1600 heraus. Jener obige neue Abdruck derselben ward nach der sechsten Auflage, London 1632 besorgt. —

Ueber Blutsverwandtschaft Liebe, die vierzehnte Novelle, ist die siebenzehnte in der Colleccion de Novelas escogidas compuestas por los mejores ingenios españoles etc., dort genannt: Mas puede amor que la sangre, und ihr Verfasser Don Alonso del Castillo Solorzano, von dem ich schon in dem ersten Theile die Novelle vom grünen Grafen mittheilte. Lesage hat sie in seinen Gilblas aufgenommen, und Lope sagt von dem Autor, der sehr viel geschrieben, im achten Gesange des laurel de Apolo: seine Talente und Verdienste seien viel größer als sein Glück. Tieck gedenkt dieser Novelle in der Einleitung zu „Leben und Begebenheiten des Escudero Marcos Obregon“ u. s. w. —

Die siebenzehnte Novelle, Apollonius von Tyrus, ist insofern eine freie Bearbeitung der Narratio eorum quae contigerunt Apollonio Tyrio. Ex membranis vetustis. Augustae Vindelicorum. Anno 1595, als manche Wendungen der Erzählung im Originale blos der alten Phrasen halb statt fanden und selbst im Sinne jenes lateinischen Uebersetzers anders gestaltet zu denken waren. Die Räthsel, die Tarsia aufgibt, und ein Lied, welches sie am Ende im Originale singt, mußte ich deswegen aufgeben, weil beides zu schlecht war, um sich übersetzen zu lassen, und da es dagegen immer nicht rathsam ist, bei der Bearbeitung solch alter Sachen etwa viel Neues hinzuzuthun, so ergänzte ich es um so weniger aus eigenen Mitteln, als es hier doch nur Nebensache sein würde und ihr Ermangeln dem Ganzen keinen Eintrag thut. Der Herausgeber meines Originales sagt in einem Vorworte: er habe dasselbe aus einer alten Handschrift abdrucken lassen, die er in einer Klosterbibliothek zu Augsburg gefunden und von der er annimmt, daß sie aus einer griechischen Urschrift übertragen worden, womit dann auch die desfallsigen Forschungen anderer Gelehrten, die dasselbe behaupten, übereinstimmen.

Gottfried von Viterbo, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, erzählt die Geschichte in seinem Pantheon oder allgemeinen Chronik als eine Begebenheit, die sich unter der Regierung des dritten Antiochus ereignet. Der lateinischen Versionen aber giebt es nächst der vermuthlich ältesten in den Gestis Romanorum mehrere.

Der altdeutsche Apollonius von Tyrlandt, von Heinrich von der Neuenstadt, von dem ich nur das kleine Fragment kenne, das Reichardt in dem Buch der Liebe, Leip-

zig 1779, herausgab, wurde, vermuthlich nach den Gestis um das Jahr 1400 gedichtet, und Büsching und von der Hagen bringen in dem Grundrisse der altdeutschen Literatur Näheres darüber und über diesen alten Stoff im Allgemeinen bei. Die späteren Bearbeitungen in deutscher Prosa, welche lange Volksbücher waren, scheinen aus Gottfried von Viterbo's Pantheon geflossen zu sein; „wenigstens", sagt Hr. Simrock in den Quellen zu Shakespear, „gibt die Ausgabe, Augsburg 1471. Fol. durch Günther Zainer und die nach den Proben bei Eschenburg sehr verdorbene, Straßburg 1516 kl. 4, diese Quelle an." Ein Verzeichniß der Handschriften und Drucke dieses Romans in allen Sprachen findet man bei Douce II S. 140 u. f.

Warum Shakespeare in seinem Perikles, wozu er diesen Stoff aufnahm, den Namen Apollonius in Perikles verwandelte, ist eine noch zu lösende nicht uninteressante Frage. —

Es sind mir vor Kurzem auch noch die Novelas entretenidas compuestas por Doña Mariana de Caravajal y Saavedra, natural de Granada. Madrid 1728 bekannt geworden, welche im Ganzen zehn Novellen enthalten, von denen die neunte eine blos beigedruckte, nämlich die vortreffliche Novelle Montalbans: Nach tausend Jahren ist, welche schon der erste Theil meines Novellenbuches seinen Lesern gebracht hat und die wahrscheinlich, als zu ihrer Zeit besonders beliebt, öfter abgedruckt wurde. Auch weicht die Schreibart der zehnten von der der anderen ab und nähert sich viel eher ebenfalls der Montalbans. Von den acht übrigen erachtete ich zwei der Mittheilung für werth, und diese sind die neunzehnte dieses Theils, Mehr Glück als Verstand, bei der Verfasserin die zweite, la dicha de Doristea, und die dreiundzwanzigste, der Sklave sei-

nes Sklaven, spanisch die vierte, el esclavo de su esclavo. Die erste Ausgabe der Novellen dieser Dame enthält, wie ich aus Nic. Antonio ersehe, unter dem Titel: natividades de Madrid y noches entretenidas en ocho novelas. Matriti apud Dominicum et Morras, 1633. 4 deren nur acht und scheint also meine eben geäußerte Annahme wegen der zehnten zu bestätigen. —

Die zweiundzwanzigste endlich, Unverhofft kommt oft, ist die siebente der acht Novellen in den Sucessos y prodigios de amor des Juan Perez de Montalban, die bereits zu den früheren Theilen dieser Sammlung von mir benutzt wurden. — Auch habe ich noch zweier Werke als gelesen zu gedenken, in denen keine poetische Ader strömt. Dies ist erstens ein spanisches Manuscript, das unter dem Titel: Casa de regocijo neben einigen Komödien vier Novellen enthält, von denen ich mich wenigstens bestimmt erinnere, die erste schon irgendwo gelesen zu haben, und alsdann: Viridarium Historicum, das ist historischer Lustgarten u. s. w., enthält 100 Geschichten, durch Vorschub und Anleitung des weit und breit berühmten Simplicii Simplicissimi, bei Wolf Eb. Felsecker s. l. e. a.

Und so wäre ich denn nunmehr mit diesem vollendeten Novellenbuche dahin gekommen, nur noch wenige allgemeine Schlußworte darüber auszusprechen zu haben. Ich glaube, so wie es vor mir liegt, allerdings annehmen zu dürfen, daß es, bis auf wenige Ausnahmen, eine Mustersammlung echter Novellen ist und in dem Bewußtsein redlicher vierjähriger Bemühungen, darf ich mir denn doch auch schmeicheln, daß nicht leicht mehrere poetisch bedeutendere ältere Novellen mir entgangen sind und meine Sammlung also auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch

machen darf. Sollte im Gegentheile etwa einem Kenner dieser alten Literatur noch eine und die andere poetische Novelle bekannt sein, von der ich aus Unkenntniß oder Uebereilung keinen Gebrauch gemacht hätte, so werde ich es dankbar anerkennen, wenn man mich darauf, für eine etwaige spätere Auflage dieses Werkes, aufmerksam machen will.

Die seither mir bekannt gewordenen Anzeigen und Beurtheilungen desselben in kritischen oder sonstigen öffentlichen Blättern sind bei weitem nach der Mehrzahl günstige und aufmunternde, so wie denn auch die gute Aufnahme und Theilnahme, die es selbst bei dem größeren Publikum in friedsamer Gemeinschaft mit jener allumfassenden Novellenliteratur gefunden, die Justus Möser so treffend in der schönen Erzählung charakterisirt, die er in dem dritten Theile seiner patriotischen Phantasien, Seite 154 u. f. mittheilt, meine desfallsigen Erwartungen überstiegen hat.

Als eines bezeichnenden Umstandes muß ich indessen erwähnen, wie die beiden einzigen absprechenden Urtheile über meine Arbeit — wenn man sie Urtheile nennen will — gerade in zwei Journalen zum Vorschein gekommen sind, von denen das eine in gewisser Beziehung als das vornehmste sich geltend macht, und das andere in der öffentlichen Meinung als das geistloseste gilt, und so immer nur vorzugs- oder beispielsweise genannt wird. Beide Journale stimmen nämlich in der böswilligen Beschränktheit ihrer Aeußerungen darin überein, daß alle Kenntniß der Sache und aller Fleiß, die in diesem Buche ihre Bemühungen vereinigt haben, einzig und allein dadurch völlig neutralisirt worden seien, daß die Novellen nicht in chronologischer Ordnung stehen: worauf ich meinerseits denn freilich nichts erwiedern kann, als, daß bekannt-

lich der höchste Zweck eines poetischen Werkes dieser wie jeder Art keineswegs der ist, dem Literarhistoriker ein bequemes Handbuch zu sein und ihn zu veranlassen, ein paar dürre Worte darüber zu sagen, sondern wohl ein selbständiger, der mit eben dessen Wissenschaft nichts gemein hat; wie ich aber demungeachtet durch das diesem vierten Theile beigegebene Verzeichniß über das Ganze einen so ungemäßigten Vorwurf beseitigt zu haben meine.

Was die übrigen wohlwollenderen Besprechungen der beiden ersten Theile anlangt, so habe ich zwar gern daraus manchen Wink beachtet, im Allgemeinen aber mußte ich doch finden, daß gerade das, was die eine Stimme in Betreff der einen oder anderen Novelle und deren Aufnahme zu tadeln hatte, der anderen, die ich an und für sich nicht minder achten durfte, ein Gegenstand des Lobes wurde, und daß also diese Aeußerungen nur für individuelle von mir anzusehen waren, über die ich als Autor oder Sammler mich zu stellen hatte. Was dagegen an jenen ersten Theilen wirklich zu tadeln war, und was mir Niemand gesagt hat, fühlte ich nachher selbst sehr wohl, und wenn man in den beiden letzteren Theilen eine größere Gewandtheit im Ausdruck und Fluß der Sprache, ein glücklicheres Vermeiden aller Klippen von Anstößigkeiten, ein völligeres Aufgehen, mit einem Worte, der Uebersetzung in alle Eigenthümlichkeiten ihres Vorbildes wahrnehmen kann und mag, so werde ich mit Vergnügen anerkennen hören, daß ich meinen Gegenstand aus einem richtigen Gesichtspunkte ins Auge gefaßt behalten habe.

Eine tiefere Beurtheilung und Würdigung meines etwaigen Verdienstes um diese Sammlung von hundert Novellen und ihre Auswahl aus tausenden konnte ich der Natur der Sache nach allerdings nicht erwarten, da die

Originale so oft mehr oder minder Seltenheiten sind und also nur Wenigen zu Gebote stehen; daß man mir dasselbe aber ein wenig höher anrechne, als z. B. der Ton kund zu geben scheint, in dem die hallische Literaturzeitung über den ersten Theil spricht, darf ich mit aller Bescheidenheit einem gebildeten Publikum zumuthen.

Zum endlichen Schlusse meiner Vorbemerkungen dürfte es vielleicht nicht überflüssig scheinen, was die Meister im Gebiete der deutschen Novelle, Tieck, in der Vorrede zum elften Bande seiner Schriften und Goethe in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten,“ Seite 108 und folgende, wohin auch Göthe's Aeußerung gehört, die Herr Eckermann in den Gesprächen mit ihm, Seite 319 des ersten Theiles mittheilt, hier in Erinnerung zu bringen, und nicht nur desgleichen theilweise Cervantes Vorrede zu seinen Novellen, sondern auch ganz insbesondere das, was Boccaccio hinter seinem Decameron von diesem sagt, verhältnißmäßig auf die gegenwärtige Novellensammlung anzuwenden.

Verzeichniß

aller hundert Novellen,

nach den

Sprachen und, alphabetisch, nach den Verfassern geordnet.

Italienische.

Spanische.

Französische.

Lateinische.

Englische.

Deutsche.

Inhalt.

Seite

I.

Der Alcalde von Alora und der Abencerage.

Zu den Zeiten des Infanten Don Fernando, der nachmals König von Aragonien wurde, lebte in Spanien ein Ritter, Namens Rodrigo de Narvaez, dessen Tapferkeit und Tugend so groß war, daß er sich nicht allein im Kriege, sondern auch im Frieden unter seinen Zeitgenossen einen angesehenen Namen machte, und sich ganz insbesondere auszeichnete, als der genannte Infant der Gewalt der Mohren die Stadt Antequera entriß, indem er durch unternehmende Waffenthaten einen unüberwindlichen Muth und eine Hochherzigkeit zu erkennen gab, die einem Krieger nicht blos bei seinen eignen Leuten, sondern auch bei den Feinden Achtung verdienen. Er erwarb sich somit zum Lohn seiner Dienste nach Eroberung der Stadt das Amt eines Befehlshabers und Alcalden derselben, und wurde überdies noch Alcalde von Alora, woselbst er sich die meiste Zeit über mit einer Schutzwache von funfzig auserlesenen, im Solde des Königs stehenden Rittern aufhielt und, in der Vertheidigung sowie zu Ehren des christlichen Glaubens, mit dieser tapferen Schaar viele

mannhafte, seinen und ihren Ruhm weitverbreitende Thaten verrichtete.

Einesmals in einer Sommernacht, deren Klarheit nicht minder wie die Kühlung eines sie durchwehenden sanften Windes zum Genusse einlud, verließ der Alcalde mit neun seiner Ritter, von denen die übrigen zur Bewachung der Feste zurückblieben, vollständig bewaffnet Alora, um zu erspähen, ob die Mohren auf ihrer Hut wären, und drang, im Vertrauen auf die Nacht, mit höchstmöglicher Behutsamkeit und Geräuschlosigkeit über die nächste Umgrenzung der Stadt bis zu einem Scheidewege hinaus. Hierselbst berathschlagte der kühne Kapitain mit den Seinigen und kam mit ihnen überein, auf beiden Wegen je zu fünfen und zwar mit der Abrede weiter zu reiten, daß wenn irgend der einen Partei etwas zustieße, sie die andere durch das Blasen einer Zinke zu Hülfe rufen sollte. Also ritt der Alcalde mit vieren rechts, die anderen fünfe links hin ab, und indem sie unterweges von dem und jenem mit einander plauderten, und der eine wie der andere wünschte, es möge ihnen auch diesmal so wie alle Tage Gelegenheit gegeben werden, sich ehrenvoll hervor zu thun; siehe! da hörten die Letzteren unfern von sich die Stimme eines Mannes, der einen süßen Gesang ertönen ließ, und von Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer aushauchte, wodurch er genugsam zu verstehen gab, daß irgend eine verliebte Leidenschaft ihm den Sinn befing. Die Ritter verbargen sich in ein Gebüsch am Wege, und da der Mond so hell wie das Tageslicht schien, so sahen sie bei seinem Schimmer desselben Weges, den sie verfolgten, einen Mauren einherziehen, dessen edles Wesen und äußere Bildung verriethen, daß er einem vornehmen Hause angehören und von nicht gewöhnlicher Tapferkeit sein mußte. Er ritt einen hohen gefleckten Grauschimmel, und war mit einem

engen maurischen Talar von carmesinrothem Damast mit goldenen Fransen und Silberbesatz bekleidet. An der Seite trug er einen schönen mit Quasten von Gold und Seide verzierten Säbel und auf dem Haupte einen goldgestreiften, reichgewundenen Turban von Seide und Baumwolle, der ihm zugleich zur Zierde und zum Schutz diente. An dem linken Arme hatte er eine große Tartsche, und in der rechten Hand hielt er eine Lanze mit zwei Spitzen. Also saß der verliebte Jüngling mit dem herrlichsten Anstande zu Pferde und sang eine arabische Romanze. Die fünf Ritter, die in Liebeshändeln wenig erfahren waren, hatten ihr Augenmerk mehr auf den Gewinn gerichtet, den ihnen der Fang dieses Mauren bringen konnte, als auf den Inhalt seines zärtlichen Liedes, und stürzten aus ihrem Hinterhalte mit großem Ungestüm über ihn her. Dagegen besann sich der tapfere Maure, in dessen Seele die Liebe den Heldenmuth nicht beeinträchtigt hatte, mit rascher Geistesgegenwart und begann, mit seiner Lanze in der Hand, dergestalt den fünf Christen zu begegnen, daß er ihnen bald zu verstehen gab, sie hätten es mit einem Meister in den Waffen zu thun, indem er drei von ihnen zu Boden warf. Angesehen nun aber, daß die beiden Anderen mit desto kühnerem Muthe auf ihn eindrangen und er bereits seine Lanze im Kampfe verloren hatte, so bedachte er doch den schlimmsten Fall, der ihn betreffen konnte, wenn ihn etwa eine nicht tödtliche Wunde kampfesunfähig machte, und setzte seinem Rosse die Sporen ein, sich also den Anschein gebend, zu entfliehen. Die beiden Ritter verfolgten ihn, mit einemmale aber wandte er sich, um wie der Blitz zwischen ihnen durchzuschießen, kehrte zu der Stelle zurück, wo einer der drei aus dem Sattel Gehobenen lag, und nahm seine Lanze auf, indem er sich mit großer Leichtigkeit zu Boden ließ und sich gleich darauf wieder auf dem Pferde em-

verrichtete. Zu der nämlichen Zeit stieß einer der beiden übrigen Ritter in das Horn, und als nun der tapfere Maure sich auch gegen sie wendete und sie desselben Weges senden wollte, den ihre drei Gefährten gegangen waren, kam eben noch im rechten Augenblick der Alcalde selbst an. Erstaunt über die Kraft und Thaten seines Feindes, und vor Verlangen entbrennend, sich mit ihm zu messen, sagte er höflich zu ihm: Eure Tapferkeit, Herr Ritter, ist in Wahrheit der Art, daß es Ehre einbringt, sie zu überwinden, und ich würde mich glücklich genug schätzen, wenn es mir vom Schicksal beschieden wäre, dies zu thun. Ich stelle mich euch drum zum Zweikampfe entgegen, obwohl ich mir die Gefahr nicht verhehle, die ich damit untergehe. — Bei diesen Worten befahl er den Seinigen, Raum zu geben und bestimmte, daß der Besiegte der Preis des Siegers sei. Seine Begleiter wichen zurück, und der Kampf begann. Der edle Narvaez wünschte den Sieg zur Erhöhung seines Ruhms, und der kühne Maure trug mit einer anderen Hoffnung nicht geringere Sehnsucht darnach als er. Sie fielen sich mit Entschlossenheit an und schlugen sich gegenseitig Wunden, und wäre der Maure nicht vorher schon so ermüdet und verwundet gewesen, wie er war, so würde er dem Alcalden den Sieg schwer genug gemacht haben. Indessen gewann er trotz dem, daß er sich fast nicht mehr auf dem Pferde bewegen konnte, das Unmögliche über sich, da er einsah, daß es sich in diesem Kampfe um sein Glück und Leben handele, richtete sich in den Steigbügeln hoch auf und gab dem Alcalden einen gewaltigen Lanzenstoß über die Tartsche hin. Der Alcalde empfing den Streich und erwiederte ihn mit einem in den rechten Arm, worauf er, seinen Kräften vertrauend, seinen Gegner mit den Armen umschlang und ihn mit sich aus dem Sattel herunter zu Boden riß. Ritter, sprach er zu ihm,

gebt euch für überwunden, wenn ihr nicht lieber euer Leben verlieren wollt, das ich in meinen Händen halte. — Der Maure antwortete: Es steht in deiner Hand, mich zu tödten, wie du sagst; jedoch was mir das Schicksal auch ferner noch anhaben mag, es kann nichts Schlimmeres sein, als daß ich mich habe besiegen lassen, und dieser einzige Trost bleibt mir in der mir beschiedenen Gefangenschaft. — Der Alcalde dachte den Worten des Mauren nicht weiter nach, um ihn zu fragen, was er damit habe sagen wollen, nahm seine Ergebung an und behandelte ihn mit der Milde, die es dem tapferen Sieger gegen den vom Glück Verlassenen auszuüben zusteht, indem er ihm beistand, sich zu erheben und ihm selbst seine Wunden verband, die nicht so bedeutend waren, daß sie ihn etwa gehindert hätten, zu Pferde zu steigen. Sie schlugen sodann insgesammt den Weg nach Alora ein, und der Alcalde hatte die Augen immer auf den Mauren gerichtet, dessen edles Aeußere seine Aufmerksamkeit fesselte, und dessen kundgegebene Betrübniß ihm für ein hohes Gemüth übermäßig zu sein schien, ja, aus dessen häufigen Seufzern er abnehmen konnte, daß er von einem tieferen Schmerz als dem von ihm vorgegebenen bedrückt würde. Begierig, die Ursache desselben zu ergründen, sagte er zu ihm: Bedenkt, Ritter, daß ein Gefangener, der in der Gefangenschaft den Muth verliert, sein Recht an die Freiheit gefährdet, und daß man im Kriege durch die Seelengröße, mit der man dem Unglück entgegentritt, sich des Glückes würdig machen muß. Ich halte dafür, daß sich deine Seufzer schlecht zu der persönlichen Tapferkeit und Stärke schicken, die du bewiesen hast, und daß auch deine Wunden nicht bedeutend genug sind, um dein Leben in Gefahr zu bringen, in dessen Hinsicht du durch die That zu erkennen gegeben hast, daß du es um der Ehre willen zu lassen vermagst. Hat also deine

Traurigkeit einen anderen Grund, so nenne mir ihn, ich schwöre dir bei meiner Rittertreue, daß du dein Vertrauen zu mir nicht zu bereuen haben, sondern an mir im Gegentheile einen Freund finden sollst. — So wie der Maure diese von einem hohen Sinn zeugenden Worte des Alcalden und sein ihm ertheiltes Versprechen des Beistandes hörte, glaubte er demselben seine Noth nicht verhehlen zu dürfen, da ihn seine Rede zu solchen Hoffnungen berechtigte, und er richtete also sein von Leidwesen gebeugtes Angesicht zu ihm empor und fragte: Wie heißt du, Ritter, der du mir durch deine Theilnahme an meinem Unglück solch Zutrauen einflößt? — Ich will dir meinen Namen nicht vorenthalten, sprach der Alcalde, man nennt mich Rodrigo de Narvaez, und ich bin Alcalde von Alora und Antequera, welche Festen der König von Kastilien, mein Herr, meiner Obhut anvertraut hat. — Auf diese Worte erheiterte sich der Maure ein wenig und sagte: Es freut mich ungemein, daß mein Mißgeschick noch einen solchen Trost in sich hegt, mich gerade in deine Hände gegeben zu haben, von dessen Tugend und Ritterlichkeit ich so Vieles gehört habe, und angesehen, daß es mich nur ehren kann, von dir überwunden worden zu sein, und daß man mich noch niemals als bei dieser übermächtigen Gelegenheit schwach gesehen hat, wage ich dich bei dem was du bist zu bitten, deine Ritter sich entfernen und dich von mir belehren zu lassen, daß weder das Schmerzen meiner Wunden, noch der Gram über meine Gefangenschaft, der Grund meiner Betrübniß ist. — Der Alcalde wünschte seine Zweifel aufgeklärt zu sehen und gebot den Seinigen, voraus zu reiten, und sobald dann der Maure sah, daß sie Beide allein waren, holte er einen tiefen Seufzer aus seiner Seele hervor und sprach zu dem Ritter solchermaßen. Es ist dein Wille, tapferer Alcalde, der mich nöthigt, dir

von einem Leben Rechenschaft abzulegen, das allstündlich von tausendfacher Unruhe und von Sorgen heimgesucht wird, deren geringste du gewiß nicht umhin kannst, für schlimmer als den Tod anzusehen. Ich werde Abindaraez der Jüngere, zum Unterschied von einem Oheime, dem Bruder meines Vaters, der denselben Beinamen führt, genannt. Ich gehöre zu den Abenceragen von Granada, an deren Fall ich lernte unglücklich sein, und auf daß du erfahrest, was es damit für eine Bewandtniß hat, so wisse, daß in Granada ein Rittergeschlecht, Namens die Abenceragen, blühte, deren Tapferkeit im Kriege und Weisheit im Frieden und in der Beherrschung unseres Staates, der Spiegel des ganzen Volkes war. Die Alten saßen im Rathe des Königs, die Jünglinge übten ritterliche Thaten aus und widmeten sich dem Dienste der Frauen. Sie waren bei Vornehm und Gering beliebt, obwohl sie es in allem Guten den Anderen zuvorthaten, und auch der König schätzte sie hoch, da sie im Kriege wie im Rathe immerdar seinen Erwartungen entsprachen. Ihre Tapferkeit, Freigebigkeit und gute Sitte waren so groß, daß man sich keines Beispiels eines feigen, kargen oder unfeinen Abenceragen erinnerte. Sie gaben Ton und Moden an, und kein Abencerage diente jemals einer Dame, ohne ihre Gunst zu erlangen, da sich eine jede durch solche Bewerbung geschmeichelt fühlte. Derweil nun aber die Abenceragen also im Schooße des Glücks, der Ehren und des Ruhms ruhten, entriß das der Ruhe und Zufriedenheit der Menschen feindlich gesinnte Schicksal sie plötzlich diesem Zustande und schleuderte sie in den tiefsten Abgrund des Verderbens hinunter. Der Anfang ihres Unglücks war nämlich, daß der König zweien Abenceragen eine gewisse Kränkung anthat, um deretwillen sie, wie sie fälschlich beschuldigt wurden, mit zehn anderen Rittern ihres Standes sich verschwo-

ren haben sollten, den König zu ermorden und das Reich unter sich zu theilen. Mochte nun aber auch diese Verschwörung wahr oder falsch sein, kurz, sie wurde angegeben, ehe sie etwa zum Ausbruch gekommen, und der König befahl, alle Abenceragen einzuziehen und zu enthaupten, noch bevor das Volk Kunde davon erhielte, das sich ohne Zweifel sonst empört und eine solche Gerechtigkeitspflege nicht zugelassen haben würde. Es war ein kläglich Schauspiel, als sie hierauf zum Richtplatz abgeführt wurden, die Thränen und Wehklagen zu sehen und zu hören, mit denen die ganze Stadt an dem Schicksal der unglücklichen Ritter Theil nahm. Alles lief zum Könige und versuchte, mit großen Summen Goldes und Silbers Gnade von ihm zu erkaufen; jedoch es blieb vergebens, und keine Bitten erweichten seine Strenge. Wie das Volk nun seine Unerbittlichkeit erkannte, hub es von neuem an zu heulen und zu schreien, die Ritter weinten, die mit den Verurtheilten freundlichen Umgang gepflogen, die Damen weinten, denen sie ihre Dienste gewidmet hatten, die ganze Stadt weinte um des Verlustes solcher Bürger willen, so daß es schien, als sollte Alles zu Grunde gehen. Diesen Tag überlebte also von dem ganzen Geschlechte der Abenceragen kein einziger Mann als mein Vater und ein Oheim von mir, von welchen Beiden erhellte, daß sie an der Verschwörung nicht betheiligt gewesen waren. Ueberdies wurden die Häuser der Gerichteten eingerissen, ihre Güter und Hinterlassenschaft eingezogen und sie selbst vom Könige mit dem Zusatze für Hochverräther erklärt, daß es inskünftige keinem Abenceragen als meinem Vater und Oheim gestattet sein sollte, in Granada zu wohnen. Diesen Beiden sogar wurde dabei die Bedingung auferlegt, daß sie, wenn sie Kinder bekämen, die Knaben sogleich bei ihrer Geburt aus der Stadt wegsendeten, um sie anderwärts erziehen zu lassen,

da es denselben nicht erlaubt sei, jemals nach Granada zurückzukehren, die Mädchen aber bei erwachsenem Alter außerhalb Landes verheiratheten.

Als der Alcalde diesen erstaunenswerthen Bericht des Mauren und seine Klagen über sein Schicksal vernahm, vermochte er seine von seinem Mitgefühl sprechenden Thränen nicht zurückzuhalten. Er wendete sich zu Abindaraez mit den Worten: In Wahrheit, Abindaraez, du hast Ursache genug, den Untergang deines Stammes zu betrauern, denn was mich anlangt, so kann ich unmöglich glauben, daß derselbe einer so schwarzen Verrätherei fähig gewesen sei, und zwar wenn ich auch keinen anderen Grund dafür hätte, als den, daß ein so ausgezeichneter Mann, wie du, aus ihm hervorgegangen. — Allah vergelte dir die gute Meinung, die du von mir hegst, sprach der Maure, und sei Zeuge, daß die Eigenschaften meiner Vorfahren dazu berechtigen! Wie ich nun mit dem Schicksale der Meinigen auf die Welt kam, so wurde ich der königlichen Verordnung gemäß, nach einer Feste geschafft, die die Christen Cardama nennen, und meine Erziehung in die Hände des Alcalden derselben gelegt, der meinem Vater von Alters her befreundet und ein Mann von großer Gewalt im Reiche und von großem Reichthume war, wozu wesentlich eine Tochter gehörte, die er besaß, und die mir das Liebste geworden ist, was es auf der Welt für mich gibt. Allah entreiße sie mir, wenn ich mich jemals ohne sie zufrieden gebe! Wir wuchsen als Geschwister mit einander auf, denn als solche behandelte uns ihr Vater, und für solche hielten wir uns irrthümlich. Meine Liebe zu der schönen Xarifa, denn also heißt die Herrin meiner Freiheit, würde nicht eben groß sein, wenn ich sie beschreiben könnte. Es genüge mir, euch davon zu sagen, daß ich ihrethalb tausend Leben hingegeben haben würde, um sie auf einen Augenblick

zu sehen. Unser Alter, aber mehr noch unsere Liebe nahm zu, und schon zeigte es sich, daß sie von anderer Beschaffenheit als Geschwisterliebe war. Ich erinnere mich, daß ich Tarisen eines Tages in dem Jasmingarten, ihr schönes Haupt sich schmückend, antraf. Ich betrachtete sie, ob ihrer großen Schönheit staunend, und ich weiß nicht, wie leid es mir wurde, daß sie meine Schwester sei. Endlich trat ich ihr näher, und sobald sie mich erblickte, kam sie mir mit offenen Armen entgegen und sprach zu mir, als ich mich neben sie an den Springquell niedersetzte: Mein Bruder, wie konntest du mich so lange Zeit allein lassen? — Ich antwortete: Liebe, ich suche dich schon lange Zeit, und Niemand konnte mir sagen, wo du weiltest, bis daß mein Herz es that. Aber sage du mir doch jetzt einmal, woraus du eigentlich abnimmst, daß wir Geschwister sind? — Ich habe keine andere Sicherheit dessen, sprach sie, als meine große Liebe zu dir und als den Umstand, daß nicht nur Jedermann uns Geschwister nennt, sondern auch mein Vater uns wie seine Kinder behandelt. — Wenn wir nun aber nicht Bruder und Schwester wären, fuhr ich fort, würdest du mich dann noch eben so sehr lieben? — Siehst du denn nicht ein, sagte sie, daß, wenn wir es nicht wären, sie uns nicht so fortwährend mit einander allein lassen würden? — Es wäre mir lieber, sprach ich, sie entzögen, als sie ließen uns unter der Bedingung dieses Glück. — Hierauf erglühete ihr schönes Angesicht und sie fragte: Was verlierst du denn dabei, daß wir Geschwister sind? — Ich verliere also mich selbst und dich, erwiederte ich. — Ich verstehe dich nicht, sprach sie wieder, aber mich dünkt, daß die Natur uns durch unsere Verwandtschaft verpflichtet, uns gegenseitig zu lieben. — Mich verpflichtet nur allein deine Schönheit dazu, fiel ich ihr ins Wort und schlug die Augen vor Verschämung über

das was ich gesagt hatte, nieder, wodann ich überall in dem Wasser des Quells, ich mochte den Kopf wenden wohin ich wollte, eben sowohl ihr Abbild wieder sah, als dessen Urbild allerwärts in meinem innersten Herzen lebte. Ich sagte damals zu mir selbst: Wenn ich mich jetzt in diesem Wasser ertränkte, in dem ich das Bildniß meiner Herrin schaue, wie viel größere Entschuldigung fände da mein, als Narcissens Tod, und wenn das Schicksal uns zusammen wollte leben lassen, und sie liebte mich, so wie ich sie liebe, wie glücklich wäre ich! — Darnach stand ich auf, pflückte blühenden Jasmin, von dem der Quell rings umgeben war, fügte Myrthenblüthen dazu und flocht aus beiden einen schönen Kranz, den ich mir, mich also als Besiegten krönend, auf den Kopf drückte. Sie sah mich mit einem süßen Blicke an, nahm mir den Kranz, setzte ihn sich selber auf, die mir damit noch schöner als Venus zu sein däuchte, und wendete mir sodann ihr Antlitz mit den Worten wieder zu: Was sagst du jetzt zu mir, Abindaraez? — Ich erwiederte: Es scheint mir, daß du also die ganze Welt besiegen müßtest, und daß du dich zu ihrer Königin und Beherrscherin gekrönt hast. — Sie erhob sich, nahm mich bei der Hand, und sagte: Wenn das wäre, mein Bruder, so solltest du nichts dabei verlieren, — und ich folgte ihr, ohne weiter etwas zu sagen, aus dem Garten. Wenige Tage nachher endigte mein Schicksal die süße Täuschung, in der es mich seither in Betreff seiner erhalten hatte; ich erfuhr, daß eine Verwandtschaft zwischen mir und Xarifa nicht bestand, und die Liebe gewann nunmehr ihre volle Geltung. Mein ganzes Glück beruhte in ihr, und meine Seele löste sich so ganz in der ihrigen auf, daß mir Alles, was ihr nicht glich, häßlich, nichtig und nutzlos erschien. Unsere Zeitvertreibe waren alsbald nicht mehr dieselben wie vordem, ich konnte sie nicht mehr

ohne die Besorgniß, beobachtet zu werden, ansehen, ich war auf den Boden eifersüchtig und neidisch, den sie betrat, und obwohl sie mir noch eben so günstig gesinnt war wie jemals, wollte es mir doch nicht so scheinen, weil das Mißtrauen in jegliches verliebtes Herz seine Wurzeln schlägt. Da geschah es, daß ich sie eines Tages wieder bei dem klaren Quelle in dem Jasmingebüsch antraf, und diesmal zu finden glaubte, in ihrer Art mit mir zu sprechen und umzugehen, sei gegen sonst eine Veränderung eingetreten. Sie bat mich, wie sie das öfter zu thun pflegte, zu singen; da ich aber in dieser Stunde so äußerst argwöhnisch war, meinte ich, sie fordere mich nicht deshalb dazu auf, weil sie daran Vergnügen finde, sondern vielmehr, damit sie mich vom Sprechen abhalte. Ich begann ihr also in arabischer Sprache das folgende Lied zu singen, in dem ich ihr zu verstehen gab, welcher Grausamkeit ich sie in meinem Herzen beschuldigte:

Wenn zarte Fäden Gold sind deine Haare,
In deren Schatten ruhn die klaren Augen,
Zwei Sonnen, deren Himmel deine Stirne,
Fehlt der Rubin, zu bilden deinen Mund?
Fehlt der Krystall für deinen schönen Hals?
Fehlt der Demant für deine weiße Brust?

Wohl ist dein Herze gleich wie deine Brust,
Denn noch kein Pfeil von dem Metall der Haare
Vermochte dich, zu wenden deinen Hals
Und mir genug zu thun mit deinen Augen,
Der ich ein Ja erwarte von dem Munde,
Und nimmer noch dich sah mit heitrer Stirne.

War je unfreundlicher so schöne Stirn?
Jemals verhärteter so schöne Brust?
So himmlisch doch ein so erzürnter Mund?
War je so reich und so mißgünstig Haar?
Sah jemand schon so streng, so helle Augen?
Sah unbeweglicher so weichen Hals?

Die Schlinge warf mir Liebe um den Hals,
Umwölkt ist und erblichen mir die Stirn,
Nahe dran sind sich zu schließen mir die Augen,
Das Herz vergeht mir hier in dieser Brust,
Vor Bangen sträubt sich mir empor das Haar,
Hör' ich nie mehr ein Wort von diesem Munde?

O, du vollkommnerer und schönrer Mund,
Mehr als ich sagen kann! o glatter Hals!
O Sonnenstrahlen ihr vielmehr denn Haare!
O, du krystallnes Antlitz, weiße Stirn!
Nicht minder weiße, diamantne Brust!
Werd' ich Erbarmen sehn in diesen Augen?

Fühl ich schon: nein! im Wenden dieser Augen?
Hör ich's bestätigen vom süßen Mund?
Wird unerbittlich sein die harte Brust?
Und wenn schon hin und her sich regt der Hals,
Schon Falten zeigen will die schöne Stirn,
Was darf ich noch erwarten von dem Haar?

Zwar scheinen: nein! zu sagen Hals und Brust,
Zwar nicht bejahen mir die Stirn und Haare;
Doch was thut ihr nun, Augen, schöner Mund? — — —

Diese Worte vermochten soviel, daß sie, mit dem Beistande der Liebe derjenigen, an die sie gerichtet waren, ihre Augen einige Thränen zu vergießen zwangen, die mir die Seele so sehr rührten, daß ich nicht zu sagen weiß, ob ihre Freude über dies wahrhaftige Zeugniß der Liebe meiner Gebieterin, oder ihr Schmerz darüber, daß dieselbe ihrethalb weinte, größer war. Sie rief mich, ließ mich neben sich niedersitzen und redete mich solchergestalt an: Abindaraez! ob die Liebe, die ich für dich empfunden, seitdem ich deinen Sinn erkannt habe, gering ist, oder vielmehr der Art, daß sie nicht anders als mit meinem Leben enden kann, das sollen dir, hoffe ich, ehe wir gegenwärtig diesen Ort verlassen, meine Worte genugsam

zu verstehen geben. Ich will dich dessetwegen nicht schelten, was dir dein Argwohn eingegeben hat, denn ich weiß, daß derselbe einmal von der Liebe unzertrennlich ist. Aber um dich von ihm zu heilen, und um die Trauer zu lindern, die du empfinden wirst, wann ich dereinst von dir getrennt werden sollte, sage ich dir, daß du dich hinfort als den Herrn meiner Freiheit ansehen darfst und daß meine Liebe bereit ist, sie dir in dem Bunde der Ehe zu ergeben. — Mein Entzücken über diese mir so unerwartet so günstig ausfallenden Worte war so übergroß, daß ich darauf nichts Anderes zu thun wußte, als vor meiner Geliebten niederzuknieen und ihre schönen Hände zu küssen. Der Inhalt ihrer Zusage machte mich auf einige Tage höchst glücklich; das uns mißgünstige Geschick störte aber bald den süßen und genußreichen Frieden unseres Lebens, und zwar geschah dies auf die folgende Weise. Der König von Granada wollte nämlich dem Alcalden von Cardama ein höheres Amt anweisen und befahl ihm, sich aus dieser Festung hinweg nach Coin, dem dem euren entgegengesetzten Grenzorte, zu begeben; mich aber unter der Obhut des neuen Alcalden in Cardama zurück zu lassen. Stellt euch, wenn ihr jemals selbst geliebt habt, nunmehr vor, was ich und meine Geliebte bei dieser unglückseligen Neuigkeit empfinden mußten! Wir kamen insgeheim zusammen, um unser Verderben und unsere bevorstehende Trennung zu beweinen. Ich nannte sie: meine Gebieterin, meine Seele, mein einziges Gut! und fragte sie, ob sie auch in der Ferne des Gefangenen ihrer Schönheit eingedenk sein werde? Aber hier unterbrachen Thränen und Seufzer meine Stimme und ich vermochte nur noch abgerissene Worte hervorzubringen, deren ich mich nicht mehr erinnere, da meine Herrin mein Gedächtniß mit sich genommen hat. Zu beschreiben, was sie bei unserem Scheiden fühlte, und welche Gefühle die Thränen,

die ich sie dabei vergießen sah, in mir erregten, wer vermöchte das! Sie sagte mir Dinge, die sich mir auf ewig in die Seele gegraben haben; ich wiederhole sie dir, tapferer Alcalde aber nicht, weil, wenn deine Brust von der Liebe noch nicht durchdrungen worden ist, sie dir unglaublich vorkommen dürften, und weil du dich dagegen im anderen Falle vielleicht allzu heftig davon betrüben ließest. Es genüge dir, zu wissen, daß sie mir zuletzt sagte, sie werde mich bei erster Gelegenheit, wenn ihr Vater etwa unwohl oder abwesend, zu sich entbieten, damit wir in Ausführung brächten, was zwischen uns verabredet worden war. Dieses Versprechen richtete meinen Muth wieder in etwas auf und ich küßte ihr für die Gunst, die sie mir erwies, wiederholt die Hände. Schon am nächstfolgenden Tage reiste sie mit ihrem Vater ab, und ich befand mich darauf wie Jemand, der durch rauhe, unwegsame Gebirge irrt, und, nach Sonnenuntergang in dicke Finsterniß versinkend, viele eitle Mittel ersinnt, sich aus seiner Noth zu helfen. Ich schaute die Fenster an, an denen sie zuweilen gestanden, das Bett, in dem sie geschlafen, den Garten, in dem sie gelustwandelt und nach Mittag geruht, die Gewässer, in denen sie gebadet hatte, ich wandelte durch alle ihre Zimmer und fand in einem jeden derselben eine andere Vorstellung meines Leidens wieder. Es war allerdings der Fall, daß mich die Hoffnung, sie werde mich zu sich fordern, in etwas tröstete und mich von meiner Niedergeschlagenheit aufrichtete; nur verursachte mir aber die verzögerte Befriedigung meiner Sehnsucht wieder zuweilen desto herbere Pein und machte mir vor der Verzweiflung bange, die so lange unser Schrecken ist, bis sie eintritt. Da wollte nun mein gutes Glück, daß mir meine Geliebte heut morgen ihr Wort erfüllte und mich durch eine vertraute Dienerin zu sich bescheiden ließ, weil ihr Vater auf

Befehl des Königs nach Granada gereist ist, von wannen er alsbald zurückkehrt. Ich lebte bei dieser unvermutheten glücklichen Zeitung gleichsam von neuem auf und rüstete mich sofort zur Abreise. Ich ließ es erst Nacht werden, um ganz heimlich und unentdeckt davon zu kommen, und legte dieses prächtige Gewand an, meiner Gebieterin also den Uebermuth und die Fröhlichkeit meines Herzens zu bethätigen. Ich erblickte sie in meinem Sinne bereits neben mir, und dieser Gedanke machte mich in der That unüberwindlich, denn wenn ich dennoch von dir besiegt worden bin, so geschah dies nicht durch deine Stärke, sondern nach dem unmittelbaren Willen des Himmels durch mein Mißgeschick. Ueberdenke nun einmal das Heil, das ich verlor, und das Unheil, das ich erwarb. Ich zog von Cardama nach Coin, einen kurzen Weg, den mir nur die Sehnsucht ausdehnte, der fröhlichste Abencerage, den man jemals sah, denn ich folgte dem Rufe meiner Dame, um sie zu sehen, zu erwerben und mich mit ihr zu vermählen. Und dagegen bin ich nun verwundet und gefangen, und weiß nicht, was mit mir geschehen wird, derweil mit dieser Nacht die einzige Möglichkeit meines Glücks vergeht. Laß mir daher, o Christ! diesen einzigen Trost meiner Seufzer, durch die sich meine Brust die Last ihrer Betrübniß erleichtert, und zeihe mich nicht der Schwäche, wenn du meine Augen thränenfeucht siehst, denn einen so harten Schlag des Schicksals muthvoll zu ertragen, liegt in keines Menschen Fähigkeit. — Diese Rede des Mauren ging dem wackeren Narvaez an das Herz, und rührte ihn nicht wenig durch die Erzählung der seltsamen Schicksale seiner Liebe. Er sah ein, wie gefährlich jeglicher Verzug derselben wurde, und deshalb sagte er zu Abindaraez: Damit du siehest, daß mein Wohlwollen stärker ist als dein Mißgeschick, so soll es dir freistehen, unter dem Versprechen, dich nach

dreien Tagen wieder in meine Haft zu stellen, für jetzt deines Weges weiter zu ziehen, wohin dich deine Liebe ruft, der ich nicht verderblich werden will. — Sobald der Abencerage diesen Ausspruch vernahm, wollte er sich seinem Besieger zu Füßen werfen, indem er zu ihm sagte: Alcalde von Alora! du gibst mir das Leben, wenn du das thust, und erzeigst mir dadurch einen wesentlicheren Dienst, als mir noch in meinem Leben einer erzeigt worden ist. Verlange von mir jede Sicherheit, die ich dir für meine Rückkehr irgend geben kann, ich sage sie dir zu. — Hierauf rief Rodrigo von Narvaez seine Waffenbrüder herbei und sagte zu ihnen: Ihr Herren, vertraut mir diesen Gefangenen an, ich bürge für seine Auslösung. — Sie erwiederten, er möge mit ihm nach seiner Willkür verfahren, sie würden mit Allem zufrieden sein, und sofort ergriff der Alcalde des Abenceragen rechte Hand mit den Worten: Versprecht ihr mir bei eurer Ritterehre, binnen hier und dreien Tagen euch mir in meinem Schlosse von Alora als mein Gefangener zu stellen? — Er entgegnete: Ja, ich verspreche es, — und der Alcalde sagte schlüßlich: So wünsch' ich euch Glück auf den Weg, und wenn ihr derweil meiner Person oder Hülfe sonst bedürfen solltet, so laßt es mich wissen. — Der Maure sagte ihm vielen Dank, nahm ein Pferd, das ihm der Alcalde gab, da das seinige in dem Gefecht verwundet und von dem Blutverluste, den es bereits unterwegs erlitten, sehr geschwächt worden war, und jagte in größter Eile auf die Straße nach Coin zurück. Rodrigo von Narvaez und seine Gefährten kehrten, im Gespräche von der Tapferkeit des Mauren und seiner edlen Sitte begriffen, nach Alora heim.

Bei der großen Hast des Abenceragen währte es nicht lange und er hatte die Festung Coin erreicht. Er umkreiste sie ohne Säumniß, fand bald eine geheime Pforte aus, die ihm

bezeichnet worden war, und schickte sich an, dadurch einzudringen, nachdem er noch einen Moment gezögert und umhergespäht hatte, ob auch kein Verräther in der Nähe sei. Er überzeugte sich vom Gegentheile und klopfte mit der Spitze seiner Lanze an, also von seiner Ankunft das Zeichen gebend, zu dem er durch die Zofe veranlaßt worden war. Die Dienerin öffnete auf der Stelle und sagte zu ihm: Euer Ausbleiben, Herr, hat uns um euch sehr besorgt gemacht, meine Gebieterin erwartet euch schon eine geraume Weile, steigt ab und folgt mir zu ihr. — Abindaraez stieg von seinem Pferde, das er an einem Orte in der Nähe unterbrachte, lehnte seine Lanze an die Wand, legte Säbel und Tartsche dazu und faßte die Dueña bei der Hand, die ihn, um von Niemand wahrgenommen zu werden, so verstohlen als möglich eine Treppe empor nach dem Zimmer der schönen Xarifa führte. Sie hatte sich seiner Ankunft schon versehen und kam ihm mit der höchsten Freudigkeit entgegen, und so schlossen denn Beide einander vielemale in die Arme, ehe sie wieder zur Besinnung und zu Worte kommen konnten. Sie fragte ihn besorgt, welcher Umstand ihn so lange aufgehalten habe, und er erwiederte: Du weißt, meine theure Gebieterin, daß die Schuld meiner Verspätigung Nachlässigkeit nicht trägt; es gelingen nun aber dem Menschen einmal nicht alle Dinge nach seinem Wunsche, und ich versichere Dich, daß ich nicht im Stande war, früher zu kommen. Sie ließ ihn nicht ausreden, führte ihn bei der Hand in ein reiches Gemach und ließ sich mit ihm auf einem darin stehenden Ruhebett nieder, indem sie zu ihm sagte: Ich habe dir darthun wollen, Abindaraez, wie die in Liebe Gefangenen ihr Wort halten, denn von dem Tage an, da mein Herz sich dir verpfändete, habe ich nach Mitteln und Wegen geforscht, es einzulösen. Ich habe dich jetzt in dieses Schloß beschieden,

damit du mein Gefangener werdest, so wie ich die deine bin, und damit ich dich als solche vollends zum unumschränkten Gebieter meiner Person und meines Daseins mache, indem ich deine Gattin, und zwar ohne die Einwilligung meines Vaters, werde, der noch nicht so gut als ich deinen ganzen Werth hat erkennen können. — Nachdem sie so gesprochen, senkte sie den Kopf zu Boden, über ihre eigene zärtliche Erklärung beschämt. Der Maure zog sie in seine Arme, küßte ihr vielemal die Hände für die ihm erwiesene Gunst und sagte: Gebieterin meiner Seele, ich vermag dir, was du für mich thust, nicht anders zu vergelten, als indem ich mich dir ganz zu eigen hingebe, und also gib du dies Erröthen deiner Schamhaftigkeit auf und sei die meinige! — Sie bestiegen nunmehr das hochzeitliche Lager, und das süße Reden und Thun, das ihnen in dem ferneren Verlaufe dieser Nacht die Liebe lehrte, entzündete das Feuer ihrer jungen Herzen zu lauteren Flammen, von denen sich eben ein mehreres besser mit empfinden als sagen läßt. Wie dann aber der Maure in der höchsten Freudigkeit seiner Seele lebte, stieg ihm plötzlich aus der Tiefe derselben ein Gedanke auf, der ihn so schwer betrübte, daß die mit ihm vorgegangene Veränderung der schönen Xarifa nicht verborgen blieb. Also darauf merkend, hörte sie, wie er einen tiefen, kläglichen Seufzer ausstieß und sich unruhig hin und her bewegte. Unfähig, eine so große Kränkung ihrer Liebe und Schönheit, wofür sie dies doch ansah, zu ertragen, richtete sie sich deshalb ein wenig in dem Bette auf und sprach mit heiterer und sanfter Stimme, wenn auch etwas verlegen zu ihm: Was ist das, Abindaraez? Es scheint, meine Freude hat dich traurig gemacht, ich höre dich seufzen und schluchzen und muß dich an Leib und Seele so unruhig sehen. Bin ich so sehr dein Alles, wie du sagst, warum bist du da nicht glücklich bei

mir, und bin ich es nicht, und du fandest einen Fehl an mir, den du nicht erwartetest, warum verschweigst du es? Dienst du einer anderen Dame lieber als mir, so nenne sie, damit ich ihr auch dienen kann, und hast du irgend einen anderen Gram, der unsere Liebe nicht kränkt, so sprich ihn aus, auf daß ich mit dir sterbe oder dich davon befreie. — Sie drückte ihn zugleich mit aller Heftigkeit ihrer Leidenschaft an sich, und da er dafür hielt, daß ein längeres Verschweigen dessen, was ihm widerfahren war, ihr die empfindlichsten Zweifel einflößen müsse, so hub er mit einem heißen Seufzer zu reden an: Wenn ich dich nicht eben mehr als mich selbst liebte, so würde ich mich nicht so unglücklich fühlen, als jetzt, denn so lange ich allein war, ertrug ich meinen Kummer getrosten Muths; gegenwärtig aber, da ich von dir scheiden soll, reicht meine Kraft nicht aus. Damit du nicht länger darüber in Ungewißheit schwebest, so höre mich an. — Er erzählte ihr hierauf von Anfang bis zu Ende sein Abenteuer dieser Nacht, und als er damit fertig war, fügte er unter heißen Thränen hinzu: Solchergestalt, Xarifa, ist dein Gefangener der des Alcalden von Alora zu gleicher Zeit, und nicht allein, daß ich die Bande, in die du mein Herz geschlagen hast, nicht fühle; im Gegentheil ist mir ein Leben ohne dich lästiger als der Tod, woraus du wohl erkennen magst, wie der Grund meiner Seufzer kein Mangel an Treue, sondern ein Uebermaß derselben ist. — Abindaraez fiel nach diesen Worten in seine vorige Trauer und Betrübniß zurück; Xarifa aber erwiederte freudig: Klage nicht ferner, Abindaraez, ich nehme die Sorge auf mich, deinem Unglück abzuhelfen, denn da ein Gefangener, den man auf sein Versprechen, sich zu stellen, entlassen hat, sein Wort völlig damit einlösen kann, daß er statt seiner ein solches Lösegeld, als man von ihm fordert, schickt, so brauchst du mir nur die

Summe anzugeben, die du bedarfst. Ich führe die Schlüssel zu allen Kassen und Schätzen meines Vaters, und du sollst darüber gebieten, als wären sie dein Eigenthum. Rodrigo de Narvaez ist ein edler Ritter, der dir die Freiheit schon einmal gegeben hat; er wird dein Vertrauen auf seine Großmuth gewiß zum zweitenmale rechtfertigen und sich um so mehr mit einem Lösegelde begnügen, als er ja, wenn er dich persönlich in seiner Gewalt hat, auch nichts anderes mit dir beginnen, als dich gegen ein solches wieder frei lassen kann. — Der Abencerage entgegnete: Es will mir scheinen, Herrin, daß deine Liebe zu mir dich abhalte, mir gut zu rathen. Ganz gewiß werde ich in keinen so schlimmen Irrthum verfallen, mein gegebenes Wort zu brechen. Ich werde nach Alora gehen und mich in die Gewalt des Alcalden begeben. Habe ich nur meine Pflicht erfüllt, so mag das Schicksal mit mir verfahren wie es will. — Verhüte Gott! rief Xarifa, daß ich frei bliebe, derweil du gefangen wärest. Ich gehöre mir nicht mehr an, und ich begleite dich auf deinem Wege; weder meine Liebe zu dir, noch meine Furcht vor meinem Vater, gestatten mir anders zu handeln. — Der Maure weinte vor Freude, umarmte sie und sagte: Du willst, ich soll dir immer größere Wohlthaten verdanken; es geschehe so wie du sagst, denn auch ich wünsche es. — Mit diesem Entschlusse standen sie, noch eh es tagte, auf, trafen die nothwendigen Vorkehrungen zur Reise und brachen nach Alora auf. Als der Morgen kam, verhüllte Xarifa, um unterweges nicht erkannt zu werden, ihr Angesicht, und ihre große Eile ließ sie Alora in kurzer Zeit erreichen. Sie klopften an das Thor der Burg, und die Wachen, die bereits auf des Abenceragen Ankunft vorbereitet waren, öffneten es alsbald. Der tapfere Alcalde empfing sie mit vieler Höflichkeit selbst am Thore, und Abindaraez führte ihm seine Gattin

bei der Hand mit den Worten zu: Siehe, Rodrigo de Narvaez! ob ich dir Wort halte; ich versprach dir, ein Einzelner, als dein Gefangener wiederzukehren, und ich bringe dir zweie, von denen einer im Stande ist, wie Viele zu besiegen! Dies ist meine Gebieterin! Ich vertraue ihre Ehre und meine Person deiner Gewalt an. — Der Alcalde sah heiter drein und sprach zu der Dame: Herrin, tretet ein und ruht euch in eurem Hause aus, das ihr fortan als solches ansehen könnt, da sein Gebieter euch zugehört. — Sie traten hiermit in das Gemach ein und nahmen bald nachher eine Mahlzeit zu sich, da sie sehr ermüdet waren. Der Alcalde fragte den Mauren: wie es um seine Wunden stände, und er antwortete: Ich vermuthe, Herr, daß sie durch die Reise entzündet sind. — Was ist das, Herr! rief die schöne Xarifa schmerzlich betroffen aus: ihr habt Wunden, von denen ich nichts weiß? — Wer denen entgeht, die ihr schlagt, sagte er, der muß dafür die anderen auf sich nehmen. Ich empfing gestern Abend im Gefechte zwei unbedeutende Verletzungen. Sie wollen nichts besagen und machen sich nur fühlbar, weil ich sie ganz und gar vergessen hatte. — Ihr werdet wohl thun, euch niederzulegen, sprach der Alcalde, der Wundarzt meines Kastells soll sie euch sogleich verbinden. — Die schöne Xarifa trieb ihn an, sie zu entblößen, und besichtigte sie mit großer Besorgniß, wiewohl mit ruhiger und gefaßter Miene, um ihn durch ihren Schmerz nicht zu ängstigen. Der Wundarzt kam herbei und erklärte, daß es damit keine Gefahr auf sich habe, und daß sie bald heilen würden, und nachdem er sofort ein schmerzstillendes Mittel aufgelegt und alle erforderliche Fürsorge getragen, hatte er den jungen Mauren binnen vier Tagen völlig wieder hergestellt.

Eines Nachmittags sprach Abindaraez zu dem Alcalden:

Rodrigo de Narvaez! aus der Art und Weise unserer Ankunft wirst du leicht errathen haben, in welcher Lage wir uns befinden. Ich hege dennoch die Hoffnung, daß unsere jetzt so schlimmen Umstände und zwar durch deine Vermittelung gebessert werden können. Die schöne Xarifa, meine Gattin und Gebieterin, von der ich dir schon gesagt habe, wollte aus Furcht vor ihrem Vater nicht in Coin zurückbleiben. Er weiß zwar noch nichts von dem, was mit ihr vorgefallen ist; aber es dürfte doch angenommen werden, daß ihm Alles verrathen worden wäre. Er verweilt bei dem Könige von Granada, und ich weiß, daß dir, obwol du ein Christ bist, um deiner Kraft und Tugend willen, der König geneigt ist. Ich beschwöre dich also, bringe ihn dahin, uns zu verzeihen, uns ohne seine Einwilligung und sein Vorwissen mit einander vermählt zu haben; das Schicksal hat es ja einmal zugelassen und so gefügt. — Der Alcalde sagte: Seid getrost, Freunde, ich verspreche euch als Edelmann, in dieser Sache für euch zu thun was ich irgend kann, ließ auf der Stelle Papier und Dinte bringen und stattete dem Könige von Granada einen wahrhaften Bericht von dem Geschehenen in einem Briefe ab, den er mit der inständigen Bitte schloß: der König wolle aus ganz besonderer Gunst für ihn den beiden Liebenden nicht nur selbst verzeihen, sondern auch Xarifens Vater als seinem Vasallen gebieten, Abindaraez als Eidam anzuerkennen. — Mit diesem Schreiben sendete er einen seiner Schildknappen ab. Derselbe gelangte vor den König, und gab ihm den Brief, und der König nahm ihn und freute sich sehr, als er hörte, von wem er kam, denn er liebte den Christen um seiner Tapferkeit und Persönlichkeit willen. Als er gelesen hatte, sah er sich um und gewahrte den Alcalden von Coin. Er zog ihn bei Seite und händigte ihm das Blatt ein und sagte: Lies! — Der Alcalde gehorchte und er-

schrak gewaltig, als er daraus abnahm, was geschehen war. Der König sprach: Betrübe dich nicht deshalb, wie sehr du auch Ursache haben magst, denn der Alcalde von Alora kann mich um nichts vergebens bitten, was in meiner Macht zu thun steht. Ziehe ungesäumt gen Alora, ich befehle es dir, verzeihe deinen Kindern und nimm sie mit dir nach Hause. Du sollst dich für deinen Gehorsam meiner steten Gnade zu erfreuen haben. —

Dem Mauren that dies in der Seele weh; da er aber sah, daß dem königlichen Willen nicht auszuweichen war, machte er gute Miene zum bösen Spiel und aus der Noth eine Tugend, und versprach zu thun, was der König von ihm forderte. Er folgte dem Schildknappen nach, der ihm mit seiner frohen Botschaft vorausgeeilt war, und wurde in Alora auf das Allerbeste empfangen. Der Abencerage und seine Tochter erschienen äußerst beschämt in seiner Gegenwart und küßten ihm die Hände; er aber begegnete ihnen freundlich und sagte: Lassen wir geschehene Dinge ruhen. Der König befiehlt mir, dies zu thun, und so vergebe ich dir, Tochter, dich ohne mein Vorwissen verheirathet zu haben, denn übrigens hast du dir allerdings einen besseren Gatten, als ich dir hätte geben mögen, ausgewählt. — Rodrigo de Narvaez freute sich dieses guten Erfolges ungemein, und bewirthete seine Gefangenen mit vielen Festen und Banketten. Eines Tages sprach er zu ihnen nach der Mahlzeit: Ich glaube euren Angelegenheiten in der Heimath nunmehr eine erwünschte Wendung gesichert zu haben und kann euch nicht genug aussprechen, wie viel Vergnügen mir das macht. Was deine Gefangenschaft betrifft, Abindaraez, so sage ich dir, daß ich kein Lösegeld verlange und mich mit der Ehre begnüge, dich in meiner Gewalt gehabt zu haben: Du bist von dieser Stunde an frei und kannst gehen, wohin es dir

beliebt. — Abindaraez dankte dem Alcalden viele male, und schickte sich demnach an, ihn mit seiner Gattin des nächsten Tages zu verlassen. Rodrigo de Narvaez geleitete sie vor seine Burg hinaus und sie gelangten nach Coin, wo die Neuvermählten mit großen Ehren und Lustbarkeiten gefeiert wurden. Als die Feste alle ihre Endschaft erreicht hatten, führte der Vater seine Kinder abseits und sagte zu ihnen: Kinder: ihr seid jetzt im Besitze meiner Güter und im Schooße der Ruhe; also thut es auch Noth, daß ihr dem Alcalden von Alora Eure Dankbarkeit beweist, der durch seinen Edelmuth und seine Großherzigkeit, mit der er dich, Abindaraez, ohne Lösegeld freigegeben, seine Ansprüche daran keineswegs verloren, sondern eure Verbindlichkeiten gegen ihn vielmehr vergrößert hat. Ich gebe euch hiermit viertausend Jaeneser Dukaten, sendet sie ihm und bleibt immerdar seine Freunde, so wie er es verdient, mögen zwischen ihm und euch auch noch so verschiedene göttliche Gesetze walten. — Der Abencerage dankte von Herzen, nahm das Gold, das er Rodrigo de Narvaez in einem zierlichen, reichen Kästchen übersendete, und da er ebenfalls nicht karg erscheinen wollte, so fügte er zu diesem Geschenke sechs schöne aufgesattelte und aufgezäumte Pferde nebst sechs Tartschen und sechs Lanzen, deren Spitzen und Zwingen von gediegenem Golde waren. Die schöne Xarifa ihrerseits schrieb dem Alcalden einen zärtlichen und anmuthigen Brief voll Danksagungen für Alles was er für sie und ihren Gatten gethan hatte. Und da sie den Anderen an Freigebigkeit nicht nachstehen wollte, so verehrte sie ihm einen wohlriechenden Kasten von Cypressenholz, der kostbare und reiche weiße Stoffe zu Gewanden für ihn enthielt. Der tapfere Alcalde nahm dies Geschenk dankbar an, vertheilte die Rosse, Tartschen und Lanzen unter die Edelleute, die ihn bei jenem nächtlichen Abenteuer begleitet hatten, behielt

eines davon, das ihm zu meist gefiel, gleichwie den Cypressenkasten von der schönen Xarifa für sich, und stellte die viertausend Goldstücke dem Boten wieder mit den Worten zu: Sage der Señora Xarifa, daß ich zwar dieses Gold als Lösegeld von ihrem Gatten annehme; dasselbe aber ihr zu ihrer Ausstattung zurücksende, denn ihre Freundschaft allein sei mir theurer als alle Schätze der Welt, und sie möge eben so wie ihr Gatte dieses Haus jederzeit als das ihrige ansehen. Der Bote ging nach Coin zurück, wo die Großmuth des edeln Capitains viel gepriesen wurde, und seine Nachkommen haben in Antequera immerfort geblüht und sich durch ritterliche Thaten ihres großen Vorfahren würdig bewiesen.

II.

Der belehrte Liebesschulmeister.

Aus Ser Giovanni – Pecorone

In der Familie der Savelli in Rom gab es zwei Freunde und Verwandte, deren einer Bucciolo, der andere Pietro Paolo hieß, und die beide wohlgeboren und mit Glücksgütern gesegnet waren. Diesen kam es in den Sinn, nach Bologna zu gehen, um da zu studiren, und der eine wollte sich dem geistlichen, der andere dem weltlichen Rechte widmen, weshalb sie denn von den Ihrigen Abschied nahmen und sich auf die genannte Universität begaben, wo sie sich eine geraume Zeit lang ihrer Studien befleißigten. Da nun das geistliche Recht von minderem Umfange ist als das weltliche, so lernte Bucciolo, der jenes hörte, früher aus als Pietro Paolo mit diesem. Er wurde entlassen und sagte zu seinem Freunde: er kehre nach Hause zurück. Pietro Paolo erwiederte ihm: Ich bitte dich, Bruder, laß mich hier nicht allein, und warte den Winter über auf mich, so gehen wir zum Frühlinge miteinander heim. Du magst inzwischen irgend eine andere Wissenschaft erlernen und brauchst ja deswegen deine Zeit nicht zu verlieren; mit welchem Vorschlage zufrieden, Bucciolo wartete.

Hierauf trug es sich zu, daß Bucciolo, um seine Zeit nicht zu verlieren, zu seinem Lehrer ging und zu ihm sagte: Ich habe mir vorgenommen, hier noch auf meinen Freund und Verwandten zu warten und möchte gern, daß du mich mittlerweile in irgend einer anderen schönen Wissenschaft unterwiesest. — Der Lehrer antwortete, daß er dazu bereitwillig sei, und bat den Schüler, ihm nur die Wissenschaft zu nennen, die er erlernen möge. — Bucciolo sprach: Lieber Meister, ich lernte gern, wie und auf welche Weise man sich verliebt. — Der Meister erwiederte fast lachend: Das ist recht hübsch von dir, und du hättest keine Wissenschaft erwählen können, mit der ich mehr als mit eben dieser zufrieden wäre. Geh nur nächsten Sonntag früh in die Kirche der Minoriten, wenn alle Frauen dort versammelt sind, und siehe zu, ob darunter eine ist die dir gefällt; hast du sie gefunden, so folge ihr bis, zu ihrer Wohnung und komm alsdann wieder zu mir; das soll deine erste Lektion sein, die ich dir aufgebe. — Bucciolo ging, fand sich des kommenden Sonntags Morgens bei den frommen Brüdern ein, wie sein Lehrer ihm geheißen hatte, und musterte die anwesenden zahlreichen Frauen so lange mit seinen Augen durch, bis er unter ihnen eine wahrnahm, deren große Schönheit ihn bald vorzugsweise reizte. Als die Dame aus der Kirche ging, ging ihr Bucciolo bis zu ihrer Wohnung nach, die er sich merkte, und die Dame sah ihrerseits, daß der Student sich in sie verliebt hatte. Bucciolo ging zu seinem Lehrer zurück und sagte: Ich habe gethan was ihr mir anriethet und eine gefunden, die mir gar wohlgefällt. — Der Meister hatte darob eine ungemeine Freude und verspottete den unerfahrnen Bucciolo mit seiner Wissenschaft und Lernbegierde, indem er zu ihm sagte: Du mußt nunmehr alle Tage zwei, dreimal ehrbar vor ihrer Wohnung vorüber gehn, und wenn du nur deine Augen allerwärts hast und Achtung

gibst, daß dich Niemand mit ihr liebäugeln sieht, so magst du deine Lust daran immerhin büßen. Hast du ihr aber also erst zu verstehen gegeben, wie du es mit ihr meinst, so komme wieder zu mir, das ist die zweite Lektion. — Bucciolo verließ seinen Lehrer und fing nun an, behutsam an dem Hause seiner Schönen vorüber zu wandeln, bis dieselbe erkannte, daß er es um ihretwillen that. Sie warf deshalb fortan auch ihre Augen auf ihn, und als Bucciolo sich dessen versah und vorsichtigerweise wagte, sich gegen sie zu verneigen, so erwiederte sie seinen Gruß immer und immer aufs neue, woraus Bucciolo abnehmen zu dürfen glaubte, daß er wieder geliebt sei. — Er verkündete seinem Lehrer dieses sein gutes Glück, und der entgegnete: Das ist alles recht schön, ich bin mit dir zufrieden, du hast deine Sachen seither gut gemacht. Jetzt denke nur daran, daß du einen jener Leute, die in Bologna mit Schleiern, Börsen und anderen Dingen hausiren gehen, zu ihr schickst, und laß ihr durch ihn sagen, daß du gänzlich ihr zu Diensten seiest und Niemand auf der Welt lieber habest als sie, für die du Alles hingeben und vollbringen wollest. Du wirst ja hören, was sie dir darauf sagen läßt, und sobald du ihre Antwort erhalten hast, komme wieder zu mir und hinterbringe mir sie, ich werde dir schon sagen, was du alsdann weiter zu thun. — Bucciolo begab sich hinweg und machte eine Hausirerin ausfindig, die zu seinem Endzwecke tauglich war. Ihr könnt mir einen außerordentlichen Dienst leisten, sprach er zu ihr, für den ich euch so gut bezahlen will, daß ihr mit mir zufrieden sein sollt. Die Frau antwortete: Ich will recht gern thun, was ihr von mir fordert, denn ich lebe nur von dem, was ich mir verdiene; und darauf gab ihr Bucciolo zwei Gulden mit der Erklärung: Nun, so bitte ich euch, daß ihr mir heute auf die Straße Mascarella zu einer jungen Frau geht, die Madonna

Giovanna heißt, und die ich über Alles in der Welt liebe, und daß ihr mich ihr mit den Worten empfehlt, ich sei bereit, Alles für sie zu thun, was ihr angenehm sein könne, und wozu ihr so viele Schmeicheleien und Süßigkeiten fügen mögt, als euch nur irgend einfallen wollen. — Die Alte versicherte ihm, er solle sie nur machen lassen, sie werde nach bestem Vermögen für ihn handeln, und Bucciolo sagte schlüßlich zu ihr, sie solle immerhin gehen, er erwarte sie auf der Stelle.

Die Alte packte schleunigst einen Korb voll Waaren zusammen und ging damit zu dem jungen Frauenzimmer, das sie vor ihrem Hause sitzend fand, und zu dem sie, nachdem sie es begrüßt hatte, sagte: Madonna, ist euch etwas von meinen Waaren gefällig? Habt die Güte und sucht euch aus, was ihr braucht. — Sie nahm zu gleicher Zeit neben ihr auf der Bank Platz und begann ihr bald Schleier, bald Börsen, bald Schnuren, Spiegel und andere Dinge vorzuzeigen. Dem jungen Frauenzimmer gefiel am Ende, nachdem sie vielerlei davon in Augenschein genommen hatte, vor allem Anderen eine Börse wohl, und sie sagte, wenn ich Geld hätte, würde ich sehr gern diese Börse kaufen. — Die Verkäuferin entgegnete: Madonna, dessen bedarf es ganz und gar nicht; nehmt was euch von meinem Krame irgend wohlgefällt, es ist mir Alles schon bezahlt. — Die junge Frau verwunderte sich über diese Worte und über die besondere Freundlichkeit der Alten, und fragte sie: Was wollt ihr damit sagen, gute Frau, was bedeuten diese Worte? — Die Alte sprach darauf ganz weinerlich? Ach! laßt euch nur sagen, Madonna, daß mich ein Jüngling, Namens Bucciolo, zu euch geschickt hat, der euch liebt, und mit ganzer Seele ergeben ist, denn es ist Nichts auf der Welt, das er nicht für euch thun würde, wenn es in seiner Macht stände, und

der euch sagen läßt, daß ihm Gott keine größere Gnade erzeigen könne, als wenn er ihm ein Gebot von euch zukommen ließe. Ich, meines Theils, habe noch niemals einen wohlerzogenern Jüngling, als ihn gesehen, und ich bin der Meinung, daß der arme Mensch noch gar verschmachten wird, so große Sehnsucht hat er danach, mit euch ein Wörtchen zu sprechen. — Die junge Frau erröthete über diese Worte im ganzen Gesicht, und sagte, zu der Alten gewendet: Wenn mich nicht die Rücksicht auf meine Ehre davon abhielte, so wollte ich dich übel genug zurichten. Schämst du dich denn nicht, du Niederträchtige, einer ehrbaren Frau solche Worte zu hinterbringen? Gott möge dich dafür strafen! — Sie nahm zu gleicher Zeit das Querholz der Thüre zur Hand, um sie selbst zu züchtigen, und drohte ihr, wenn sie sich jemals wieder vor ihr blicken ließe, sie nicht so wohlfeilen Kaufes entkommen zu lassen. Die Alte nahm also behende ihren Kram zusammen, machte sich in großer Angst vor den ihr angedrohten Schlägen auf und davon, und glaubte sich nicht eher in Sicherheit, als bis sie wieder bei Bucciolo angelangt war. Als Bucciolo sie vor sich sah, fragte er sie, was sie ihm Gutes brächte, und wie seine Sache stände? — Schlecht steht sie, antwortete die Hausirerin, denn sie will weder etwas von dir hören noch sehen, und hat mir eine Angst eingejagt, wie ich in meinem Leben keine empfunden habe, denn hätte ich mich nicht über Hals und Kopf aus dem Staube gemacht, so würde sie mich geschlagen haben. Ich wage mich ganz gewiß nicht wieder zu ihr, und rathe dir wohlmeinend, daß du sie dir aus dem Sinne schlägst. — Bucciolo wurde von diesen Nachrichten ganz niedergeschlagen und ging stracks zu seinem Lehrer, dem er klagte, wie es ihm ergangen sei. — Der Lehrer tröstete ihn und sprach: Fürchte nichts, Bucciolo, kein Baum fällt auf den ersten Schlag; wandele du nur

diesen Abend wieder solange bei ihr vorüber, bis sie dich gesehen hat, und gib Achtung, was für ein Gesicht sie dir macht, und ob sie dir böse ist oder nicht; das laß mich alsdann wissen. Bucciolo that nach seinem Geheiß und ging nach der Wohnung seiner Schönen, die, als sie ihn kommen sah, sofort ein kleines Mädchen im Hause zu sich rief, und zu ihr sagte: Gehe dem jungen Manne dort nach und sage ihm in meinem Namen, er solle diesen Abend zu mir kommen, ich hätte mit ihm zu reden. — Das Mädchen hinterbrachte Bucciolo diese Botschaft, und er wunderte sich wohl darüber; sagte aber doch dagegen, er werde sehr gerne kommen, und ging mit seiner frohen Nachricht gleich zu dem Meister zurück. Der Meister staunte darob höchlich, und faßte, er wußte nicht wie es kam, den Argwohn, dieses Frauenzimmer könne wohl gar seine eigne Gattin sein. Er sagte zn Bucciolo: Vortrefflich, und willst du zu ihr gehen? — Allerdings, meinte Bucciolo. — So sorge nur dafür, fuhr der Meister fort, daß du den rechten Weg nicht verfehlst. — Das soll geschehen, erwiederte Bucciolo und ging.

Seine Schöne war, ihm unbewußt, in der That seines Lehrers Frau, und dieser war eben eifersüchtig, weil er während des Sommers in dem Schulhause schlief, um seinen Schülern noch des Abends Vorlesungen zu halten, und seine Frau deswegen mit ihrem Hausmädchen allein lassen mußte. Er sagte zu sich: Ich möchte doch nicht gern, daß der Bursche auf meine Kosten klug geworden wäre, aber wissen will ich es. — Als daher Bucciolo am Abende wieder zu ihm kam und sagte: Meister, jetzt geh ich hin, so erwiederte er ihm, geh und sei klug. — Bucciolo blieb dabei, er solle ihn nur machen lassen und ging, mit einem guten Panzer bekleidet, einen Dolch an der Seite und ein tüchtiges Schwert unterm Arme, keineswegs unbedacht, von dannen. Sobald er fort war, machte

sich zwar auch der Meister hinter ihm drein, Bucciolo aber ahnete nichts, sondern klopfte an, als er die Wohnung erreicht hatte, und die Schöne öffnete sie ihm. Der Meister sah zu seinem Entsetzen, daß es seine eigne Frau war, und nahm sich vor, seinen Schüler umzubringen; er rannte daher nach der Schule zurück, versah sich mit Dolch und Schwert, und kehrte voll Ingrimm in der Absicht wieder, an Bucciolo seine Rache zu nehmen, weshalb er denn in wilder Hast ebenfalls an den Eingang pochte. Die Frau saß neben Bucciolo am Feuer, argwöhnte, als sie den Lärm hörte, gleich, daß es ihr Mann sei und verbarg Bucciolo unter einem großen Haufen Wäsche, die noch nicht getrocknet war und die sie einstweilen auf einer Diele unter einem Fenster zu einandergeworfen hatte. Darauf an den Eingang sich begebend, fragte sie: wer ist da? — Der Meister antwortete: Mache nur auf, du kannst es dir wohl denken, schlechtes Weib, das du bist. — Die Frau öffnete die Thüre, und da sie ihn mit dem Schwerte bewaffnet sah, rief sie aus: O wehe mir! Lieber Mann, was ist das? — Der Meister sprach: du wirst recht gut wissen, wen du im Hause hast. — Ach, ich Arme! entgegnete sie: was sprichst du da? Bist du bei Sinnen? Suche das Haus durch, und mache mit mir was du willst, wenn du einen Menschen findest. Sollte ich denn wohl jetzt erst auf solcherlei Dinge kommen, die ich nie begangen habe? Hüte dich, daß du dir nicht von dem bösen Feinde etwas vorspiegeln läßt, das dich um deine Seele betrügt. — Der Meister ließ eine Kerze anzünden und begann im Keller zwischen den Fässern zu suchen, stieg dann empor und suchte die Kammer durch, unter dem Bette, durchstach den Strohsack von allen Seiten und ließ, mit einem Worte, auch den kleinsten Winkel des Hauses nicht undurchforscht, ohne daß er doch Bucciolo finden konnte. Seine Frau leuch-

tete ihm mittlerweile immer mit dem Lichte in der Hand dazu, und sagte viele male: Lieber Mann, schlage das Kreuz über dich, der Feind Gottes hat dich ganz gewiß versucht, und dir eine Sache vorgespiegelt, die nimmermehr geschehen ist, denn wenn nur ein einziges Haar an mir nach so etwas verlangte, so brächte ich mich ganz gewiß selber um; darum bitte und beschwöre ich dich, laß dich nicht bethören. — Wie nun der Meister sich endlich überzeugte, daß Bucciolo nicht im Hause sei, so maß er den Reden der Frau nach und nach Glauben bei, blies bald darauf seine Kerze aus und ging wieder nach dem Schulhause. Er war nicht sobald fort, so riegelte die Frau die Thüre von innen zu, zog Bucciolo unter der Wäsche hervor, fachte ein helles Feuer an, bei dem sie ein leckeres Abendessen bereitete, und brachte endlich in Bucciolos Armen eine glückliche Nacht zu, nachdem sie sich mit ihm unter Lust und Lachen an Speise und Trank gütlich gethan hatte. Als der Morgen anbrach, stand Bucciolo auf und sagte: Madonna, ich muß nun von euch scheiden, habt ihr mir noch irgend etwas zu gebieten? — O ja, antwortete sie, daß du diesen Abend wieder kommst. — Das soll geschehen, erwiederte Bucciolo, nahm Abschied von ihr und ging zur Schule zurück, wo er zu seinem Lehrer sagte: Ich habe euch einmal eine lächerliche Geschichte zu erzählen! — Der Lehrer sagte: So! — Und Bucciolo fuhr fort: Wie ich nämlich gestern Abend bei dem Weibe bin, siehe! da kommt der Mann nach Hause, sucht sich halbtodt nach mir und findet mich doch nicht aus. Sie hatte mich unter einen Haufen Wäsche gesteckt, die noch getrocknet werden sollte, und wußte den Alten so gut zu beschwatzen, daß er endlich das Feld wieder räumte, und uns in guter Ruhe bei einander ließ. So haben wir nun einen fetten Kapaunen mit einander verzehrt und süße Weine dazu getrunken, und uns unserer Liebe erfreut bis es

tagte. Ihr könnt euch wohl denken, daß ich müde bin, da ich die ganze Nacht nicht geschlafen habe, und drum will ich mich jetzt niederlegen und den Tag über ausschlafen, denn ich habe ihr versprechen müssen, diesen Abend wieder zu ihr zu kommen. — Der Meister sagte darauf blos zu ihm: Wenn du wieder hingehst, so kömmst du vorher wohl noch einen Augenblick zu mir? — Herzlich gern versicherte ihm Bucciolo, indem er ihn verließ, und der Meister war vor Zorn und Betrübniß dermaßen außer sich selbst gerathen, daß er alle Besinnung verloren hatte und den ganzen Tag lang nicht im Stande war zu lesen. Er lieh sich einen Panzer und eine Pikkelhaube, und gedachte dem Liebespaare auch diesen Abend wieder einen Besuch zu. Als es an der Zeit war, begab sich der sorglose Bucciolo zu ihm zurück und sagte: Meister, ich gehe jetzt. — Der Meister sprach: Gehe nur, und komme morgen früh wieder, und erzähle mir, wie es dir ergangen ist. — Bucciolo antwortete: das will ich thun und machte sich ungesäumt nach dem Hause der jungen Frau auf den Weg. Der Meister aber wappnete sich und folgte ihm dahin auf dem Fuße nach. Die Frau hatte ihren Liebhaber erwartet, machte ihm schnell auf, ließ ihn ein und verschloß den Eingang wieder hinter ihm, bei dem der Meister aber sofort auch anlangte und mit großem Geschrei und Gepoche Einlaß begehrte. Die Frau löschte rasch das Licht aus, stellte Bucciolo hinter sich und machte die Thür auf, zugleicherzeit ihren Mann mit dem einen Arme umschlingend und mit dem anderen, ohne daß er sich dessen versah, Bucciolo hinausschiebend. Hierauf begann sie nun aber ihrerseits laut zu rufen: Zu Hülfe! zu Hülfe! der Meister ist toll geworden, indem sie ihn fortwährend fest an sich gedrückt hielt. Die Nachbarn rannten auf dies Geschrei herzu, und da sie den Meister also gewappnet sahen, und hörten, wie die Frau

ihnen immerfort zurief: Haltet ihn fest, er ist über das viele Studiren übergeschnappt, so bedachten sie sich und glaubten wahrhaftig, daß er von Sinnen gekommen sein müsse. Ei, Meister! huben sie an ihm zuzureden, was soll das heißen? Geht zu Bette und ruht euch aus, äschert euch doch nicht so sehr ab. — Der Meister sprach: Wie kann ich mich wohl ausruhen, da das schändliche Weib einen Mann bei sich im Hause hat, den ich selber habe hereinschleichen sehen? — Ach, du meine Seele! rief die Frau, du kannst die Nachbarsleute fragen, ob sie jemals etwas Übles von mir gesehen haben? — Die Männer und Frauen aus der Nachbarschaft, die zugegen waren, antworteten Alle auf eine Weise: Meister, gebt euch nicht mit solchen Gedanken ab, in der ganzen Stadt ist keine bessere und ehrbarere Frau, die in so gutem Rufe stände als die eurige. — Der Meister aber sprach: Ich weiß doch, daß ich Einen habe hineingehen sehen, und daß er drinnen ist. — Unterdessen kamen zwei Brüder der Frau, und sie fing auf einmal an zu weinen und sagte: Lieben Brüder, mein Mann ist närrisch geworden, und behauptet, ich hätte einen Mann im Hause verborgen, um dessetwillen er mich umbringen will; ihr wißt ja aber doch am besten, ob ich die Frau darnach bin, die solche Streiche begeht. — Die Brüder sprachen: Wir begreifen nicht, wie ihr unsre Schwester so verunglimpfen könnt, und was euch jetzt gerade einfällt, unzufriedener als anderemale mit ihr zu sein, da ihr schon so lange Zeit gut miteinander auskommt? — Das will ich euch gleich sagen, schrie der Meister: Es ist Einer im Hause drin bei ihr, ich habe ihn gesehen. — Nun, so laßt uns ihn doch suchen, schlugen die Brüder vor; und wenn wir ihn finden, so soll sie ihre Strafe erhalten, an die sie denken soll. — Einer von ihnen rief darnach auch die Schwester vor sich und sagte zu ihr: Gestehe die Wahr-

heit, hast du einen fremden Mann im Hause bei dir? — Die Frau erwiederte: Weh mir! was sagst du da? Christus behüte mich davor; sollte ich jetzt erst anfangen, so etwas zu thun, was ich bei uns zu Hause im Leben nicht that! Schämst du dich nicht, mir das zu sagen? — Der Bruder begnügte sich mit dieser Antwort und schickte sich mit dem Meister an, das Haus zu durchsuchen. Der Meister machte sich zunächst an den Haufen Wäsche und durchwühlte ihn, in der Einbildung, mit Bucciolo zu kämpfen, den er darin verborgen wähnte, mit solchem Ingrimm, daß seine Frau daher den Anlaß nahm, zu äußern: Hatte ich nicht recht, euch zu sagen, daß er närrisch geworden sei? Seht nur, wie wüthig er mit der unschuldigen Wäsche umgeht, die ihm doch gar nichts angehabt haben kann. — Die Brüder konnten nicht umhin, ihr beizupflichten, und als sie alle Winkel durchsucht, die es nur im Hause gab, und keine verdächtige Spur gefunden hatten, so sprach der Eine zu dem Anderen: Der hat den Verstand verloren; und der Andere sagte: Meister, ihr thut, meiner Treu! nicht wohl daran, diese unsere Schwester zu einem ehrlosen Weibe zu machen. — Der Meister aber, einmal aufgebracht, wie er war, und recht wohl wissend, was er wußte, gerieth deswegen mit den Brüdern in einen heftigen Wortwechsel und reizte dieselben durch sein blankes Schwert, das er nicht aus der Hand legte, dergestalt, daß sie am Ende ein Jeder sich mit einem tüchtigen Stocke versahen, und den Meister so lange prügelten, bis sie ihre Stöcke kurz und klein geschlagen hatten. Sodann ketteten sie ihn überdies wie einen Rasenden an, und sagten von ihm, er müsse vor lauter Studiren ein Narr geworden sein, indem sie ihn die Nacht in diesem Zustande verbringen ließen, und sie ihrerseits auch in dem Hause ihrer Schwester zubrachten. Des näch-

sten Morgens ließen sie den Arzt rufen, und der ließ ihn an der Feuerseite ein Bett bereiten, und befahl: man solle Niemand mit ihm reden lassen, ihm auf nichts antworten, und ihn so lange fasten lassen, bis er wieder bei Verstande wäre; was denn auch Alles pünktlich vollzogen wurde. Durch Bologna verbreitete sich das Gerücht, der Meister habe sich überstudirt, und Jedermann bedauerte ihn deshalb. Der eine sagte, er habe es schon gestern kommen sehen, denn der Meister sei ganz unfähig gewesen, seinen Vortrag zu halten; ein anderer wollte bemerkt haben, wie er mit einem Male ein anderer Mensch geworden sei, und also erklärte man ihn einstimmig kurz und gut für einen Narrn, und stattete ihm als solchem Beileidsbesuche ab. Bucciolo wußte von allem dem nichts, und kam in der Absicht zur Schule, dem Meister auch seine jüngsten Erlebnisse mitzutheilen, wo er dann die ihn betreffende seltsame Neuigkeit erfuhr. Er erstaunte und betrübte sich darob, und begleitete die Anderen nach des Meisters Wohnung. Wie fiel er aber da nicht beinahe aus den Wolken, als er erkannte, wie es um die ganze Sache beschaffen stand. Nichts destoweniger trat er mit den Anderen Allen, um keinen Verdacht zu erwecken, ein.

Im Saale anlangend, sah er den Meister völlig erschöpft in Banden zu Bette liegen, und näherten sich ihm alle seine Schüler, um ihn mit einigen Worten ihrer Theilnahme zu versichern. Als die Reihe an Bucciolo kam, sagte derselbe zu ihm: Lieber Meister, ihr thut mir leid wie ein Vater, und wenn ich euch in irgend etwas gefällig sein kann, so gebietet über mich, wie über einen Sohn. — Der Meister erwiederte: Bucciolo, Bucciolo, ziehe mit Gott von dannen, ich habe dein Lehrgeld für dich bezahlt. — Seine Frau fügte hinzu: Achtet nicht auf das, was er

sagt, Herr, denn er faselt, und weiß selber nicht, was er spricht. Bucciolo aber ging zu Pietro Paolo hinweg, und sprach zu ihm: Lieber Bruder, gehab dich wohl, ich habe nunmehr in Bologna genug gelernt, — worauf er sich ohne Säumniß auf den Weg machte, und mit seinem guten Glücke heim nach Rom reiste.

III.

So ist der Lauf der Welt.

Drei durchtriebene Schelme kamen zu einem Könige der Mauren, und sagten zu ihm, sie verständen die Kunst, gute Tücher zu weben, und verfertigten besonders eine Art derselben, die das Eigenthümliche habe, daß Jedermann sie sehe, der wirklich der Sohn seines angeblichen Vaters, wogegen einer, bei dem dies nicht der Fall sei, das Tuch nicht wahrzunehmen vermöge. Dem Könige gefiel dies Ding sehr wohl, da er also mittelst solches Tuches zu erfahren gedachte, wie viele Männer in seinem Reiche in der That die Söhne derer wären, die ihre Väter sein sollten, und welche nicht, und weil er dabei seinen großen Vortheil ersah, insofern die Mauren ihre Väter nicht beerben dürfen, wenn sie nicht deren rechte Söhne sind. Er befahl daher, den Schelmen einen Palast einzuräumen, in dem sie ihr gewisses Tuch verfertigten, und sie sagten, damit er sähe, daß sie ihn nicht betrögen, so sollte er sie in den Palast einschließen lassen, bis das Tuch fertig wäre, womit der König sich ganz zufrieden bezeigte. Sie ließen sich nunmehr viel Gold und Silber, und Seide und viele andere Kostbarkeiten geben, die sie zu ihrem Tuche

nöthig haben wollten, verfügten sich damit in den Palast und ließen sich einschließen. Auch stellten sie ihre Webstühle daselbst auf und gaben zu verstehen, daß sie den ganzen Tag an dem Tuche webten. Nach Verlauf einiger Tage kam einer von ihnen zum Könige und hinterbrachte ihm, das Tuch sei in Arbeit, und werde das schönste Stück von der Welt; auch sagte er ihm, mit welchen Figuren und Mustern sie so eben beschäftigt wären, und ersuchte ihn, die Gnade zu haben, und es anzusehen, wobei er nur Niemand Anders mitbringen möchte: was denn auch der König ihnen sehr gut aufnahm.

Da nun aber der König die Sache vorerst von einem Anderen untersuchen lassen wollte, so sendete er einen seiner Kammerherren ab, um das Tuch in Augenschein zu nehmen, und es ihm zu wissen zu thun, wenn er es nicht sehen sollte. Der Kammerherr sah die Meister, und hörte, was sie ihm sagten, an; hatte aber nicht den Muth, zu gestehen, daß er das Tuch nicht sähe, sondern sagte, als er zum Könige zurückgekehrt war, er hätte es gesehen. Der König schickte darauf einen Anderen ab, der dasselbe aussagte, und da also Alle, die er entsendete, ihn versicherten, das Tuch gesehen zu haben, ging er selbst hin, um es zu besichtigen. Er trat in den Palast, und sah die Meister, die webten, und sie sagten zu ihm: das ist die Arbeit, das ist die Geschichte, das ist die Figur, das ist die Farbe, und stimmten in allen Dingen mit einander überein, wiewohl sie doch eben ganz und gar nichts webten. Desungeachtet sah der König, daß die Webstühle im Gange waren, und verstand, daß sie ihm das ganze Gewebe erklärten, und da er nun doch nicht sah, was die Anderen Alle gesehen haben wollten, so erschrak er bis in den Tod, indem er meinte, er könne das Tuch aus dem Grunde nicht sehen, weil er in Wahrheit nicht der Sohn

des Königs sei, der für seinen Vater galt, und weil er besorgte, daß, wenn er sage, er sehe nichts, er seines Reiches verlustig werden würde.

So fing er denn hierauf an, das Gewebe zu loben und zu preisen, indem er sich die Art und Weise, wie die Meister es beschrieben, sorgfältig gemerkt hatte, und auch sobald er nach Hause zu den Seinigen zurückgekehrt war, hörte er nicht auf, Wunderdinge von dem Tuche zu erzählen, wenn er innerlich gleich voll banger Besorgnisse war.

Nachdem dann wieder einige Tage verflossen waren, befahl der König seinem Alguazil, auch hinzugehen und sich das Tuch anzusehen. Der Alguazil gehorchte, und so wie er eintrat und die webenden Meister sah, die ihm die Figuren und Muster erklärten, die der König, wie er geäußert, ebenfalls gesehen hatte, und die er doch nun nicht sah, so erkannte er daraus, daß Derjenige nicht sein Vater war, den er dafür gehalten hatte. Nichtsdestoweniger bewog ihn das Bedenken, daß seine ganze Ehre hier auf dem Spiele stand, das Tuch eben so sehr, und sogar noch vielmehr, als der König selbst gethan hatte, zu lobpreisen.

Er kehrte zu dem Könige zurück, und sagte ihm, er habe das allerschönste und zierlichste Kunstwerk gesehen, das man sich denken könne, und der König fühlte sich zwar darob sehr verstimmt; glaubte ihm aber doch, und bedurfte nun weiter keiner Bestätigung dessen, daß er ein Bastard sei, weswegen er, um das zu verhehlen, fortan gar kein Ende mehr finden konnte, die Güte und Schönheit des Tuches, und die Geschicklichkeit der Meister herauszustreichen, die so etwas anzufertigen verstånden. Er sandte einige Tage später allerdings noch einen seiner Günstlinge nach dem Gewebe ab; diesem erging es indessen nicht anders, als dem Könige und den Anderen, und auf diese Weise war es den Schelmen vollständig

geglückt, alle Welt zu hintergehen, weil kein Mensch das Herz hatte, seine vermeintliche Blindheit öffentlich einzugestehen.

Also nahm die Sache ihren Fortgang, bis die Zeit eines hohen Festes heran kam, wo dann Jedermann dem Könige anrieth, sich dazu in den neugewebten Stoff kleiden zu lassen. Die Meister brachten ihr Gewebe in große Tücher geschlagen herbei, und gaben sich das Ansehen, es auseinander zn wickeln. Auch fragten sie den König, wie viel sie davon abschneiden sollten? Der König gab ihnen die Gewänder an, die er haben wollte, und sie thaten darauf, als schnitten sie ab, nahmen ihm das nöthige Maas zu den Kleidungen, schnitten sie zu und nähten darauf los. Als der festliche Tag da war, kamen die Meister mit den fertigen Kleidern aus ihrem gewebten Tuche zu dem Könige, machten ihm weiß, daß sie ihn ankleideten, und zogen ihm vorher seine Kleider aus. So trieben sie es dann so lange, bis der König meinte, nun paßten sie ihm, denn er getraute sich nicht zu sagen, daß er den Stoff nicht sähe. Und auf diese Weise gekleidet, stieg er zu Pferde und ritt durch die Stadt, wobei es ihm nicht wenig zu statten kam, daß es gerade Sommer war. Das Volk sah seinen König nahen und Jedermann wußte, daß, wer da seine Kleider nicht wahrnähme, nicht der Sohn des Vaters sei, der ihm als solcher galt. Also konnte es wohl geschehen, daß Jedermann sich hütete, zu sagen, er sähe die Kleider nicht, weil er dafür hielt, alle Anderen sähen sie, und er wäre verloren und entehrt, erführe man, er allein sähe sie nicht. Das Geheimniß kam deswegen nicht an den Tag, denn ein jeder bewahrte es in seiner Brust, solange bis ein Neger, der das Pferd des Königs zu verpflegen, und eben nichts zu verlieren hatte, zu dem Könige trat und sprach: Herr! Mir kann es einerlei sein, ob ihr mich für den Sohn dessen haltet, den

ich euch als meinen Vater nenne, oder für den eines Anderen, und darum sage ich euch gerade heraus: Ich bin überzeugt, daß ihr nackend umherzieht!

Der König hub an, den armen Mann zu mishandeln und sagte ihm: eben weil er wirklich nicht der Sohn seines angeblichen Vaters sei, sehe er seine Kleider nicht. Nachdem aber der Neger einmal seine Worte gesagt hatte, sagte auch ein Anderer, der sie gehört, das Nämliche, und zwar fuhren sie fort, es allsolange zu wiederholen, bis der König und alle Anderen sich ihrer Bedenklichkeiten entledigten, und die Wahrheit, zugleich mit dem Betruge, den die drei Schelme ihnen gespielt hatten, einsahen. Sie suchten diese Letzteren danächst allerwärts; fanden sie aber nicht, denn sie hatten sich mit dem, was sie dem Könige entwendet, bereits aus dem Staube gemacht.

IV.

Die Spinnstube.

Gertraud war die älteste Tochter redlicher Eltern und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, so viel als möglich, alles Nothwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. Die Wissenschaften, sagte er oft, gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seele besser nützen. Gertraud selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebaut zu sein, und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand eben so. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhete sie nicht eher, als bis sie daran kam.

Man fand das schönste Gartengewächs nur bei Gertraud. Ihre Rüben gingen den märkischen weit vor; und der Bischof hatte keine andere Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Klei-

dung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt; jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sehen glaubte. Das Einzige, was man an ihr Ueberflüssiges bemerkte, war ein Heideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte; und man konnte denselben um so viel eher gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Gertraud ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen des Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz; ein anderes auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Gertraud manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinigten Stuhle (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigten vor, weil sie sich auf demselben ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch auf das Geschwindeste herumdrehen konnte), mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem anderen die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der anderen ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt, und die spielenden Kinder mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich oder Dortoir gehalten,

wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich Boisserie genannt wird, geziert war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andere Erbschaftsstücke verwahrt waren, und auch diesen hatte Gertraud zugleich vor Dieben verwahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von Allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stalle und im Felde stände, und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte Die kleinen Kinder liefen von einem Schooße zum anderen, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte und seine Kinder durch Fragen oder Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um Alles mit Wenigem zu sagen: so waren alle nothwendigen Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparniß überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicherweise erreicht werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist, der einzige Sohn seiner Eltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge

war er oft zu Gertraud in die Spinnstube gekommen, und hatte manche schöne Birne darin gegessen, welche sie ihm geschält hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, und hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüssigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schließen, daß er bei seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirthschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu sein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuches schämte, wenn andere im goldgestickten Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Gertraud gern gesehen, und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und wie viele Schönheiten er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, was ihre Reizungen übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pflegt. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstube, und er mußte manchen Abend, die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satyrische

Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. Ist es möglich, sagte er einmal gegen den Vater, daß sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig schlecht, und ihre Aufführung nicht besser gerathen. Ueberall, wo ich in der Welt gewesen, haben die Bedienten ihre eigene Stube; die Mägde haben die ihrige besonders; die Kammerjungfer sitzt allein; die Töchter sind bei der Französin; die Knaben bei dem Hofmeister; der Herr vom Hause wohnt in einem und die Frau im anderen Flügel. Blos der Eßsaal nebst einigen Vorzimmern dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu versammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, so soll die Spinnstube gewiß nicht im Corps de logis angelegt werden.

Mein lieber Arist, war des Vaters Antwort, ich habe auch die Welt gesehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind, und eine nützliche Erfahrung unsere dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähete. Im Anfang ging Alles gut. Bald aber wollten unsere Augen die Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei, welche ein Mensch bis ins höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesund-

heit aushalten könnte. Meine Frau entschloß sich also dazu; und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher ihnen so sehr misfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unseres Verfahrens; nun lassen sie uns auch ihre Einwürfe als Philosophen betrachten.

In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnigten Nächten auf den Vorposten sich an ein schlechtes Wachfeuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Commisbrod essen sehen? Wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen? Wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden? Und wie groß dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erweckt hatte? Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege sind einige Augenblicke groß, in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beschimpfen können? Und sollte es vornehmer sein, sein Leben zu vermiethen, als sein eigener Herr zu sein, und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde, wie Montecuculi mit seinen Soldaten, umgehen?

Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht, uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn, die Wollust sucht ihn; und der Geiz verspricht sich Alles von seinen Kräften. Ich habe allezeit gesundes und reinliches Gesinde; und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann, es macht auch eine gute Haus-

magd; und es kann ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben sein, daß der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen; ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgenen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dient mir besser, als anderen die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit, manche gute Lehre im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würde, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und sie müßten sehr unempfindliche Geschöpfe sein, wenn sie sich nicht danach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen, und meine Zeit zu verlieren, von ihnen wegen ihrer Tagesarbeit Rechenschaft zu fordern, und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführt und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herren und Frauen werden. Sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten, und ihr Herz erweitert sich bei Zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich andere sonst mehr aus Stolz als aus Religion herablassen. Ordentlicher Weise lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten als andere, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlene Zusammenkünfte halten. Ich muß dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirthschaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche

die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale, oder doch brauchbare Copien hervor.

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Gertrauds Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, mit welchem diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. Es ist einem jeden nicht gegeben, fiel er jedoch hier ein, sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen; und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Entfernung und Ehrfurcht hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich. Allein unsere Umstände wollen doch einigen Unterschied haben; und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich ihnen die Dorfschenke anrühmen. Und vielleicht bewiese ich ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erscheinenden Hofleute Langeweile verursacht, sich oft in einem Bauernhause gelabt, und ihren treuen Unterthanen unerkannter Weise zugetrunken haben.

Und sie wollten dieses verwerfen? versetzte Gertrauds Vater mit einem edlen Unmuthe. Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, die ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen sie, fuhr er fort, ich habe hier noch ein Buch, das ich oft lese. Es ist Homer. Hier, hören Sie! (und in dem Augenblicke las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel): der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hektor kehrte sich an nichts. Welch eine natürliche Schilderung, rief er aus! Wie sanft, wie lieblich, wie fließend ist diese

Schattirung in Vergleich solcher Gemälde, worauf der Held in einem einfarbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht und den Kopf an einer poetischen Stange unerschrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er alles in einen prächtigen aber einförmigen Modeton gestimmt, und sich in eine einzige Form von Nasen verliebt? Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen, und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daß er die Mannichfaltigkeit der Natur in ihrer wahren und wirklichen Größe schildert und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helena ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen; und Penelopen ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen.

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafenden Prinzen nicht von den Ratzen oder anderen giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen, und sagte nur noch: ich weiß wohl, die veredelten, verschönerten, erhabnen und verwöhnten Köpfe unserer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt, und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr gelesen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsere Würde zu verlieren. Es giebt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das ihrige nicht

aus der Encyklopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eigenem Verstande wie aus offenen Herzen reden, allezeit größer sein werden als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten: so müßte uns der Umgang mit ländlichen unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmeres Schauspiel geben, als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affekte daher schwatzen.

Wie Gertraud merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eigenen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte: sie würde sichs von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen ließe. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daß er auf einmal die Satyre vergaß, und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Gertraud wollte zwar anfangs keine Bedingung gelten lassen. Doch sagte sie endlich: die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiß zum Voraus, daß sie zu unserem gemeinschaftlichen Vergnügen sein werde. Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Gertraud ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben, und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie Beiderseits wünschen würden. Jeder Theil hoffte indeß den anderen auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeitstag ging fröhlich vorüber, und wenngleich Arist sich an demselben in seiner schönsten Größe zeigte, so bemerkte man doch auf der anderen Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Gertrauds Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu; nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch

völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und ein gutes Bier, das im Hause gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunahrung zum Trotze, das Wasser gesunder zu finden. Die Braut trug ihr Heideblümchen, und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reizungen. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des anderen Morgens aber erschien sie nach der Abrede in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte: so würde man sie doch eben so wenig verstehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik von gemützerten, geflützerten, verschnittenen und verpattelten, von kleinspalt, kogeln, sorkett und disselsett liest. Gertraud, die Alles, was sie war, jederzeit aus Ueberzeugung war, spielte ihre neue Rolle wirklich schöner, als wenn sie solche gelernt hätte. Sie stand spät auf, saß bis um neun Uhr am Kaffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um vier, spielte bis acht, setzte sich wieder zu Tische bis zehne, zog sich aus bis um zwölfe, und schlief wieder bis achte; und in diesem einförmigen Zirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arist allmälig an, Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war Vieles verloren, Vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein Ansehnliches mehr als sonst verzehrt worden. Er mußte sich also entschließen, auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Ger-

traud hatte ihm bis dahin noch Nichts gesagt. Denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende ging, schien sie allmälig mit einem Blicke zu fragen, wiewohl mit aller Bescheidenheit, und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit wie Arist in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schooß setzten, und mit einem stählernen Haken an eben derselben Stelle befestigten, wo man jetzt die Uhr trägt. Man drehte das Rad mit einem schönen kleinen Finger und tändelte oder spann mit einem anderen. Von dieser Art hatte er heimlich eins für Gertraud kommen lassen; und für sich ein Gestell zu Knötgen. Denn die Mannspersonen fingen eher an zu knötgen als zu trenseln. Ehe sichs Gertraud versah, rückte Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor, und gedachte damit eine Wendung gegen sein feierliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das Rädchen mit einer unendlichen Menge Berlocken geziert gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs und zu welchem Ende der Liebesgott diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sah doch wohl ein, daß dieser überflüssige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze sein sollte. Indessen schwieg sie und spann. Arist machte Knötgen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neuigkeit vorüber, so fühlte Arist selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längst hatte er eingesehen, daß nichts, als nützliche Arbeit, die Zeit verkürzen, und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntnis war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwun=

den; jetzt verwandelte sie sich in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth sich bei ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an, Gertraud offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wohl schiene, daß sie Recht behalten würde......

Die Scene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend, um sie zu beschreiben. Es ist genug zu wissen, daß Gertraud den Sieg und eine ganz neue Spinnstube erhielt; woraus sie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Arist nicht, daß sie Eingangs zur Linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal behalten, und die Damen, so ihn besuchten, wie in Menuet, von der Rechten zur Linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt und jedermann weiß, daß sie Beide unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man sagt dabei, daß die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen, und daß sie zum Andenken derselben eine dergleichen auf dem Schlosse zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

V.

Der unverhoffte Glücksfall.

Ein reicher Kaufmann von Paris, der seinen großen Wohlstand nicht sowohl sich selbst, als der Betriebsamkeit und den Anstrengungen seiner Voreltern verdankte, die in der Handelswelt immer angesehen gewesen waren, hatte von ihnen nicht allein ihr Geld und Gut, sondern auch mit vollem Rechte ihren guten Namen geerbt, indem er allgemein für einen der redlichsten Männer von der Welt galt. Er war Witwer und Vater einer zahlreichen Familie, die aus fünf Söhnen und vier Töchtern bestand. Die Söhne waren im Staatsdienste, und verdankten darin seiner Fürsorge eine Stellung, die sie hinter denen, welche sie an Geburt überragten, nicht zurückbleiben ließ; von den vier Töchtern aber waren drei in Klöster gegangen, wo ihnen die reiche Aussteuer, die ihnen ihr Vater mitgegeben hatte, ein ruhiges Leben sicherte, und wurde die jüngste, Namens Julie, noch im väterlichen Hause, unter den Augen einer bejahrten und verständigen Hofmeisterin, erzogen.

Es erhellt aus alle dem, daß dieser Kaufmann nicht mehr jung war; aber da er an keinem einzigen der Gebrechen des Alters litt, so machte er in der Stadt ein sehr

angenehmes Haus, in dem Geschmack, Behaglichkeit und höfliche Sitte vorherrschten. Auch wendete er sein Vermögen überhaupt auf eine so edle und ungewöhnliche Art an, und stiftete damit so vieles Gute für das Gemeinwesen, wie für Einzelne, daß Jedermann es sich zur Ehre rechnete, sein Freund zu sein. Julie war damals noch so jung, daß sie in den Gesellschaften ihres Vaters nicht sichtbar wurde, und sobald sie ein Alter erreicht, in dem sie wohl die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben würde, sendete er sie einer Schwester seiner verstorbenen Gattin zu, die auf einem ihr angehörigen kleinen Landgute ein einfaches Leben führte. Hier entfaltete sich denn ihre Schönheit in so hohem Grade, daß sie in ihrem siebenzehnten Jahre ein Gegenstand der Bewunderung der ganzen Provinz war, und da ihre alte Tante wohl wußte, daß die Jugend in der Regel keine Freundin der Einsamkeit ist, so wendete sie ihr gern die unschuldigen Freuden der Jugend zu, indem sie mit ihr die meisten Gesellschaften und Feste der benachbarten Stadt zu besuchen pflegte.

Also standen die Sachen dieser Familie, und der Kaufmann war drauf und dran, seine Tochter aus der Provinz zurückkommen zu lassen, und bald auf vortheilhafte Art zu verheirathen, weil sie nicht die mindeste Neigung für das Kloster zu erkennen gab, als er durch einen furchtbaren Unglücksfall in einer einzigen Nacht eben so arm wurde, wie er am Abende vorher noch reich gewesen war.

Da er nämlich recht gut wußte, daß baares Geld das beste Mittel zu Beendigung jedweden Geschäftes sei, und da er also viel auf solches hielt, so hatte er dessen sehr wenig auf Zinsen ausgethan und sich für den Nothfall nur etwa sechstausend Livres Leibrenten gekauft, womit er, um von keinem seiner Kinder abhängig zu sein, wann er ihnen der-

einst sein Vermögen in die Hände gegeben hätte, in Zukunft seine wenigen Bedürfnisse zu bestreiten hoffte. Sein ganzes übriges Vermögen bestand in baarem Gelde und in Wechselbriefen, von deren stets erneutem Umsatz er bedeutenden Gewinn zog. Das baare Geld hatte er einem öffentlichen Beamten zur Aufbewahrung anvertraut, der allen Anschein für sich hatte, ihm ein zuverlässiger und getreuer Kassirer zu sein. Indessen, wie unzuverlässig machen nicht Habsucht oder schlechte Aufführung auch die Ehrlichkeit der besten Menschen! Die Umstände dieses Mannes hatten sich verschlechtert, ohne daß jemand davon Kenntniß erlangt, und da er also die ihm anvertrauten Dinge nicht mehr vertreten, und die von ihm veruntreuten Verwahrgelder nicht alle mehr herbeischaffen konnte, so machte er sich eines Nachts aus dem Staube und entfloh mit so vielem Gelde, als er von anderen Leuten noch in Händen hatte, in das ferne Ausland.

Der unglückliche Kaufmann war einer der reichsten seiner Gläubiger, und also auch einer der von ihm am schlimmsten gemißbrauchten. Der Betrüger hatte seine Gelder theils ausgegeben, theils mitgenommen, und es konnten die in Menge auf ihn laufenden Wechsel nicht bezahlt werden. Sein Credit ging schnell zu Grunde. Seine Geschäftsfreunde sahen ihre Wechsel zurückgewiesen, und wiesen drum die seinigen auch zurück, woraus eine um so größere Verwirrung in seinen Angelegenheiten entstand, als er nicht im mindesten auf sie vorbereitet gewesen war. Die Maßregeln, die er gegen den Bankerottirer ergriff, blieben erfolglos, denn derselbe hatte sich gehörig vorgesehen und beabsichtete nicht im mindesten, seine Veruntreuungen zu ersetzen. Des Kaufmanns Häuser wurden weggenommen, seine Renten mit Beschlag belegt, kurz, er befand sich bald nicht nur ohne Hab und Gut, sondern sogar auch ohne Unterhalt, und, was er für

das Allerschlimmste in seinem Unglück erachtete, er sah sich selbst von seinen eifrigsten Freunden verlassen, denen er so viele Dienste erwiesen hatte, und mußte bei dieser Gelegenheit die Erfahrung machen, daß die Erkenntlichkeit eine Tugend ist, der man nur während des Augenblickes der Wohlthat eingedenk bleibt. So vieles Unglücks ungeachtet, ertrug er sein Schicksal, in dem was ihn selbst anlangte, mit standhaftem Muthe; aber dessen üble Folgen für die Seinigen bekümmerten ihn schwer. Seine Söhne konnten seiner Unterstützung schon allenfalls entbehren, sie waren avancirt, und den einen erhielt sein Regiment, den andern seine Compagnie, auch ließen die Pensionen, die sie vom Hofe genossen, ihnen ihren Verlust weniger fühlbar werden. Aber die arme Julie durfte ferner auf keine Mitgift rechnen, und ihres Vaters einziger Ausweg mit ihr war die Hoffnung, sie in eines der Klöster ihrer Schwestern unterzubringen, wo man ihr wohl, ihrer schönen Singstimme halb, eine Stelle einräumen würde. In dieser Hinsicht meldete er seiner Schwägerin den Umsturz seines Glücks, und bat sie, seine Tochter zwar noch mit dieser schlimmen Nachricht zu verschonen, ihr aber zu verstehen zu geben, daß der Schleier das ihr beschiedene Theil sei. Die Tante war über das Geschehene äußerst betroffen. Sie liebte ihre Nichte Julie, die sie für die Welt erzogen hatte, und da sie es für unmöglich hielt, deren Sinn mit einemmale auf das Kloster zu richten, so zog sie vor, ihr den Verlust ihrer irdischen Glücksgüter zu eröffnen und verhehlte ihr nur noch sorgfältig die Absichten ihres Vaters. Sie schmeichelte sich dabei, Juliens Schönheit würde ihr den Mangel an Reichthum ersetzen, und ihr eigenes Vermögen, zu dessen Erbin sie dieselbe bestimmte, hinreichen, sie zur Gattin irgend eines alten Edelmanns aus der Provinz zu machen. Sie munterte das junge Mädchen auf, sich nicht

niederschlagen zu lassen, versprach ihr, sich ihrer immer annehmen zu wollen, und verlangte von ihr, daß sie fortführe, die sich ihr darbietenden Freuden ihres Alters zu genießen.

Das Herz der lieblichen Julie war noch frei, und die Veränderung ihres Schicksals machte also an sich selbst geringen Eindruck darauf; nur der einzige Gedanke an ihren beklagenswerthen Vater betrübte ihre Seele, sie selbst war mit der Gegenwart zufrieden, und die Zukunft schien ihr zu entfernt zu liegen, als daß sie hätte ihr Auge auf sie richten mögen. Sie dankte ihrer Tante also für ihre Güte, bat sie, ihr ferner gewogen zu bleiben, und war schön und heiter nach wie vor. Die Tante ihrerseits war mit dieser Gemüthsruhe sehr zufrieden, denn sie wünschte die böse Zeitung vom Falle ihres Bruders nicht in der Provinz ruchbar werden zu lassen, um etwaige Freier nicht von Julien abzuschrecken.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß die beiden Damen zu einem Feste eingeladen wurden, deren Hauptzierde Julie werden sollte. Ein benachbarter Landedelmann belustigte sich und seine vier bei ihm lebenden Töchter des öfteren damit, auf seinem Gute Komödie zu spielen, und zwar bald die beliebtesten neuen Theaterstücke, bald seine eigenen Produktionen aufführen zu lassen. Er war Dichter, liebte die Geselligkeit, war ein Freund und, wie er meinte, auch ein Kenner der Musik, und so kam es, daß auf seinem Schlosse abwechselnd Conzert und Theater war. In der Provinz ist jedes Vergnügen willkommen, und man ist jederzeit bereit, an der Unterhaltung Theil zu nehmen und mit dazu beizutragen. Der Adel der Umgegend, Herren sowohl wie Damen, bewarb sich angelegentlich um die Hauptrollen, Julie erhielt deren immer die glänzendsten und spielte sie mit solcher Anmuth und Gewandtheit, daß ihr keine Andere sie streitig

machte. Der alte Edelmann hatte nun kürzlich ein neues Trauerspiel geschrieben, das die jüngere Cleopatra hieß. Er erhielt eben zahlreichen Besuch aus Paris, der mehrere Wochen bei ihm zubringen wollte, und es war also natürlich, daß er ihn zu unterhalten suchte. Unter seinen Gästen befand sich ein junger, von der Natur mit reichen Gaben ausgestatteter Kavalier, dem er die Rolle des Coriolan anbot. Der Marquis d'Orsimond, so hieß er, war in Paris viel auf Gesellschaftsbühnen aufgetreten, und nahm die Rolle unter der scherzhaften Bedingung an, daß man ihm eine Cleopatra gäbe, die eben so schön wäre, wie die des Antonius. Der alte Herr antwortete in demselben Tone: er wisse zwar nicht, ob die junge Cleopatra ihrer Mutter gleiche; aber dafür wolle er einstehen, daß die junge Dame Eine wie die Andere verdunkelt haben würde, hätte sie mit ihnen zu gleicher Zeit gelebt. — Diese Rede machte den jungen Marquis neugierig und bewog ihn, in seinen Wirth um schnelle Vertheilung der Rollen zu dringen, damit ihm bald das Vergnügen zu Theil würde, die junge gepriesene Schönheit zu sehen. Man ließ die Sache drum nicht hinhängen, der Edelmann fuhr auf der Stelle zu seiner Gutsnachbarin, lud sie zu dem Feste ein und bat sie, ihrer Nichte die Erlaubniß zur Uebernahme einer Hauptrolle in dem Stücke zuzugestehen. Man pflegte Einladungen solcher Art nicht auszuschlagen, und die gegenwärtige wurde gern angenommen. Da nun aber die Tante wußte, die Fremden wären aus Paris, so bat sie den Edelmann, Juliens Namen nicht zu nennen, und auf etwaige Nachfrage nur zu erwiedern, daß sie ihre Nichte sei, ohne sich über ihre Familienverhältnisse näher auszulassen, damit dieselben nicht weiter besprochen würden. Der alte Herr, der niemals an etwas Anderes als an Musik und Verse dachte, war ihrer Zusage froh und sagte seine

Verschwiegenheit auf sein Wort zu, das er hielt. Er ließ die Damen in seinen Wagen steigen und führte sie gleich auf sein Schloß heim, um sie, wie im Triumphe, der Gesellschaft vorzustellen, auf die Juliens Schönheit so augenscheinlich wirkte, daß es sie gewissermaßen eben so verlegen machte, schön zu sein, wie eine Andere es etwa wegen ihrer Häßlichkeit geworden wäre. Der Einzige aller Anwesenden, der seine Bewunderung dessen, was er sah, in sich verschloß, war der Marquis d'Orsimond, der eben, weil er zu viel zu sagen hatte, fast kein Wort sagte, und Julien nur mit seinen Augen seine Gefühle ausdrückte, die die Anderen in reichlichem Maße von ihren Lippen erklingen ließen. Er empfand sogar eine Art von Verdruß über die vielen unnützen Worte, die gemacht wurden, und hätte lieber gesehen, daß Jedermann sich so still wie er verhalten, damit Julie weniger von der Menge und ihren Huldigungen erdrückt worden wäre und die Zeit behalten hätte, ihn selbst darin zu unterscheiden. Er wußte noch gar nicht einmal recht, was er für sie fühlte, und war doch schon auf den Beifall eifersüchtig, den sie von Anderen einerndtete. So stand er in eine Fensterbrüstung zurückgelehnt und hatte seine Augen fest auf die reizende Erscheinung geheftet, als eben Juliens, von der allgemeinen Aufmerksamkeit, die sie erregte, beschämte und Ausflucht suchende Blicke den seinigen begegneten. Ohne zu wissen was sie thaten, begrüßten sie sich, und d'Orsimond gerieth in Verwirrung, derweil Julie flüchtig erröthete, und in der allgemeinen Unterhaltung, die sich natürlich um das Theater drehte, von dem unwillkürlichen Verlangen angereizt, ihm zu gefallen, nur um so schöner und liebenswürdiger wurde. Ja, ihre gute Stimmung an diesem Tage wurde überdies noch um Vieles erhöht, als sie hörte, daß der Marquis d'Orsimond bestimmt sei, den Coriolan zu spielen, der

in dem Stücke nämlich Cleopatren liebte und von ihr wieder geliebt wurde, während der Kaiser Augustus zwar ihre Liebe zu begünstigen schien; Tiberius aber, insgeheim Coriolans Nebenbuhler, sich ihrem Glücke widersetzte, und vermittelst der Kaiserin Livia, seiner Mutter, den Augustus der Absicht, sie mit einander zu verbinden, entfremdete.

Diese Gelegenheit schien dem jungen Marquis so ungemein günstig, Julien seine Gefühle auszusprechen, daß er schon am dritten Tage darauf seine Rolle, die eine der stärksten war, auswendig wußte. Und da Julie aus einem ähnlichen Antriebe nicht minder gut memorirte, derweil die übrigen Mitspieler sich längere Zeit nahmen, so repetirten Julie und d'Orsimond ihre Rollen zusammen mit einer Sorgfalt, die dem Dichter außerordentlich schmeichelte, weil er dafür hielt, sie ginge aus einem so lebhaften Antheile an seinem Trauerspiele hervor. Wiewohl nun der junge Marquis gewünscht hätte, daß die Proben nimmermehr genügt haben möchten, um desto längere Zeit mit Julien zu repetiren, die ihm dabei in der Meinung, nur Komödie zu spielen, alle erwachende Zärtlichkeit ihres Herzens zu erkennen gab, so kam es doch am Ende zur Aufführung. Alle vornehmen und ausgezeichneten Leute der Provinz waren dabei als Zuschauer gegenwärtig, und der Herr des Schlosses machte einen sehr angenehmen Wirth. Cleopatra und Coriolan erwarben sich durch ihr natürliches Spiel die allgemeinste Bewunderung, und das Ende desselben war, daß Cleopatra in Folge ihrer dem Coriolan wiederholt versicherten Liebe ihn wirklich zu lieben anfing, und sich dieses Umstandes erst dann versah, als es nicht mehr Zeit war, ihn zu bekämpfen. Nun wurden ihr erst die Vermögensverhältnisse ihres Vaters recht schrecklich, und sie erkannte, welche Kluft ihre Dürftigkeit zwischen ihr und dem Gegenstand ihrer Wünsche eröffnet

hatte, der, wie sie gehört, nicht nur von sehr hoher Geburt, sondern auch unermeßlich reich war, und von seinem Vater für den Stammhalter und die einzige Hoffnung seines Geschlechts angesehen wurde, so daß er mit dessen Genehmigung gewiß nimmermehr eine Mißheirath hätte eingehen dürfen. Diese Betrachtungen vermochten denn auch das junge Mädchen, zwar ihr Betragen gegen den Marquis mit einemmale durchaus zu ändern; eben die künstliche Zurückhaltung aber, die sie von nun an gegen ihn beobachtete, theilte seinen Gefühlen für sie eine erhöhte Kraft mit und vermochte ihn, den ersten günstigen Augenblick zu einer Erklärung zu benutzen. Julie war ihrerseits allerdings nicht im Stande, sich ihm so gleichgültig zu zeigen, als sie wohl gern gewollt hätte, indessen gab sie ihm auf das ernstlichste zu bedenken, wie ungleich bei ihrer völligen Armuth und bei dem Glanze seiner Familie ihre beiderseitigen Verhältnisse wären, und schnitt ihm damit alle Hoffnung ab. D'Orsimond mochte ihre Entschlossenheit bekämpfen und sie bitten, wie er wollte, es half zu nichts, ja sie weigerte sich sogar, weil sie befürchtete, sich seine Verachtung zuzuziehen, ihm den Namen ihres Vaters anzugeben, und wollte es ihm ein für allemal unmöglich machen, dessen Wohnung in Paris aufzufinden und sich ihr je wieder zu nähern. D'Orsimond war über ihre Strenge in Verzweiflung. Er versuchte zu wiederholtenmalen die Aufklärungen, welche ihm Julie vorenthielt, von dem alten Edelmanne, dessen Gast er war, zu erlangen; aber er erfragte sich von diesem keine andere Antwort, als: daß ihm Name und Familie der jungen Dame, die ihm von seiner Gutsnachbarin nur als ihre Nichte vorgestellt worden, völlig unbekannt sei, und so versank der Jüngling allmälig über diese Täuschungen in tiefe Traurigkeit und Schwermuth. Es war ein Glück für Julien, deren Festig-

keit vielleicht am Ende dennoch ihrem Mitleiden mit seinem Zustande gewichen wäre, daß zu derselben Zeit plötzlich ein Brief von ihrem Vater an ihre Tante einlief, der ihre unverzügliche Rückkehr nach Paris forderte. Dieses Ereigniß bestärkte sie um so mehr in ihrem Entschlusse, gegen den Marquis verschwiegen zu bleiben, als ihre Tante diese Gelegenheit benutzte, ihr zugleich die Absichten zu eröffnen, die ihr Vater mit ihrer Zukunft hegte. Die schöne Julie erschrak über den Gedanken an das Kloster, der ihr so nahe gelegt wurde, keineswegs; sie hatte die Hoffnung aufgegeben, den Marquis jemals zu besitzen, und so war ihr die Einsamkeit, die ihr ein Kloster versprach, das Wünschenswertheste auf Erden. Ohne d'Orsimond noch einmal zu sehen, indem ihre Tante von der Familie ihres Gutsnachbars schriftlichen Abschied für sie nehmen mußte, reiste sie nach Paris ab, und der zärtlich liebende Marquis folgte ihr, in seiner Niedergeschlagenheit der unglücklichste aller Menschen, wenige Tage später nach.

Inzwischen die beiden Liebenden so viele Freuden und Leiden mit einander empfunden, hatte Juliens Vater mit dem größten Eifer dahin gestrebt, sich aus seiner ärgsten Verlegenheit zu ziehen, und seine Klugheit und Umsicht hatte ihn dabei so wohl geleitet, daß es ihm gelungen war, mittelst des Verkaufes aller seiner liegenden Gründe, seines Silberzeugs und seiner prachtvollen Mobilien, seine Leibrente von sechstausend Livres von dem darauf gelegten Beschlage zu befreien. Allerdings war aber dieser schmale Jahrgehalt das Einzige, was ihm von seinem vormaligen Reichthume blieb, denn sein Credit war mit seinen Fonds dahin, und er mußte sich nun wohl oder übel entschließen, seine Tochter in ein Kloster zu geben, was er freilich um so unlieber that, als er aus den Mittheilungen seiner Schwägerin wußte, daß

sie ohne alle Neigung dazu sei. Demzufolge hatte er sie denn jetzt von dieser Letzteren zurückgefordert, um sie einer ihrer Schwestern auf eine Zeit lang zu übergeben, und den Versuch zu machen, vielleicht am ersten auf diesem Wege, so wie er es wollte, auf ihre Gesinnungen einzuwirken.

Am Abende vor ihrer Ankunft sann er eben bei sich nach, wie er ihr mindestens einige Annehmlichkeiten in ihrer ihr bevorstehenden Zurückgezogenheit verschaffen könnte, als er plötzlich einen sehr vornehmen und reichen Mann, den Grafen von Mirmonde, bei sich eintreten sah, der ihm von jeher viele Freundschaft zu erkennen gegeben, und den er seit etwa einem Jahre nicht wieder gesehen hatte. Dieser Besuch erneute all seinen Kummer, da er sich also genöthigt sah, in seiner beschränkten Lage vor einem Manne von solchem Stande zu erscheinen, der ihn selbst nur in den glänzendsten Verhältnissen gesehen hatte. Da er nicht umhin gekonnt, einen Theil seines Gefühls durch die Kälte blicken zu lassen, mit der er den Grafen empfing, so sagte dieser, indem er ihn umarmte: Wie, in aller Welt, mein Theuerster! kennen sie ihre alten Freunde nicht mehr? Haben wenige Monate der Entfernung hingereicht, deren Angedenken in ihnen zu verwischen? — Ihre Freundschaft, Herr Graf, antwortete der Kaufmann, ist mir jederzeit zu schätzbar gewesen, als daß ich hätte ihrer uneingedenk werden können; aber ich gestehe ihnen, daß ich in meiner gegenwärtigen Lage, verlassen, wie ich von Allen bin, die mich ehemals, wie sie, mit dem Namen Freund beehrten, auf ihren gütigen Besuch nicht gefaßt war. — Ich sehe wohl, erwiederte der Graf: sie haben mich niemals recht gekannt, da sie mich mit Menschen dieses Schlages verwechselten. Erfahren sie hiermit, mein lieber Freund, fuhr er fort, daß meine Geburt mir erhabnere Gesinnungen einflößt, und daß mein Reichthum mich nicht ab-

hält, an meinen Freunden eben andere Eigenschaften als den Besitz vergänglicher Glücksgüter zu suchen und zu ehren. Sie dürfen sich hiernach nicht verwundern, wenn sie von mir hören, daß ihr Unglück meine Freundschaft zu ihnen nicht vermindert hat. Ihnen dies zu beweisen, komme ich in keiner anderen Absicht, als ihnen meine Dienste anzubieten, und aus einer näheren Kenntnißnahme von dem Stande ihrer Angelegenheiten von ihnen zu erfahren, ob ich ihnen nicht irgend nützlich werden kann? —

Der Graf von Mirmonde war einer jener hochmüthigen Menschen, die eben sowohl durch ihr gebieterisches Wesen, wie durch ihre edle Geburt hervorragen; aber er war dabei offenherzig, freigebig und freisinnig, und in seinen Entschlüssen eben so rasch als beharrlich. Der Kaufmann kannte seinen Charakter ziemlich, und da er überdies nicht umhin konnte, sich ihm für die gute Absicht, die ihn zu ihm führte, verpflichtet zu fühlen, so hielt er es nicht für räthlich, sich ihn etwa zum Feinde zu machen, indem er ihm seine Lage zu verbergen suche, und sprach ihm seine Dankbarkeit aus, ihm von Allem, was ihm zugestoßen, einen umständlichen Bericht abstattend. — Was mich dabei am meisten betrübt, schloß er seine Rede, ist meine Tochter, die, jung, schön und für die Welt geschaffen, sonach auf alle ihre Vorzüge verzichten muß, um in ein Kloster zu gehen, da ich außer Stande bin, ihr ein anderes Schicksal zu bereiten. — Ihre Erzählung erregt meine Theilnahme, fiel ihm der Graf ein, ihre Lage rührt mich. Ist es denn aber möglich, daß ihnen von so vielen ehemaligen Freunden kein einziger Hülfe geleistet? — Weit entfernt, mir beizustehen, antwortete der Kaufmann, hat sich kein einziger seit meinem Falle wieder vor mir sehen lassen. — Also, hub der Graf an, ist ihnen nicht das geringste verblieben, als ihre Leibrente von sechstausend

Livres, die mit ihrem Tode aufhört, und als fünf Söhne und eine Tochter, denen sie nichts hinterlassen und sogar nicht einmal mehr etwas geben können? Was ihre Söhne anlangt, fuhr er fort, indem er aufstand und mit großen Schritten auf und abging, die sind weiter nicht zu beklagen; was sie schon erreicht haben, verbunden mit dem Schutze, den ich ihnen gewähren kann, setzt sie in den Stand, in der Welt auf anständige Weise fortzukommen. Am unglücklichsten ist eben allerdings, wie sie sagen, ihre jüngste Tochter geworden. Jung und schön zu sein, an den Freuden der Welt Geschmack zu finden, und desungeachtet den Schleier nehmen zu müssen, ist ein herbes Schicksal, und nimmt mein aufrichtiges Mitgefühl in Anspruch. —

Nach diesen Worten besann er sich einen Augenblick, nahm dann seinen Platz wieder ein, und betrachtete den alten Kaufmann fest und aufmerksam. Mein lieber Freund! sagte er, ich will sie aus aller Verlegenheit ziehen, und ihre Noth mit einem male enden. Es soll, so lange ich lebe, nicht gesagt werden, daß ein Mann, der fast keinen Tag seines Lebens hat vergehen lassen, ohne einem seiner Nebenmenschen wohlzuthun, am Ende, als er ihrer Hülfe bedurfte, von Allen verlassen worden sei. Seit dreißig Jahren schon, suche ich umsonst die Gelegenheit, mich durch irgend eine ernstliche Großthat gegen einen Unglücklichen, der es unverschuldet geworden, auszuzeichnen. Ich habe einigemale Gutes gethan, aber ich habe noch nie einen Menschen glücklich gemacht. Sie sollen der erste und letzte sein, dem dies von mir widerfährt. Sie haben eine reizende Tochter, und ich habe einen Sohn, der für einen liebenswürdigen Cavalier gelten kann. Wir wollen sie miteinander verheirathen. Er ist mein einziges Kind, ich werde ihm und ihr Alles geben, was ich besitze, und mir nur ein behagliches Auskommen vorbehalten.

Wir bringen unsere übrigen Lebenstage mit ihnen zu und erfreuen uns in der Stille ihres Wohlstandes. Das ist der Entschluß, den ich gefaßt habe, ist er ihnen anständig, so lassen sie uns ihn ohne weiteres vollziehen. — Obwohl dies mit einer Miene, in einem Tone, mit einer Lebhaftigkeit gesagt wurde, die es glaubhaft machten, so war es dem Kaufmann doch, als ob er träume, oder als ob der Graf den Verstand verloren habe. Unfähig, einen solchen Vorschlag für ernstlich gemeint zu halten, blieb er unbeweglich, und wie außer sich selbst sitzen.

Der Graf von Mirmonde errieth seine Gedanken. Was ich ihnen vorschlage, ist mein Ernst, sagte er; es bedarf nicht vieler Umstände, ihnen dies zu beweisen. Lassen sie einen Notar holen, der setzt die Bedingungen des Vertrages auf, und wir unterzeichnen. Unsere Kinder brauchen wir eben nicht dazu, ich bin der Herr meines Sohnes, und ihnen wird ihre Tochter gehorchen müssen. — Der Kaufmann vermochte nicht länger, an den Worten des Grafen zu zweifeln, und drückte ihm sein Erstaunen darüber aus, indem er ihm zwar zugleich für seine Großmuth ohne Gleichen tausendmal dankte; sich aber doch auch für verpflichtet hielt, ihm die Folgen einer solchen Verbindung vorzustellen, da seine Tochter, die ohne alle Mitgift sei, sich dadurch die Feindschaft, und vielleicht gar die Verachtung seiner Familie zuziehen würde. Er fügte hinzu: er kenne den Unterschied des Standes, der zwischen ihnen bestehe, er würde in seinem größten Glücke seine Augen nicht so hoch erhoben haben, und außer diesen allgemeinen Bedenken müsse er noch das besondere und vielleicht hauptsächlichste gegen eine solche Heirath erheben, daß sein Sohn sie vielleicht nicht wünsche und billige, insofern der Stolz des jungen Adels in diesem Punkte eine bekannte Sache sei: er selbst wolle seine Tochter hundertmal lieber dem allerstrengsten Klo-

sterzwange opfern, als ihr einen Gemahl geben, von dem sie keine Achtung und Liebe zu erwarten habe. —

Der Graf ließ ihn sprechen, so lang er wollte; als er ausgeredet hatte, sagte er: Sie können doch wohl glauben, daß Menschen, die einer solchen That fähig sind, eine Frau nicht mißhandeln werden. Meine Familie bedarf weder größeren Reichthums, noch höheren Adels, und ist ungefähr eben so gestimmt, wie ich. Mein Sohn ist ein junger Mann, den ich liebe; der aber gehorchen muß, wenn ich gebiete. Bis hierher habe ich alle Ursache gehabt, mich seinetwegen glücklich zu preisen; aber wenn er zaudert, wenn er mir entgegen ist, so heirathe ich selbst ihre Tochter und enterbe ihn, das habe ich bei mir beschlossen, keine Gewalt würde im Stande sein, mich davon abzubringen. Lassen sie, wie gesagt, einen Notar kommen, und sprechen sie kein Wort weiter davon. — Aus so vieler Festigkeit abnehmend, daß in dies Ereigniß die Hand des Himmels unverkennbar eingreife, ihn für sein großes Unglück zu entschädigen, hielt der Kaufmann dafür, daß alle Welt ihn tadeln würde, wiese er ein solches Glück von sich, und stand also nicht länger an, sich dem Willen und der Ungeduld des Grafen zu ergeben, und einen Notar herbeibringen zu lassen, von dem der Graf einen Heirathstraktat unter den günstigsten Bedingungen für die Braut aufsetzen ließ. Beide Väter unterschrieben, und da der junge Graf von Mirmonde nicht in Paris war, und erst in drei Tagen, Julie aber am anderen Morgen eintreffen sollte: so baten sie den Notar, am vierten Tage wieder zu kommen, um den Vertrag durch die noch fehlenden Unterschriften der zukünftigen jungen Gatten völlig abzuschließen. So wie dies geschehen war, gaben sich der Graf und der Kaufmann gegenseitig ihr Wort, die Sache bis zum völligen Abschlusse geheim zu halten, und schieden von einander, der eine wohl damit zu-

frieden, einen verdienstvollen Mann aus dem Unglück zu erheben, der andere, seinen Namen also zu erneuten Ehren gelangen zu sehen.

Als des nächsten Tages die schöne Julie ankam, bezauberte der Anblick ihrer Reize und Anmuth den alten Herrn so, wie noch niemals eine Tochter einen Vater bezauberte. Er umarmte sie auf das zärtlichste, und erklärte ihr mit unbeschreiblichem Entzücken, daß der seinen Wünschen freundliche Himmel sie in das Vaterhaus zurückführe, nicht um sie, wie er geglaubt, alsbald in die Mauern eines Klosters einzuschließen, sondern um ihr mit einem ihrer durchaus würdigen Gatten ein Loos zu bereiten, wie es keine Frau sich glänzender wünschen könne. Das junge Mädchen, das sich den größten Zwang auferlegt hatte, ihrem Vater die Traurigkeit ihres Herzens zu verbergen, war über diesen, ihr angekündigten Wechsel ihres Schicksals so betroffen, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihm mit Thränen in den Augen zu Füßen zu fallen, und ihn zu beschwören, sie nicht so bald wieder von sich zu entfernen, nachdem sie lange Jahre von ihm getrennt gelebt. Der Vater sah in ihrem Schmerze nur die Wirkung der, jungen Mädchen gewöhnlichen, Zaghaftigkeit und suchte sie mit der Versicherung zu trösten, daß sie trotz ihrer Verheirathung nicht von einander getrennt werden würden, so daß Julie nicht umhin konnte, sich damit scheinbar zu beruhigen, insofern ihr vieljähriger Aufenthalt in dem Hause ihrer Tante sie ihrem Vater genugsam entfremdet hatte, um es ihr unmöglich zu machen, ihm den Zustand ihres Herzens sogleich anzuvertrauen. Sie befand sich aber nicht sobald mit ihrer Gouvernante allein, die um das Geheimniß ihrer Liebe wußte, als sie auch schon an deren Busen ihr bedrängtes Herz in zahllosen Thränen ausschüttete. Ach! was soll aus mir werden, meine liebe Freundin! rief sie aus:

Kaum daß ich einen Vater wiedersehe, von dem ich zärtlich geliebt zu sein glaubte, so befiehlt er mir mit all seinem Ansehen, einen Mann zum Gatten zu nehmen, den ich nicht kenne und niemals gesehen habe. Ach! ich tröstete mich über die bittere Nothwendigkeit, auf den Marquis d'Orsimond verzichten zu müssen, mit der Hoffnung, seiner in heiliger Zurückgezogenheit uneingedenk zu werden. — Klagen sie ihren Vater nicht der Härte an, antwortete die Gouvernante, seine Liebe zu ihnen, und seine Sorgfalt, ihnen eine glückliche Zukunft zu bereiten, verdienen ihm keine Vorwürfe von ihnen. Überwinden sie sich nur in so weit, den Gatten zu sehen, der ihnen bestimmt wird, vielleicht daß seine persönliche Erscheinung sie seinetwegen anderes Sinnes macht. Bedenken sie, welch unüberwindliche Abneigung sie gegen das Kloster hatten, ehe sie den Marquis sahen. Gefällt ihnen der junge Graf von Mirmonde, wenn sie ihn gesehen haben, nicht, so treten sie getrost vor ihren Vater, und sagen sie ihm, sie seien zwar bereit gewesen, sich seinem Willen zu unterwerfen; aber sie fühlten sich außer Stande, mit dem Grafen glücklich zu werden, und zögen ihre Bestimmung füe das Kloster dem irdischen Glücke, das er ihnen anbieten könne, vor. Ich verspreche ihnen, daß ich dann ganz gewiß meine Vorstellungen bei ihrem Vater mit den ihren vereinigen will, nur müssen sie mir eben auch insoweit nachgeben, nicht gleich dem ersten Wunsche ihres Vaters vom Anfange herein sich zu widersetzen, und ein so bedeutendes Glück, noch ehe sie es kennen, auszuschlagen.

Sanft und verständig, wie Julie war, erkannte sie die guten Rathschläge ihrer Hofmeisterin, und entschloß sich also, denselben Folge zu leisten. Mittlerweile hatte der alte Graf von Mirmonde kaum ihre Ankunft vernommen, als er sich eiligst zu ihr verfügte, und zwar schon in Folge dieses ersten

Besuches, solchergestalt von der Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung entzückt wurde, daß er mit der äußersten Ungeduld der Ankunft seines Sohnes entgegensah, der ihn nicht lange auf sich warten ließ, und bereits am nächstfolgenden Tage in Paris eintraf. Das Herz voll von dem, was er vorhatte, eröffnete ihm der alte Graf gleich nach der ersten Umarmung, daß er ihn mit dem schönsten und liebenswürdigsten Mädchen von ganz Paris vermähle. Der junge Cavalier, dessen Herz vielleicht noch weniger frei war, als das Juliens, glaubte vor Schreck über diese Neuigkeit zu Boden sinken zu müssen; desungeachtet verhehlte er seinem Vater seine wahren Empfindungen, und begnügte sich, zu erwiedern: er habe gehofft, es werde ihm gestattet sein, noch bevor er für ihn die Wahl einer Gattin träfe, seiner Neigung für den Krieg Folge zu leisten, und sich seines Namens und seiner Familie durch Thaten würdig zu machen. Sein Vater fiel ihm jedoch mit den Worten in die Rede: Du bist mein einziger Erbe, und ich will mich nicht der Gefahr aussetzen, dich mir vielleicht im Kriege durch den Tod entrissen, und mein Vermögen nach meinem Tode in fremde Hände übergehen zu sehen. Deswegen will ich dich vor allen Dingen vermählen. Hast du erst Kinder, und bedünkt mich unsere Nachkommenschaft durch die Zahl meiner Enkel hinlänglich gesichert zu sein, so kannst du noch immer zeitig genug thun, was du willst. Du sollst übrigens die Tochter eines alten Freundes von mir, eines Kaufmanns, heirathen, dessen Glücksumständen ich wieder dadurch aufhelfen will. Ich weiß, du bist eben so groß gesinnt wie ich, und wirst dich freuen, eine Frau zu besitzen, die dir außer ihren Pflichtgefühlen, auch noch die Dankbarkeit verbindet. Bereite dich dazu vor, den Ehevertrag mit ihr morgen zu unterzeichnen, und deine Hochzeit binnen den nächsten

acht Tagen zu feiern. Willst du das Alles nicht, so bist du von mir enterbt, und ich sehe dich niemals wieder. —

Der junge Mann kannte den Charakter seines Vaters, und wußte, daß er nicht vergebens drohte, wenn er es einmal that. Als ihn daher der alte Graf nach dieser Erklärung verlassen hatte, befand er sich in der peinlichsten Verlegenheit, die er jemals empfunden. Er fürchtete die Folgen der ihm bevorstehenden Enterbung, und doch war es ihm unmöglich, bei dem Zustande seines eignen Herzens jemals in diese Vermählung zu willigen, die er, eben so edel und unendlich feiner fühlend als sein Vater, bei unbefangenem Gemüthe mit Vergnügen eingegangen sein würde. In seiner innerlichen Bedrängniß beschloß er also, vor allen Dingen möglichst Zeit zu gewinnen, und begab sich darauf zu seinem Vater in sein Kabinet, wo er ihn dringend anging, ihm nur drei oder vier Tage Frist zu gönnen, ehe er ihn seinem zukünftigen Schwiegervater und dessen Tochter vorstelle, und ihm versprach, sich danächst blindlings seinem Willen zu unterwerfen. Der Graf liebte seinen Sohn wahrhaft, und da er sich einbildete, derselbe wolle nur inzwischen etwa ein leichtes Jugendverhältniß lösen, so glaubte er ihm diese kleine Gunst um so eher zugestehen zu dürfen, als derselbe ihm vorher immer gehorsam gewesen war, und er gegen seinen Freund selbst den Aufschub leicht rechtfertigen konnte, wenn er ihm die Ankunft seines Sohnes so lange verheimlichte. Er willigte in das Verlangen des jungen Mannes ein, und ließ sich nur von ihm wiederholt mit den heiligsten Schwüren zusichern, daß er nach Ablauf der genannten Frist gehorchen wolle.

Aeußerst erfreut, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, dachte der junge Graf nunmehr an nichts Anderes, als wie er seine Zeit bestens benutzen könne. Ein Gedanke, der in ihm aufstieg, be=

wog ihn, sich insgeheim nach dem Charakter seiner Braut zu erkundigen, deren Vater der seinige ihm genannt hatte. Er hörte sonst nichts von ihr, als daß sie noch nicht in der Welt erschienen, und deshalb auf keine andere Weise darin gekannt sei, als durch das Urtheil der Leute vom Hause über sie, die sie Alle sehr lobten, und ihr eben so viel Schönheit als Verstand und Geist zuschrieben. Diese Schilderung bestärkte den jungen Mann in seinem Vorsatze, und er ergriff die Feder und schrieb die folgenden Zeilen an seine Braut:

„Der Sohn des Grafen von Mirmonde wagt, diejenige, zu deren künftigem Gemahl ihn der Wille seines und ihres Vaters ausersehen hat, hiermit zu bitten, ihm eine geheime Unterredung zu bewilligen, in der er seiner Verlobten Dinge mitzutheilen, die für deren Glück und Ruhe eben so wichtig sind, wie für die seinige. Er bittet, ihm nur mit zwei Zeilen Ort und Stunde der Zusammenkunft zu bestimmen."

Diesen Brief versiegelte er, und darauf zog er den Rock eines seiner Bedienten an, und schlich sich in der Abenddämmerung nach der Straße, wo der Kaufmann wohnte, um womöglich irgend eines Menschen aus dem Hause habhaft zu werden. Der Zufall führte bald einen Lakaien mit einem gewissen Auftrage heraus. Er redete ihn wie sein Kamerad an, und drückte ihm zwei Louisd'ors mit der Bitte in die Hand, ihm einen Dienst zu leisten. Durch seine Freigebigkeit gewonnen, fragte der Bediente, was er verlange? Daß du diesen Brief heimlich deinem jungen Fräulein übergibst, antwortete der verkleidete junge Mann, und mir, ohne daß Jemand erfährt, daß ich hier bin, eine Antwort bringst. — Du sollst mit mir zufrieden sein, sprach der Lakai, indem er ging, sie ist allein, und ich eile zu ihr. — Er begab sich in der That unverzüglich zu Julien und entledigte sich seines Auftrags.

In der Meinung, das Billet könne von dem Marquis d'Orsimond sein, dessen Bild ihr immer gegenwärtig war, öffnete Julie es hastig; sobald sie es aber überlesen, und in Folge dessen ihren Irrthum eingesehen hatte, ergriff sie ein unglaubliches Erstaunen und theilte sie, in ihrer Unentschlossenheit, was sie thun sollte, den Brief ihrer Hofmeisterin mit, die sie deshalb zu Rathe zog. Die Gouvernante sann eben so wie ihre Gebieterin lange Zeit nach, die Absicht des jungen Edelmanns zu errathen; endlich aber, als sie sich dieselbe gar nicht zu deuten wußte, rief sie aus: Es thut nichts, Fräulein! wir wollen sehen, was es ist, nehmen sie das Rendezvous an, ich werde sie nicht im Stich lassen. Vielleicht ist der junge Graf eben so verlegen, wie sie selbst, und sie finden durch ihn Gelegenheit, die ihnen so unangenehme Verbindung zu hintertreiben. Die Vermuthung der Gouvernante fand so lauten Anklang in dem Herzen des jungen Mädchens, daß sich dasselbe entschloß, zu antworten, und, nach vorgängiger Berathung mit der Hofmeisterin, über Ort und Stunde der Zusammenkunft, das folgende Billet schrieb: „Ich werde morgen früh acht Uhr auf der Terrasse der Thuilerien, in der Nähe des Kapuzinerklosters, sein."

Die Hofmeisterin rief den Lakai zurück, gab ihm den Zettel, und schickte ihn damit zu dem, den er für seines Gleichen hielt, und bei dem er sich entschuldigte, so lange ausgeblieben zu sein. Der junge Graf freute sich, seine Absicht so gut erreicht zu haben, und ging wieder nach Hause, wo er das Billet las, und sich anschickte, pünktlich an dem ihm angewiesenen Orte zu sein. Er war fest überzeugt, das junge Mädchen durch die Eröffnung, sein Herz sei schon vergeben, und mache es ihm unmöglich, mit ihr in zufriedener Ehe zu leben, aus Zartgefühl dahin zu bewegen, sich ihrer Verbindung mit ihm zu widersetzen, was sie mit geringerer

Scheu vor ihrem Vater, als er vor dem seinigen thun könne, und sicherlich thun werde, wenn sie wirklich so verständig sei, wie der Ruf sie schildere.

Ihrerseits erachtete Julie diese Gelegenheit für ungemein günstig, ihrem Bräutigam die Erklärung abzugeben, sie hege eine unüberwindliche Abneigung gegen die Ehe, und habe sich seit ihrer frühesten Kindheit vorgesetzt, in ein Kloster zu gehen, weshalb sie ihn denn inständigst bitten müsse, auf ihre Hand zu verzichten. Aber auch die Hofmeisterin hatte ihre guten Gründe gehabt, für die Zusammenkunft zu stimmen. Ueberzeugt, daß ein hübscher junger Mann das Angedenken eines anderen vertilgen möge, nährte sie die Hoffnung, der Anblick des jungen Grafen werde über das Bild des Marquis in der Erinnerung den Sieg davon tragen, und die Schönheit der jungen Dame dagegen alle Entschlüsse des Grafen, sie seien welcher Art sie wollen, über den Haufen stoßen.

Diese verschiedenartigen Gedanken beschäftigten die drei Personen die ganze Nacht hindurch, und am anderen Morgen begaben sich Julie uud ihre Gouvernante, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, unter dem Vorwande, in die Kirche zu gehen, auf die bezeichnete Terrasse der Thuilerien. Sie waren daselbst kaum hundert Schritte weit gewandelt, als Juliens überallhin schweifendes Auge den Marquis Orsimond wahrnahm, der, seinerseits höchlich erstaunt, ihr zu begegnen, mit der freudigsten Ueberraschung auf sie zukam. Die Gouvernante, die ihn ebenfalls erkannte, wollte Julien veranlassen, ihm auszuweichen, damit er und der Graf nicht aufeinander träfen. Von einem dunkeln Gefühle aber beherrscht, überhörte sie diesmal den guten Rath und ging ihrem Geliebten sogar einige Schritte entgegen. Mein Himmel! rief er aus, als er sie erreicht hatte: darf ich meinen Augen

trauen? Sind sie es, anbetungswürdigste Julie? Ach! ich bedurfte in der That eines so theuren Anblicks, mich aus der Verwirrung zu befreien, die mich überwältigt. — Ich weiß nicht, antwortete sie, ob meine Anwesenheit hier geeignet sein mag, ihre Unruhe zu lindern. Ich sehe sie zwar mit Vergnügen wieder, aber ihr Anblick erhöht beinahe mein Leiden. — Ach, schöne Julie! sprach er, wenn sie meine Lage kennten sie würden gestehen, daß ich vielmehr als sie zu beklagen bin. Aber seit wann sind sie in Paris? Welchem Zufall verdanke ich es, ihnen hier zu begegnen? — Ich bin seit vier Tagen hier, unterbrach sie ihn, eine wichtige Angelegenheit führt mich in die Thuilerien, es ist mir viel daran gelegen, daß man sie nicht bei mir erblickt, und darum muß ich sie leider dringend bitten, mich zu verlassen. —

Julie fing nämlich an, die Ankunft des Grafen zu fürchten, und verrieth bei diesen letzteren Worten eine so lebhafte Unruhe, daß der mehr als je in sie verliebte Orsimond einen eifersüchtigen Argwohn schöpfte, und zu ihr sagte, indem er sie zweifelhaft von der Seite ansah: Wie, Julie! ich habe kaum zwei Worte mit ihnen sprechen können, und schon gebieten sie mir, mich zu entfernen? Auch mich führt eine Angelegenheit hierher, die vielleicht noch wichtiger ist, als ihre eigene. Ich wähnte nicht, sie hier zu sehen; aber dennoch machen sie mich Alles vergessen, und ich kann mich nicht entschließen, sie zu verlassen. Welcher Unterschied besteht also zwischen unseren beiderseitigen Gefühlen! Ohne Zweifel ist es ein glücklicherer Nebenbuhler, der mich von ihnen verdrängt, und derweil ich mich hier eingefunden habe, mich von Banden zu befreien, die meiner treuen Liebe zu ihnen entgegen sind, kamen sie Grausame vielleicht nur, mit diesem unbekannten Nebenbuhler ein neues Band zu knüpfen. Jung und schön, wie sie sind, und in solcher Frühe in den Thuilerien, was Anderes mag

ich erwarten? — Julie erschrak über den Unmuth des Marquis, und glaubte jetzt es ihrer Ehre schuldig zu sein, ihn zu enttäuschen. Sie sagte also erröthend zu ihm: Sie verdienten eigentlich, daß ich sie in ihrem Irrthum ließe, Herr von Orsimond; aber mein guter Ruf erheischt, daß ich sie eines Anderen belehre. Ja, sie haben allerdings einen Nebenbuhler, und ich erwarte ihn hier; vielleicht ist er es wider seinen Willen, und kommt wohl gar in der nämlichen Absicht, aus der ich die Zusammenkunft mit mir, die er gewünscht, angenommen habe; aber wie dem auch sei, ich bin entschlossen, ihm zu erklären, daß ich seine Hand nicht mag und den Schleier allem irdischen Glück vorziehe. —

Der Marquis verfärbte sich bei diesen Worten, und gerieth in lebhafte Bewegung. Himmel! Meine theuerste Julie! rief er aus: nennen sie mir den Unseligen, und fürchten sie nichts, ich werde mich ihrem Willen gehorsam und ehrfurchtsvoll unterwerfen. Reden sie, entreißen sie mich der qualvollsten Ungewißheit. — Er heißt Graf von Mirmonde, antwortete Julie. — Julie, meine liebe Julie! unterbrach sie der Marquis, indem er sich ihr zu Füßen warf, ach! was wollten wir thun! — Er vermochte nicht mehr zu sagen, Freude und Entzücken raubten ihm die Sprache, und brachten Julien in einen Zustand, der nicht zu beschreiben ist. Als er endlich die Fähigkeit zu reden wieder erlangt hatte, fuhr er fort: Julie, zweifeln sie nicht länger, ich bin der Graf von Mirmonde, so wie sie die Tochter jenes Kaufmanns sind, mit der er verlobt ist. Die Unkenntniß unserer Namen hätte uns beinahe zu einem schrecklichen Irrthum verleitet. Ich wußte nur, daß sie Julie heißen, und den Namen Mirmonde führe ich erst seit so kurzer Zeit, daß man noch immer gewohnt ist, mich d'Orsimond zu nennen. Ich sehe nun

wohl, daß ich gestern Abend an sie geschrieben, und von ihnen Antwort erhalten habe, und daß es unsere unwissentliche Absicht war, die Bande zu zerreißen, an denen unser ganzes Glück hängt. —

Ein so seltsames Abenteuer erschien der schönen Julie wie ein Traum. In ihren Augen glänzte ein sanfte Freude; aber ihr Mund schwieg, da er keine Worte fand, sich auszusprechen. Was auf diese glücklichen Auseinandersetzungen erfolgte, erhöhte nur ihre Verlegenheit und verlängerte ihr Stummsein. Derweil nämlich die beiden Liebenden in einer ihrer Liebe so fremdartigen Absicht zu einander gegangen waren, hatte der alte Graf seinen Freund zu einer Angelegenheit abgeholt, in der er seines Raths bedurfte, und ihn zwar sehr weit auf die Straße St. Honoré geführt, wo derjenige, mit dem er zu sprechen hatte, wohnte. Nach Beendigung dieses Geschäftes hörten sie Beide miteinander die Messe bei den Kapuzinern, und da der Morgen außerordentlich schön war, wandelte sie die Lust an, einen Spaziergang zu machen. Aus diesem Grunde gebot der Graf seinem Kutscher, sie an einem anderen Thore zu erwarten, und sie selbst gingen gleich durch das Klosterthor, nach den Thuilerien. Wie erstaunten sie aber nicht, als sie, kaum einige Schritte weit auf der Terrasse gegangen, ihre Kinder miteinander in ernsthafter Unterhaltung begriffen wahrnahmen, die ihre Aufmerksamkeit dermaßen fesselte, daß sie nicht im mindesten auf das, was um sie her vorging, achteten. Da ihre Verwunderung Beiden zugleich den nämlichen Gedanken eingab, so verständigten sie sich durch Zeichen, schlichen leise auf sie zu, und stellten sich unmittelbar hinter die Bank, auf der der junge Mann, Julie und die Hofmeisterin saßen. Auf diese Art hörten sie den größten Theil dessen

mit an, was sich die beiden Liebenden mitzutheilen hatten, und erkannten also, daß sie sich schon früher gesehen, daß sie einander liebten, und daß sie aus Unbekanntschaft mit ihren beiderseitigen wahrhaften Namen, vor lauter Treue im Begriff gestanden hatten, die zwischen ihnen beschlossene Ehe zu hintertreiben. Sie brachen über diese wunderbare Entdeckung in ein lautes Gelächter aus, und stürzten dadurch Diejenigen, die sie so weit entfernt gewähnt, in eine schwer zu begreifende Verwirrung. Julie war freilich vorher schon so befangen gewesen, daß ihre Verlegenheit nur bis zu einem gewissen Grade zunehmen konnte. D'Orsimond fand aber bald seine Besinnung wieder und eilte auf seinen Vater zu, den er fußfällig um Vergebung seiner ihm, um eben deretwillen bewiesenen Widersetzlichkeit bat, mit der sein eigener Wille ihn vereinigen wollte. Währenddessen er sich rechtfertigte, machte die Hofmeisterin den Kaufmann mit dem Abenteuer Juliens bekannt, und der gute Vater warf es ihr zärtlich vor, ihm ihr Herz nicht gleich geöffnet, und sich dadurch aus aller Noth errettet zu haben. Seine Frage, warum denn aber der junge Graf immer d'Orsimond genannt worden sei, beantwortete dessen Vater mit der Erklärung: daß er ihm diesen Namen eines seiner Lehen beigelegt habe, um Verwechslungen zu vermeiden, weil den Namen Mirmonde noch ein Oheim von ihm geführt, der indessen eben jetzt gestorben sei, und durch seinen Tod die genannte Maßregel unnütz gemacht habe. Unterdessen hatte sich Julie von ihrem Schreck erholt, und bat nunmehr den alten Grafen, den sie mit ihrer natürlichen Anmuth begrüßte, ihr durch seine Fürsprache die Verzeihung ihres Vaters für ihre Verschlossenheit zu erwirken. Der Kaufmann schloß sie in seine Arme, und versicherte ihr, er hege keinen andern Gedanken, als wie

er sich dem Himmel für so viele Wohlthaten dankbar erweisen solle. Und der Graf ließ sie darauf allesammt in seinen Wagen steigen, und fuhr mit ihnen nach der Wohnung der Braut, wo der völlige Abschluß ihrer Verbindung das Glück des jungen Liebespaares krönte.

VI.

Die vorgebliche Tante.

Durch eine gewisse Straße von Salamanca gehend, sahen zwei Studenten, Manchaner und junge Männer, mit Schild und Degen mehr als mit Bartolus und Baldus vertraut, vor dem Fenster eines Hauses und Fleischverkaufes einen Gitterladen, und darob verwundert, weil die Leute, wenn sie sich nicht sehen ließen, und nicht ausriefen, nichts verkauften, erkundigten sie sich nach dem Umstande, und erhielten die gewünschte Auskunft von einem Handwerksmanne, der dicht daneben wohnte und zu ihnen sagte: Meine Herren, es wird etwa acht Tage her sein, seit in dem Hause eine fremde Dame, eine halbe Selige, in großer Frömmigkeit lebt: sie hat ein Fräulein bei sich, von Ansehen und Betragen ganz ausbündig, das, wie sie sagen, ihre Nichte ist: geht mit einem Escudero und mit zwei Dueñas aus, und ist, nach meinem Dafürhalten, sehr vornehmen Standes und voller Würde. Bis jetzt habe ich noch keinen Menschen aus der Stadt oder anderswoher, zu ihr gehen sehen, sie zu besuchen, auch wüßte ich nicht zu sagen, von wannen sie nach Salamanca gekommen sind; aber so viel weiß ich gewiß, daß das

junge Mädchen schön und anscheinend ehrbar ist, und daß den Aufwand und den Prunk der Tante arme Leute nicht machen können. —

Die Auskunft, die der Wandnachbar den Studenten gab, machte sie begierig, die Sache zu ergründen, denn da sie in der Stadt bewandert waren, und alle Fenster, an denen es Basilikum und Weiberhauben gab, beliebäugelten, so wußten sie, daß es unter den Anhängerinnen ihrer Universität keine solche Tante und Nichte gab, besonders da sie eine Straße dieser Art bewohnten, in der für einen billigen Preis immerfort leichte Waare, wenn auch nicht gerade die feinste verkauft wurde: denn es gibt eben Häuser, in Salamanca wie in anderen Städten, deren nicht zu entäußernde Eigenheit es ist, daß darin gefällige Frauenzimmer, oder mit anderem Namen, Dirnen zu wohnen pflegen.

Es war eben in der zwölften Tagesstunde, und das besagte Haus von außen verschlossen, so daß sie vermutheten, dessen Bewohnerinnen speisten etwa nicht darin oder würden alsbald kommen. Diese Vermuthung schlug ihnen auch nicht fehl, denn nach einer kleinen Weile sahen sie eine ehrwürdige Matrone nahen, die eine schneeweiße Haube, weiter als das Chorhemd eines portugiesischen Stiftsherrn, auf der Stirne mit einer faltigen Falbel, und um den Hals einen großen Rosenkranz von klappernden Kügelchen trug, so dick wie die von Sanktenuslo (?), der ihr bis auf den Gürtel herab hing: das Schleier=Mäntelchen von Seide und Wolle, weiße, neue Handschuh ohne Umschlag, und einen Stock oder ein Rohr aus Indien, mit silbernem Knopfe.

Ihr zur Linken begleitete sie ein Escudero, wie aus der Zeit des Grafen Fernan Gonzalez, mit seinem abgeschabten Sammetrocke und scharlachnem Latz, seinen fuchsigen Halbstiefeln, gestreiftem Mantel, Mailänder Barret und ge=

strickter Schlafmütze, weil er an Schwindel litt, rauchen Handschuhen, und Navarreser Degen und Degenkuppel. Voraus ging ihre Nichte, dem Ansehen nach ein Mädchen von achtzehn Jahren, ernsten und bescheidenen, eher adlerartigen als runden Angesichts, mit großen, nachlässig halb geschlossenen schwarzen Augen, zierlich gebogenen Augenbraunen, langen Augenwimpern und purpurnen Wangen: Ihre Haare waren golden und künstlich gekräuselt, wo sie an den Schläfen zum Vorschein kamen: sie trug ein eng anschließendes Gewand von Courtray oder rauhem Seidenzeug, und darüber einen Rock von feinem braunem Tuche, Pantoffeln von schwarzem Sammet mit silbernen Stiften und Fransen, Handschuh, duftend nach Ambra und nicht nach Spaniol. Ihre Haltung war anständig, ihr Aussehen ehrbar, ihr Gang schwebend wie eines Reihers. Im Einzelnen betrachtet, gefiel sie sehr wohl, im Ganzen noch viel besser: und obwohl Beschaffenheit und Neigung der beiden Manchaner dieselbe war, wie die der jungen Raben, die auf jedwedes Fleisch herniederschießen, so hatten sie nicht sobald das des jungen Reihers gesehen, als sie denselben auch mit allen ihren fünf Sinnen verfolgten, und von solchem Reize und solcher Anmuth befangen, nach dem Vorrechte sich in sie verliebten, das die Schönheit, wenn auch mit einem groben Kittel bedeckt, hat. Hinterdrein kamen zwei Ehrendamen, nach Art des Escuderos gekleidet. Mit diesem ganzen Aufzuge langte die schöne Dame bei ihrem Hause an, der würdige Escudero öffnete die Thüre, und sie traten ein: es ist die Wahrheit, daß dabei die Studenten ihre Mützen abzogen, mit außerordentlicher Höflichkeit und Ehrerbietung, und schon von der Liebe bedrängt, ihre Knie beugend und ihre Augen niederschlagend, gleich als wären sie die allerfrömmsten und sittsamsten Menschen von der Welt. Die Damen riegelten sich ein, die Herren

verweilten auf der Straße, nachdenklich und halb verliebt, in der Kürze mit einander wortwechselnd, was sie zu thun hätten, ohne Zweifel glaubend, die Damen, als Fremde, würden nach Salamanca nicht gekommen sein, um Gesetze zu erlernen, sondern um sie zu übertreten. Sie verständigten sich darauf, ihnen in der folgenden Nacht ein Ständchen zu bringen: denn dieses ist der erste Dienst, den arme Studenten ihren Schönen leisten. Sie schickten sich sogleich an, ihre Armuth, ein geringes Mundtheil zu genießen, und nachdem sie gesättigt waren, beriefen sie ihre Freunde und brachten Zittern und Instrumente zusammen, bestellten Musiker, und gingen zu einem der Poeten, die in dieser Stadt im Ueberflusse vorhanden sind, und den sie baten, es möge ihm belieben, auf den Namen Esperanza, denn so nannte sich die Hoffnung ihres Lebens, die sie nun schon dafür hielten, ein paar Worte zu dichten, um sie in dieser Nacht abzusingen; nur müsse jedenfalls in dem Gedicht der Name Esperanza enthalten sein. Der Pöet befaßte sich mit dem Auftrage, und schmiedete in einer kleinen Weile, die Lippen und Nägel sich zernagend, und die Stirn und die Schläfe sich zerkratzend, ein Sonett zusammen, wie es wohl auch ein Tuch- oder Wollenkratzer hätte machen können. Er gab es den Liebhabern, und befriedigte sie, und sie kamen überein, daß der Verfasser selbst es den Musikern vorsagen solle, weil es nicht mehr anging, daß sie es auswendig lernten.

Es wurde darüber Nacht, und zu der, für die große Festlichkeit bequemen Stunde gesellten sich zu einander neun Raufer aus la Mancha, und vier Sänger und Zitterspieler, ein Psalter, eine Harfe, eine Mandoline, zwölf Schellenspiele und eine Zamoraner Sackpfeife, dreißig Schilder und eben so viele Panzer, was Alles unter einen Trupp Busenfreunde oder besser zu sagen, Beutelfreunde vertheilt wurde.

Mit diesem ganzen Aufzuge und Getümmel gelangten sie auf die Straße und zu dem Hause der Dame, wo am Eingange derselben die grausamen Schellenspiele ein solch Getöse einläuteten, daß, obwohl die Nacht schon die Linie passirt hatte und in den Hof des Friedens eingegangen war, auch bereits alle Nachbarn und Umwohner, je zwei und zwei, wie Seidenwürmer schliefen, es ihnen doch nicht möglich war, fort zu schlummern, und es keinen Menschen in der ganzen Nachbarschaft gab, der nicht aufgewacht und an das Fenster getreten wäre. Die Sackpfeife dudelte darauf ihre Tänze ab und knarrte dicht unter den Fenstern der Dame aus, und nunmehr sang zu dem Klange der Harfe, indem der Poet, der es verfaßt, es ihm vorsagte, einer der Musiker, die sich nicht bitten lassen, mit reiner und gelinder Stimme das Sonett, das solchergestalt lautete:

In diesem Haus ruht meine Esperanza,
Ich bete sie mit Leib und Seele an,
Wer sie nicht hat, den Schatz nicht heben kann,
Auf den ich in ihr Lebenshoffnung pflanze.
Besitz' ich sie, schweb' ich in solchem Glanze,
Daß ich nicht Inder, Mohren neide dann;
Drum fleh ich schönstens dich um Hülfe an,
Cupido, Gott im vollsten Freudenkranze.
Denn wenn auch Esperanza also kleine,
Daß sie kaum neunzehn Jahre hat erlebt,
Ist doch, wer sie erwirbt, ein großer Riese.
Die Flamme wachse an mit mächt'gem Scheine!
O, art'ge Esperanza! wer da strebt
Nicht, daß er sich dir dienstlich stets erwiese!

Kaum hatte er dieses schmähliche Sonett zu Ende gesungen, als von den Umstehenden ein Schalk, der Doctor der Rechte war, zu seinem Nachbar mit erhobener schallender Stimme sagte: Hab' ich doch mein Lebtage kein besser Sonett gehört!

Habt ihr wohl bemerkt, geehrter Herr! wie die Reime aufeinander klappten, wie mit dem Namen Esperanza und seiner Bedeutung gewortspielt wurde! und dann jene Anrufung Cupidos, und die sinnige Einschachtelung des „schönstens"! Wie passend ist es doch, daß man also von dem Alter des Mädchens unterrichtet wird, und wie überlegt der Gegensatz zwischen „kleine" und „Riese"! Kann man zierlicher aus einem Verse in den anderen übergreifen, als wie mit jenem „nicht" hinter „strebt" geschah? Ich betheure hiermit, daß, wenn mir der Dichter bekannt wäre, der solch Sonett verfaßte, ich ihm morgenden Tages ein halb Dutzend Knackwürste schicken wollte, die mir der Maulthiertreiber erst heute Morgen von meinem Dorfe hereingebracht hat. — Schon an dem Worte Knackwürste erkannten die Zuhörer, daß derjenige, der dies Lob spendete, sicherlich ein Estremadurer sei, und sie irrten sich darinnen nicht, denn man erfuhr nachher, daß er aus einem Orte in Estremadura, nahe bei Jaraicejo war; und er stand fortan bei Allen in dem Rufe eines gelehrten und in der Dichtkunst erfahrenen Mannes, blos weil man ihn das abgesungene, nicht eben besondere Sonett hatte also insbesondere zerlegen hören.

Während alles dessen blieben die Fenster des Hauses fest verschlossen, worüber denn die beiden hoffenden Manchaner fast verzweifelten; des ungeachtet sangen sie darauf mit Guitarrenbegleitung dreistimmig die folgende Romanze ab, die desgleichen zu dem Ende über Hals und Kopf gemacht worden war:

O, erscheine Esperanza!
Meiner Seele Glück zu schaffen;
Ohne dich, ersterbend, hat sie
Fast den Körper schon verlassen.

Laß verdunkeln deine Augen
Nicht durch Wolken kalten Bangens,
Denn es ist nur dein Verschulden,
Niederstrahlen sie nicht Alles.

Laß beruhigt die Gewässer
In dem Meere meiner Qualen,
Willst du nicht, daß meine Sehnsucht
Meine Hoffnung scheitern mache.

Nur durch dich erhoff' ich Leben,
Will der Tod mich schon erschlagen,
Seligkeiten in der Hölle,
Und von Kaltsinn Liebesgnade.

So weit waren die Musiker mit der Romanze gekommen, als sie vernahmen, daß das Fenster geöffnet wurde und daß eine der Dueñas, die ihnen an demselben Tage schon zu Gesicht gekommen war, daran trat und mit feiner gezierter Stimme zu ihnen sprach: Meine Herren! meine Gebieterin, Doña Claudia von Schlauenstädt und Prellerhausen, ersucht euer Gnaden, ihr die Ehre anzuthun, diese Nachtmusik anderswo zu veranstalten, damit der Nachbarschaft kein Aergerniß und böses Beispiel gegeben werde, in Ansehung dessen, daß sie in ihrem Hause eine unverheirathete Nichte hat, mein gnädiges Fräulein, Doña Esperanza de Torralva, Meneses y Pacheco, und daß es gegen ihren Rang und Stand verstößt, wenn an ihrer Thüre zu solcher Stunde derlei Dinge vorgehen, die sie in anderer Art und Weise und mit geringerem Aufsehen sich von euer Gnaden eher gefallen lassen dürfte. — Hierauf antwortete einer der beiden Bewerber: Erweist mir das Vergnügen und die Gunst, Frau Dueña, meinem gnädigen Fräulein Doña Esperanza de Torralva, Meneses y Pacheco, zu sagen, sie möchte sich an dieses Fenster bemühen, ich hätte nur zwei Worte mit ihr zu sprechen,

die entschiedenen Werth für sie haben würden. — Pfui, pfui! sagte die Dueña: Da müßte mein Fräulein Doña Esperanza auch dabei sein! Wisset, mein Herr, daß sie nicht so Eine ist, als ihr denken mögt: mein Fräulein ist sehr vornehm, sehr ehrbar, sehr züchtig, sehr verständig, sehr belesen und sehr beschrieben, und würde nicht thun, was ihr von ihr verlangt, wenn ihr sie auch mit Perlen zudecktet. —

Derweil noch die gekniffene Dueña mit ihren Pfui und ihren Perlen also vergnüglich redete, kam eine große Menge Menschen die Straße daher; und da die Musiker und ihre Begleiter glaubten, es seien die Polizeidiener der Stadt, so bildeten sie Alle einen Kreis und nahmen das Gepäck der Musiker in ihre Mitte. Ja, als die Schergen wirklich ankamen, begannen sie mit ihren Schildern aneinander zu schlagen und mit ihren Panzern zu klirren, so daß jene bei dem Klange nicht lüstern waren, den Waffentanz der Gärtner beim Frohnleichnamsfeste in Sevilla zu tanzen, sondern vorübergingen, weil die Schergen, Büttel und Häscher dafür hielten, daß auf dieser Messe nichts zu gewinnen sei. Die Raufbolde triumphirten und wollten ihre begonnene Musik fortsetzen; aber einer der Wortführer der Schaar wollte das nicht zugeben, wofern das Fräulein Doña Esperanza sich nicht am Fenster zeige, an dem sogar die Dueña, auch auf wiederholtes Rufen, nicht wieder erschien. Darüber nun erzürnt und unwillig, wollten sie Steine nach dem Hause werfen, die Jalousie zerbrechen und der Dame zum Possen, ihr eine Katzenmusik bringen, was junge Leute in solchen Fällen gewöhnlich zu thun pflegen; wie verdrüßlich sie aber auch waren, so beschlossen sie dennoch, nach einigen Widerreden, die Wiederaufnahme der Musik. Die Sackpfeife fing wieder an zu dudeln, das unleidliche wilde Geklingel der Schellen-

spiele ging von neuem los, und damit hatte dann die Nachtmusik ein Ende.

Der Morgen dämmerte fast schon, als die Versammlung, wenn auch nicht der Aerger sich auflöste, den die Manchaner empfanden, den geringen Vortheil zu sehen, den ihre Musik ihnen eingebracht hatte. Und sie gingen damit nach der Wohnung eines gewissen Edlen, ihres Freundes, dessengleichen in Salamanca eine große Rolle spielt und den ersten Platz auf den Bänken einnimmt, und der ein reicher, verschwenderischer, Musik und Frauen, über Alles aber Händel liebender Jüngling war. Diesem erstatteten sie einen ausführlichen Bericht von der Schönheit, der Anmuth, der Züchtigkeit und der Holdseligkeit der Jungfrau, und zugleich von dem Anstand und dem Prunke der Tante, und sagten ihm, wie so wenige oder gar keine Mittel sie hätten, sie zu gewinnen, da das des Ständchens, der erste und letzte Dienst, den sie ihr hätten leisten können, ihnen zu nichts weiter als dazu gedient und verholfen, sie in Betracht der übeln Nachrede der Nachbarschaft gegen sie aufzubringen. Hierauf zögerte der Edelmann nicht, der eben ziemlich geradezu zu gehen pflegte, sich zu erbieten, sie, es koste was es wolle, für sie zu erobern, und sandte noch an demselben Tage, gleich verbindlich wie höflich, der Señora Doña Claudia seine Empfehlung zu, in dem er seine Person, sein Leben, sein Vermögen und seinen Einfluß ihr zu Diensten stellte. Die verschmitzte Claudia erkundigte sich bei dem Pagen nach Rang und Stand seines Herrn, nach seinem Einkommen, seiner Gemüthsart, seinen Beschäftigungen und Vergnügungen, als ob sie im Ernste ihn zum Schwiegersohn hätte nehmen wollen, und der Page schilderte ihn, die Wahrheit sagend, solchergestalt, daß sie ziemlich befriedigt wurde und mit ihm die Dueña Pfui mit einer Antwort zurücksandte, die

nicht minder artig und zuvorkommend als die Botschaft lautete.

Die Dueña trat ein, der Edelmann empfing sie höflich, ließ sie neben sich auf einen Stuhl niedersitzen, nahm ihr den Schleier ab und gab ihr ein Spitzentuch, sich den Schweiß abzutrocknen, da sie der Weg ein wenig angestrengt hatte, und bevor sie noch ein Wort von ihrer Sendung vorbrachte, ließ er ein Büchschen mit Quittenbrod herbeibringen und schnitt ihr eigenhändig zwei gute Stücken davon ab, indem er sie, sich die Zähne abzuspülen, ein paar tüchtige Schlucke Vino santo thun ließ, der sie wie eine Klatschrose schminckte, und sie zufriedener stellte, als wenn man ihr die fetteste Pfründe gegeben hätte. Sie entledigte sich sodann ihres Auftrags in den verzwickten, unrichtigen Ausdrücken, an die sie gewöhnt war, und schloß mit einer recht ausgemachten Lüge: daß nämlich ihre Gebieterin, Doña Esperanza de Torralva, Meneses y Pacheco, noch eben so jungfräulich sei, als ihre Mutter sie geboren habe, wiewohl für den gnädigen Herrn desungeachtet bei ihrer Herrin keine Thüre verschlossen sein werde. Der Edle erwiederte: er glaube Alles, was sie ihm von den Verdiensten, der Werthe, der Schönheit, der Verständigkeit und, mit ihr zu sprechen, der Ausbündigkeit ihrer Gebieterin gesagt habe; was indessen deren Jungfrauschaft betreffe, so sei er in diesem Punkte ein wenig schwieriger: weswegen er sie bitte, ihm, so viel sie davon wisse, die reine Wahrheit auszusagen, und ihr bei seiner ritterlichen Ehre verspreche, ihr, wenn sie ihn enttäusche, einen Mantel von fünffach gespulter Seide zu schenken. Nach diesem Versprechen hatte er nicht mehr nöthig, mit peinlichen Fragen der schmucken Dueña zuzusetzen, oder sie sonst noch zu schnüren oder zu schrauben, die Wahrheit einzugestehen. Dieselbe lautete, daß, so wahr als sie in ihrem letzten Stünd-

lein zu Gott kommen wolle, ihre Herrin Doña Esperanza de Torralva, Meneses y Pacheco, auf drei Märkten zugleich zum Verkauf ausstehe, oder besser zu sagen, feil sei, wozu die Dueña noch das wann und wie, das wem und wo, und tausend Nebenumstände fügte, wodurch Don Felix, denn so nannte sich der Edelmann, Alles erfuhr, was er wissen wollte. Auch wurde er mit ihr einig, daß sie ihn in derselben Nacht in das Haus einschlösse, auf daß er dann mit Esperanza allein und ohne Vorwissen der Tante sprechen möge. Er entließ sie mit schönen Worten und Anerbietungen für ihre Gebieterinnen, und gab ihr an Gelde so viel, als der schwarze Manto etwa kosten konnte. Sie besprach mit ihm, was er zu thun habe, um in der folgenden Nacht in das Haus zu gelangen, und damit ging sie, vor Freude närrisch, und blieb er zurück, sein Vorhaben überdenkend und die Nacht erwartend, die, wie es ihm schien, tausend Jahre zögerte, so sehr sehnte er sich, all die Traumbilder, die er sich vorstellte, zu erleben.

Die bestimmte Zeit kam, denn es giebt keine, die nicht käme, und Don Felix, ein Sanct Georg, ging ohne Freund und Diener dahin, wo die Dueña ihn erwartete, die ihm die Thüre öffnete, ihn still und behutsam in das Haus zog, und in das Zimmer ihrer Herrin Esperanza, hinter die Vorhänge ihres Bettes versteckte, ihm anempfehlend, ja kein Geräusch zu machen, da Fräulein Esperanza schon wisse, daß er zugegen sei, und, ihrer Tante unbewußt, auf ihr Zureden seine Wünsche befriedigen wolle. Dabei drückte ihm die Dueña die Hand, wie zur Betheuerung, daß es also geschehen solle, und ging hinaus; und Don Felix verblieb hinter dem Lager seiner Hoffnung, abwartend, wie es ihm zuletzt in diesem seinen Hinterhalte ergehen werde.

Es mochte etwa neun Uhr Abends sein, als Don Felix

in sein Versteck gekommen war, und als in einem an das Schlafzimmer stoßenden Saale die Tante auf einem niedrigen Armstuhle, die Nichte ihr gegenüber auf einem Estrado, saß, und zwischen ihnen ein Kohlenbecken brannte. Das Haus ruhte schon in tiefer Stille, der Escudero war zu Bett gegangen, die andere Dueña hatte sich zurückgezogen und schlief, nur die Unterhändlerin war auf den Beinen und redete ihrer Gebieterin, der Alten, zu, sich niederzulegen, betheuernd, daß die neun Schläge der Uhr zehn gewesen, und sehr begierig, die Verabredung zur Ausführung zu bringen, die sie mit ihrer jungen Herrin getroffen hatte, und die da war: ohne daß Claudia es wisse, Alles was Don Felix gebe, für sich allein zu behalten, und die Alte davon nichts sehen und haben zu lassen, die so karg und geizig war, und über Alles was die Nichte verdiente und erwarb, dergestalt verfügte, daß sie ihr nie auch nur einen Realen zufallen ließ, damit irgend ein außerordentliches Bedürfniß sich zu befriedigen; indem sie gedachten, ihr von den vielen Steuerpflichtigen, die sie noch mit der Zeit zu erlangen hofften, diesen zu unterschlagen. Indessen wenn auch diese Esperanza wußte, daß Don Felix im Hause war, so wußte sie doch nicht, in welchem Schlupfwinkel er verborgen sei. Von der Stille der Nacht und der gelegenen Zeit hierauf eingeladen, nahm Claudia das Wort und begann mit leiser Stimme folgendermaßen zu ihrer Nichte zu sprechen: Ich habe dir vielemale gesagt, meine Esperanza, daß du der Rathschläge, Lehren und Vorschriften nicht uneingedenk werden sollst, die ich dir immer gegeben habe. Wenn du sie beachtest, wie du sollst und mir versprochen hast, so werden sie dir eben so nützlich und vortheilhaft werden, wie die Erfahrung und die Zeit selbst, diese Lehrerin in allen Dingen, es irgend sein können. Du mußt nicht denken, wir seien hier in Placencia, woher du gebürtig

bist, noch etwa in Zamora, wo du anfingst zu erfahren, was die Welt ist; noch weniger sind wir in Toro, wo du deine dritte Erndte gehalten hast. Jene Orte bewohnen gute, schlichte Menschen, ohne Falsch und Bosheit, und in Teufeleien und Schelmstücken nicht so geübt und eingeweiht, wie die hier zu Lande, wo wir gegenwärtig leben. Bedenke, meine Tochter, daß du in Salamanca bist, welche Stadt in der ganzen Welt die Mutter der Wissenschaften heißt, und daß darin für gewöhnlich zehn bis zwölf tausend Studenten sich aufhalten, junges, lüsternes, verwegenes, freies, verliebtes, verschwenderisches, kluges, verteufeltes und aufgeräumtes Volk. So sind sie im Allgemeinen. Insbesondere aber, da sie meist Alle Fremde aus verschiedenen Gegenden und Landestheilen, sind sie nicht von einer und derselben Sinnesart. Denn die Biscayer, deren nur wenige, sind arm an Worten, wiewohl freigebig an Gelde, wenn sie es auf ein Weib abgesehen haben. Und da sie die Metalle nicht kennen, so vergeuden sie, um ihr zu dienen und sie zu unterhalten, das Silber, als ob es Eisen wäre, dessen ihr Land so viel hervorbringt. Die Manchaner sind Eisenfresser, der Art, die da spricht: Christus soll mir helfen! und doch ihrer Liebe zu Faustschlägen verhilft. Es giebt hier auch eine Masse von Aragonesen, Valencianern und Cataloniern; halte sie für zierliche, wohlriechende, wohlgezogene und noch besser angezogene Leute, aber verlange von ihnen nicht mehr, und willst du mehr wissen, so wisse, Tochter, daß sie keinen Spaß verstehen, denn wenn sie sich über eine Frau erzürnen, so sind sie gar grausam und nicht eben von guter Leber. Den Neu-Castilianern kannst du edle Gesinnungen zutrauen, denn wenn sie etwas haben, geben sie, und wenn sie nichts geben, fordern sie wenigstens nichts. Die Estremadurer haben von Allem etwas wie Apotheker, und sind wie die Alchemie, wenn

auf Silber angewandt, gibt sie das, wenn auf Kupfer, läßt sie Kupfer zurück. Mit den Andalusiern, Kind, bedarfst du funfzehn Sinne vielmehr als fünfe: denn sie sind gewandten und durchdringenden Geistes, schlau, scharfsinnig und in keiner Art kleinmüthig; am allerwenigsten, wenn sie Cordovaner sind. Von den Galliziern läßt sich nichts eben sagen, denn sie sind eben nichts. Die Asturier sind gut für den Sonnabend, weil sie alles Fett und alle Abgänge nach Hause schleppen. Was endlich die Portugiesen angeht, so ist es eine weitläufige Sache, ihre Eigenheiten und Sinnesweise zu schildern, denn da es ungesprächige Menschen von trockenem Hirne sind, so ist auch ein jeder ein Narr auf seine eigene Hand; auf die Gemeinschaft aber unter allen kannst du rechnen, daß bei ihnen sogar die Liebe in Lumpen geht. Bedenke nun einmal, Esperanza, mit welcher mannichfachen Menge Menschen du es zu thun hast, und ob es vonnöthen ist, daß ich, indem du in ein Meer so voll Untiefen segelst, dich belehre und dir einen Nordstern zeige, nachdem du dich richtest und wendest, damit das Schiff unserer Absichten und Pläne, sie Alle zu rupfen und zu plündern, nicht scheitere, und uns nicht unsere Ladung verloren gehe, nämlich dein süßer, lieblicher Leib, der mit solcher Anmuth und Holdseligkeit und mit solchem Reize für so Viele begabt ist, als darnach Verlangen tragen. Laß dir sagen, Kind, daß auf dieser Universität kein Lehrer ist, der in seiner Fakultät so gut zu lesen weiß, als ich in der weltlichen Kunst, die wir ausüben, dich unterweisen kann und mag; denn eben so wohl um der vielen Jahre willen, die ich in ihr und für sie gelebt, als in Folge der vielen Erfahrungen, die ich gemacht habe, kann ich für wohl emeritirt gelten. Und obschon das, was ich dir jetzt sage, ein Theil dessen ist, was ich dir schon viele anderemale gesagt habe, so möchte ich doch, daß

du darauf wohl merktest und mir ein geneigtes Gehör schenktest: denn nicht allemale zieht der Seemann die Segel seines Schiffes und nicht alle mit einander, sondern je nach dem Winde auf. —

Während dieser ganzen Rede behielt das schöne Mädchen, Esperanza, die Augen niedergeschlagen und den Kopf geneigt, und wühlte mit einem Messer in dem Kohlenbecken herum, indem sie, was ihr gesagt wurde, sehr gefaßt und ergeben zu vernehmen schien. Damit sich aber nicht begnügend, sagte Claudia zu ihr: Richte den Kopf empor, Mädchen, und störe nicht mehr in dem Feuer herum; hefte die Augen unverwandt auf mich und schlafe nicht, denn zu dem, was ich dir sagen will, solltest du noch fünf Sinne mehr haben, als du hast, um es recht zu behalten und zu begreifen. — Darauf entgegnete Esperanza: Frau Tante, mache sie doch sich und mir keine vergebliche Mühe, mit ihrem langen Gerede fortzufahren, der Kopf ist mir so schon warm genug, von dem vielen Schulmeistern und Vorpredigen, was sich für mich schicke und was ich Alles thun solle, ich will mir ihn jetzt nicht noch wärmer machen lassen. Laß sie doch einmal sehen, was in Salamanca die Männer Besseres sind, als die anderwärts! Sind sie nicht alle von Fleisch und Bein? Haben sie nicht alle eine Seele, drei Vermögen und fünf Sinne? Was thut's, daß Einige mehr wissen und kennen, als die Anderen? Ich bilde mir vielmehr ein, daß solche sich verblenden und noch eher zu Falle kommen, als die Uebrigen, weil sie mehr Verstand haben, damit zu erkennen und zu beurtheilen, wie viel die Schönheit werth ist. Hab' ich mehr zu thun, als den Gleichgültigen zu reizen, den Keuschen zu versuchen, mit dem Wollüstigen spröde zu thun, den Blöden zu ermuthigen, dem Ungeschickten beizustehen, den Frechen zu zügeln, den Schläfrigen aufzuwecken, den Sorglosen zu überraschen, den Vergeßlichen zu mahnen,

dem Abwesenden zu schreiben, dem Dummen zu schmeicheln, den Klugen zu ehren, nach dem Reichen Sehnsucht zu tragen, den Armen zu enttäuschen, auf der Straße ein Engel, in der Kirche eine Heilige, am Fenster eine Schöne, und im Bett ein Teufel zu sein? Alle die Sachen, Frau Tante, weiß ich schon auswendig. Tische sie mir was Anderes auf, als ihre guten Lehren und Warnungen, und bringe sie die bei einer besseren Gelegenheit an, denn ich sage ihr, daß ich schläfrig bin und ihr nicht länger zuhören kann. Aber eins will ich ihr noch sagen und zu wissen thun, und sie mag des versichert und fest überzeugt sein, daß ich nicht um allen Gewinn, den sie mir bieten kann.......

Bis hierher waren Tante und Nichte mit ihrer Unterredung gekommen, die Don Felix nicht wenig verwundert, an den beiden anscheinend so ehrbaren und unzweideutigen Frauen solche Dinge zu erfahren, ganz mit angehört hatte, als, ohne daß er im Stande gewesen wäre, es zu verhindern, er mit solcher Heftigkeit und solchem Geräusch zu niesen anhub, daß man es auf der Straße hören konnte. Darüber sprang Doña Claudia ganz erschrocken und verwirrt empor, und trat, die Kerze nehmend, in das Zimmer ein, wo Esperanzas Bett stand. Sie schritt, gleich als ob es ihr gesagt worden, gerade auf das Bett zu und fand, die Vorhänge aufhebend, den Herrn Ritter vor, das Schwert in der Faust haltend, den Hut tief ins Gesicht gedrückt und mit herausfordernder Miene zum Kampfe bereit stehend. So wie die Alte ihn ersah, begann sie sich zu kreuzigen und rief: Jesus stehe mir bei! Was für eine Noth und für ein Unglück ist das? Mannspersonen in meinem Hause, und an solchem Ort, zu solcher Stunde! Ach, ich Unglückliche! Ich Unselige! Ach, meine Ehre und Reputation! Was soll man dazu sagen, wenn es bekannt wird? — Geben sie

sich zufrieden, meine werthe Frau Doña Claudia, sprach Don Felix, ich bin nicht ihrer Schande und ihres Nachtheils, sondern ihrer Ehre und ihres Vortheils wegen hierher gekommen. Ich bin ein Kavalier, reich und diskret, und überaus verliebt in Fräulein Doña Esperanza. Um meine Wünsche und meine Leidenschaft gekrönt zu sehen, habe ich es durch gewisse geheime Unterhandlungen, die sie eines Tages erfahren sollen, möglich gemacht, an diesen Ort zu gelangen, in keiner anderen Absicht, als diejenige in der Nähe zu sehen und zu besitzen, die mich von weitem leblos gemacht hat. Wofern dieses Vergehen Strafe verdient, so bin ich an einem Orte und leben wir in einer Tageszeit, an welchem und in welcher ich dieselbe empfangen kann, denn es kann mir von ihrer Hand keinerlei Strafe zu Theil werden, die mir nicht das höchste Vergnügen machen würde, auch könnte sie durchaus nicht härter für mich sein, als die Qual, die ich von meinem Verlangen erdulde. — Ach! weh mir Unglückseligen! begann Claudia von Neuem: was für Gefahren sind wir Frauen doch ausgesetzt, die wir ohne Ehemänner und ohne männlichen Schutz und Beistand leben! Ja, jetzt vermisse ich dich, du früh dahingeschiedener Don Juan de Bracamonte (nicht der Archidiakonus von Xeres), mein bedauernswürdiger Gemahl; denn wenn du noch lebendig wärest, so würde ich mich weder in dieser Stadt, noch in dieser Verwirrung und Schmach befinden, in die ich gerathen bin. Mein Herr! geruhen sie, auf der Stelle wieder dahinaus zu gehen, wo sie herein gekommen sind, und wenn sie in diesem Hause irgend etwas von mir oder meiner Nichte wünschen, so wird sich darüber von außen her mit mehr Muße, mehr mit Ehren, und mit mehr Nutzen und Vergnügen sprechen lassen. — In Betreff dessen, was ich in diesem Hause will, erwiederte Don Felix, so

halte ich es für das Beste, meine gnädige Dame, ich bleibe drin; denn die Ehre geht durch mich nicht verloren, der Verdienst, das liegt auf der Hand, ist der Nutzen, und was das Vergnügen anlangt, so kann ich wohl sagen, daß das nicht ausbleiben wird. Damit aber nicht Alles leere Worte seien und die meinigen bewährt werden, so möge diese goldne Kette dafür Bürgschaft leisten; — wobei er eine schwere goldne Kette, hundert Dukaten an Werth, sich vom Halse nahm und ihr umhing. Augenblicklich nun, sobald die vertraute Dueña ein solches Geschenk und eine so reichliche Abschlagszahlung sah, sprach sie, ehe ihre Gebieterin sie noch angenommen und geantwortet hatte: Gibt es auf Erden noch einen Prinzen wie diesen, einen Papst, einen Kaiser, einen Fugger, einen Gesandten, einen Handelskassirer, einen Peruaner, noch sogar einen Domherrn (quod magis est), der solche Großmuth und Freigebigkeit bewiese? Señora Doña Claudia! spreche sie, so wahr ich lebe, nicht mehr von der Sache, sondern lasse sie man Alles gut sein und thue sie alsbald, was der gnädige Herr befiehlt. — Bist du von Sinnen? Grijalva! denn so nannte sich die Dueña, bist du bei Verstande? Thörin! Aberwitzige! sprach Doña Claudia. Und Esperanza's Keuschheit? Ihre Unschuld? Ihre Reinheit? Ihre unbefleckte Jungfrauschaft? Die sollte ich also daran setzen und mir nichts dir nichts vertrödeln, von solch elendem Kettchen geködert? Hab' ich wohl so wenig Ueberlegung, mich von ihrem Geflimmer verblenden und von ihren Ringen festhalten zu lassen, oder ihre Umschlingung zu dulden? Bei der Seligkeit dessen, der fault, dem soll nicht also geschehen! Nehmen ihre Gnaden, Herr Kavalier, nur die Kette zurück und sehen sie uns mit anderen Augen an, und merken sie wohl, daß wir, wenn gleich einzelne, doch vornehme Frauenzimmer sind, und daß dieses Mädchen noch gerade so ist, wie ihre

Mutter sie gebar, ohne daß irgend auf der Welt Jemand was Anderes von ihr sagen kann. Hat man gegen diese Wahrheit etwa Lügen vorgebracht, so betrügt sich die ganze Welt, deß rufe ich die Zeit und Erfahrung zu Zeugen an. — Schweige sie, Frau, versetzte die Grijalva hierauf, denn entweder weiß ich gar nichts, oder ich will mich umbringen lassen, wenn der Herr nicht die ganze Wahrheit weiß, wie es mit meinem gnädigen Fräulein dahier steht. — Was soll er wissen? Unverschämte! was kann er wissen? erwiederte Claudia. Ist dir nicht die Reinheit meiner Nichte wohlbewußt? — Ich bin ganz gewiß rein genug, sagte nunmehr Esperanza, die inmitten des Zimmers stand, ohne zu wissen, was sie sprach, und halb betäubt von dem, was über sie verhandelt wurde: so rein man sein kann, denn es ist noch keine Stunde her, daß ich der Kälte ungeachtet ein reines Hemd angezogen habe. — Dem sei wie ihm wolle, sagte Don Felix, denn schon nach der Probe, die ich gesehen habe, werde ich die Bude nicht wieder verlassen, ohne das ganze Stück Waare gekauft zu haben. Und da man es mir aus Ziererei oder Dummheit nicht ablassen will, so wissen sie, Señora Claudia, daß ich ihre ganze Rede oder Predigt, die sie so eben ihrer Nichte gehalten, gehört habe, und daß ich den Zweck meiner Herkunft erreichen will, wenn ich auch zu der Kette noch ein paar goldene Ohrringe oder Armbänder mit Diamanten fügen muß. Ich bin ein= für allemal zu der Erkenntniß dieser Wahrheit gekommen und besitze ein sicheres Unterpfand dafür, und also behandeln sie mich doch, wenngleich sie weder was ich gebe, noch was ich bin, beachten, besser als sie es gewohnt sind, mindestens gegen die Betheuerung und das Versprechen, daß ich der öffentliche Verkündiger der Festigkeit und Integrität dieser Mauer sein will. — Nun denn, fiel ihm hier die Grijalva in die Rede: wohl

bekomm' es, ihnen gehört das Kleinod zu, und damit sie trotz aller Lästermäuler und bösen Menschen mit ihr eins seien, so füge ich sie zusammen und segne sie, — erfaßte die Hand des Mädchens und übergab sie Don Felix. Darob erzürnte sich die Alte solchergestalt, daß sie einen Pantoffel auszog und damit auf die Grijalva, wie auf ein Heer von Feinden, losschlug; wogegen diese, sich mißhandeln sehend, Hand an Claudias Haube legte und ihr kein Stück davon auf dem Kopfe ließ, demzufolge bei der guten Dame eine Glatze, glänzender als die eines Mönchs, und ein nach einer Seite herabhangendes Stück Perücke zum Vorschein kam, wodurch sie die häßlichste und abscheulichste Fratze von der Welt gewann. Solch üble Behandlung nun von ihrer Magd erfahrend, hub sie laut zu heulen und zu schreien an, und rief die Polizei herbei. Und auf ihren ersten Ruf, gleich als ob Zauberei im Spiele gewesen wäre, trat der Corregidor der Stadt mit mehr als zwanzig Personen, theils Neugierigen, theils Schergen, zum Saale herein.

Derselbe hatte nämlich auf erhaltene geheime Anzeigen über die Bewohner dieses Hauses beschlossen gehabt, dasselbe in dieser Nacht zu durchsuchen, und an die Thüre geklopft. Dagegen hatten es die in ihren Wortwechsel Vertieften nicht vernommen, und die Häscher deshalb mit zwei Hebeeisen, mit denen sie zu solchen Zwecken des Nachts versehen sind, die Thüre aus den Angeln gehoben, worauf sie geräuschlos und unvermerkt heraufgekommen waren. Also hörte der Corregidor, vom Anfange der Lehren der Tante, bis zu dem Streite mit der Grijalva zu, ohne ein Wort zu verlieren, und sagte dann, indem er eintrat: Ihr geht ja ziemlich unehrerbietig mit eurer Gebieterin um, Frau Magd! — Und ob das schlechte Geschöpf unehrerbietig mit mir umgeht, Herr Corregidor! sagte Claudia, da sie doch frech genug ist, sich an mir zu vergreifen, an

der sich Niemand vergriffen, seitdem mich Gott auf diese Welt gesetzt hat. — Ihr sagt mit Recht gesetzt hat, versetzte der Corregidor, denn ihr seid reif, festgesetzt zu werden. Macht euch bereit, ehrbare Dame, und ihr Alle, und kommt ins Gefängniß! — In das Gefängniß, Herr! Warum? sprach Claudia: darf man Frauen meines Standes und Ranges in diesem Lande also behandeln? — Schreit nicht so laut, Señora, denn ganz gewiß müßt ihr mit mir kommen, wie schwer es euch auch ankommt, und mit euch diese eure allerliebste Kostgängerin, die eine Jungfrauschaft in drei Sprachen hat. — Ich will des Todes sein, sagte die Grijalva, wenn der Herr Corregidor nicht Alles gehört hat, denn was er von den drei Plagen Esperanzas sagt, zielt darauf. — Mittlerweile trat Don Felix hinzu und sprach heimlich mit dem Corregidor, den er ersuchte, die Frauen nicht abzuführen, er verbürge sich für sie; es halfen ihm indessen bei demselben keine Bitten, noch vielweniger Versprechungen.

Es wollte nun aber hiergegen das Schicksal, daß unter den Leuten, die den Corregidor begleiteten, auch die beiden Manchaner Studenten sich befanden, die also bei der ganzen Geschichte mit gegenwärtig gewesen waren. Sie sahen, was vorging und daß Esperanza, Claudia und die Grijalva in jedem Falle in das Gefängniß ziehen mußten, und so wurden sie denn augenblicks mit sich einig, was sie zu thun hätten, verließen unbemerkt das Haus, und stellten sich auf eine gewisse Straße hinter eine Ecke auf, wo die Gefangenen vorbei kommen mußten, zusammen mit sechs ihrer Freunde desselben Schlages, die ihr gutes Glück ihnen gerade zuführte, und die sie baten, ihnen in einer wichtigen Angelegenheit gegen die Polizei beizustehen, zu welchem Geschäft sie dieselben noch williger und bereiter fanden, als wenn es hätte zu irgend einem feierlichen Schmause gehen sollen. Binnen kurzem erschien die Polizei mit den Ge-

fangenen, und ehe sie noch ganz genaht waren, fielen die Studenten sie mit solchem Ungestüm und solcher Verwegenheit an, daß bald kein einziger Häscher mehr auf der Straße zu finden war, obwohl sie nur allein die Esperanza befreien konnten. Denn so wie die Schergen den Kampf beginnen sahen, schlugen die, welche Claudia und die Grijalva führten, mit ihnen eine andere Straße ein, und brachten sie ins Gefängniß. Der beschämte und erzürnte Corregidor begab sich nach seinem Hause, Don Felix nach dem seinigen, und die Studenten zogen nach ihrer Herberge. Der, welcher Esperanza der Polizei entzogen hatte, wollte zwar die Nacht bei ihr bleiben, der Andere willigte aber nicht darein, sondern bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er es thäte.

O, Wunderwerke der Liebe! O, gewaltige Kraft der Leidenschaft! Ich sage das, weil der Student, der die Beute gemacht hatte, als er sah, daß der andere, sein Genosse, ihm so nachdrücklich und ernstlich verbot, sich ihrer zu erfreuen, ohne einen anderen Gedanken zu hegen und etwa in Ueberlegung zu ziehen, was er that, zu ihm sagte: Wohlan denn, da ihr nicht zugebt, daß ich diejenige besitze, die ich mir so theuer erkauft habe, und da ihr nicht wollt, daß ich sie mir als eine Freundin aneigne, so werdet ihr mir doch nicht in Abrede stehen, daß ihr sie mir als meine rechtmäßige Frau nicht streitig machen könnt, und dürft und werdet. Und zu dem Mädchen gewendet, deren Hand er noch nicht losgelassen hatte, sagte er: Diese Hand, die ich euch, Gebieterin meiner Seele, bisher als euer Vertheidiger gegeben habe, gebe ich euch gegenwärtig, wenn ihr wollt, als euer rechtmäßiger Gatte und Gemahl. — So wie die Esperanza, die mit einem noch geringeren Theil zufrieden gewesen wäre, sah, was ihr angetragen wurde, sagte sie ja und wieder ja, nicht ein, sondern vielemale, und umarmte ihn als ihren

Herrn und Gatten. Der Gefährte verwunderte sich über einen so seltsamen Entschluß, ließ sie, ohne ihnen ein Wort zu sagen, stehen, und ging nach Hause. Der Bräutigam aber besorgte, seine Freunde und Bekannten möchten ihm das Ziel seiner Sehnsucht entrücken und seine Hochzeit stören, die ohnehin nicht mit den gehörigen Umständlichkeiten gefeiert wurde, und begab sich also für diese Nacht nach dem Wirthshause, wo der Maulthiertreiber aus seiner Heimath einkehrte. Esperanzas gutes Glück wollte, daß derselbe Maulthiertreiber des anderen Tages in der Frühe dahin abging, sie reisten mit ihm, und, wie es hieß, kam der Student zu Hause bei seinem Vater an, und that ihm zu wissen, die Dame, die er bei sich habe, sei die Tochter eines vornehmen Edelmanns, und er habe sie aus ihrem väterlichen Hause entführt und ihr die Ehe versprochen. Der Vater war alt und glaubte leicht, was der Sohn ihm sagte, und das gute Aussehen seiner Schnur erwägend, war er mehr als zufrieden gestellt und pries den guten Entschluß seines Sohnes höchlich.

Nicht also glückte es Claudien, denn es erhellte aus ihren eignen Aussagen, daß Esperanza weder ihre Nichte noch Verwandte war, sondern ein Mädchen, das sie von der Thüre einer Kirche weggenommen, und ebenso wie Andere, die sich in ihrer Gewalt befunden, und die aus Verdruß über ihre Habsücht und Knauserei von ihr gelaufen, zu wiederholtenmalen als Jungfrauen an verschiedene Personen verkauft hatte; wovon sie denn eben gelebt und was sie als ihr Gewerbe betrieben. Es erhellte desgleichen, daß sie der Hexerei verdächtig war, und um dieser Verbrechen willen verurtheilte der Corregidor sie dazu, vierhundert Peitschenhiebe zu erhalten, und in einem Käfiche inmitten des Marktes geführt und mit einer hohen spitzen Mütze auf einer Leiter aus-

gestellt zu werden; was für die Gassenjungen von Salamanca der lustigste Tag in diesem Jahre wurde.

Die Heirath des Studenten wurde alsbald bekannt, und wiewohl Einige seinem Vater das Wahre an der Sache und die Herkunft seiner Schwiegertochter schrieben, hatte sie doch mit ihrer Verschlagenheit, ihrem klugen Betragen und allerhand Dienstleistungen ihren alten Schwiegervater so sehr für sich einzunehmen gewußt, daß, wenn man ihm auch noch schlimmere Dinge von ihr gesagt hätte, er doch nicht abgelassen haben würde, sie als seine Tochter werth zu halten. Eine solche Gewalt üben Klugheit und Schönheit aus. Ein solches Ende und einen solchen Ausgang aber fand die gnädige Frau Claudia von Schlauenstädt und Prellerhausen, und mögen alle diejenigen finden, die ein solches Leben und eine solche Handlungsweise verführen. Der Esperanzas wird es im Leben wenige geben, die, nachdem sie sich so betragen haben wie sie, darin zur Ruhe und zu einem guten Ende gelangen. Denn die meisten ihres Gelichters füllen die Betten der Hospitäler an und kommen darinnen elender- und kläglicherweise um u. s. w.

VII.

Die Tochter des Visirs.

Das Königreich Kaschemir wurde eine Zeitlang von einem Fürsten Namens Aladdin beherrscht, der eine Tochter hatte, die ohne Widerrede die vollkommenste Schönheit des Orients gewesen sein würde, wofern ihr Sieg ihr nicht durch die Tochter eines Visirs streitig gemacht worden wäre. In dem ganzen Morgenlande sprach man von nichts, als von den Reizen dieser beiden Prinzessinnen. Viele Könige ließen sich auf den Ruf hin, in Liebe zu ihnen entzünden, und dachten schon daran, sie zur Ehe zu verlangen. Es war zwar schwer zu entscheiden, welche von Beiden den Vorzug vor der Anderen verdiene; aber war es nun Vorurtheil, oder hatte die Tochter des Visirs, vielleicht weil sie sich nicht so stolz, und menschenfreundlicher, als ihre Nebenbuhlerin betrug, die Herzen der Menge gewonnen, kurz, es gaben alle Parteien ihre Stimmen zu ihren Gunsten ab.

Die Tochter des Königs versank in eine tödtliche Schwermuth und Mattigkeit, als sie sah, daß ihr Ghulnaz, die Tochter des Visirs, vorgezogen ward. Ihr bestürzter Vater berief seine Aerzte zu sich, und dieselben versicherten ihn, das

Uebel der Prinzessin rühre von einem geheimen Kummer her. Der König bat seine Tochter inständigst, ihm ihr Herz zu erschließen, und damit er sie bewöge, verband er sich gegen sie mit einem feierlichen Schwure, ihr jedwedes Verlangen zu bewilligen, das sie irgend an ihn stellen möge, gesetzt auch, daß es ihm die Hälfte seines Landes koste. Aladdins Tochter hatte nicht nur nicht das Herz, ihm ihren niedrigen Neid einzugestehen, sondern hätte sich denselben sogar gern selbst verhehlt. Indessen, von den Zeichen seiner Zärtlichkeit, die ihr Vater ihr gab, und von dem tiefen Schmerze gerührt, den sie in ihm wahrnahm, konnte sie am Ende nicht widerstehen, und bekannte ihm, daß Ghulnaz die Ursache ihres Uebelbefindens sei, das nicht eher gehoben werden würde, als bis diese verhaßte Nebenbuhlerin aus ihrer Nähe entfernt wäre.

Aladdin bestrebte sich, seine Tochter zu trösten, und gab ihr die Zusicherung, daß in kurzem nichts mehr von der Veranlassung ihres Leidwesens gehört werden solle. In der That ließ er seinen Minister zu sich kommen und sagte zu ihm: Visir, ich sehe mich zu meinem Bedauern genöthigt, dir zu befehlen, daß du deine Tochter verkaufst. Ich weiß wohl, daß dies deinem Herzen nahe gehen wird, aber es handelt sich dabei um das Leben meiner Tochter, und ich erwarte also, daß mir dein Diensteifer, den du mir jederzeit dargethan hast, dieses Opfer bringe. —

Das Herz des Visirs betrübte sich hierüber ungemein, und schwankte eine Weile zwischen Liebe und Ehrgeiz hin und wieder; am Ende aber siegte diese letztere Leidenschaft in ihm ob und erstickte die Stimme der Natur. Allerdings wohnte ihm noch soviel Schaam innen, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, seine Tochter den Blicken Aller öffentlich auszustellen, und um sich also diese Schmach zu ersparen,

gerieth er auf den Gedanken, sie in einen Korb zu stecken. Darauf ließ er einen öffentlichen Ausrufer zu sich holen und redete ihn folgendermaßen an: Geh und verkaufe diesen Korb für vierzig Asper, aber nur unter der Bedingung, höre wohl, daß der Käufer sich dazu versteht, ihn unbesehen zu nehmen. — Der Ausrufer gab sich Mühe, dem Auftrage des Visirs zu entsprechen, aber es blieb vergebens, denn die beim Kaufe festgestellte Bedingung schreckte alle etwaige Kauflustige ab. Ein Wasserträger, ein junger Mensch, der muthiger als Andere war, und sich einbildete, es möge ein Geheimniß dahinter verborgen sein, erbot sich endlich zu dem Wagniß, lieh die geforderte Summe Geld von einem Kaufmanne, seinem Freunde, bezahlte sie und trug den Korb nach Hause.

Wer vermöchte nun wohl das freudige Erstaunen zu schildern, das ihn ergriff, als er daselbst den Korb schleunigst öffnete, und in ihm ein Mädchen vorfand, dessen Anblick ihn wahrhaft bezauberte! O schöne Huri! sprach er: denn du bist sicherlich eines der himmlischen Wesen, die zum Troste der Auserwählten in jener Welt bestimmt sind, durch welch ein seltsames Geschick bist du in diesen Korb gerathen? — Die Tochter des Visirs, die sich nicht zu erkennen geben wollte, antwortete: Du siehst eine Unglückliche vor dir, die das Schicksal verfolgt. Ich bin deine Sklavin und klage nicht darüber. Du wirst in mir all die Unterwürfigkeit und Treue antreffen, die ich dir schuldig bin. —

Die Schönheit und die Reize der Tochter des Visirs waren so gewaltig, daß ihr Gebieter auf der Stelle für sie entbrannte und von ihnen durchaus befangen wurde. Ghulnaz war seine Sklavin und er konnte mit ihr nach seinem Willen thun; aber seine Liebe flößte ihm zugleich eine Zartheit der Empfindung ein, die sich weit über seinen Stand erhob. Hätte ihn sein Ansehen und Gewalt zu seiner Glück-

seligkeit verholfen, so würde er sie nicht für vollkommen erachtet haben, er wollte sie einzig und allein nur seiner Liebe verdanken. Er faßte also den Entschluß, Ghulnaz ihre Freiheit wieder zu geben und sie dann durch die Bande der Ehe mit sich zu vereinigen; bevor er aber noch diesen Plan ausführte, wollte er sie auf die Probe stellen, um sich zu überzeugen, ob sie auch das Loos verdiene, das er ihr in Gedanken zubereitet hatte. Er brachte sie in das Haus seiner Mutter, die in einer, eine Tagereise von Kaschemir entlegenen kleinen Stadt wohnte. Liebe Mutter, sagte er zu dieser, ich habe mit dieser Sklavin, die ich hier deiner Obhut anvertraue, gewisse Absichten. Unterhalte und unterrichte sie und prüfe sie, ob sie auch eben so weise als schön ist. — Darauf verabschiedete er sich von seiner Mutter und von Ghulnaz, und versicherte ihnen, daß er in kurzem wiederkehren würde. Die schöne Sklavin erwarb sich bald die Zuneigung derjenigen, die ihren Gebieter geboren hatte, und ihre Sanftmuth und Gefälligkeit in allen Dingen gefielen derselben dermaßen, daß sie das Mädchen so lieb gewann, als ob sie ihre eigene Tochter gewesen wäre. Die gute Alte, die ein mühseliges und dürftiges Leben führte, hatte immer Alles mit Geduld ertragen; seitdem sie nun aber Ghulnaz bei sich hatte, kränkte es sie auf das schmerzlichste, sie ihr Elend theilen zu sehen, und sie hätte sich alle Schätze der Welt erwünschen mögen, um ihr ein ihrer würdigeres Schicksal bereiten zu können.

Das liebenswürdige Mädchen seinerseits, fühlte sich von der hülflosen Lage derjenigen, die ihr so offenbare Beweise so vieler Güte gab, gerührt, und nahm sich vor, ihr zu helfen. Sie gab ihr also einen Diamant, den sie geborgen hatte, als ihr grausamer Vater sie in den Korb gesteckt, und hieß der Alten, ihn für zweitausend Zechinen zu verkaufen. Da der Diamant sehr schön war, so fand die Alte in weni-

gen Augenblicken einen Käufer, und kehrte mit dem Gelde zu der zurück, die sie ihre liebe Tochter nannte.

Ghulnaz miethete für sich und ihre Pflegerin ein bequemeres und geräumigeres Haus, das sie mit feinem Geräth versah, und schon begann sie sich über ihr Unglück zu trösten und sich in den Stand zu schicken, in den es sie geworfen hatte, als ein anderes neues Elend sie des Mitleids noch viel würdiger machte, als sie vorher gewesen war. Sie führte zwar das einsamste Leben von der Welt, und ging nur äußerst selten und nicht anders, als verschleiert aus; aber desungeachtet durchdrang der Ruf von ihrer Schönheit die kleine Stadt, in der sie lebte, und verliebte sich auf das leidenschaftlichste ein Jüngling in sie, dem es nicht an der Dreistigkeit fehlte, ihr seine Wünsche zu erklären. Da es nun aber dem frechen Burschen mit seiner Liebe nicht so gut glücken wollte, als er erwartet hatte, so erzürnte er sich darüber dergestalt, daß sich seine Liebe in Haß verwandelte, und ihn zu dem Entschlusse antrieb, sich an der Jungfrau für ihr Verschmähen zu rächen. Er wanderte geradesweges nach Kaschemir, und sagte zu dem Wasserträger, als er ihm begegnete: Wie sehr bedauere ich dich doch, daß derweil du eine undankbare Sklavin so gut und menschenfreundlich ernährst, und dich deswegen hier plagst und abmühest, sie in einem strafwürdigen Ueberflusse schwelgt, den sie sich von dem Sündenlohn zubereitet, welchen sie von ihren Liebhabern empfängt! —

Der in Zorn gerathende Wasserträger untersuchte nicht, ob der Neuigkeit, die er empfing, irgend Wahres zu Grunde lag, und verließ Kaschemir, um seine Rache zu nehmen. Die Anständigkeit des Hauses, das seine Mutter bewohnte, die Zierlichkeit des Geräthes darin, kurz Alles deutet ihm Verrath an: er tritt ein. Die nichts argwöhnende, so schuldlose Ghulnaz steht auf, ihm entgegen zu gehen: er läßt ihr

dazu keine Zeit, er stürzt auf sie los und senkt ihr einen Dolch in den Busen, den er unter seinem Gewande verborgen trug, ja, will sogar noch einen zweiten Streich nach ihr führen, da er sieht, daß sie nicht auf den ersten zu Boden sinkt, wiewohl die entsetzte Ghulnaz vor ihm flüchtet und sich zum Fenster hinabstürzt.

Ein Hebräer, der über dieselbe Straße geht, sieht ein in ihrem Blute gebadetes Mädchen darauf liegen, erhebt sie vom Boden und führt sie in seine Behausung. Mittlerweile war die Mutter des Wasserträgers, die das benachbarte Gemach bewohnte, auf das Geschrei ihrer Ghulnaz herbeigesprungen. Sie erblickt ihren Sohn, mit Wuth in den Augen und mit dem blutgefärbten Dolche in der Hand. Mein Sohn, ruft sie aus: Gegen wen solchen Zorn? Wo ist Ghulnaz? — Er erwiedert: Dieses Eisen hat mich zur Stelle an einer Undankbaren gerochen, die mich verrieth. — O wehe dir! in welchem Irrthum bist du befangen? rief die bestürzte und bitterlich weinende Alte: o, wie viele Thränen wird es dir kosten! Ungerechterweise hast du die liebenswertheste und tugendreichste Jungfrau von allen, die es auf Erden gibt, getödtet. — Hierauf erzählt sie ihm, mit welcher Großmuth Ghulnaz sie dem Elende entrissen hat. Der Wasserträger überließ sich nunmehr dem allerheftigsten Schmerze. Er stürzt auf die Straße, in der Meinung, seine geliebte Ghulnaz noch da zu finden, aber sie war verschwunden; er läuft durch die Stadt allerwärts hin und wieder, und es zeigt sich ihm keine Spur von ihr.

Unterdessen ließ der Hebräer einen Wundarzt holen, der die Wunde der Tochter des Visirs sorgfältig untersuchte und sein Gutachten abgab, daß sie nicht tödtlich sei; auch trog er sich nicht, denn in kurzer Zeit hatte sie Gesundheit und Reize wieder gewonnen. Der Hebräer vermochte nicht, sie

mit gleichgültigen Augen anzusehen, und erklärte ihr seine Leidenschaft wie Jemand, der ein Recht zu haben glaubt, deren Befriedigung zu erwarten. Ghulnaz schauderte vor der ihr drohenden Gefahr, und da sie sich mit so äußerster Strenge bewacht sah, daß sie unmöglich fliehen konnte, so entschloß sie sich, sich in das Meer zu stürzen, das die Mauern des Hauses des Hebräers bespülte, indem sie dafür hielt, daß der Verlust des Lebens nicht in Anschlag komme, wenn sie nur damit ihre Ehre errette. Damit sie diesen Gedanken zur Ausführung bringen könnte, war es nothwendig, daß ihr Liebhaber sich von ihr entfernte, deswegen stellte sie sich an, in seine Wünsche zu willigen, und verlangte nur von ihm, daß er zuvor ins Bad ginge.

Der Hebräer ging dahin. Ghulnaz öffnet das Fenster und wirft sich unverzagt in die See. Drei Brüder, die in dieser Gegend fischten, sehen sie mit den Wogen kämpfen, fassen sie, als erfahrene Schwimmer bei ihrem Gewande, auf, legen sie in ihre Barke nieder, und landen mit ihr an einem Wiesengrunde auf der anderen Seite der Stadt.

Durch die Sorgfalt der drei Brüder ins Leben zurückgerufen, fand sich die Tochter des Visirs einer weit größeren Gefahr ausgesetzt als diejenige gewesen, der sie 'entronnen war. Ihre ausbündige Schönheit machte den lebhaftesten Eindruck auf die drei Brüder und entzündete zwischen ihnen einen hartnäckigen Streit, demgemäß ein jeder sie für sich verlangte. Sie waren schon nahe daran, mit einander handgemein zu werden, als der Zufall einen Jüngling zu Pferde in ihre Nähe führte, den sie zum Schiedsrichter erkoren. Der Jüngling ließ sich den Gegenstand ihres Zwistes von ihnen auseinandersetzen und sagte dann: Nur allein das Glück ist im Stande, zwischen euch Recht zu sprechen. Ich werde nach drei verschiedenen Seiten hin drei Pfeile abschießen: wer von

euch zuerst einen derselben wiederbringt, der soll die Jungfrau besitzen. —

Dieser Vorschlag bedünkte den drei Fischern so verständig, daß sie, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, ihn gelten ließen. Der Reiter spannt den Bogen, schießt die drei Pfeile, einen nach dem anderen, nach drei verschiedenen Punkten ab, und die drei Brüder rennen im schnellsten Laufe, ein jeder in der Hoffnung, nach ihnen aus, sein Ziel am ersten zu erreichen. Der Reiter sieht sie weit entfernt, springt vom Pferde, hebt Ghulnaz hinauf, schwingt sich vor ihr wieder in den Sattel und jagt mit ihr im gestreckten Galopp von den Fischern hinweg nach seinem Dorfe. Ihr Schicksal brachte es nun einmal so mit sich, daß Ghulnaz einen jeden Mann, der sie sah, in Liebe für sie entzünden sollte.

Der Reiter hatte also seinen Fuß kaum wieder zur Erde gesetzt, so erklärte er ihr seine glühende Leidenschaft. Sie sah ein, daß sie sich von diesem neuen Angriffe nur mit List würde erretten können, und gab also kein Zeichen von Unwillen darüber kund, sondern hörte die verliebten Worte ihres Freiers geduldig an und schien sogar Gefallen daran zu finden, indem sie ihn nur soviel bat, die Befriedigung seiner Sehnsucht bis zur Nacht aufzuschieben. Es kömmt mir ein neuer Gedanke in den Sinn, sagte die Tochter des Visirs, er ist seltsam, es ist wahr, aber er kann eure und meine Ruhe sichern. Es weiß noch Niemand Etwas von meiner Ankunft an diesem Orte, leihet mir einen eurer Anzüge als Mann; sagt aus, daß ich ein aus der Fremde zurückgekehrter Verwandter von euch sei, und da also Niemand in mir ein Weib ahnen wird, so habt ihr keine Nebenbuhler zu befürchten. — Außer sich vor Freuden über einen so klugen Anschlag, gab ihr der Jüngling hierauf eines seiner Kleider, und sobald sie dasselbe angelegt hatte, sprach sie zu ihm:

Nun will ich euch aber auch beweisen, daß ich nicht blos in euren Augen ein Mann scheine, sondern mich in der That wie ein solcher zu betragen, und ein Pferd so gut wie wenige zu bändigen weiß. — So spricht sie, und zu der nämlichen Zeit schwingt sie sich mit Leichtigkeit dem Pferde des Jünglings auf den Rücken. Sie tummelt dasselbe ein paarmal hin und wieder, und derweil er ihren edlen Anstand rühmt und bewundert, entfernt sie sich von ihm immer mehr und mehr, gibt dem Pferde die Sporen und jagt so schnell von dannen, daß sie wie ein Blitz aus den Augen des versteinerten Reiters verschwindet. Aus Besorgniß, verfolgt zu werden, galoppirte sie den ganzen übrigen Tag, so wie die ganze Nacht lang weiter, ohne zu wissen, welchen Weg sie eingeschlagen habe.

Als die ersten Strahlen der Sonne am Horizonte emporleuchteten, gewahrte sie vor sich eine große Stadt, auf die sie ihren Lauf zunahm. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als die Bewohner derselben ihr entgegen gezogen kamen und zu ihr sprachen: Unser König ist gestern Abend gestorben und hat keinen Thronerben, wohl aber einen letzten Willen hinterlassen, in dem er, zu Vermeidung von Bürgerkriegen, bestimmt, daß derjenige sein Nachfolger auf dem Throne sein solle, der heute Morgen beim Eröffnen der Thore dieser Stadt der Erste davor sei. — Ghulnaz empfing mit einer plötzlich angenommenen majestätischen und leutseligen Haltung die Huldigungen ihrer neuen Unterthanen, die sich nichts davon träumen ließen, daß sie mit einem Weibe zu thun hatten. Sie ritt unter dem freudigen Zujauchzen des Volkes durch die Straßen und nahm den Palast in Besitz, welcher der gewöhnliche Aufenthalt der Könige dieses Landes war.

Also auf den Thron gelangt, begann sie, sich die Wohlfahrt ihres Staates aus allen Kräften angelegen sein zu las-

sen. Sie setzte erleuchtete und rechtschaffene Visire ein, und trug die eifrigste Sorgfalt, daß Jedermann Gerechtigkeit widerfuhr. Ihre Unterthanen bewunderten die Weisheit ihrer Herrschaft und segneten ihr Geschick, das ihnen einen so viel mehr mit ihrer als mit seiner eigenen Glückseligkeit beschäftigten König zuertheilt habe.

Die schöne Ghulnaz hatte ihr Scepter bereits einige Zeit geführt, als sie eines Tages an den Thoren ihrer Stadt einen prachtvollen Sessel aufrichten, und als dies geschehen war, ihr Bildniß malen ließ, das sie dem Maler ohne nähere Angabe ihrer Gründe befahl, in der Kleidung einer Königin vorzustellen. Dieses Bildniß wurde auf den Sessel gestellt, und mehrere hie und da in dessen Nähe verborgene Kundschafter erhielten den Auftrag, einen Jeden vor sie zu bringen, der im Anschauen des Bildes etwa Seufzer ausstoßen oder sonstige Anzeichen von Schmerz offenbaren würde. Mittlerweile vermochte sich der Wasserträger über den Verlust seiner geliebten Sklavin nimmermehr zu trösten und irrte von einer Stadt zur anderen, um wo möglich eine Spur von ihr aufzufinden. Eines Tages bei diesem Sessel anlangend, ermaß er mit seinen Augen nicht sobald die Aehnlichkeit des Bildes mit den ihm in sein Herz eingeprägten Zügen seiner Geliebten, als er tief aufseufzte. Die Bewaffneten ergriffen ihn auf frischer That und brachten ihn vor Ghulnaz, die er in der männlichen Tracht nicht wieder erkannte, und die ihm mit zürnenden Angesichte gebot, die Ursache anzugeben, aus der er beim Anblicke jenes auf dem Sessel aufgestellten Bildnisses Thränen vergossen habe? Vom Kopfe bis zu den Füßen erzitternd, trug er ihr die Geschichte seines Unglücks vor, und Ghulnaz ließ ihn einsperren.

Nach Verlauf einiger Zeit führte der Zufall die drei Fischer zu demselben Sessel; sie erkannten das Bildniß der-

jenigen, die sie aus dem Meere errettet hatten, und insofern dieser Anblick ihre noch nicht erloschene Liebesflamme aufs neue entzündete, konnten sie sich nicht enthalten aufzuseufzen. Sie wurden ebenfalls vor Ghulnaz gebracht, und dieselbe ließ sie desgleichen gefangen setzen, nachdem sie dieselbe Frage, wie an den Wasserträger, an sie gerichtet hatte. Der Reiter und der Jude ermangelten am Ende eben so wenig, bei dem Bilde zu erscheinen, und da sie ihre innere Zärtlichkeit gleich jenen an den Tag gaben, so theilten sie ihr Loos.

Als sie nunmehr Alle in dem Kerker beisammen waren, wollte die Tochter des Visirs, daß sie mit einander in ihre Gegenwart geführt würden. Sie sagte ganz bewegt zu ihnen: Wenn jene Jungfrau, die der Gegenstand eurer Sehnsucht und Leidenschaft ist, jetzt vor eure Augen träte, würdet ihr sie wohl wieder erkennen? Und so wie sie diese Worte gesprochen hatte, warf sie den königlichen Mantel von sich und erschien vor ihnen in Weiberkleidung. Alle sechs fielen vor ihr auf die Knie nieder und baten sie um Gnade und Vergebung der Vergehungen gegen sie, wozu ihre grenzenlose Liebe sie verleitet habe. Die Tochter des Visirs hob sie mild und gütig zu sich empor, nahm den Wasserträger bei der Hand, ließ ihn neben sich auf ihrem Throne niedersitzen und bekleidete ihn mit den Zeichen der königlichen Würde. Sodann die Großen des Reiches um sich versammelnd, erzählte sie ihnen ihre Geschichte und bat sie, denjenigen als ihren König anzuerkennen, der bereits ihr Gebieter gewesen sei. Einige Tage später machte sie ihn zu ihrem Gemahl und feierte mit ihm eine königliche Hochzeit. Der Hebräer, die drei Fischerbrüder und der Reiter wurden mit Schätzen beladen wieder nach Hause geschickt, vermochten sich aber trotz all derselben nimmermehr über ihren großen Verlust zufrieden zu geben.

VIII.

Der Mohr von Venedig.

In Venedig war dereinst ein Mohr, der um seiner großen Tapferkeit und Klugheit im Kriege willen, allda in hohen Ehren stand. Eine tugendreiche, wunderschöne Dame, Namens Disdemona, verliebte sich in ihn, nicht sowohl aus weiblicher Lüsternheit, als von dem inneren Werthe des Mohren gefesselt, und er dagegen entbrannte für ihre Reize und ihren hohen Sinn auch seinerseits, so daß sie sich, trotz des Widerwillens ihrer Eltern, mit einander vermählten, die so viel ihnen möglich war, thaten, ihre Tochter dahin zu bringen, sich einen anderen Gatten zu erwählen. Der Mohr und sein junges Weib lebten darauf, so lange sie in Venedig waren, so einträchtig und friedfertig zusammen, daß zwischen ihnen durchaus nur liebreiche Dinge und Worte vorfielen und gewechselt wurden.

Da geschah es, daß die Herren von Venedig die Truppen, so sie in Cypern hielten, wechselten, und zum Hauptmanne der neuen Besatzung, die sie dahin sandten, den Mohren ernannten. Der Mohr war allerdings durch die Ehre erfreut, die ihm also zu Theil ward, denn mit einer solchen

Würde pflegte man nur Edelleute, und zwar nur anerkannt tüchtige und zuverlässige zu bekleiden; seine desfallsige Zufriedenheit ward aber hinwider dadurch beeinträchtigt, daß er sich die Länge und das Ungemach der ihm bevorstehenden Seereise vorstellte, und bedachte, wie viel Disdemona davon zu leiden haben werde. Diese ihrerseits kannte kein anderes Gut in der Welt als ihn, und war so froh, des Mohren Verdienste und Würdigkeit von der mächtigen Republik anerkannt zu sehen, daß sie gar nicht die Zeit und Stunde erwarten konnte, da ihr Gatte mit ihr und den Seinigen die Reise anträte, und daß sie über seine augenscheinliche Verstimmung sehr betreten war. Außer Stande, sich die Ursache derselben zu erklären, sagte sie daher eines Mittags zu ihm: was soll das heißen, Mohr, daß, nachdem dir von der Signoria ein so ehrenvoller Posten anvertraut worden, du solche Schwermuth bezeigst? — Der Mohr antwortete Disdemonen: Meine Liebe zu dir schmälert mir die Freude an der mir zu Theil gewordenen Ehre, denn ich sehe, daß nothwendigerweise Eines oder das Andere geschehen muß: entweder ich nehme dich mit mir auf das gefahrenvolle Meer, oder ich lasse, um dir kein Ungemach zu verursachen, dich in Venedig zurück. Das Erste würde mir sehr schwer ankommen, weil jedes Leiden und jede Gefahr, die du zu überstehen hättest, mich doppelt mit beträfe, das Andere, dich hier zu lassen, würde mich mir selbst unerträglich machen, weil ich, von dir scheidend, nicht auf dich allein, sondern zugleich auf mein Leben verzichtete. — So wie Disdemona ihn also reden hörte, sprach sie: Ei, lieber Mann! was sind das für Gedanken, die dir durch den Sinn gehen? Wie kannst du dich solcher Dinge halb beunruhigen? Ich folge dir allerwegs, wohin du gehst, und müßte es durch das Feuer sein, so wie es ja jetzt nur in einem guten, wohl ausgerüsteten Schiffe

über das Wasser ist. Gefahren und Leiden, die du zu untergehen hast, werde ich freudig mit dir theilen, und ich würde wahrhaftig nicht eben meinen, von dir geliebt zu sein, wolltest du mich nicht mit dir über das Meer entführen und etwa dafür halten, ich möchte sicherer allein hier in Venedig, als, deine Gefahren mit bestehend, aufgehoben sein. Darum schicke du dich mit all der Heiterkeit und Ruhe, die deinem Range angemessen ist, zur Reise an. — Hierauf schlang der hocherfreute Mohr die Arme um den Hals seiner Gattin und sagte, mit einem zärtlichen Kusse, zu ihr: der Himmel lasse dich immerdar so liebevoll gegen mich gesinnt sein, wie du es jetzt bist, mein theures Weib! — beendigte bald völlig seine Zurüstungen zur Reise, und bestieg mit seiner Gemahlin und seinen Leuten die Galeere, die ihre Segel aufzog und ihn mit günstigem Winde und Wetter nach Cypern überführte.

In dem Gefolge des Mohren befand sich ein Fähndrich von wohlgebildetem Aeußern, wenn auch von der ruchlosesten Sinnesart, die ein Mensch haben konnte, der dem Mohren sehr theuer war, weil derselbe nichts von seiner Bosheit ahnete, die sich hinter hochtrabenden gleisnerischen Worten und eben jener körperlichen Schönheit zu verbergen wußte. Dieser nichtswürdige Fähndrich hatte auch seine schöne junge Frau mit sich nach Cypern gebracht, die als eine Italienerin von der Gemahlin des Mohren sehr geliebt wurde und die meiste Zeit des Tages bei ihr zubrachte. In der Compagnie des Mohren war desgleichen ein Rottenführer, den der Mohr werth hielt und häufig mit sich nach Hause nahm, wo er ihn in seiner und seiner Gattin Gesellschaft speisen ließ, welche letztere sich ihm um seinetwillen und zu seiner wahren Freude wohlgeneigt bezeigte.

Da geschah es, daß der böse Fähndrich, der seiner Gat-

tin angelobten Treue, und der Freundschaft, Ehrfurcht und Verbindlichkeiten uneingedenk, die er dem Mohren, seinem Gebieter, schuldig war, eine leidenschaftliche Liebe zu Disdemonen faßte, und all sein Sinnen und Trachten darauf richtete, sich ihrer Reize zu erfreuen, wiewohl er nicht den Muth hatte, sich gegen sie zu erklären, weil er besorgte, der Mohr werde ihn auf der Stelle tödten, sobald er sich seiner Wünsche versehe. Er bestrebte sich also zwar so heimlich und vielfach er konnte, der Dame seine Liebe zu verstehen zu geben; ihr Gemüth war aber einzig nur dem Mohren zugewandt, und wußte weder etwas von dem Fähndrich noch von einem Anderen, und alle seine Versuche, sie in sich verliebt zu machen, blieben wirkungslos. Der Fähndrich bildete sich hierauf ein, die Schuld dessen sei, daß sie für den Rottenführer glühe, und nahm sich deswegen nicht nur vor, diesen aus ihrer Nähe zu entfernen, und lieber gar zu tödten, sondern wandelte auch all seine Liebe zu ihr in bitteren Haß um, der ihm das Verlangen eingab, zu bewirken, daß wenigstens auch der Mohr seine Gattin nicht länger besitzen solle, wenn es ihm einmal versagt bleibe, sie sein zu nennen. In diesem Sinne verschiedene verbrecherische und ruchlose Anschläge bei sich erwägend, nahm er sich am Ende vor, Disdemonen bei ihrem Gatten des Ehebruches anzuklagen, und dem Mohren einzureden, daß der Rottenführer der Ehebrecher sei. Sein Bewußtsein der großen Liebe des Mohren zu seiner Gattin und seiner großen Freundschaft zu dem Rottenführer, ließ ihn freilich erkennen, daß dieser Plan nicht anders als mit der äußersten Verschlagenheit auszuführen sei, und so fing er denn an, die dazu günstige Zeit und Gelegenheit abzuwarten.

Zufälligerweise geschah es kurz hiernach, daß der Mohr dem Rottenführer seine Stelle abnahm, weil er auf Wache

gegen einen Soldaten von Leder gezogen und demselben mehrere Wunden beigebracht hatte. Disdemona war darüber aufrichtig betrübt, und versuchte wiederholt, ihren Gatten mit seinem Freunde zu versöhnen. Der Mohr aber äußerte deshalb gegen den ruchlosen Fähndrich, seine Frau falle ihm mit Bitten für den Rottenführer so beschwerlich, daß er befürchte, von ihr am Ende genöthigt zu werden, ihn wieder anzustellen. Hiervon nahm der Bösewicht nun die Gelegenheit ab, seinen ersonnenen Betrug auszuführen, und er sagte drum zu dem Mohren: Disdemona hat vielleicht ihre Gründe, ihn gern zu sehen? — Wie das? fragte der Mohr. — Der Fähndrich antwortete: Ich will zwischen Mann und Frau keinen Unfrieden stiften; aber wenn ihr die Augen aufthut, werdet ihr selbst sehen, was ich meine. — Mehr wollte der Fähndrich nicht sagen, der Mohr mochte in ihn dringen wie er wollte, seine Worte jedoch ließen einen so scharfen Stachel des Mistrauens in der Seele des Mohren zurück, daß er gar nicht aufhören konnte, nachzusinnen, was sie wohl hätten besagen mögen, und ganz schwermüthig wurde. Wie nun hierauf seine Gattin eines Tages wieder versuchte, seinen Unwillen gegen den Rottenführer zu mildern und ihn bat, dessen vieljährige Freundschaft und getreue Dienste wegen eines so kleinen Vergehens um so weniger aus den Augen zu setzen, als ja auch der Rottenführer sich mit dem von ihm verwundeten Soldaten schon wieder versöhnt habe, so wurde der Mohr äußerst zornig und sagte: Es ist doch eine seltsame Sache, Disdemona, daß du solchen Antheil an ihm nimmst, der weder dein Bruder noch Verwandter ist, um dir so sehr am Herzen liegen zu dürfen. — Ganz freundlich und bescheiden sagte die junge Frau: Ich möchte nicht, daß ihr mir darüber böse würdet. Meine Fürsprache hat keinen anderen Grund, als daß es mir leid thut, euch eines so wer-

then Freundes beraubt zu sehen, als der Rottenmeister, wie ich von euch selbst weiß, euch gewesen ist. Er hat in der That nicht so sehr gefehlt, daß ihr ihn deswegen hassen dürftet; aber ihr Mohren seid von Natur so hitzig, daß die geringste Kleinigkeit euch zu Zorn und Rache anreizt. — Diesen Worten entgegnete der Mohr noch erzürnter als vorher: Das kann mancher erfahren, ehe er es sich versieht: und ich gedenke für den Schimpf, den man mir anthut, meine volle Rache zu nehmen. — Die Frau war höchlich erschrocken, ihren Gatten so ungewöhnlich stark gegen sich aufgebracht zu sehen, und sagte demüthig zu ihm: Es hat mich nichts Anderes als eine löbliche Absicht verleitet, also mit euch zu sprechen; um euch aber nicht wieder unwillig zu machen, werde ich kein Wort mehr deshalb gegen euch erwähnen. — Diese neue Fürbitte seiner Gattin hatte nun aber dem Mohren eingebildet, die halben Worte, welche der Fähndrich gegen ihn fallen gelassen, hätten ihm andeuten sollen, daß sie in den Rottenmeister verliebt sei. Er begab sich ganz tiefsinnig zu dem Schurken und begann ihn aufzumuntern, deutlicher zu reden. Der nach dem Verderben des armen Weibes trachtende Fähndrich stellte sich zuerst an, nichts sagen zu wollen, was ihr schaden könne; sprach aber am Ende, wie von seinen Bitten überwältigt, zu dem Mohren: Ich kann nicht läugnen, daß ich, wie leid es mir auch thut, euch etwas zu sagen habe, das euch überaus unangenehm sein muß; aber, da ihr nun einmal verlangt, daß ich reden soll, und da mich die Sorge um eure, als meines Gebieters Ehre selbst dazu antreibt, so will ich gegenwärtig eurer Forderung und meiner Pflicht Genüge thun. Ihr müßt also wissen, daß eure Gemahlin aus keinem anderen Grunde sich die Ungnade, in der der Rottenmeister bei euch steht, so zu Herzen nimmt, als weil sie, eurer Schwärze bereits überdrüssig, ein jedesmal,

wann er in euer Haus kommt, ihre Lust mit ihm zu haben pflegt. — Diese Worte schnitten dem Mohren bis in die Wurzel seines Herzens ein; aber um noch mehr zu erfahren, und wiewohl er bei dem Argwohne, der schon vorher in ihm erweckt war, dem Fähndriche Glauben beimaß, brach er doch, finster blickend, in die Worte aus: Ich weiß nicht, was mich abhält, dir diese freche Zunge ausreißen zu lassen, die sich unterfängt, meine Gemahlin einer solchen Schmach zu bezüchtigen? — Der Fähndrich sagte: Ich erwartete für meinen Liebesdienst keinen anderen Lohn von euch, Hauptmann; aber trotz eures Zornes betheure ich euch hiermit wiederholt, daß die Sache sich also verhält, wiewohl das schlaue Weib euch durch den trügerischen Anschein ihrer Liebe zu euch, die Augen dermaßen verblendet hat, daß ihr die offenbare Wahrheit in ihrem Betreff nicht sehen könnt. Mir hat sie der Rottenmeister mündlich selbst anvertraut, weil es ihm scheinen mochte, daß seine Glückseligkeit keine vollkommene sei, wenn er Niemand sonst ihrer mit bewußt mache. Hätte ich meinerseits nicht vor eurem Zorne Scheu getragen, so würde ich ihm seinen verdienten Lohn schon mit seinem Tode gegeben haben; aus der Art und Weise aber, wie ihr meine treuherzige Aufrichtigkeit gegen euch aufnehmt, mag ich freilich erkennen, daß ich besser gethan hätte, zu schweigen, als mir eure Ungnade unbedachtermaßen zuzuziehen. — Der Mohr versetzte ihm voller Hitze: Ueberzeugst du mich nicht durch meinen eignen Augenschein von der Wahrheit dieser deiner Worte, so sei gewiß, daß du alsbald erkennen sollst, du wärest besser stumm geboren. — Die Ueberzeugung, fügte der Bösewicht hinzu, hätte ich euch leicht verschaffen können, so lange er noch euer Hausfreund war; wie soll ich das aber gegenwärtig anfangen, wo ihr ihm nicht seines eigentlichen Verbrechens, sondern einer bloßen Kinderei willen die Thüre

gewiesen habt? Weiß er sich, wie ich der Meinung bin, fortwährend Disdemonens Liebe zu erfreuen, so fängt er es doch jetzt sicherlich feiner als vorher an, und kommt noch heimlicher als sonst mit ihr zusammen, seitdem er weiß, daß er eure Zuneigung verloren hat. Aber desungeachtet gebe ich nicht die Hoffnung auf, euch zu beweisen, was ihr mir so wenig glauben wollt. — Nach diesen Worten schieden sie von einander. Der unglückliche Mohr ging nach Hause, voll Ungeduld den Tag erharrend, an dem ihn der Fähndrich ganz elend machen sollte. Und dieser letztere war eben nicht ruhiger, denn er bedachte, wie schwer, wo nicht unmöglich, Disdemonens Keuschheit es ihm machen werde, seine Anklage derselben vor dem Mohren scheinbar zu rechtfertigen.

Sich in Gedanken vielfältig damit beschäftigend, dachte sich der Verleumder eine neue Bosheit aus. Die Gattin des Mohren kam, wie schon gesagt, des öfteren zu der des Fähndrichs zu Besuch und brachte einen Theil des Tages bei ihr zu. Da nun der Fähndrich in der Regel ein sehr feines maurisches Schnupftuch bei ihr wahrnahm, von dem er wußte, daß der Mohr es ihr geschenkt hatte, der es eben so wie sie selbst äußerst werth hielt, so bildete sich bei ihm der Vorsatz aus, ihr dieses Tuch zu entwenden, und mittelst desselben sie ins Verderben zu stürzen. Er hatte eine kleine Tochter von drei Jahren, die Disdemona sehr liebte. Eines Tages nun, als das unglückliche Weib in seinem Hause war, nahm er das Kind auf seinen Arm, und legte es Disdemonen in den ihrigen. Sie nahm es und drückte es sich an die Brust. Aber in dem Augenblicke wußte der Betrüger, der ein gewandter Taschenspieler war, ihr das Schnupftuch so geschickt aus dem Gürtel zu ziehen, daß sie sich dessen nicht versah. Er entfernte sich sodann von ihr sehr erfreut, und die arglose Disdemona ging nach Hause und war in Gedanken mit

anderen Dingen beschäftigt, ohne das Schnupftuch zu vermissen. Erst nach einigen Tagen suchte sie es und fand es nicht, und sorgte nun, daß der Mohr, wenn er es nicht mehr bei ihr sehe, sie, wie er schon zuweilen gethan hatte, darnach fragen möge.

Der schurkische Fähndrich nahm inzwischen die rechte Zeit wahr, und begab sich zu dem Rottenmeister, in dessen Zimmer er das Schnupftuch am Kopfende des Bettes zurück ließ. Der Rottenmeister versah sich dieses Umstandes nicht im mindesten, und erst am anderen Morgen beim Aufstehen bemerkte er das Tuch, das inzwischen zu Boden gefallen war, indem er mit dem Fuße darauf trat. Er begriff zwar nicht, wie dasselbe zu ihm gekommen war, da er recht wohl wußte, es sei Disdemonen zugehörig; jedoch entschloß er sich, es ihr wiederzubringen, wartete die Zeit ab, daß der Mohr ausgegangen war, und begab sich an dessen Hinterthüre, an der er zu klopfen anhub.

Gleich als ob das Schicksal sich mit dem bösen Fähndriche zu dem Verderben der Unschuldigen verschworen hätte, mußte in dem Augenblicke der Mohr nach Hause zurückgekehrt sein. Das Pochen hörend, trat er an das Fenster und rief ärgerlich hinunter: wer ist da? — Der Rottenmeister vernahm mit Schrecken seine Stimme und fürchtete, der Mohr möchte herunterkommen und seinen Unwillen an ihm auslassen. Er lief also, ohne ein Wort zu erwiedern, auf und davon. Der Mohr stieg die Treppe hinab, machte die Thüre auf und trat auf die Straße, wo er jedoch keinen Menschen ersah. Er ging unwillig wieder in das Haus und fragte seine Gattin: wer um Einlaß geklopft habe? — Disdemona versetzte der Wahrheit gemäß: sie wisse es nicht. — Der Mohr aber sprach zu ihr: es hat mir der Rottenmeister zu sein geschienen, — worauf sie ihm antwortete: Ich weiß

nicht, ob er oder ein Anderer es gewesen ist. — Der Mohr bemeisterte die Wuth, die in ihm kochte, weil er nicht eher etwas thun wollte, als bis er mit dem Fähndrich gesprochen hätte, und ging auf der Stelle zu diesem, dem er erzählte, was vorgefallen war, und den er ersuchte, den Rottenmeister über diese Sache möglichst auszuforschen. Der über das Ereigniß frohe Fähndrich versprach, Alles zu thun, und so ließ er sich denn eines Tages an einem Orte, wo er von dem Mohren gesehen wurde, mit dem Rottenmeister in eine Unterredung ein, die ganz andere Dinge als Disdemonen betraf, und während der er Sorge trug, nicht allein zu wiederholtenmalen ein lautes Gelächter anzustellen, sondern auch durch seine Mienen und Geberden ein großes Erstaunen, wie über unerhörte Neuigkeiten, auszudrücken. Als nun darauf der Rottenmeister wieder fortgegangen war, eilte der Mohr sogleich auf den Fähndrich zu und verlangte von ihm, den Inhalt seines Gespräches mit jenem zu wissen. Der Fähndrich ließ sich lange bitten, ihn anzugeben, am Ende aber sagte er: Er hat mir allerdings Alles eingestanden, was ich von ihm argwöhnte, und mir auch gesagt, daß er ein jedesmal, wann ihr ihm durch eure Abwesenheit dazu Gelegenheit gegeben, sich der höchsten Gunst eures Weibes erfreut habe. Das letztemal, als er bei ihr gewesen, vertraute er mir, habe sie ihm dieses Schnupftuch geschenkt, das sie an ihrem Hochzeittage von euch erhalten. — Der Mohr dankte dem Fähndrich, und hielt dafür, daß wenn seine Gattin jenes Schnupftuch wirklich nicht mehr in Händen habe, an den Aussagen des Fähndrichs nicht zu zweifeln sei. Eines Tages nach Tische fragte er sie gesprächsweise darnach. Die Unglückliche, die diese Frage längst gefürchtet hatte, wurde darüber feuerroth im Gesicht, und lief, um ihr Erröthen zu verbergen, das der Mohr jedoch wohl bemerkt hatte, an ih-

ren Schrein, wo sie that, als suche sie es. Nach langem Suchen sprach sie endlich: Ich weiß nicht, wie ich es heut nicht finden kann? Solltet ihr es etwa haben? — Wenn das der Fall wäre, sagte er, würde ich dich darum befragen? Aber suche doch noch einmal genauer nach. —

Indem er jetzt von ihr ging, war sein Sinnen nur dahin gerichtet, wie er sein Weib und mit ihr zugleich den Rottenmeister tödten könne, ohne dieses doppelten Mordes beschuldigt zu werden. Er dachte Tag und Nacht an nichts Anderes, und seine Frau versah sich allerdings, daß er nicht mehr wie sonst gegen sie war. Sie sagte vielemale zu ihm: Was habt ihr nur, das euch so verstört? Ehemals wart ihr der aufgeweckteste, und nunmehr seid ihr der schwermüthigste Mann auf Erden. — Der Mohr gab ihr darauf verschiedenartige Antworten; aber keine einzige genügte ihr, und wiewohl sie wußte, daß kein Vergehen von ihrer Seite diese Stimmung des Mohren veranlaßt haben könne, so fürchtete sie doch, gerade durch ihre große Zärtlichkeit ihm zur Last gefallen zu sein. Sie sagte einigemal zu der Gattin des Fähndrichs: Ich weiß nicht, was ich von dem Mohren denken soll: er pflegte sonst ganz Liebe zu mir zu sein, und ist jetzt, ich weiß nicht seit wie vielen Tagen, völlig ein Anderer geworden. Wenn ich nur den Jungfrauen am Ende nicht ein warnendes Beispiel werde, sich nicht gegen den Willen der Ihrigen zu vermählen, und die italienischen Frauen nicht von mir lernen, daß man sich nicht zu Männern gesellen soll, die Natur, Himmel und Lebensweise von uns absondern. Da ich nun aber weiß, daß der Mohr ein Freund eures Gatten ist und ihm sein Vertrauen schenkt, so ersuche ich euch, wenn ihr irgend etwas von ihm hörtet, das mir zu wissen nützlich wäre, mir eure Hülfe damit nicht zu versagen. — Sie vergoß, während sie diese Worte sprach,

die bittersten Thränen; die Gattin des Fähndrichs aber, die Alles wußte, und die ihr Mann als Vermittlerin des Mordes hatte anstellen wollen, wiewohl sie sich mit allen Kräften dagegen gesträubt, wagte aus Furcht vor ihrem Gatten ihr nichts von alle dem zu verrathen. Nur so viel sagte sie: Sorget ja, daß ihr eurem Gatten keinen Grund zu Argwohn gebt, und sucht ihm eure Liebe und Treue auf alle Weise zu bethätigen. — Das thue ich, sprach Disdemona, aber es hilft mir nichts. — Der Mohr strebte mittlerweile, sich immermehr von dem zu überzeugen, was er doch so gar nicht wünschte, und ersuchte den Fähndrich, ihn das Schnupftuch wo möglich im Besitze des Rottenmeisters sehen zu lassen Dem Bösewicht war dies Verlangen freilich äußerst unerwünscht, indessen versprach er, das Möglichste zu thun, ihn zu befriedigen.

Der Rottenmeister hatte ein Frauenzimmer bei sich im Hause, das ungemein feine Steppnähte in Linnen arbeitete, und das, als es das Tüchelchen sah, und hörte, es gehöre der Gattin des Mohren an und solle ihr zurückgegeben werden, sich vorher ein anderes darnach anfertigte. In dieser Arbeit begriffen, sah der Fähndrich sie dereinst am Fenster stehen und bemerkte zugleich, daß sie damit von der Straße aus Jedermann sichtbar sei. Er führte also gleich darauf den Mohren unten vorbei, und nach diesem augenscheinlichen Beweise zweifelte derselbe nicht länger an dem Ehebruche seiner keuschen Frau. Nur mit blutigen Gedanken umgehend, bat er den Fähndrich, den Mord des Rottenmeisters auf sich selbst zu nehmen, und versprach, ihm dafür auf ewige Zeiten verpflichtet zu bleiben. Der Fähndrich weigerte sich zwar, diese That zu begehen, weil sie, wie er sagte, von ihm eine Unredlichkeit sein, und ihn bei der bekannten Gewandtheit und Tapferkeit des Rottenmeisters in große Gefahr

bringen würde. Aber der Mohr bat ihn so lange Zeit und gab ihm so viel Geld dafür, daß er ihn am Ende bewog, zu erklären, er wolle sein Glück versuchen.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, ging der Rottenmeister eines Abends aus dem Hause einer Buhlerin, die er zu besuchen pflegte. Die Nacht war stockfinster, und mit ihrer Hülfe schlich sich der Fähndrich, das bloße Schwert in der Hand, an ihn heran, und gab ihm einen Hieb in die Beine, um ihn zu Falle zu bringen. Der Streich traf quer über den rechten Schenkel, der Unglückliche stürzte zu Boden, und der Fähndrich machte sich nunmehr über ihn her, um ihn vollends zu tödten. Inzwischen gelang es dem an Blut und Wunden gewöhnten muthvollen Rottenmeister dennoch, auch sein Schwert zu ziehen und sich damit, verwundet wie er war, unter dem Geschrei: Ich bin ermordet! zur Wehre zu setzen. Aus diesem Grunde und weil darauf mehrere Leute und auch einige in der Nähe wohnende Soldaten herbeiliefen, flüchtete der Fähndrich, der nicht ergriffen sein wollte, von dannen, und kam dann mit einer geschickten Wendung, wie von dem Lärmen herbeigezogen, ebenfalls dazu. Sich unter die Umstehenden mischend, sah er, daß das Bein halb abgehauen war, und hielt also zu seiner großen Freude dafür, daß der Rottenmeister, wenn er gleich noch nicht todt sei, doch an der Verwundung ganz gewiß sterben müsse, wiewohl er nicht unterließ, ihm eine scheinbar brüderliche Theilnahme an seinem Unglücke kund zu geben.

Am nächsten Morgen wurde dies nächtliche Ereigniß in der ganzen Stadt und auch Disdemonen bekannt, die, menschenfreundlich und wohlwollend, wie sie war, darob ein großes Leidwesen verrieth, weil sie sich nicht träumen ließ, daß ihr dasselbe zum Nachtheil gereichen könne. Der Mohr dagegen legte es ihr auf das übelste aus, ging stracks zu dem

Fähndriche und sagte zu ihm: Weißt du wohl, daß mein dummes Weib sich dermaßen über den Rottenmeister betrübt, daß sie ganz närrisch werden will? — Wie könnte es denn auch anders sein, erwiederte der Fähndrich, da sie ein Herz und eine Seele zusammen sind! — Ein Herz und eine Seele! rief der Mohr wüthend aus: Nun, beim Himmel! dem ruchlosen Weibe will ich das ihrige aus dem Leibe reißen, daß er keinen Theil mehr daran haben soll. — Also sprachen sie noch weiter mit einander, ob sie Disdemonen vergiften oder erdolchen sollten; da sie sich aber über keine von diesen Todesarten vereinigen konnten, so meinte der Fähndrich zuletzt: eine einzige fällt mir noch ein, gegen die ihr nichts werdet einzuwenden haben, und die desgleichen unverdächtig ist. Es ist die folgende: Das Haus, das ihr bewohnt, ist sehr alt, und die Decke eures Zimmers hat viele Risse. Wir erschlagen Disdemonen mit einem mit Sand angefüllten Strumpfe, weil also keine Spuren äußerer Verletzung hinterbleiben; und sobald sie todt ist, machen wir, daß die Stubendecke einfällt und ihr den Kopf zerschmettert, auf welche Weise es den Anschein gewinnt, als habe ein herabstürzender Balken sie erschlagen, und kein Mensch auf den Verdacht eines Mordes kommen wird. — Dieser grausame Rathschlag gefiel dem Mohren wohl. Er wartete mit dessen Ausführung die gelegene Zeit ab. Und als er daher eines Nachts bei ihr im Bette lag, und zuvor den Fähndrich in ein an sein Schlafgemach stoßendes Kabinet heimlich gebracht hatte, begann dieser der mit ihm genommenen Abrede gemäß, in seinem Verstecke ein Geräusch zu machen. Der Mohr hörte augenblicklich darauf, und sagte zu seiner Gattin: Hast du das Geräusch gehört? — Ja, antwortete sie. — Nun so stehe auf, fuhr der Mohr fort: und sieh zu, was es ist. — Die unglückselige Disdemona stand aus dem

Bette auf; kaum war sie aber in die Nähe der Kammer gekommen, so sprang der Fähndrich hervor und versetzte ihr mit dem gefüllten Strumpfe, den er in der Faust hielt, einen so gewaltigen Schlag mitten auf das Rückgrat, daß die Arme auf der Stelle zu Boden sank, und kaum noch im Stande war, zu athmen. Sie rief zwar mit der schwachen Stimme, die ihr geblieben, den Mohren um Hülfe an; er aber sprang nun auch aus dem Bette und sagte zu ihr: Das ist der Lohn deiner Ehrlosigkeit, du schändliches Weib! So mag es Allen deines Gleichen ergehen, die sich äußerlich anstellen, ihre Männer zu lieben, und sie hinter ihrem Rücken verrathen. — Wie die Unglückliche dies hörte und ihr Ende nahen fühlte, denn der Fähndrich hatte ihr einen wiederholten Streich versetzt, so rief sie, zum Zeugen ihrer Unschuld, da ihr auf Erden kein Recht widerfahren solle, die himmlische Gerechtigkeit an, und flehte zu Gott, ihr beizustehen, indem der ruchlose Fähndrich sie mit dem dritten Streiche völlig tödtete. Als dies geschehen war, legten die Beiden ihren Leichnam wieder in das Bett, zerschlugen ihr das Haupt und rissen die Stubendecke ein. Sodann hub der Mohr an, laut so lange um Hülfe zu schreien und zu klagen, das Haus falle ein, bis die Nachbarn auf seinen Ruf herbeistürzten und bei Untersuchung des Bettes das arme Weib unter den Balken erschlagen fanden. Disdemona war um ihres tugendlichen Lebens willen bei Jedermann beliebt, und wurde jetzt, von Jedermann betrauert, des nächstfolgenden Tages zur Erde bestattet.

Der allgerechte Gott wollte jedoch nicht, daß eine so unerhörte Schandthat der ihr gebührenden Strafe ermangeln sollte, denn von dem Augenblicke an, da sich der Mohr seiner Gattin beraubt hatte, die er mehr als seine Augen liebte, überkam ihn eine solche Sehnsucht nach ihr, daß er

wie außer sich selbst gerieth, und sie allerwärts in seiner Wohnung suchte. Ja, indem er bedachte, daß er durch die Schuld des Fähndrichs in seinem geliebten Weibe allen Reiz des Lebens, und sich selbst sogar verloren habe, wurde ihm der Bösewicht so in der Seele verhaßt, daß er ihn nicht mehr ansehen konnte, und ihn wohl gar auf offener Straße umgebracht haben würde, hätte er nicht vor der unbestechlichen Gerechtigkeit der Herren von Venedig Scheu getragen. Da er nun so etwas nicht wohl mit Sicherheit vollbringen konnte, so entzog er ihm die Fahne und stieß ihn aus seiner Kompagnie, woher eine Feindschaft zwischen Beiden entsprang, wie man sie sich nicht ärger denken könnte. Der ehrlose Fähndrich richtete alle seine Gedanken darauf, dem Mohren zu schaden, und da er dereinst den Rottenmeister antraf, der wieder hergestellt war, und anstatt seines abgehauenen Beines mit einem hölzernen einherging, sagte er zu ihm: Die Zeit ist genaht, da du den Verlust deines Beines rächen kannst, und wenn du mit mir nach Venedig kommen willst, so gedenke ich dir dort zu sagen und vor Gericht zu bezeugen, wozu ich hier aus mancherlei Rücksichten nicht den Muth habe: wer dein Widersacher ist. Der Rottenmeister, der, er wußte nicht warum, so schwer beleidigt worden war, dankte dem Fähndriche und begleitete ihn nach Venedig, wo ihm dieser nach ihrer Ankunft sagte, sein Bein sei ihm von dem Mohren abgehauen worden, weil dieser sich in den Kopf gesetzt, er habe im geheimen Einverständnisse mit Disdemonen gestanden, die er aus demselben Grunde wirklich getödtet habe, wiewohl er vorgegeben, daß sie von der einstürzenden Stubendecke erschlagen worden sei.

Sobald der Rottenmeister diese Nachricht empfangen

hatte, verklagte er den Mohren bei der Signoria wegen seines abgehauenen Beines und wegen der Ermordung seiner Frau, und stellte als seinen Zeugen den Fähndrich vor Gericht, der aussagte, das Eine wie das Andere sei wahr, denn der Mohr habe ihn zuerst selbst überreden wollen, beide Verbrechen für ihn zu begehen, und, nachdem er aus thierischer Eifersucht sein Weib gemordet, ihm anvertraut, auf welche Weise er diese höllische That zu Stande gebracht.

Die Herren von Venedig vernahmen also, welche Grausamkeiten von dem Barbaren an einer ihrer Bürgerinnen begangen worden sei, und ließen darauf den Mohren in Cypern verhaften und gefangen nach Venedig bringen, wo sie ihn durch vielerlei Martern zu zwingen suchten, die Wahrheit einzugestehen. Die Stärke seiner Seele überwand indessen alle Qualen, die man ihm bereitete, mit solcher Standhaftigkeit, daß man nicht das Mindeste auf ihn bringen konnte. Wenn ihn nun aber auch seine Ausdauer vom Tode errettete, so entging er doch, nachdem er lange Zeit im Kerker gesessen, nicht einer immerwährenden Verbannung, in der er am Ende von den Verwandten seiner Frau, wie er es verdiente, getödtet wurde.

Der Fähndrich begab sich in sein Vaterland, und da er nicht von seiner Art lassen konnte, so klagte er daselbst einen seiner Gefährten an, ihn zur Ermordung eines seiner Feinde, der ein Edelmann war, aufgefordert zu haben. Der Gefährte wurde wegen dieser Sache gefänglich eingezogen und auf die Folter gespannt; da er aber die ganze Anklage muthig abläugnete, auch der Fähndrich, um seine Wahrhaftigkeit zu erproben, gemartert, und ihm zwar dergestalt zugesetzt, daß ihm die Eingeweide zerrissen. Zuletzt zwar wieder

in Freiheit nach Hause entlassen gab er doch allda schon nach wenigen Tagen elendiglicher Weise seinen Geist auf.

Wie auf diese Weise der Himmel die Unschuld Disdemonens rächte, wurde durch die Alles mitwissende Gattin des Fähndrichs offenbar, die nach seinem Tode die Wahrheit aussagte.

IX.

Das Köstlichste im Menschen.

Auf einem Zuge durch sein Land geschah es dereinst dem Sultan Saladin von Babylon, daß er irgendwo mit seinem großen Gefolge nicht in einer Herberge Platz fand, und für seine eigne Person in dem Hause eines seiner Vasallen untergebracht wurde.

Als der Ritter seinen Herrn und Gebieter also bei sich sah, bemühte er sich zugleich mit seiner Gattin und seinen Söhnen auf das eifrigste, ihm in allen Dingen dienstlich zu sein; angesehen nun aber, daß der Teufel unablässig geschäftig ist, den Menschen zu verderben, so legte er es dem Sultane in den Sinn, uneingedenk dessen, was er wirklich hätte lieben sollen, eine unerlaubte und zwar so heftige Liebe auf diese Edelfrau zu werfen, daß er sich von ihr so weit verleiten ließ, mit einem falschen Günstlinge bereits zu rathschlagen, wie er zu der Befriedigung dieser Liebe gelangen könne. Es sollte doch Jedermann Gott bitten, die Mächtigen vor dem Willen Böses zu thun, zu bewahren, denn man mag dessen wohl versichert sein, daß es ihnen niemals an Jemand fehlen wird, der ihnen dazu räthlich und dienstlich ist. Auch Saladin

ermangelte gegenwärtig eines solchen falschen Freundes nicht, der ihm denn den Rath gab, den Gatten der schönen Frau zu sich zu entbieten, und ihm viele Wohlthaten zu erweisen, so wie auch Land und Leute ihm anzuvertrauen, um ihn sodann einige Tage später in seinem Dienste nach einem weit entfernten Orte zu senden, und in seiner Abwesenheit seine Wünsche zu befriedigen.

Dem Sultane gefiel dieser treulose Rath sehr wohl und er befolgte ihn. Der Ritter entfernte sich auf sein Geheiß mit Freuden, in der Meinung, bei seinem Gebieter hoch in Gunst zu stehen, und Saladin stattete einen Besuch in seinem Hause ab. Sobald die gute Frau die Ankunft des Sultans erfuhr, bewillkommte sie ihn, um der Wohlthaten willen, die er ihrem Manne erwiesen, sehr freundlich, und that mit allen den Ihrigen, was sie nur irgend ersinnen konnte, ihn zu vergnügen und ihm zu dienen. Nach aufgehobener Tafel begab sich Saladin in sein Gemach, und forderte seine schöne Wirthin vor sich, die in der Meinung, daß er noch etwas bedürfe, alsobald zu ihm kam. Da erklärte ihr Saladin nun, daß er sie liebe. Sie verstand, was er damit sagen wollte, zwar ohne Schwierigkeit; aber sie gab sich das Ansehen, ihn nicht zu verstehen und antwortete ihm: Sie bitte Gott, daß er ihn segnen möge, und Gott wisse, ob sie ihm dankbar sei und ihm alles Gute wünsche, wie es sich für sie schicke, da er ihrem Manne und ihr so viele Wohlthaten erwiesen habe. Saladin sprach darauf: Auch abgesehen von Allen dem, liebe und begünstige er sie mehr als jedes andere Weib, ja, und gab ihr endlich mit klaren Worten zu verstehen, welcher Art eben seine Liebe zu ihr sei. Als die gute Frau, die nicht allein sehr ehrbar, sondern auch äußerst verständig war, dieses hörte, erwiederte sie: Herr! wie sehr ich auch ein Weib geringer Art bin, so weiß ich doch, daß die

Liebe nicht in der Macht des Menschen, sondern der Mensch in der Macht der Liebe steht, und kann ich mir wohl denken, daß ihr die Wahrheit sagt, wenn ihr, wie ihr thut, vorgebt, eine große Liebe zu mir zu empfinden. Aber so gut ich eben dieses weiß, so gut weiß ich auch dagegen, daß die Männer, und zunächst unter ihnen die Gebietenden, wann sie ihr Herz einem Weibe geschenkt haben, immerdar bereit sind, ihren Willen zu thun, wiewohl sie sie gleich nachher, wann sie den ihrigen gethan hat, verspotten und geringschätzen, wie sie es verdient. Ein solch unglückliches Loos nun, fürchte ich, würde auch das meine sein, Herr, wenn ich eure Wünsche erhörte. — Saladin fing hierauf an, sie zu widerlegen, und versprach ihr goldene Berge für ihre Gunst, bis sie mit einemmale zu ihm sagte: wenn er ihr verspräche, ihr keine Gewalt anzuthun und ihren Ruf zu schonen, so wolle sie ihm dagegen ihr Wort geben, sobald er ihr eine Bitte, die sie ihm vorlegen werde, erfüllt habe, Alles zu thun, was er von ihr verlange. Saladin wendete ihr zwar ein, er besorge, sie werde ihn bitten, daß er seiner Wünsche nicht wieder gegen sie eingedenk sei; sie sagte aber, sie werde das eben so wenig, wie etwas, das er außer Stande sei zu vollbringen, von ihm begehren. Saladin gab nunmehr sein Versprechen an sie ab, und sie küßte ihm Hand und Fuß und sagte: das, was sie von ihm wünsche, sei, daß er ihr sage: was das Köstlichste sei, das der Mensch in sich hegen könne, und das zugleich die Mutter und die Krone aller seiner Tugenden? — Nachdem er dies vernommen, dachte Saladin auf das reiflichste darüber nach; wußte der edlen Frau aber doch keine Antwort zu ertheilen. Um seines Versprechens willen, sagte er dagegen zu ihr, er wolle es bei sich in Ueberlegung ziehen, und sie wiederholte ihm, daß sie zu jeder Zeit, wann er ihr die Lösung dieser Frage brächte, bereit sein würde, sich seinem

Willen zu unterwerfen: in welcher Weise denn ihr Verhältniß zu einander vor der Hand auf sich beruhen blieb. Saladin kehrte zu den Seinigen zurück, und fing die Sache fortan von einer anderen Seite an, indem er die Frage allen seinen Weisen vorlegte. Die einen meinten: das sei Wahrheit für eine andere Welt, man müsse sich damit aber nur in Geduld fassen, so werde sie auch schon für diese ihre Früchte tragen; die anderen äußerten sich: das Köstlichste in dem Menschen sei die Aufrichtigkeit, denn man könne aufrichtig sein und dabei doch immer feige, karg, unehrbar, ungesittet, oder was man sonst sein wolle, ohne, wie gesagt, der Aufrichtigkeit Eintrag zu thun; und auf diese Weise kamen sie von dem Hundertsten aufs Tausendste, ohne im mindesten des Sultans Frage zu lösen. Da nun Saladin auf die letzt erkannte, daß in seinem ganzen Reiche kein Mensch war, der ihm hätte Bescheid geben können, so nahm er, um desto bequemer die Welt zu durchstreifen, zwei Jongleurs mit sich und zog über das Meer, nach dem Hofe des Papstes, wo alle Christenheit zusammenströmt und legte allda seine Frage vor. Indessen hier so wenig wie an dem Hofe des Königs von Frankreich, und bei allen den anderen Königen, die er nach und nach besuchte, fand er eine Antwort darauf. Er brachte auf diesen Reisen so lange Zeit zu, daß er am Ende bereuete, sich irgend auf die Sache eingelassen zu haben; weil es für einen großen Mann allerdings ein Schimpf sein würde, etwas einmal Angefangenes, es müßte denn eine Sünde oder ein Unrecht sein, nicht zu Ende zu führen, und etwa aus Furcht oder Ermüdung darauf zu verzichten. Und in diesem Sinne wollte denn auch Saladin durchaus nicht, ohne es erreicht zu haben, von dem Ziele ablassen, in dessen Verfolgung er von seiner Heimath geschieden war.

Da trug es sich eines Tages zu, daß er mit seinen

Spaßmachern seines Weges daherziehend, auf einen Edelmann traf, der auf der hohen Jagd begriffen, so eben einen Hirsch erlegt hatte. Der Edelmann hatte sich vor kurzem ein Weib genommen, und hatte zu Hause einen alten Vater, der zu seiner Zeit der beste Ritter seines Landes gewesen, jetzt aber vor Alters entblindet war, und das Haus nicht mehr verlassen konnte, wenn er gleich einen so großen und vollkommenen Verstand besaß, daß das Alter denselben noch keinesweges hatte schwächen können. Der junge Edelmann zog von seiner Jagd freudigen Muthes heimwärts, und fragte die Fremden, wohin sie gingen und wer sie wären, worauf diese sich für Jongleurs ausgaben. Der Jüngling war sehr froh, als er dies hörte, sagte ihnen, er kehre munter und guter Dinge von seiner Jagd zurück, und bat sie, gesetzt sie wären gute Jongleurs, mit ihm zu kommen und seine gute Laune durch ihre Kunst noch erhöhen zu helfen. Die Reisenden erwiederten ihm darauf: sie wären sehr eilig, denn sie hätten ihr Vaterland schon vor gar langer Zeit verlassen, um die Lösung einer Frage zu erforschen, die ihnen bis jetzt noch immer unbeantwortet geblieben wäre, und sie hätten nun endlich ihren Rückweg angetreten, weshalb sie also die Nacht nicht bei ihm zubringen könnten. Der junge Edelmann fragte sie nunmehr so lange, bis sie ihm sagten, was sie in der Fremde zu erfahren gesucht hätten, und als er es wußte, sagte er, wofern ihnen sein Vater darin keinen guten Rath geben könnte, würden sie solchen bei keinem Menschen auf Erden antreffen, und vertraute ihnen, was für ein Mann sein Vater sei; Saladin aber, den der Jüngling desgleichen für einen Jongleur ansah, ließ sich durch das, was er über den alten Mann von ihm hörte, sogleich bestimmen, mit zu gehen. Sie kamen in dem Hause des Alten an, und sein Sohn erzählte ihm, wie froh und zufrieden er nicht nur

seiner Jagd, sondern auch deswegen sei, daß die Jongleurs mit ihm gekommen, die um die Lösung einer Frage zu finden, die Welt durchzögen. Auch bat er seinen Vater, ihnen derethalb nach seinen besten Einsichten rathen zu wollen, wie er ihnen bereits versichert habe, daß, wenn er ihnen die Beantwortung ihrer Frage nicht gebe, kein sonstiger Mensch im Leben dies zu thun vermöge. Der alte Ritter erkannte also aus dem was er hörte, daß der Fremde kein Jongleur sei, und erwiederte seinem Sohne, er wolle, sobald sie gegessen hätten, seine Antwort auf die Frage ertheilen. Der Jüngling hinterbrachte das Saladin, und Saladin freute sich. Nachdem aber die Tafel abgedeckt war, und die beiden Jongleurs ihr Amt verrichtet hatten, sprach der Alte zu ihnen: sein Sohn habe ihm zu wissen gethan, sie durchzögen die Welt, der Beantwortung einer Frage halb, die sie doch bei Niemand fänden, und forderte sie danächst auf, ihm diese Frage zu nennen, auf daß er ihnen mittheilen könne, was ihm etwa selbst gegeben sei, davon zu wissen. Saladin gab ihm die Frage an, und der alte Ritter lieh ihm ein aufmerksames Ohr und verstand sie wohl, auch erkannte er an der Sprache des Fremden, daß er den Sultan vor sich hatte, bei dem er dereinst eine geraume Weile gelebt, und der ihm viele Wohlthaten und viele Gnade hatte zu Theil werden lassen. Er sagte zu ihm: Freund! das Erste was ich euch erwiedere, ist, daß ich weiß, wie bis zu diesem heutigen Tage noch niemals solcherlei Jongleurs, wie ihr, über die Schwelle meines Hauses traten. Sodann aber sollt ihr wissen, daß, wenn ich gerade herausreden wollte, ich euch, der mir so vieles Gute erwiesen hat, recht wohl kennen möchte. Indessen will ich davon für jetzt weiter kein Wort fallen lassen, bis ich mit euch unter vier Augen bin, damit keinem Anderen euer Geheimniß offenbar werde. Was eure Frage

betrifft, so sage ich euch, daß das Köstlichste, was ein Mensch in sich hegen kann, und was zugleich die Mutter und die Krone aller seiner Tugenden, die Scham ist. Denn aus Scham erduldet der Mensch den Tod, das allergrößte Uebel, das es gibt, und aus Scham unterläßt er Alles, was nicht schicklich ist, wenn ihn auch eine noch so große Lust dazu antreibt, die Scham ist eben so der Anfang und die Krone aller Tugenden, wie dagegen die Unverschämtheit aller Laster ist. — So wie Saladin diese Erklärung der Frage hörte, leuchtete es ihm gleich ein, daß es die rechte war, und daß es sich darum wirklich so verhielt, wie der alte Ritter sagte. Er ward deswegen über die maßen froh, und nahm von dem Vater und dem Sohne, die ihn so gastfrei bewirthet hatten, Abschied. Ehe er inzwischen noch das Haus verließ, zog ihn der alte Ritter bei Seite und sagte ihm, daß er wisse, er sei Saladin, und daß ihm vieles Gute von ihm widerfahren, auch leistete er und sein Sohn dem Sultane noch viele Dienste, auf die Art, daß sich kein Anderer ihrer versah. Nach diesem schickte sich nun Saladin an, so schnell als möglich nach seinem Lande zurückzueilen, und als er daselbst wieder ankam, war des Jedermann äußerst froh und beging seine glückliche Rückkehr mit Festlichkeiten.

So wie diese vorüber waren, war das Erste, was Saladin that, daß er die schöne Frau besuchte, die ihm die Frage aufgegeben hatte. Sie nahm ihn sehr wohl auf und bewirthete und bediente ihn, und Saladin speiste mit ihr. Er hatte sich aber kaum von Tische erhoben, so begab er sich in sein Gemach und beschied die junge Edelfrau dahin zu sich. Sie erschien vor ihm und Saladin erzählte ihr, wie weit umher er in der Welt gewandert sei, nach einer sicheren Lösung der Frage, die sie ihm gestellt, und die er nun endlich gefunden habe, um dafür die Erfüllung ihres Versprechens

von ihr einzutauschen. Sie entgegnete: So möge er denn die Gnade haben, und vorerst sein Versprechen halten, ihr die Frage, die sie ihm gestellt, zu beantworten. Fiele diese Antwort dann befriedigend für sie aus, so wolle auch sie nicht anstehen, ihre gegen ihn übernommene Verpflichtung zu lösen. Hierauf versetzte ihr Saladin seinerseits, er freue sich ungemein, sie also reden zu hören, und hinsichtlich seiner Beantwortung ihrer Frage: so sei das Köstlichste, was der Mensch in sich haben könne, und was die Mutter und die Krone aller Tugenden, die Scham. — Das ehrbare Weib war mit dieser Lösung ganz zufrieden und sagte: Ihr habt mir hiermit euer Versprechen eingelöst, o Herr! sagt mir nun aber auch gefälligst, ich bitte euch, der Wahrheit, so wie es einem Könige geziemen will, gemäß, ob es nach eurem Dafürhalten, in der Welt einen vorzüglicheren Menschen als euch geben kann? — Saladin antwortete: Durch das, was sie ihn zu sagen nöthige, beschäme sie ihn zwar in keinem geringen Grade; da er ihr aber einmal als König die Wahrheit aussagen solle, so erkläre er ihr allerdings, wie er die Meinung hege, daß er etwas Besseres als Andere, und also auch kein Anderer ihm irgend vorzuziehen sei. — Die junge Edelfrau hörte diese seine Rede, stürzte auf ihre Knie vor ihm nieder und brach hochaufgeregt in die Worte aus: Da habt ihr mir zwei große Wahrheiten angesagt, o Herr! Die eine, daß ihr der vorzüglichste Mensch auf Erden seid, die andere, daß die Scham das Köstlichste im Menschen sei. Damit ihr nun aber auch die erste dieser Wahrheiten bethätiget und der beste der auf Erden lebenden Menschen wirklich seid, so flehe ich zu euch, daß ihr gnädigst das Köstlichste im Menschen, die Scham, in euch aufnehmen, und euch dessen, was ihr vor dem zu mir sagtet, schämen wollt. — Sobald Saladin diese ihre kühne Rede sich von ihr sagen lassen und begriffen hatte,

wie dieses ehrbare Weib, mit Hülfe ihrer Tugend und ihres hohen Verstandes, es einzuleiten gewußt, ihn zur Erkenntniß seines tiefen Irrthums zu bringen, dankte er Gott. Und wenn er ihr zuvor schon mit sinnlicher Liebe zugethan gewesen war, so liebte er sie von nun an nur desto reiner und inniger und uneigennütziger, wie ein guter Herr die Seinigen lieben soll. Er berief ihren Gatten auf der Stelle in ihre Nähe zurück und überschüttete fernerhin Beide mit Huld und Gnade und Ehren jeder Art, so daß man sie vor Vielen ihres Gleichen seiner Unterthanen glücklich preisen durfte.

X.

Robert, der Teufel.

In alten Zeiten gab es in der Normandie einen Herzog, der tapfer und ritterlich, sanft und höflich war, Gott über Alles fürchtete und liebte, und in seiner Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit Jedermann Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dieser Herzog nannte sich Hubert, und die alten Chroniken erzählen von seinem Reichthum und seinen tugendlichen Thaten so die Hülle und Fülle, daß es kaum zu glauben ist. Derselbe hielt nun einst an einem Weihnachtstage einen offenen Hof in Vernon an der Seine, wo sich alle seine Ritter und Barone um ihn versammelten, und da er noch ledigen Standes war, ihn dringend angingen, sich zu vermählen, um sein Geschlecht fortzupflanzen und einen rechtmäßigen Nachfolger auf seinem Throne zu hinterlassen. Der Herzog mochte sich den Bitten seiner Großen gern willfährig bezeigen, und antwortete: er wolle zwar thun, was sie von ihm begehrten, nur wisse er keine Frau, die sich für ihn schicke, ausfindig zu machen, denn, sprach er: nähme ich mir ein Weib aus einem größeren Hause als das meinige, so würde das in Wahrheit nicht gut gethan sein, erwählte ich dagegen eines

von minder edlem Blute als ich selbst, so würde ich mir und meinem Stamme Schande machen. Ich denke also, ich bleibe besser wie ich bin, als daß ich thue, was mir nicht anständig ist und was ich späterhin zu bereuen habe. — Danächst erhob sich der Aelteste der Versammlung, die diese Worte vernommen, ein weiser Baron, und sagte: Ihr habt wohlgesprochen, mein gnädiger Herzog; aber wenn es euch recht ist, will ich euch sagen, was ihr gern hören werdet. — Nun so redet, sprach der Herzog, und der Baron fuhr fort: Der Herzog von Burgund hat eine schöne, kluge, gute und ehrbare Tochter, die euch ebenbürtig ist, und durch deren Besitz ihr an Macht und Ehren gewinnen würdet, weil sie euch mit hohen und gewaltigen Herren verbände. Wenn es euch gefällig wäre, um sie zu werben, so bin ich gewiß, ihr erhieltet sie. — Der Herzog erwiederte, der gute Rath gefiele ihm, und ließ in Bälde um die Prinzessin anhalten, die ihm denn auch von ihrem Vater willig zugestanden, und von ihm nach einem prachtvollen Hochzeitfeste, in Begleitung vieler Ritter, Barone, Frauen und Fräulein, theils aus Burgund, theils aus anderen Landen in seine Hauptstadt Rouen heimgeführt wurde, wo man sie mit hohen Festen und Freuden empfing, und Burgunder und Normannen mit einander große Freundschaften stifteten.

Der Herzog und die Herzogin lebten zusammen achtzehn Jahre, ohne daß sie Kinder bekamen, sei es nun, daß es ihr eigener Fehler, oder also Gottes Wille war, wie es denn eben zuweilen den Menschen nicht zuträglich ist, Kinder zu haben. Indessen hatte dieses Ehepaar Gott vor Augen und im Herzen, war mildthätig und erbarmend gegen Arme und Nothdürftige, und betete immerdar wiewohl vergebens zum Himmel, sie mit Kindern zu segnen, die Gott ehreten und dienten und ihr Geschlecht fortpflanzten.

Eines Tages, als sie von einem Spaziergange zurück kehrten, sagte der Herzog zu der Herzogin: Es ist nun wohl gewiß, daß wir keine Kinder mit einander haben werden. Derjenige hat doch eine große Sünde begangen, der uns zusammen brachte, denn ich glaube, wenn ihr an einen Andern gegeben wäret, würdet ihr Kinder geboren, und ich eben so mit einem anderen Weibe welche gezeugt haben. Nichtsdestoweniger mag ich mein Leben lang keiner Anderen, als euer mich erfreuen. — Als die Herzogin diese Worte hörte, entgegnete sie: Wir müssen es in Geduld hinnehmen, Sire, da es Gott einmal so gefällt. —

Kurze Zeit nachher ging der Herzog sehr ingrimmig und verstört auf die Jagd und klagte bei sich selbst: Ich sehe so viele Frauen, die zu ihrer Freude und zu ihrem Troste viele schöne Kinder haben, und erkenne nun daraus, daß Gott mich haßt. Warum verläugne ich also ihn und seine Allmacht nicht, und falle in Verzweiflung, da es mir so sehr schmerzlich ist, kinderlos zu bleiben? — Der Herzog beging eine große Thorheit, so zu reden, denn der Teufel, der stets bereit ist, das Menschengeschlecht zu betrügen, versuchte ihn, und verfinsterte ihm solchergestalt seinen Verstand, daß er nicht wußte was er sagte. In seinen Palast zurückgekehrt, traf er da die Herzogin eben so wie er selbst in Aerger versunken an. Er küßte und umarmte sie zärtlich und flehte zu Gott, daß er ihre Liebe doch endlich mit einem Kinde segnen wolle, das ihm wohlgefällig würde. Die Herzogin hingegen rief in ihrem Zorne übereilterweise aus: In des Teufels Namen sei es so, da Gott einmal nichts dazu thun kann; denn wenn ich in dieser Stunde ein Kind empfange, sei es mit Leib und Seele dem Teufel übergeben! — Ihr Schooß wurde nun hierauf in der That mit einem Kinde gesegnet, das in seinem Leben vieles Böse verschuldete und

viele Verbrechen beging; sich in der Folge aber dennoch besserte, bekehrte, Buße that, und am Ende gerettet wurde.

Sobald die Herzogin fühlte, daß sie schwanger sei, verfiel sie in große Betrübniß darob, die Frucht ihres Leibes dem Teufel preisgegeben zu haben. Sie gebar ihr Kind zu seiner Zeit unter großen Schmerzen und Qualen, denn sie brachte fast einen ganzen Monat über ihre Entbindung zu, und dieselbe würde gar nicht ohne die Gebete, Fasten und Almosen erfolgt sein, mit denen der Herzog sich aus Liebe zu ihr alltäglich bemühte, sie zu erleichtern, weil sie mittlerweile gewiß gestorben wäre, wie denn eben auch die Damen, die ihr Hülfe und Beistand leisteten, der Meinung waren, daß ihre letzte Stunde gekommen.

Unmittelbar nach der Geburt dieses Kindes regten sich alle Schrecken der Natur, und erhob sich ein so finsteres Gewölk, daß es Nacht zu werden schien. Es donnerte furchtbar und blitzte solchergestalt, daß der Himmel gleichsam offen war und daß man wähnte, das Haus stände auf allen Seiten in Feuer. Auch die vier Winde tobten gewaltig, und das Haus erbebte in seinen Grundvesten und stürzte theilweise ein. Alle die im Hause waren, hielten dafür, dieses entsetzliche Unwetter bringe das Ende der Welt herbei. Endlich gefiel es aber doch Gott, die empörte Natur wieder zu besänftigen und der Himmel wurde heiter und rein. Nun trug man das Kind zur Taufe, in der es Robert genannt wurde, und Alle, die es sahen, erstaunten, daß es so groß und ausgebildet war, denn dem Anscheine nach war es schon ein volles Jahr alt und zur Hälfte genährt. Während es zur Kirche hin und zurückgetragen wurde, hörte es nicht auf zu weinen und zu schreien. Gleich darauf hatte es auch abgezahnt, und biß die Ammen, die es säugten, so scharf, daß sich keine mehr dazu verstehen wollte, es zu nähren, und daß

man ihm vermittelst eines Hörnchens zu trinken geben mußte, das man ihm in den Mund steckte. Ein Jahr alt, sprach es so gut wie andere Kinder mit fünf Jahren, und je älter und größer es ward, desto mehr Unheil richtete es an, denn sobald es erst allein gehen konnte, war kein Mensch mehr im Stande, es zu bändigen. Wenn ihm andere kleine Kinder zu nahe kamen, so warf Robert nach ihnen mit Steinen und schlug sie mit derben Knitteln, kurz, er fing seine üble Lebensart frühzeitig an, und brach Arme und Beine entzwei. Die Barone, die es mit ansahen, meinten, es sei die Jugend und belachten und belustigten sich über das was der Knabe that, der sie selbst späterhin doch sehr traurig machte.

Robert gedieh nun körperlich immer mehr, so wie man ja zu sagen pflegt, Unkraut verdirbt nicht; verdarb aber dagegen innerlich desto mehr. Er lief unablässig wie toll auf den Straßen umher und schlug und stieß was ihm in den Weg kam, so daß sich am Ende Niemand mehr vor ihm sehen zu lassen wagte. Zuweilen rotteten sich wohl die anderen Knaben zusammen, um ihn zu schlagen; sobald sie ihn aber auf sich zu kommen sahen, riefen sie einander zu: Seht, da kommt der Teufel! und flohen vor ihm wie Schaafe vor dem Wolfe. So kam es denn, weil er eben so böse war, dahin, daß ihn die Kinder, die ihn kannten, insgesammt Robert den Teufel nannten, welchen Namen ihm allmählig das ganze Land beilegte, so daß er ihn nicht allein für seine ganze Lebenszeit behielt, sondern auch so lange die Welt steht, behalten wird.

Als der Knabe sechs bis sieben Jahre alt war, rief ihn der Herzog, seiner bösen Anlagen sich versehend, vor sich und sprach zu ihm: Mein Sohn, es wird Zeit, daß du einen Meister erhältst, der dich erzieht und unterrichtet, denn

du bist groß genug, in die Schule zu gehen, und lesen und schreiben, so wie gute Sitten und Ehrbarkeit, zu erlernen. — Er gab ihm hierauf zwar einen Hofmeister bei; als der aber anfangen wollte, ihn zu strafen, um ihm verschiedene Uebelthaten, die er beging, zu verleiden, zog Robert sein Messer und stach ihm durch den Leib, daß ihm die Gedärme herausdrangen und er starb. Ueberdies warf Robert im Aerger seinem Meister sein Buch nach, indem er zu ihm sagte: Meister, da ist eure Gelehrsamkeit! Mich soll kein Pfaffe und Schreiber jemals meistern, das habe ich an euch bewiesen! — Seitdem unterstand sich kein Meister mehr, ihn zu unterweisen oder irgend zu züchtigen, und der Herzog sah sich genöthigt, ihn nach seiner Lust und Laune leben zu lassen. Ueber allen Schaden freute er sich, Gutes zu thun kam ihm nicht in den Sinn, er verachtete Gott und die heilige Kirche, es war keine Vernunft in ihm und er kannte in seiner Bosheit kein Maß und Ziel, denn wenn er in die Kirche ging und wahrnahm, daß die Priester singen wollten, warf er, Gott zum Hohn, ihnen Staub, Asche, oder anderen Unrath in den Mund. Sah er in der Kirche Jemand beten, so schlich er von hinten auf ihn zu und schlug ihn. Jedermann verfluchte ihn um seiner Uebelthaten willen, und der Herzog zürnte ihm, da er ihn so schlecht gerathen sah, so sehr, daß er ihn lieber todt gesehen hätte. Auch die Herzogin betrübte sich seinetwegen höchlich, und sagte eines Tages zum Herzog: Unser Sohn ist nun völlig bei erwachsenen Jahren, er ist groß und stark, und es will mir bedünken, daß es gut gethan sein würde, ihn zum Ritter zu machen, vielleicht ändert er darauf seine Sinnes- und Handelsweise. — Der Herzog gab ihr zur Antwort, er sei es zufrieden, und Robert war dazumal erst siebenzehn Jahre alt.

An einem Pfingstfeste versammelte der Herzog einige

seiner vornehmsten Barone, und rief in deren Gegenwart Robert vor sich, zu dem er, nachdem er sich mit ihnen berathen hatte, sprach: Robert, mein Sohn, höre was ich dir sagen werde. Unter Zustimmung unserer Barone will ich dich zum Ritter machen, damit du fürderhin mit anderen biederen Rittern Umgang habest, und deine Lebensart änderst, um nicht nach wie vor mehr aller Welt ein Aegerniß abzugeben, sondern sanft, höflich, bescheiden und gütig wie andere Ritter zu werden, da ja eben Ehre Sitten bessern soll. — Robert antwortete dem Herzoge, seinem Vater: Ihr könnt thun, was euch wohlgefällt; was aber mich angeht, so scheere ich mich nichts darum, ob ich hoch oder niedrig bin. Ich habe mir vorgesetzt, in allen Dingen zu thun, was mir mein Muth und mein freier Wille heißt, und bin gar nicht gesonnen, anders zu werden, als ich seither war; ob ich ein Ritter genannt werde oder nicht, gilt mir gleich. — Der heilige Pfingstabend wurde, wie es der Brauch ist, von vielen Menschen in der Kirche durchwacht; aber in dieser Nacht schlug und stieß Robert bald den Einen, bald den Anderen, und hatte an keinem Orte Ruhe, da er nicht daran dachte, zu Gott zu beten. Des anderen Morgens, am Pfingstsonntage, wurde er zum Ritter geschlagen.

Der Herzog ließ ein Lanzenbrechen ausrufen, und Robert scheute dabei keinen Kampf, so tapfer und verwegen war er. Er griff Jedweden an, der sich gegenwärtig befand. Man hätte die Ritter sollen fallen sehen, als das Lanzenbrechen anhub! Robert war voller Wildheit und schonte Niemand, wer ihm immer vorkam, den warf er vom Pferde nieder. Dem Einen brach er ein Bein, dem Anderen den Hals, kein einziger entging seinen Händen unbeschädigt, sie trugen allesammt Wunden davon, und er machte dabei zehn Pferde zu schanden. Diese Zeitung wurde dem Herzoge hin-

terbracht, und er betrübte sich sehr darob. Er ging selbst hin und wollte das Lanzenbrechen beschließen. Aber Robert schien wie rasend und von Sinnen zu sein, und wollte dem Herzoge, seinem Vater, nicht gehorchen, sondern fing nun erst recht an, nach allen Seiten um sich zu hauen und Reiter und Rosse niederzustrecken. Er tödtete an diesem Tage also die drei tapfersten Ritter, die anwesend waren; die übrigen baten ihn zwar um Gnade, aber vergebens, und zuletzt wagte ihm, um seiner Stärke willen, keiner mehr zu begegnen, und um seiner Unmenschlichkeit willen haßten ihn Alle. Man sagte zu ihm: um Gottes willen, Robert, laßt ab, euer gnädiger Herr Vater hat ausrufen lassen, daß das Lanzenbrechen zu Ende sei, weil so viele Ehrenmänner dabei ums Leben gekommen, was ihn sehr erzürnt; aber Robert hatte sich dermaßen erhitzt, daß er auf nichts hörte, was man zu ihm sprach, sondern nur immer ärger fortfuhr, Wunden und Tod auszutheilen. Er trieb dies so lange, bis das anwesende Volk aufstand und zu dem Herzog kam und rief: Herr Herzog, es ist eine große Thorheit, daß ihr euren Sohn Robert thun laßt, was er will, stellt das doch um Gottes willen ab. —

Sobald Robert sah, daß Niemand mehr eine Lanze mit ihm brechen wollte, ritt er fort, und zwar auf Abenteuer in das Land aus. Dort begann er dann noch viel üblere Dinge, als vorher, zu begehen, denn er schändete Frauen und Mädchen, und tödtete so viele Leute, daß es zum Erbarmen war. Es gab keinen Menschen in der ganzen Normandie, der nicht durch ihn beraubt oder beleidigt worden wäre. Sogar mit den Kirchen führte er unablässig Krieg, und alle Abteien im Lande wurden von ihm geplündert oder zerstört.

Der Herzog wurde von alle dem in Kenntniß gesetzt. Alle, die er geschlagen, beraubt oder zu Grunde gerichtet hatte,

kamen zu ihm und verkündigten ihm die Greuel, die Robert verbrach. Der sagte: Euer Herr Sohn hat meiner Frau Gewalt angethan, Jener, er hat meine Tochter entehrt. Der Eine, er hat mich beraubt und ausgezogen, der Andere, er hat mich geschlagen und verwundet. Es war ein kläglich Ding, die Kränkungen aufzählen zu hören, die er Jedem schonungslos anthat. — Der Herzog hub vor herzlicher Betrübniß darüber an zu weinen und sagte: O, du lieber Herr Gott! ich fühlte mich so glücklich und zufrieden, einen Sohn zu haben, weil ich viel Freude an ihm zu erleben hoffte. Jetzt habe ich nun einen, und der macht mir solchen Kummer, daß ich nicht weiß, was ich beginnen soll! —

Ein anwesender Ritter, der den Herzog in dieser Betrübniß sah, sprach zu ihm: Mein gnädiger Herr, ich will euch rathen, daß ihr nach Robert aussendet und ihn vor euch kommen laßt, in Gegenwart eures ganzen Hofes, um ihm zu untersagen, sich ferner an irgend Jemand zu vergehen, widrigenfalls ihr ihn gefangen nehmen und über ihn Gericht halten würdet. — Der Herzog willigte hierein und sagte dem Ritter, er habe weise gesprochen, auch sendete er sofort Leute über Land nach Robert aus, und gebot ihnen, ihn vor sein Angesicht zu bringen. Robert war eben im Felde, als er vernahm, wie man über ihn bei dem Herzoge, seinem Vater, Klage erhoben, und wie von diesem anbefohlen sei, ihn gefänglich einzubringen. Er ließ daher Allen, denen er begegnete, und sogar den Boten des Herzogs, aus Verdruß über diesen, die Augen ausstechen, und sagte, nachdem er sie hatte blenden lassen, noch spottweise zu ihnen: Um so besser werdet ihr nun schlafen, ihr Ehrenmänner, geht und sagt meinem Vater, daß ich mir nichts aus ihm mache, und daß ich euch dies angethan habe, um ihn und sein Gebot zu verhöhnen. — Die Boten kehrten weinend zu dem

Herzoge zurück und sprachen: Seht, Herr Herzog, wie uns euer Sohn geblendet und gemißhandelt hat! — Der Herzog aber war über diese Nachrichten außermaßen entrüstet und begann zu überlegen, wie er mit ihm fertig werden möchte. Da erhob sich in seinem Rathe Einer mit den Worten: Herr Herzog, denkt nicht mehr daran, euren Sohn vor euer Angesicht kommen zu lassen, denn in Betracht seiner Empörung, so wie dessen, was er an euren Dienern verübt hat, ist es nothwendig, daß er so, wie es die Gesetze und die Vernunft wollen, von euch zur Rechenschaft und Strafe gezogen werde. —

Diesem guten Rathe gemäß, ließ der Herzog alsbald nun durch alle Städte seines Landes, seinen Gerichtsherren und Amtleuten seinen Willen verkündigen: Sorge zu tragen, Robert, nebst Allen, die ihm bei seinen Uebelthaten hülfreich wären, zu bändigen und einzusperren. Als dieser Befehl zu Roberts Kenntniß gelangte, so fehlte wenig, daß er nicht ganz außer sich selbst gerathen wäre, gleichwie dann auch die Mörder, welche zu ihm hielten, davon höchlich aufgeschreckt wurden. Robert knirschte vor Wuth mit den Zähnen und schwur, den Herzog, seinen Vater, so lange zu bekriegen, bis er sein ganzes Haus zerstört habe. Er ließ sich hiernächst in einer großen dichten Waldung ein festes Haus bauen, in dem er seine Wohnung aufschlug, trotz dem daß der entlegene, finstere und schreckenvolle Ort fast unbewohnbar war. Und daselbst versammelte er alle schlechten Unterthanen seines Vaters um sich, als da waren Diebe, Mörder, Kirchen- und Straßenräuber, Buschklepper, Verfluchte, Verbannte, Excommunicirte, Betrüger, Meineidige, Uebermüthige und Böswillige aller Art, und kurz die allerverruchtesten Menschen, die es unter der Sonne gab, und zu deren Hauptmanne er sich machte. Er beging von diesem Forste

aus in der Gegend umher mit seinen Genossen so unzählige Uebelthaten, und mordete und plünderte so viele Kaufleute und Pilgrime, daß sich aus Furcht vor ihm Niemand mehr im Freien zu zeigen, oder sein Haus zu verlassen wagte. Alles Volk staunte, daß Gott sie ungestraft ließ und scheute sie wie die Schafe den Wolf, denn sie waren in Wahrheit wie heißhungrige reißende Wölfe, und schmausten und schwelgten unablässig, ohne jemals zu fasten, es mochte nun Fastenzeit, oder Quatember oder ein heiliger Abend sein, auch aßen sie alle Tage, Freitags sowohl wie Sonntags, Fleisch. Nachdem sie dieses Leben eine Weile getrieben hatten, empfingen sie in der Folge der Zeit dafür allerdings den verdienten Lohn, und man wird gleich hören, was mit Robert dem Teufel, der in der ganzen Welt nicht seines gleichen hatte, weiter geschah.

Eines Tages ging Robert nämlich, in böser Absicht allein auf Abenteuer in den Wald aus, und begegnete sieben Eremiten, über die er wie ein Rasender mit seinem Schwerte hersprang. Obwohl nun die sieben Eremiten groß und stark genug waren, sich gegen ihn zu vertheidigen, so wollten sie ihm in ihrer Frömmigkeit und Heiligkeit doch keinen Widerstand leisten, sondern erlitten zur Ehre Gottes geruhig den Tod, den er ihnen gab. Als er sie alle sieben getödtet hatte, verspottete er sie noch überdies, und jagte dann, über und über mit Blut besudelt, recht wie ein eingefleischter Teufel im Lande umher, bis er zu dem Schlosse von Arques kam. Unterwegs war er einem Schäfer begegnet, der ihm gesagt, die Herzogin, seine Mutter, käme an dem Tage auch dahin. Als er sich nun aber dem Schlosse näherte, flohen vor ihm Männer, Frauen und Kinder, und flüchteten in die Kirche, oder schlossen sich in ihre Häuser ein. Da ging Robert, der dies wahrnahm, mit einemmale in sich und sagte bei sich

weinend: O du großer Gott des Paradieses! Wie geht es zu, daß Jedermann mich flieht? So bin ich ja der unglücklichste und heilloseste Mensch auf Erden, gleich als ob ich ein Jude wär. Ach! ich erkenne jetzt, daß ich unter den Schlimmen der Schlimmste bin. Ich muß nun wohl mein Leben verwünschen, denn ich sehe, daß mich Gott und Menschen hassen. Unter solchen Gedanken und in solchem Leidwesen erreichte Robert das Schloßthor und stieg vom Pferde; es wagte ihm aber da kein Mensch zu nahen, ihm sein Pferd abzunehmen, kein Page kam zu seiner Bedienung heran. Er ließ sein Pferd am Thore stehen und begab sich in den Saal empor zu seiner Mutter, der Herzogin; jedoch auch diese lief vor Entsetzen über seinen Anblick davon. Wie Robert also auch sie vor ihm flüchten sah, empfand er heftigen Schmerz und rief seiner Mutter erschrocken nach: Fürchtet euch nicht vor mir, Mutter, und entweichet nicht, bis ich mit euch gesprochen habe. Darauf schritt er auf sie zu und sagte: Ich beschwöre euch, liebe Mutter, sagt mir, wie es kömmt, daß ich so grausam und fürchterlich bin? denn es muß die Schuld nothwendigerweise an euch oder meinem Vater liegen, darum bitte ich euch, sagt mir die Wahrheit. — Die Herzogin staunte, Robert so reden zu hören, und da er ihr Sohn war, warf sie sich vor ihm nieder und sprach weinend: Mein Sohn, ich wollte, du schnittest mir den Kopf ab und brächtest mich um; — zu welchen Worten ihr großes Mitleiden mit ihrem Sohne sie verleitete, der, wie sie wohl wußte, um ihres Frevelns bei seiner Empfängniß willen, so gerathen war. Robert erwiederte: Ach, Frau Mutter! warum sollte ich euch tödten, der ich schon so viel Böses gethan habe? um keinen Preis in der Welt möchte ich das thun. — Hierauf erklärte ihm die Herzogin, wie es so gekommen sei, da sie ihn schon vor seiner Zeugung

dem Teufel übergeben, indem sie sich wegen dieser großen Sünde schalt und tadelte, und sich das unglücklichste Weib nannte, das jemals gelebt habe, ja beinahe verzweifelt wäre. Als Robert angehört hatte, was ihm seine Mutter mittheilte, stürzte er vor Schmerz darüber ohnmächtig zur Erde; dann aber wieder zu sich gekommen, sagte er, bitterlich weinend: Die Teufel haben große Lust, meinen Leib und meine Seele zu erlangen; ich will aber von nun an aufhören, übel zu thun und von allen Werken des Teufels abstehen. — Zu seiner Mutter gewendet, sprach er ferner: Ich flehe euch demüthig an, meine vielgeehrte Frau Mutter, daß es euch gefallen wolle, mich meinem gnädigen Herrn Vater zu empfehlen; denn ich gehe nach Rom, um meine Sünden zu beichten, und werde nicht eher wieder geruhig schlafen, bis ich dort hingekommen bin, und durchaus der Errettung meiner Seele leben kann. —

Robert stieg zu Pferde und kehrte zu den Seinigen zurück, die er im Walde verlassen hatte; die Herzogin hingegen blieb in ihrem Palaste, in tiefe Trauer um ihren Sohn versunken, der von ihr Abschied genommen hatte, und rief oftmals mit lauter Stimme aus: Ach! ich Elende, was soll ich thun? mein Sohn Robert hat nicht Unrecht, sich nicht um mich zu kümmern, denn er muß mich wohl hassen und mir übel wollen, die ich an allen seinen Verbrechen schuld bin. — Derweil die Herzogin sich so heftig betrübte, kam der Herzog zu ihr, und sie erzählte ihm denn kläglicherweise, was Robert gethan. Der Herzog fragte sie, ob sein Sohn seine früheren Uebelthaten bereue? — Ja, erwiederte die Herzogin, und der Herzog seufzte und sprach: Ach leider! ist das Alles nur vergebens, denn er wird die schweren Unthaten, die er im Lande verbrochen, nicht wieder gut machen können. Nichts destoweniger bitte ich Gott, ihn mit seinem

Vorhaben zu einem guten Ende zu geleiten, denn ich glaube nicht, daß er, ohne daß sich Gott seiner erbarmt, lebendig wiederkehrt, wenn er sich nach Rom auf den Weg macht. —

Nachdem Robert von seiner Mutter in Arques geschieden war, ritt er so lange, bis er in den Wald kam, wo er seine Genossen verlassen hatte, die eben bei Tische saßen und schmausten. Bei Roberts Anblick standen Alle auf, ihn zu ehren; indem begann er aber ihnen ihr seitheriges schlechtes und verderbtes Leben vorzuhalten, und sie um ihrer Schandthaten willen mit Worten zu strafen. Er sagte zu ihnen: Um Gottes Willen, meine Getreuen, beachtet wohl, was ich euch sagen werde. Ihr wißt, was für ein ruchloses Leben wir zum großen Nachtheile unserer Körper und Seelen die Zeit über geführt haben. Ihr wißt, wie viele Kirchen wir zerstört und geplündert, wie viel ehrliche Kaufleute wir beraubt und gemordet, wie viele Geistliche und andere wackere Männer durch uns ins Verderben gestürzt worden sind; es sind ihrer unzählige, und wir laufen darum Alle Gefahr, verdammt zu werden, wenn Gott kein Erbarmen mit uns trägt. Ich beschwöre euch also in seinem Namen, von dieser gefahrvollen und bedenklichen Lebensweise abzustehen, und von Stunde an euch zu bessern und eure begangenen Sünden abzubüßen. Was mich betrifft, ich bin entschlossen, nach Rom zu gehen, um zu beichten und vielleicht mittelst guter Werke Verzeihung und Gnade für meine Uebelthaten zu erlangen. — Da sprang einer der Schurken wie ein wahnwitziger Narr auf und rief seinen Genossen spottend zu: Bemerkt ihr wohl den Fuchs, der ein Einsiedler werden will? Robert treibt seinen Spott mit uns, er ist unser Hauptmann und Meister, der es allein viel schlimmer treibt als wir Alle mit einander, und uns zu unseren Thaten unterwiesen hat. Was meint ihr dazu, soll es auf die alte Weise fortge-

hen, ihr Gesellen? fragte Robert: Ich bitte euch herzlich, laßt von diesen Dingen ab und tragt für euer zeitliches und ewiges Wohl Sorge, indem ihr den allmächtigen Gott um Vergebung bittet. Er wird sich eurer gnädig erbarmen, und ihr beginget sicherlich einen schweren Irrthum, wenn ihr längere Zeit in diesem Zustande bliebt. Darum dient und ehret Gott fernerhin. — Auf diese Worte Roberts entgegnete einer der wilden Gesellen: Laßt diese Dinge auf sich beruhen, Meister, ihr redet in den Wind. Ihr mögt sagen und thun was ihr wollt, weder ich noch meine Genossen lassen von unserer alten Lebensweise ab, des seid versichert und gewiß. Ja, wenn ihr uns gleich hunderttausend Mark feines Gold geben wolltet, so wiche und wankte unser Entschluß doch nicht, denn wir würden nimmermehr Frieden halten und uns erwehren können, Böses zu thun, woran wir gewöhnt, und wozu wir ein für allemal entschlossen sind. — Alle Uebrigen, die gegenwärtig waren, sagten einstimmig: er redet wahr, im Leben und im Tode lassen wir nicht ab, zu rauben und zu morden, und wehe dem, der uns entgegen ist. Sind wir schon die Zeit her schlecht und böse gewesen, so wollen wir nun erst anfangen, es recht arg zu treiben, dazu sind und bleiben wir entschlossen, es mag geschehen was da will. —

Als Robert die Gaudiebe solchergestalt reden hörte, gerieth er in heftigen Zorn und dachte bei sich: wenn sie mit diesen Gesinnungen länger hier verweilen, so werden sie noch vieles Unheil stiften. Er begab sich deshalb an die Thüre des Hauses und schloß sie ab, ergriff eine große Keule und streckte damit einen der Schurken todt zu Boden, worauf er auch die Uebrigen alle nacheinander aus dem Leben vertilgte.

Sobald er mit dieser Arbeit zu Stande war, sprach er zu sich selbst: Nun, ihr Bursche, so habe ich euch nach euren Verdiensten abgedankt, denn, wie die Arbeit, heißt es, so

der Lohn. — Um sein Tagewerk zu krönen, gedachte er nun auch noch das Haus anzustecken und niederzubrennen; er führte dies jedoch um der darin aufgehäuften Schätze und Güter willen nicht aus, sondern schloß hinter sich die Thüre zu und nahm den Schlüssel mit. Dies gethan, machte er das Zeichen des Kreuzes, ging in den Wald hinein und begab sich auf den Weg nach Rom. Robert wußte an diesem Tage nicht, wo er die Nacht zubringen, es hungerte ihn, und er wußte nicht, womit er sich sättigen sollte. Er ritt so lange weiter, bis er zu einer Abtei kam, die er vorher immer befeindet und mehrmals geplündert hatte, wenn gleich der Abt sein Verwandter war. Die Mönche haßten Robert auf den Tod, und so wie er jetzt tief betrübt und ohne ein Wort zu sagen zu ihnen eintrat, erschraken sie höchlich und flohen vor ihm mit dem Geschrei: Der unsinnige Robert kommt! Dies erneuerte sein Weh und er sprach seufzend zu sich: Ich muß wohl mein Leben hassen, da Jedermann mich haßt und flieht, ich habe meine Zeit und mein Leben schlecht angewandt. — Er ging darauf zu der Thüre der Abteikirche und betete solchermaßen zu Gott: Mein Gott und Schöpfer, ich bitte dich, du wollest Gnade und Erbarmen mit mir haben und mich vor Gefahren hüten; an den Abt und die Mönche aber richtete er so sanfte Worte, daß sie zu ihm kamen. Er sagte: Ich bedaure euch und eure Kirche, ehrwürdige Herren, denn ich weiß, daß ich euch viel Böses zugefügt habe; darum bitte ich euch, mir zu vergeben und mit mir Erbarmen zu tragen. — Er fiel bei diesen Worten vor ihnen auf die Knie nieder und sprach noch insbesondere zu dem Abte: Ich bitte euch, mich meinem Vater zu empfehlen und ihm den Schlüssel des Hauses zu übergeben, in dem ich so lange Zeit mit meinen Gefährten, die ich getödtet, verweilte. In diesem Hause befinden sich alle meine

Schätze, die ich, was ich jetzt schwer bereue, anderen Menschen abgenommen habe, und ich wünsche, daß sie insgesammt mögen zurückgegeben werden, denen sie zu eigen angehören. — Robert blieb diese Nacht über in der Abtei und entfernte sich aus ihr in der Frühe des anderen Morgens. Sein Schwert, mit dem er so viel Unheil gestiftet, so wie auch sein Pferd ließ er da, denn er wollte seinen Weg nach Rom zu Fuße zurücklegen. Der Abt begab sich noch an dem nämlichen Tage zu dem Herzoge, brachte ihm den Schlüssel, den ihm sein Sohn gegeben hatte, und erzählte ihm was er von Robert wußte, worauf der Herzog den armen Leuten das Ihrige wiedergeben ließ.

Unterdessen wanderte Robert in großer Demuth und Andacht nach Rom zu, und kam daselbst nach langen Tagereisen am grünen Donnerstage zu guter Zeit an, um zu beichten. Der Papst, der der Statthalter Gottes auf Erden ist, war nämlich eben in der heiligen Peterskirche, um das Hochamt zu halten, wie es an diesem Tage seine Gewohnheit. Robert drängte sich nach dem Papste zu. Entrüstet über seine Vermessenheit, wollten ihn zwar dessen Priester und Diener abhalten, und die Umstehenden schlugen auf ihn los; jemehr sie aber schlugen, destomehr drängte er vorwärts, bis er, in die Nähe des Papstes gelangt, sich vor ihm niederwarf und zu wiederholtenmalen laut ausrief: Heiliger Vater! erbarmt euch mein. — Um seines großen Lärmens willen, wollte man ihn abermals hinwegbringen; der heilige Vater nahm jedoch sein inbrünstiges Verlangen wahr, trug Mitleiden mit ihm und sagte zu den Seinigen: Laßt ihn zu mir kommen, denn soweit ich ihn beurtheilen mag, ist in ihm viele Frömmigkeit. — Er gebot also Ruhe, um besser zu hören, was er zu sagen habe, und Robert redete den Papst solchergestalt an: Heiliger Vater! Ich bin der allergrößte

Sünder auf Erden. — Der Papst nahm ihn bei der Hand, hieß ihn aufstehen und fragte: Mein Freund, was willst du mir sagen, und warum schreist du so? — Ach, heiliger Vater! sagte Robert: ich bitte euch, daß ihr meine Beichte gnädig anhört, denn wenn ich von euch keine Absolution für meine begangenen Sünden erlange, so bin ich, wie man mir gesagt hat, in Ewigkeit verdammt. Ich habe aber große Angst in mir, daß mich der Teufel holt, da ich so entsetzliche und schaudervolle Dinge, wie kein Mensch auf Erden, verbrochen. Ich flehe euch also an, der ihr ja die Macht haben sollt, den Bedürftigen Trost und Hülfe zu verleihen, mich um das heilige Leiden willen unseres Herrn, von den Lastern und Sünden zu reinigen, derethalb mir Reue das Gewissen zernagt, und die mich abscheulicher und verächtlicher machen, als ein Teufel in der Hölle ist. — Als der Papst ihn so reden hörte, ahnete er beinahe, daß es Robert, der Teufel, sei, und er sagte: Nennst du dich etwa Robert, mein Sohn, von dem ich so viel habe reden hören? — So ist es ganz gewiß, sprach Robert. — Darauf fuhr der Papst fort: Du sollst Absolution haben; aber ich beschwöre dich bei Gott, dem Allmächtigen, daß du keinem Menschen mehr Böses oder Schaden zufügst; — und der Papst, wie alle Anwesenden entsetzten sich sehr, ihn zu sehen. Robert kniete wieder in großer Demuth, Zerknirschung und Reue vor dem Papste nieder und versprach dies auf das Heiligste. Der Papst trat dann bei Seite und ließ Robert vor sich kommen, und der beichtete ihm vollständig und erzählte ihm, wie ihn seine Mutter bei ihrer Empfängniß aus Unwillen dem Teufel übergeben habe, worüber sie gegenwärtig große Angst und Leidwesen empfinde. Wie ihn der Papst also reden hörte, staunte er sehr und bekreuzte sich, indem er sagte: Mein Freund, du mußt an einen Ort gehen, drei Meilen von hier,

wo du einen Priester findest, der ein Beichtiger ist, und dem du deine dereinstigen Sünden beichten und sagen magst, daß er dir eine Buße auferlege, wie du sie verdientest. Er ist der ehrenwertheste und heiligste Mann, der heutzutage auf Erden lebt, und ich bin gewiß, daß er dich beichten und absolviren wird. — Robert antwortete: das will ich gern thun, gebe Gott nur, daß ich dadurch das Heil meiner Seele gewinne. — Darauf nahm er von dem Papste Abschied und blieb diesen Tag noch in Rom, weil es schon fast Nacht war.

Am anderen Morgen stand er früh auf, machte sich auf den Weg zu dem Eremiten, zu dem ihn der Papst schickte, und erzählte ihm, als er angelangt war, wie der Papst wolle, daß er ihn beichte. Der Eremit sagte: seid willkommen, — und nachdem sie eine kleine Weile beisammen gewesen waren, hub Robert an, ihm den Verlauf seines Lebens zu schildern und seine Sünden, von dem Tage an, wo er geboren war, herzuzählen, so wie er ihm denn auch zu wissen that, was seine Mutter vor seiner Geburt schon an ihm verbrochen hatte. Der Einsiedler staunte deshalb über die maßen, war indessen eben so sehr über die Zerknirschung erfreut, die er in Robert, seiner großen Versündigungen wegen, wahrnahm. Nachdem sie lange Zeit mit einander gesprochen, sagte der Eremit zu Robert: Mein Sohn, du bleibst heute bei mir, und morgen früh, so Gott will, gedenke ich dich zu beichten, und dir zu rathen, was du zu thun und zu lassen hast. — Robert, der vordem der grausamste Unmensch, und zwar stolzer und wilder als ein Löwe gewesen, war jetzt der demüthigste, mildeste und sanftmüthigste Prinz auf Erden. Auch war er so matt und hinfällig von dem großen Kummer und den Mühseligkeiten, die er unterwegs erduldet, daß er weder essen noch trinken konnte. Er kniete nieder, um seine Andacht zu verrichten, und betete zu Gott inbrünstiglich, ihn

vor dem bösen Feinde zu schützen, und ihm über denselben den Sieg zu verleihen. Als es Nacht wurde, wies der Eremit Robert an, in einer kleinen Kapelle zu schlafen, die sich in dieser heiligen und anmuthigen Klause befand. Er selbst hörte die ganze Nacht nicht eher auf, Gott für den reumüthigen Robert, den Teufel, zu bitten, bis auch er entschlief.

Sobald er entschlummert war, träumte er, dem Willen Gottes gemäß, und geschah es ihm, daß er einen Engel hörte, der, von Gott gesandt, zu ihm sagte: Mann, Gott entbietet dir durch mich, daß Robert, wenn er Vergebung seiner Sünden empfahen will, sich närrisch und stumm anstellen muß, und nichts Anderes, als was er den Hunden entreißt, genießen darf. Er soll in diesem Zustande verharren, bis daß es Gott gefällt, ihn daraus wieder zu erheben, und bis er sich durch genugsame Buße von seinen Sünden gereinigt hat. — Hierauf erwachte der Eremit ganz erschrocken wieder, dachte lange Zeit seinem Traume nach, und begann deswegen Gott zu preisen und zu danken, indem er sich freute, daß also einem reuigen Sünder Gnade angedeihen sollte. Unter Gebeten erwartete er den Tag, und als der Morgen anbrach, rief er Robert, von heißer Liebe zu ihm entbrannt, mit den Worten zu sich: Mein Freund, komm hierher zu mir. — Robert nahte augenblicks dem heiligen Klausner und beichtete ihm, von Reue zerknirscht, seine Sünden. Nachdem er dies gethan, sagte der Eremit: Mein Sohn, ich habe nachgesonnen, welche Buße sich für dich schickt, auf daß dich Gott seiner Vergebung theilhaft mache, und lege dir denn auf, daß du dich närrisch stellst, nichts Anderes ißest, als was du den Hunden wegnehmen kannst, wann man ihnen Futter gegeben, und dich endlich, gleich wie ein Stummer, des Redens enthältst. Eine solche Buße hat dir nämlich unser Herr Jesus Christus durch mich offen-

bart und anbefohlen. Während ihrer Dauer sollst du keinem irgend auf der Welt lebenden Wesen Böses zufügen, und in diesem Zustande verharren, bis daß es Gott gefällt, dich durch seinen Boten zu erlösen. — Ueber diese Rede wurde Robert äußerst froh, und dankte Gott, daß er ihn um so geringen Preis lossprechen wolle. Er nahm von dem Eremiten Abschied und entfernte sich in großer Demuth, seine Buße zu beginnen, die ihm in Betracht dessen, was er in seiner Jugend gesündigt, äußerst geringfügig vorkam. Gott wirkte hierdurch ein schönes Wunder, daß er einen Menschen, der stolzer war als ein Löwe, treuloser als ein Tiger, und in Sünden und Laster so tief, wie kein Anderer versunken, durch seine übergroße Güte und Barmherzigkeit so unschuldig, sanft, demüthig und still werden ließ, wie ein Lamm. Er kam nach Rom zurück, und fing alsbald an wie ein Narr in den Straßen einherzulaufen. Nicht lange, so rannten ihm schon einige Kinder nach, die ihn für thöricht ansahen, und spotteten ihn aus, indem sie ihn mit alten Schuhen warfen und seinethalben ein großes Geschrei und Lärmen in den Straßen erregten. Die Einwohner von Rom, die dies sahen, schrien und spotteten darüber, wie es ja eben Sitte ist, über eine große Thorheit mehr als über eine große Weisheit zu lachen. Robert hatte mehr Leute um sich, als wenn er sehr weise gewesen wäre.

Als er eine Zeit lang in der Stadt Rom zugebracht, geschah es, daß er eines Tages in die Nähe der kaiserlichen Wohnung kam, deren Thor offen stand, und daß er hinein trat und im Saale auf und ab wandelte, in dem er bald sachte, bald geschwinde ging, bald lief und hüpfte, bald sich ganz ruhig verhielt, wiewohl er nie an einem Orte still stand. Der anwesende Kaiser merkte auf und sah Roberts Art und Weise an, dann sprach er zu einem seiner Stallmeister, der

bei Tische neben ihm saß: Siehe da den besten Schildknappen, den es auf der Welt geben kann, ich glaube aber, er ist toll, und das ist sehr schade, denn er ist von Körper schön und wohlgestalt. Laß ihm zu essen geben und ruf ihn her. — Der Stallmeister rief ihn, Robert erwiederte jedoch kein Wort; man ließ ihn niedersitzen, er wollte aber zu männiglich Verwunderung nichts von alle dem, was man ihm anbot, essen und trinken. Während Robert also bei Tische saß, gewahrte der Kaiser unter dem Tische einen Hund, den ein anderer gebissen hatte, und warf ihm einen Knochen zu, den der Hund anfing zu benagen. Als Robert den Hund den Knochen fangen sah, sprang er gleich vom Tische auf, lief zu ihm und ruhte nicht eher, bis er den Knochen, den der Hund doch nicht lassen wollte, auch mit gefaßt hatte. Robert, der sich zur Erde hingeworfen, hielt und zerrte und benagte den Knochen an der einen Seite, der Hund an der anderen. Der Kaiser und alle Anwesenden sahen dem Zeitvertreibe mit Ergötzen zu; am Ende aber gelang es Robert dennoch, dem Hunde den Knochen ganz zu entreißen, und so fiel er, da er lange nichts gegessen, mit großem Hunger drüber her. Dem Kaiser entging es nicht, wie bedürftig er der Nahrung war, und er warf daher einem anderen Hunde ein ganzes Brod zu; Robert entriß es jedoch dem Hunde, brach es von einander und gab dem Hunde, dem er es verdankte, die Hälfte. Der Kaiser hub an zu lachen, als er dies sah, und sagte zu seinen Leuten: Wir haben hier den nagelneuesten und schmutzigsten Narrn, den ich noch in meinem Leben sah; ich glaube, er ißt nichts, als was er den Hunden von ihrer Speise nehmen kann. — Damit nun Robert satt zu essen hätte, warfen alle Gegenwärtige den Hunden des Kaisers der Speisen zur Genüge vor. Robert stillte seinen Hunger und erging sich dann wieder im Saale,

seinen Stock in der Hand haltend, mit dem er wie ein Narr wider Bänke und Wände schlug. Während er dies that, bemerkte er eine Thüre, die in einen schönen Baumgarten führte, in dem sich ein kühler Brunnen befand. Da hinein ging er und stillte an dem Brunnen seinen Durst.

Als die Nachtzeit nahte, hielt sich Robert immerdar zu dem Hunde und folgte ihm allerwärts, und der Hund, der gewohnt war, die Nacht unter einer Treppe zuzubringen, ging schlafen, wohin Robert, der für sich keine Lagerstätte hatte, ihm folgte. Der Kaiser, der ein wachsames Auge auf Alles hatte, was Robert that, bemitleidete ihn deswegen und befahl, daß man ihm ein Bett brächte, auf dem er bequem ruhen möchte. Zwei Diener befolgten dies Geheiß auf der Stelle; aber Robert wollte nicht dulden, daß das Bett da bliebe, sondern gab durch Zeichen zu verstehen, daß man es forttragen und sich entfernen solle, und wollte lieber auf bloßer Erde liegen. Der Kaiser verwunderte sich darob sehr, und gab von Neuem den Befehl, Stroh in Ueberfluß herbei zu schaffen, auf das sich dann, als es da war, der müde, abgemattete und erschöpfte Robert zur Ruhe legte. Welche Kraft der Tugend und Geduld mußte also wohl in Robert sein, der doch vorher gewohnt gewesen, in einem weichen Bette, auf feinen reinlichen Linnen zu liegen, und zwar in einem reich mit Teppichen geschmückten Zimmer, Wein und andere köstliche Getränke zu trinken, ausgesuchte leckere Speisen, seinem Stande gemäß zu essen, und sich nun dahin gebracht sah, mit Hunden in Gemeinschaft essen, trinken und schlafen zu müssen. Vordem pflegte ihn Jedermann gnädiger Herr zu nennen, und ihn als den furchtbarsten Menschen auf Erden zu ehren. Jetzt nannte ihn Jedermann einen Narren, und verspottete ihn und achtete ihn gering.

In diesem Zustande brachte Robert etwa an die sieben

Jahre zu, und unterdessen hatte ihn der Hund, den er zu seinem Gefährten auserkoren, weil er merkte, daß er um Roberts willen besser zu fressen bekam, und auch nicht geneckt oder geprügelt wurde, dermaßen liebgewonnen, daß er keinen Augenblick von seiner Seite wich.

Nun hatte der Kaiser, in dessen Hause er eben den Narrn spielte, eine Tochter, die zwar stumm war und noch kein Wort gesprochen hatte, um die sich dessenungeachtet aber der Seneschall des Kaisers, ein gewaltiger Mann, des öfteren beworben, weil er sie gern zur Frau haben wollte. Der Kaiser hingegen hielt dafür, daß der Seneschall seinem Stamme Schande machen würde, und wollte nicht einwilligen, wiewohl ihm der Seneschall seinerseits deswegen von Herzen grollte, und seinen Herrn zu befeinden und zu befehden dachte. In dieser Absicht warb er eine große Menge Volkes an und zog mit ihnen und einer mächtigen Schaar ungläubiger Sarazenen, zu dem Schrecken des Kaisers, vor die Stadt Rom, sie zu belagern und mit Allen, die darin waren, so wie mit dem Lande des Kaisers zu erobern. Der Kaiser rief seine Barone und Ritterschaft zusammen, pflog mit ihnen Rath und sagte: Laßt uns wohl zusehen, daß wir gegen die Sarazenen, die uns bekriegen und großen Schaden und Leid zufügen, was wir vermögen thun, denn ich gewahre zu meiner Betrübniß, daß sie bereits das ganze Land in ihrer Gewalt haben und uns vernichten werden, wenn uns Gott in seiner Gnade und Barmherzigkeit nicht hilft. Ich bitte euch also, daß ihr sie tapfer angreifen und mit ihnen kämpfen wollet, damit wir ihnen hier nicht lange Zeit lassen, der Ruhe zu pflegen. — Hierauf erwiederte die Rathsversammlung dem Kaiser einmüthig: Sire, ihr habt weise gesprochen, wir sind Alle willig und bereit, mit euch in die Schlacht zu gehen und unsere Rechte zu vertheidigen. Sie

sollen, wenn Gott will, miteinander eines schlimmen Todes sterben und die Stunde verwünschen, in der sie zum ersten Male dieses Land betraten. — Der Kaiser freuete sich der Antwort der Barone, ließ auf der Stelle alle waffenfähige Männer der Stadt Rom entbieten, rüstete sich und schickte sich an, die Sarazenen anzugreifen und zu schlagen. Dies geschah, so wie es beschlossen und angeordnet war; wenn gleich sich aber der Kaiser selbst an die Spitze seines muthigen Heeres stellte, und wie groß auch die Kräfte der Römer waren, so würden sie dennoch besiegt worden sein, hätte ihnen Gott nicht Hülfe und Beistand verliehen, indem er ihnen Robert sendete. Als nämlich der Tag angebrochen war, da der Kaiser sich mit dem Seneschall auf dem Schlachtfelde messen wollte, ging Robert, wie er es gewohnt war, an den Brunnen im Garten des Kaisers, um zu trinken. Da hörte er nahe bei sich eine Stimme vom Himmel, die Gott gesendet hatte, und die sanft zu ihm sprach: Robert, Gott gebietet dir durch mich, daß du alsbald seine blanken Waffen anlegst, und dieses Roß, das ich dir zuführe, besteigest, um dem Kaiser zu Hülfe zu eilen. — Robert gehorchte dem Gebote, das der Engel ihm gab, legte ohne Widerrede gleich seine Rüstung an und schwang sich auf sein Pferd. Jene stumme Tochter des Kaisers stand während des an einem Fenster, durch das man nach dem Garten und dem Brunnen sehen konnte, nahm wahr, wie sich Robert verkleidete und rüstete, und würde es verrathen haben, wenn sie hätte reden können; so aber blieb sie dessen nur innerlich eingedenk. Robert eilte zu dem Heere des Kaisers, das mit den Sarazenen bereits handgemein geworden war, und hub dermaßen an rechts und links auf die Türken einzuhauen, daß er Köpfe, Arme und Beine abschnitt und Rosse und Reiter zu Boden streckte. Keiner seiner Streiche traf fehl; es war eine

Lust, Robert, den Teufel, so viele Feinde tödten zu sehen, und, um kurz zu sein, so schlug er sie am Ende sämmtlich in die Flucht, und erstritt dem Kaiser die Wahlstatt. Sobald er dann mit seinem Tagewerk zu Ende war, ritt er zu dem Brunnen zurück, that daselbst seine Waffen wieder von sich und legte sie auf das Roß, und auf der Stelle sah er beides verschwinden, er wußte nicht wohin, und blieb allein. Die Tochter des Kaisers sah dies mit an und erstaunte drob; sie hätte es wohl gern verrathen, aber sie war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, weil sie niemals gesprochen. Robert hatte aus der Schlacht einen Hieb davon getragen, durch den ihm das ganze Gesicht zerkratzt war, sonst aber keinen Schaden genommen. Der Kaiser war froh und dankte Gott, indem er nach seinem Palaste zurückritt, ihm den Sieg über seine Feinde verliehen zu haben. Zur Stunde des Abendessens erschien Robert, seiner Gewohnheit nach, wieder vor ihm und spielte den Stummen und den Narren; der Kaiser bemerkte aber sogleich, daß er im Gesicht verletzt war, und da er besorgte, einer seiner Diener möchte ihn so zugerichtet haben, sagte er sehr erzürnt: Es sind hier böse Menschen unter uns; derweil wir heute in der Schlacht waren, haben sie den armen Mann zerschlagen und sogar in dem Gesicht zerkratzt, womit sie eine schwere Sünde begangen, denn er thut keinem Menschen in der Welt etwas Böses, und ist ein guter harmloser Narr. — Es nahm hierauf ein Ritter das Wort und sagte: Während wir im Felde draußen waren, haben es ihm ganz gewiß die zurückgebliebenen Leute angethan, und nun warnte der Kaiser diese nachdrücklich, ihn nicht im mindesten wieder zu kränken. Er versuchte zwar auch, von seinen Rittern zu erfahren, wer der fremde Mann gewesen, der in der Schlacht so tapfer für sie gefochten habe; aber keiner wußte ihn zu nennen, und so sagte er: Ich ver=

mag zwar nicht zu errathen, wer es gewesen ist, aber so viel weiß ich gewiß, daß wir ohne ihn verloren gewesen wären, und daß er der kühnste und gewaltigste Ritter, den ich jemals vor Augen sah. — Hier trat seine Tochter, die dies hörte, zu ihm heran, und bedeutete ihn durch Zeichen, daß durch Robert der Sieg gewonnen worden; der Kaiser verstand sich jedoch auf ihre Ausdrucksweise nicht, und errieth nicht was sie wollte. Ihre Hofmeisterin wußte dies freilich und sagte dem Kaiser: die Jungfrau bedeute, daß die gewonnene Schlacht dem Narren Robert zu verdanken sei. Der Kaiser aber lachte und spottete darüber, und erzürnte sich dann über die Hofmeisterin, die ihm erklärte, daß dies thöricht sei, so daß er zu ihr sagte: Ihr solltet ihr Weisheit und gute Sitten lehren, anstatt sie mit solchen Dingen zu bethören; aber ihr sollt es mir bereuen, wenn ihr euch nicht ändern wollt; es ist Wahnwitz, zu glauben, daß der ohnmächtige Narr so gewaltige Thaten vollbringen können. — Die Jungfrau entfernte sich, als sie sah, daß ihr Vater zürnte, obschon sie wußte, daß es sich damit so verhielt, wie sie angegeben hatte, und ihre Hofmeisterin trug vor den Worten des Kaisers große Furcht. So blieben die Sachen bis zu einem anderenmale stehen, da der Seneschall wieder mit großen Schaaren Sarazenen vor Rom rückte, um es zu belagern. Ja, er würde es auch diesesmal erobert haben, wenn ihnen nicht derselbe Ritter, der die Römer schon einmal errettet, auf des Engels Geheiß, wieder hülfreich gewesen wäre, denn er trieb die heidnischen Hunde, wie der Wolf eine Heerde Schaafe, vor sich hin und schlug so teufelmäßig auf sie los, daß kein Einziger ihm Stand zu halten wagte. Er zerhackte und zermetzelte sie wie der Metzger auf der Schlachtbank Fleisch, und es entgingen Wenige seinen Händen. Von den Leuten des Kaisers achteten diesmal zwar Viele auf den

unbekannten Ritter; als aber die Schlacht zu Ende war, wußte doch keiner zu sagen, was aus ihm geworden, als wiederum die Tochter des Kaisers, die ihn zum zweitenmale gesehen hatte, wie er sich heimlich waffnete und entwaffnete.

Kurze Zeit hierauf kehrte das Heer der Sarazenen zum drittenmale, und zwar stärker als jemals, wieder vor Rom. Ehe der Kaiser ihm diesmal entgegenzog, um es zu bekriegen, entbot er seine Ritter vor sich und bat sie, wenn der blanke Ritter wieder erschiene, ihn wo möglich einzubringen, damit er erführe, von welchem Volke er sei; auch gebot er ihnen, jedenfalls zu erforschen, woher er komme und wohin er gehe, weil er sehr die Wahrheit zu wissen verlange; und die Ritter sagten ihm Gehorsam zu. Als nun der Tag der Schlacht gekommen war, legte sich eine Schaar Ritter in den Hinterhalt in ein Gehölz, in der Absicht, den blanken Ritter zu fahen. Allein sie gaben sich eine unnütze Mühe, weil sie nicht erfahren konnten, woher er kam; und brachen aus ihrem Verstecke hervor, als sie ihn mitten im Getümmel erblickten.

Nun hätte man sehen sollen, was für Hiebe ausgetheilt wurden, wie die Harnische blitzten, Trompeten und Zinken erklangen, und die Lanzen knickten und stoben! Es war eine wahre Lust, wie von den entsetzten Sarazenen Roß und Reiter zu Boden stürzten. Robert drang auf seinem weißen Rosse und mit seinen weißen Waffen in das dickste Gewühl, gleich als es gar keine Feinde für ihn gäbe; und in der That, wo er nur irgend erschien, hielt auch der verwegenste Heide nicht gegen seine Streiche Stich, die rechts und links hin trafen und nimmer ihr Ziel verfehlten, sondern jedesmaligen Tod zur Folge hatten. Auch erhöhten Roberts Thaten den Muth und die Kraft der Römer solchergestalt, daß sie zur großen Freude ihrer Stadt, an diesem

Tage alle Sarazenen auf dem Flecke tödteten und zu Grunde richteten.

Sobald die Schlacht gewonnen war, kehrte Jedermann nach seinem Hause zurück, und Robert wollte sich eben auch, wie er es gewohnt war, wieder zu dem Brunnen in dem kaiserlichen Garten begeben, um seine Wäffen abzulegen. Da umgaben ihn aber mit einemmale jene Ritter, die sich wieder in dem Walde verborgen gehabt, und sprachen zu ihm: Herr Ritter, sagt uns, wenn es euch gefällt, wer seid ihr? aus welchem Lande und woher seid ihr kommen? — Robert erschrak, als er sich von ihnen anreden hörte; aber er setzte seinem Pferde die Sporen ein und floh bergabwärts, so daß es ihm gelang, unerkannt den Rittern zu entrinnen, von denen einer ihm indessen nahe genug kam, ihn mit einer Lanze, deren Eisen in der Wunde stecken blieb, in den Schenkel zu verwunden. So wie Robert wieder seinen Brunnen erreicht hatte, entwaffnete er sich, legte seine Rüstung, wie früheremale, auf das Roß, und im Nu war Alles, er wußte nicht wohin, verschwunden. Also befand er sich allein, und seine Wunde schmerzte ihn heftig; er zog die Lanzenspitze aus dem Schenkel und versteckte sie zwischen zwei Steinen bei dem Brunnen. Er wußte nicht, wohin er gehen sollte, um seine Wunde verbinden zu lassen, ohne daß er erkannt würde; er verband sie sich also selbst, indem er Gras darauf legte, und sie mit vielem Moose umwickelte, um sie vor der Luft zu schützen. Die Tochter des Kaisers stand inzwischen wieder am Fenster, von wannen sie es mit ansah, und da sie also wußte, daß Robert ein schöner und tapferer Ritter war, so schloß sie ihn in ihr Herz ein und fing an, ihn auf das Zärtlichste zu lieben.

Nun wußte aber doch nach wie vor Niemand außer ihr, wer der weiße Ritter sei. Sobald Robert seine Wunde ver-

bunden hatte, ging er an den Hof, sich sein Abendessen geben zu lassen. Seiner Wunde wegen hinkte er stark, wiewohl er sich alle Mühe gab, so wenig wie möglich zu hinken, denn er fühlte tausendmal mehr Schmerzen als er kund gab. Da kam auch der Ritter dazu, der ihn gestochen hatte, und erzählte dem Kaiser, wie der weiße Ritter ihm entkommen sei, und wie er ihn verwundet habe. Es muß ein geistig und kein leiblich Ding gewesen sein, sagte er, denn es sprach kein Wort, was ich auch zu ihm sagen mochte; ich bitte Gott, daß er es trösten wolle, wo es auch sei, denn es war schwer verwundet. Aber, Herr Kaiser, wenn ihr mir glauben wollt, so will ich euch sagen, was ihr zu thun habt, um in Kurzem zu erfahren, wer der Ritter mit den blanken Waffen war. Ihr müßt nämlich durch alle eure Städte und Schlösser öffentlich verkündigen lassen, daß, wenn irgendwo ein Ritter mit einem weißen Rosse und mit weißen Waffen sei, der mit einer Wunde im Schenkel zu euch komme und euch das Eisen überbringe, womit sie ihm gestochen worden, ihr ihm die Hälfte eures Reiches gebt. — Als der Kaiser diesen guten Rath des Ritters hörte, freute er sich sehr und gab sogleich über sein ganzes Land den Befehl, ihn auszuführen.

Diesen kaiserlichen Ausruf vernahm auch der treubrüchige Seneschall, der in seiner Vermessenheit die Tochter des Kaisers liebte, und durch jene unerhörte Frevel hatte erwerben wollen, die ihm doch immer mißlungen waren. Er beging nun noch deren einen, um wohl die alte Rede zu bewähren, daß, wer da höher steigt als er soll, auch wieder tiefer fällt als er will, denn es ist eben Gott nichts mißfälliger, und den Menschen nichts verderblicher, als Stolz, und es hat nur der Lohn zu erwarten, wer Gott dient. Er ließ nämlich unverzüglich auf jene Nachricht ein weißes Roß

und weiße Waffen auftreiben, und nahm eine Lanzenspitze, die er unter Schmerzen und Aengsten, wiewohl mit ausdauernder Entschlossenheit sich in den Schenkel stach, weil er so dereinst Kaiser zu werden und die Tochter des Kaisers zu gewinnen hoffte, deretwegen er ganz rasend vor thörichter Liebe war. Dies gethan, rüstete der Seneschall seine Leute aus, damit sie ihn begleiteten, und ritt mit ihnen so lange, bis er im Triumphe in Rom einzog. Er war gewiß ein schöner, großer und gewaltiger Mann, aber dabei so stolz und hochmüthig, daß es auf der Welt nicht seines Gleichen gab. Mit dieser böslichen Verrätherei und Hinterlist meinte er den Lohn zu gewinnen, den er doch nicht verdient hatte. In des Kaisers Gegenwart angelangt, sagte er: Herr Kaiser, ich bin der, der euch dreimal tapfer errettet und um euretwillen viele Leute getödtet hat. — Der Kaiser, der sich keines Betrugs versah, antwortete: Ihr wäret dann allerdings ein kühner, tapferer Degen; doch hätte ich seither eher das Gegentheil geglaubt, da man euch für eine Memme hält. — Wundert euch deshalb nicht, Herr Kaiser, sagte der Seneschall zürnend, denn mir ist der Muth nicht so ausgegangen, als man glaubt. — Bei diesen Worten zog er eine Lanzenspitze hervor und zeigte sie dem Kaiser, so wie er demselben auch die Wunde entblößte, die er sich selbst in den Schenkel gestochen hatte. Der Ritter, welcher Robert verwundet, war dabei gegenwärtig, und seufzte, als ihm das Eisen zu Gesicht kam, das der Seneschall vorwies, denn er erkannte, daß es das seinige nicht war. Trotz dem wagte er vor der Hand, bis zu besserer Gelegenheit, kein Wort dagegen einzuwenden.

Robert hatte nun lange Gott gedient, und um seinetwillen freiwillig viele Leiden und Trübsal erduldet; da kam endlich die Zeit heran, wann ihm der Himmel seine Sünden

vergeben und den verdienten Lohn gewähren wollte, indem er ihn von dem Lager der Hunde, auf dem er tödtlich verwundet, ausgestreckt war, und sich in Ermangelung eines anderen Arztes, seine Wunde von seinem getreuen Hunde lecken ließ, zu hohen Ehren und Ansehen erhöbe. Robert selbst hielt auf sich nicht mehr als auf einen Hund, und ließ sich gar nicht davon träumen, die Tochter des Kaisers zu erstreben, sondern blieb fortwährend im Gebete zu unserem Herrn begriffen, sich seiner zu erbarmen, und beweinte seine Sünden.

Eines Tages geschah es, daß der Eremit, der Robert gebeichtet und ihm seine Buße auferlegt hatte, in seiner Klause lag und schlief. In diesem Schlafe hatte er das Gesicht eines Engels, der mit dem Gebote zu ihm trat, alsbald nach Rom zu gehen und Robert aufzusuchen, der die Tochter des Kaisers zur Ehe erhalten sollte, und ihm zu des Klausners großer Freude das ganze Geheimniß und Alles was Robert zugestoßen war, erzählte. Der heilige Mann begab sich gleich des anderen Morgens früh nach Rom, und auch der Seneschall stand zeitig auf und ging zum Kaiser, von dem er, seinem in dem Aufrufe gegebenen Versprechen gemäß, seine Tochter verlangte, die ihm ohne Widerrede zugestanden ward. Als die Tochter des Kaisers hörte, daß sie dem Seneschall zu Theil werden sollte, glaubte sie vor Zorn darüber von Sinnen zu kommen. Sie begann sich die Haare auszuraufen und tief betrübt zu werden; aber das half ihr Alles nichts, sie mußte sich wohl oder übel so reich kleiden und schmücken, wie es einer Braut und Kaisertochter angemessen war. Ihr Vater nahm sie bei der Hand, sie im Gefolge vieler Herren und Barone, Frauen und Fräulein in die Kirche zu führen; sie aber mochte des nicht froh werden, und ging niedergeschlagenen Muthes neben ihm her.

Als der Kaiser und seine edle Ritterschaft in der Kirche angekommen waren, wo seine Tochter, die noch niemals gesprochen hatte, mit dem Seneschall getraut werden sollte, da bewirkte Gott ein schönes Wunder zu Gunsten des heiligen Mannes Robert, über den Jedermann wie über einen Thoren spottete. Indem nämlich der Priester anheben wollte, das heilige Amt der Trauung zu vollziehen, verlieh die Gnade Gottes der Jungfrau plötzlich die Sprache wieder, und sie sagte zu dem Kaiser, ihrem Vater: Ihr seid recht thöricht und unbesonnen, diesem rasenden und übermüthigen Tropf Glauben beizumessen, da doch Alles was er spricht, Lüge ist. Es lebt hier vielmehr ein heiliger und frommer Mann, um dessen großer Verdienste und Güte willen, mir Gott die Sprache verliehen hat, wofür ich ihm höchlich verpflichtet bin, auch habe ich schon seit langer Zeit seinen Werth erkannt, wenn gleich noch kein Mensch hat auf die Andeutungen achten wollen, die ich davon gegeben. — Als der Kaiser seine stumme Tochter mit einemmale laut werden hörte, war er ganz entzückt und wußte nun gleich, daß ihn der böse Seneschall belogen und schmählich betrogen hatte. Der Seneschall wollte schier vor Verdruß verzweifeln, schwang sich zu Pferde und sprengte beschämt davon, ohne die Jungfrau zu heirathen; der dabei gegenwärtige Papst aber forderte sie auf, denjenigen, von welchem sie so viel sprach, zu nennen. Hierauf führte sie den Papst und den Kaiser, ihren Vater, an den Brunnen, wo Robert seine Waffen an- und abgelegt, und suchte zwischen den beiden Steinen die Lanzenspitze heraus, die Robert dort versteckt gehabt hatte.

Die Lanze, woran sie gehörte, wurde alsbald auch dazu gebracht, und es erwies sich, daß sie sowohl in einander paßten, als ob sie ganz und gar nicht zerbrochen wären. Die Kaisertochter sagte zum Papste: Das ist noch nicht Alles.

An demselben Orte hier hat sich derjenige, der uns aus den Händen unserer Feinde, der verfluchten Sarazenen, errettet, dreimal gewappnet, und ich habe hier dreimal sein Roß und seine Waffen ersehen, wenn ich gleich nicht sagen kann, woher sie kamen und wohin sie schwanden. So viel weiß ich aber von ihm für gewiß, daß er jedesmal nach der Schlacht sich wieder zu den Hunden legte. Ich bedeutete euch dies immer durch Zeichen; aber ihr wolltet mir keinen Glauben schenken, fuhr die Jungfrau zu ihrem Vater gewendet fort: denn kein Anderer als er hat eure Ehre so tapfer verfochten, und es steht uns zu, ihn zu belohnen, darum laßt uns zu ihm gehen. — Nunmehr gingen der Papst, der Kaiser und seine Tochter, und alle Großen des Reichs, zu Robert, den sie auf seinem Lager bei den Hunden fanden, begrüßten ihn und erwiesen ihm Ehre; aber Robert erwiederte ihnen nichts. Der Kaiser sprach zu ihm: Komm her, mein Freund, ich bitte dich, und zeige mir deinen Schenkel, ich will ihn sehen. — Wie Robert ihn so sprechen hörte, wußte er wohl, was das zu bedeuten hatte, und stellte sich deshalb an, ihn nicht zu verstehen, sondern nahm einen Strohhalm und drehte ihn wie zum Spiele in den Fingern herum. Danächst beging er auch mancherlei Thorheiten, um den Papst und Kaiser zu lachen zu machen, und von ihrem Vorhaben abzulenken; jedoch der Papst redete ihn an und beschwor ihn bei dem Gotte, der für das Menschengeschlecht am Kreuze litt, indem er zu ihm sagte: Ich gebiete dir, daß du mit uns redest, wenn du die Macht und Fähigkeit zu reden besitzest. — Robert sprang auf und machte wieder Narrenspossen; in dem Augenblicke aber schaute er sich um, und sah den Eremiten kommen, der ihn suchte, und als er seiner gewahr ward, mit lauter Stimme, so daß Alle ihn vernahmen, sagte: Höre auf mich, mein Freund! ich weiß, daß du Robert bist,

den man sonst den Teufel zubenannte, aber du bist gegenwärtig Gott wohlgefällig, und sollst deshalb der Mann Gottes heißen, weil durch dich dieses Land von den Sarazenen errettet wurde. Ich bitte dich, verehre Gott und bete ihn an, wie du es gewohnt bist, er hat mich dir gesendet und gebietet dir durch mich, von nun an wieder zu sprechen und nicht mehr den Narren zu spielen, denn er hat dir alle deine vormaligen Sünden, die du genugsam abgebüßt, vergeben. — Auf der Stelle fiel Robert auf seine Knie nieder, erhob seine gefaltenen Hände andächtig zum Himmel und sagte: Erhabener Herr des Himmels, der du mir meine Uebelthaten vergeben hast, sei gelobt und gepriesen! — Die Kaisertochter und alle Anwesenden erstaunten über die schöne Stimme und sanfte Rede Roberts, die sie vernahmen, und er erschien ihnen selbst so anmuthig und liebenswerth, wie es gar nicht zu sagen ist. Der Kaiser wollte ihm nun zwar in Betracht seiner Tugend und Großthaten seine Tochter zur Frau geben, aber der Eremit wollte nicht darein willigen, und sie gingen allesammt auseinander in ihre Behausungen.

Sobald Robert die Vergebung seiner Sünden erlangt hatte, verließ er Rom. Gott sendete aber seinen Engel dreimal an ihn ab, und ließ ihm gebieten, dahin zurück zu kehren und die Tochter des Kaisers zu heirathen, die so artig, anmuthig und gut war, und ihn in ihr Herz eingeschlossen hatte, damit ein neues edles Geschlecht von ihnen seinen Ursprung nähme, und der christliche Glaube durch ihn geschirmt und verbreitet würde. Also kehrte Robert auf Gottes Gebot nach Rom zurück und heirathete die Tochter des Kaisers, der darüber eben so sehr erfreut war, wie die Römer, und sich mit ihnen gar nicht sättigen konnte, Robert anzusehen und ihm zu danken, ihn aus so großen Gefahren befreit zu haben. Die bei der Hochzeit angestellten Festlich-

keiten währten vierzehn Tage, und nach Ablauf derselben verließ Robert Rom, um seinen Vater und seine Mutter zu besuchen, nahm Abschied von dem Kaiser, der ihm Leute und reiche Geschenke an Gold, Silber und Kostbarkeiten mitgab, und machte sich auf den Weg nach der Normandie.

Robert reiste mit seiner Gemahlin so lange, bis er nach der Stadt Rouen kam, wo sie mit Ehren und Jubel empfangen wurden, denn ihre Ankunft war sehr Vielen erwünscht, weil das Land eben in großer Drangsal und Betrübniß wegen des Todes des alten Herzogs, eines weisen und guten Fürsten, war. Es lebte bei Rouen ein böser, wilder und treuloser Ritter, der der Herzogin, der Mutter Roberts, viele Noth und Sorgen machte, und sie schwer beleidigte, indem er ihr nach Gut und Leben trachtete. Kein Ritter oder Baron wagte, sich ihm entgegen zu stellen, der Alle meistern wollte, und so mochte auch kein Einziger der Herzogin wider ihn beistehen. Als aber Robert zurückgekehrt und mit Freuden von Jedermann erkannt worden war, nachdem man ihn für todt gehalten hatte, da strömten von allen Seiten Herren und Bürger des Landes nach Rouen, um ihn zu bewillkommnen, und erzählten ihm danächst, wie übel jener Ritter die Herzogin behandelte, seitdem sie verwittwet sei. Robert war über diese Nachrichten sehr betrübt und erzürnt, denn er hatte gewähnt, seinen Vater noch am Leben zu finden, und schwur, den Ritter auf Tod und Leben zu befehden, ja ihn, wenn er ihn in seine Gewalt bekäme, wie einen treulosen Verräther schmählich sterben zu lassen. Er schickte also Reisige wider ihn aus und ruhte nicht eher, bis er gefangen genommen war, wodann er ihm sein Urtheil sprechen ließ, das ihn für schuldig erkannte, aufgehangen und erwürgt zu werden, und es zur Vollstreckung brachte. Als Robert nun mit seiner Mutter, der Herzogin, allein war,

die sich sehr freute, von ihrem Feinde befreit zu sein, aber noch hunderttausendmal mehr über die glückliche Rückkehr ihres Sohnes, erzählte er ihr nicht nur, wie er sich in Rom betragen, und wie viele Leiden er daselbst als Buße ertragen, sondern auch wie ihm darauf der Kaiser seine Tochter zum Weibe gegeben habe, nachdem ihm von dem Himmel die Vergebung seiner Sünden ertheilt worden, und die Herzogin weinte vor Mitleiden mit ihrem Sohne viele Thränen, sobald sie die Erzählung seiner Schicksale vernommen hatte.

Herzog Robert verlebte fernerweit mit seiner Mutter und seiner Herzogin seine Zeit in Ruhe und Frieden in Rouen, als eben eines Tages daselbst ein Bote ankam, den ihm der Kaiser sendete. Als der Bote abgestiegen war, begrüßte er den Herzog und sagte: Herr Herzog, der Kaiser sendet mich zu euch, und läßt euch um Hülfe gegen den Seneschall ersuchen, der sich wider ihn empört hat. Robert hatte nicht sobald zu seiner hohen Entrüstung diese Botschaft vernommen, als er auch eine Schaar der tapfersten Ritter und Knappen, die er in der Normandie finden konnte, um sich versammelte, und sich so schnell wie möglich mit ihnen auf den Weg nach Rom begab, um dem Kaiser zu helfen; nur kam er leider nicht eher dahin, als bis der Seneschall bereits die Stadt in seiner Gewalt hatte. Da erhob Robert seine Stimme, als er den Seneschall erblickte, und sagte zu ihm: Verräther! du sollst mir nicht entgehen, da du einmal hierhergekommen bist. Du stachst einmal die Spitze einer Lanze aus Büberei selbst in deinen Leib, jetzt sieh dich vor, daß er dir nicht von einer anderen in allem Ernste durchstoßen wird, denn du hast auch deinen Herrn und Kaiser ehrloserweise umgebracht, und so werde dir hiermit nach Verdienst und

Würden gelohnt. — Indem er diese Worte sprach, knirschte er vor bitterer Wuth mit den Zähnen, und rannte gegen den Seneschall an, dem er mit einem gewaltigen Streiche den Helm zerhieb und zugleich den Kopf bis auf die Zähne von einander spaltete. Er schlug ihm darauf das Visir ab, so daß ihm das Gehirn zur Erde spritzte, und da lag der Bösewicht todt vor ihm. Der Herzog Robert ließ ihn bei Seite in Sicherheit bringen, wo ihm zu desto vollständigerer Rache öffentlich die Haut abgezogen wurde, und also mußte der elendigliche Tod dieses Seneschalls ein Beispiel stiften, daß man Dinge, wie er die Tochter des Kaisers, nicht begehren soll, die einem nicht vom Schicksale zugedacht sind. Nachdem Robert von der Normandie den Seneschall schinden lassen und den Römern den Frieden wiedergegeben hatte, kehrte er mit den Seinigen nach Rouen zu seiner Mutter und Gemahlin zurück, welche letztere über die schlimme Zeitung, die er ihr von dem Tode des Kaisers brachte, in schwere Trauer versetzt, jedoch nach Kräften von der alten Herzogin getröstet wurde, die ihr alle nur erdenklichen Freuden und Vergnügungen zubereiten ließ, sie zu zerstreuen.

In seiner Jugend also ein so arger und verstockter Sünder ohne Gleichen, dann ein so zerknirschter Büßer, daß er sich tiefer als noch je ein Mensch bis zu den Thieren erniedrigte, brachte der bekehrte und begnadigte Robert von nun an in seiner glücklichen Ehe ein langes ruhmvolles Leben hin und wurde von Vornehm und Gering geliebt und geehrt, weil er jederzeit gerecht war und den Frieden liebte. Sein Weib gebahr ihm mit der Zeit einen schönen Sohn, der Richard genannt wurde, und mit Karln dem Großen hohe Thaten verrichtete, auch den christlichen Glauben verthei-

digte und förderte, indem er mit den Sarazenen in fortwährender Fehde lag. Möge Gottes Allmächtigkeit uns Alle so wohl wie diese beiden Fürsten leben lassen, auf daß dereinst am Ende unserer Tage unsere Seelen gleich den ihrigen, sich mit allen Heiligen der ewigen Herrlichkeit des Paradieses erfreuen!

XI.

Das bezauberte Bildniss.

Zu den Zeiten des Königs Mathias Corvinus von Ungarn lebte in Böhmen ein Vasall von ihm, ein Ritter von sehr edlem Stamme, der von Person tapfer und waffenkundig war, und sich in ein Fräulein seines Standes verliebte, das weit und breit umher im Lande für das schönste galt, und einen Bruder hatte, der mit Gütern des Glückes durchaus nicht gesegnet war. Auch jener böhmische Ritter war nichts weniger als reich, und besaß nur ein einziges Schloß, auf dem er kaum im Stande, wie seines Gleichen zu leben. In das schöne Fräulein also verliebt, wie er war, hielt er um sie bei ihrem Bruder an, und erhielt sie mit einer geringen Ausstattung zur Ehe; worauf ihm nun aber, der sich vorher seiner Armuth gar nicht bewußt geworden, das Walten einer Frau in seinem Hause die Augen darüber öffnete, wie betrübt eigentlich seine Umstände beschaffen waren, und wie knapp der Ertrag seines Gutes zu seinem Unterhalt ausreichte.

Er war ein gütiger wohlwollender Herr, der auf keinerlei Weise seinen Unterthanen drückende Lasten auferlegen wollte, und sich mit den wenigen Abgaben begnügte, die sie von jeher gewohnt gewesen, an ihre Gebieter zu entrichten. Er er=

kannte also indessen bald, daß er außerordentlicher Hülfsmittel für seine Wirthschaft benöthigte, und da kam nach mannichfaltigem Erwägen ihm der Gedanke in den Sinn, an den Hof des Königs, seines Herrn, zu gehen, und allda in dessen Diensten sein Glück zu versuchen: ob es wohl seine Anstrengungen genugsam begünstigen werde, sich und seiner Gattin in Zukunft ein gemächlicheres Dasein zu bereiten. Seine Liebe zu dieser Letzteren war jedoch so heiß und innig, daß es ihn bedünkte, als könne er keine Stunde ohne sie leben, geschweige denn lange von ihr getrennt am Hofe weilen. Sie mit sich an den Hof zu nehmen, meinte er, sei nicht rathsam, und so sann er manchen Tag über seine Lage nach und wurde sehr schwermüthig. Sein junges Weib war klug und vorbedacht, und besorgte schon, als sie sich seiner Stimmung versah, er möge mit ihr mißvergnügt sein. Sie sprach deswegen eines Tages zu ihm: Mein lieber Mann, ich bäte mir gern eine Gunst von dir aus, wenn ich wüßte, daß ich dir damit nicht lästig fiele. — Fordere von mir, erwiederte der Ritter, was dir irgend angenehm ist, ich werde es dir gewähren, wenn ich es im Stande bin, denn ich gäbe selbst mein Leben herzlich gern hin, dir zu gefallen. Auf der Stelle bat ihn nunmehr sein Weib, ihr den Grund seiner offenbaren Unzufriedenheit zu nennen, der gemäß er immer seufze und grübele, und die Menschen, in deren Gesellschaft er sonst so gern gewesen, fliehe. Der Ritter hörte sie an, bedachte sich eine Weile und sagte dann: Mein theures Weib, du willst den Beweggrund meines düstern Sinnens wissen, und so erfahre ihn. Alle meine Gedanken gehen damit um, wie ich Mittel und Wege ausfinden könne, dir und mir ein unserem Stande gemäßes ehrenvolles Leben zu bereiten. Die Ursache dessen ist, daß dein und mein Vater ihre großen, von ihren Vorfahren ererbten Güter verschwendet

haben. Wie oft und sehr ich nun aber diese Sache bei mir erwogen, so habe ich doch keinen anderen Ausweg ermitteln können, als den, worauf alle meine Betrachtungen hingehen: daß ich mich nämlich an den Hof des Königs Mathias, unseres höchsten Herrn und Gebieters, begebe, der mich bereits aus früheren Kriegen her kennt. Ich kann nicht anders glauben, als daß er gut für mich sorgen und sich mir gnädig erzeigen werde, denn er ist gegen tüchtige Männer, die ihm dienen, ein freigebiger Fürst, und ich würde mich so aufführen, daß er mit mir zufrieden sein sollte. Ueberdies habe ich schon vormals unter dem Woywoden von Siebenbürgen gegen die Türken gefochten, und wurde damals von dem Grafen von Cilley angegangen, in den Dienst des Königs zu treten. Wenn ich dagegen auf der anderen Seite bedenke, daß ich dich hier allein zurücklassen müßte, so kann ich nicht den ruhigen Muth fassen, von dir, du einzig Geliebte, zu scheiden, weil mir dann das Herz vor Angst anschwellen will, durch deine Jugend und Schönheit möge meine Ehre benachtheiligt werden, wenn in meiner Abwesenheit die Barone und Edelleute unseres Landes, wie sie gewiß thun, Alles aufbieten, dasjenige von dir zu erlangen, nach dessen Gewährung ich niemals wieder einem Ehrenmanne unter die Augen treten dürfte. Dies ist die Fessel, die mich zu meinem höchsten Unmuthe abhält, etwas zur Verbesserung unserer Lage zu thun. — Nach diesen Worten schwieg er, und das großherzige, ihren Gatten grenzenlos liebende Weib entgegnete ihm heiteren Angesichts: Ulrico, ich selbst habe wohl jezuweilen in meinem Gemüthe die Größe unserer Vorfahren ermessen, von der wir unverschuldeter Weise so tief herabgesunken sind, und nachgesonnen, wie wir es anfangen könnten, uns wieder zu erheben. Denn wiewohl ich ein Weib bin, und ihr Männer uns Weiber des Kleinmuths beschuldigt, so fühle

ich doch in mir dessen Gegentheil, und habe vielleicht höheren Muth und Ehrgeiz als ich sollte, die ich nur ungern einen geringeren Rang einnehmen möchte, als meine Mutter einnahm. Nichtsdestoweniger weiß ich mich solchergestalt zu mäßigen, daß ich mich willig mit dem zufrieden stelle, was dir gefällig ist. Um aber zur Sache zu kommen, sage ich dir, daß auch ich, gleich dir, unsere Umstände bedenkend, zu der Erkenntniß gelangt bin, die sich mir dadurch rechtfertigt, daß du sagst, der König habe dich schon in früheren Kriegen kennen gelernt: daß du als ein junger kräftiger Mann nichts Besseres zu thun vermagst, als in seinen Dienst zu treten, der dich in seiner Gerechtigkeit gewiß nach Verdienst und Würden belohnen wird. Ich wagte dir diesen meinen Gedanken nicht auszusprechen, weil ich dich dadurch zu beleidigen fürchtete; gegenwärtig habe ich es aber gethan, weil du mir den Mund selber öffnetest. Thue du, was dir deiner Ehre und deinem Vortheil am meisten zu entsprechen scheint. Was mich betrifft, so bin ich zwar ein Weib, und als ein solches nicht ohne mein Theil Ehrgeiz und Eitelkeit; trotz Allem dem, will ich mich aber mit unserem Schicksal, so wie es ist, gern bescheiden, und mit dir unaufhörlich in diesem unserem Schlosse leben, wo es uns die Gnade Gottes nicht an einem mäßigen Auskommen fehlen läßt, indem wir hier mit unseren zwei oder drei männlichen und eben so vielen weiblichen Dienstleuten ein gemächliches Leben führen, und uns desgleichen noch einige Reitpferde halten können. Werden wir in der Folge mit Kindern gesegnet, und sie sind bis zu dem Alter erwachsen, daß sie dienen können, so senden wir sie an den Hof und zu anderen Baronen, damit sie, gut thuend, sich Gut und Ehre erwerben, oder es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn sie es zu nichts bringen. Gott weiß, daß ich mein höchstes Glück dareinsetze, meine ganze

übrige Lebenszeit Leid und Freud mit dir zu theilen. Da ich nun aber seither dich so übler Laune gesehen habe, so bin ich unter Anderem deshalb der Meinung geworden, daß dieselbe, angenommen, sie entspringe nicht aus allgemeiner Unzufriedenheit mit mir, nur daher rühre, daß es dich bei deiner Sinnesweise, die dich eine Unze Ruhm höher als alles Gold der Erde schätzen läßt, schmerze, nicht wie andere ehrenwerthe Männer berufen zu sein, dich in dem edlen Waffenhandwerke zu üben. Ich liebe dich weit über alles Erschaffene, und habe deinen Willen jederzeit zu meinem eigenen gemacht. Darum wisse, daß, wofern du beschlossen hast, an den Hof des Königs Mathias zu ziehen, ich zwar einen großen Schmerz über deine Abwesenheit empfinden; dessen Bitterkeit mir aber dadurch versüßen werde, daß ich mich der freundlichen Hoffnung hingebe, dich bei deiner dereinstigen Wiederkehr heiterer zu sehen, als du dich mir gegenwärtig darstellst. Was deine Sorge anlangt, die du äußerst, daß inzwischen meine Keuschheit möge von anderen Männern versucht, und mit ihr meine und deine Ehre zu Grunde gerichtet werden, so versichere ich dich, daß, wenn ich nicht gerade von Sinnen komme, es mein fester Vorsatz ist, eher zu sterben, als meine Ehrbarkeit im mindesten antasten zu lassen. Ich kann dir dessen freilich kein anderes Pfand geben, als mein aufrichtiges Wort; aber wenn du wüßtest, wie unverbrüchlich treu ich dieses meine, so würdest du dir sicherlich an ihm genügen, und auch nicht den kleinsten Funken Argwohn in deinem Gemüthe fortglimmen lassen. Mein künftiges Betragen soll dir diese meine Zusicherung bethätigen, und wenn du es für gut befändest, mich in einen dieser Thürme deines Schlosses bis zu deiner Rückkehr inzusperren, so wollte ich darin wie eine Eremitin wohnen, hätte ich dafür nur die Genugthuung, zu wissen, daß du mit mir zufrieden wärst. —

Der Ritter hatte die Antwort seiner Gattin mit Entzücken vernommen, und versetzte: Mein theures Weib, ich preise höchlich deine Seelengröße, und freue mich, dich mit mir eines Sinnes zu sehen. Was ich, wie ich dir gesagt habe, zu thun beabsichtige, wird nicht sobald geschehen; aber ich betheuere dir, daß, wenn ich es dereinst zur Ausführung bringe, ich dich hier als deine eigene unbeschränkte Herrin und Gebieterin vertrauensvoll zurücklasse. Unterdessen gedenke ich dem, was unser Bestes ist, noch reiflicher nachzusinnen, und deshalb unsere Freunde und Verwandte zu berathen, um mich nach Befinden von ihnen in meinem Entschlusse befestigen, oder davon ablenken zu lassen. Laß du uns also vor der Hand getrosten und freudigen Muthes sein. —

So hatte denn der edle Ritter von nun an kein Bedenken mehr, als, wie schon gesagt, das der Gefährdungen der Schönheit und Jugend seiner Frau, und begann, sich um ein Mittel zu bemühen, wie er dieselben in seiner Meinung sicher stellen möge.

Da trug es sich dereinst zu, daß der Ritter mit andern Edelleuten beisammen war, zwischen denen von unterschiedlichen Dingen gesprochen wurde, und daß einer einen Fall erzählte, der vor kurzem in der Gegend vorgekommen sei, demzufolge nämlich ein gewisser Edelmann die Gunst und Liebe einer Dame mittelst eines alten Polen erlangt habe, der in dem Rufe stand, ein großer Zauberer zu sein, und als Arzt in einer kleinen böhmischen Bergstadt wohnte, die viele Adern Silber und anderer Metalle hatte. Der Ritter, dessen Schloß unfern dieser Bergstadt lag, begab sich dahin unter dem Vorwande eines Geschäfts, und ging zu dem betagten Polen, mit dem er lange sprach, und an den er das Verlangen stellte, gleichwie er bereits Jemand beigestanden, sich Liebe zu erwerben, so auch ihm die Art und Weise anzugeben,

wie er sich davor bewahren möge, von seiner Gattin etwa an seiner Ehre gekränkt zu werden. — Der in Zauberkünsten eben bewanderte Pole sagte: Mein Sohn, du forderst von mir etwas Allzugroßes, dem ich nicht entsprechen kann, weil außer Gott, Niemand dich der Keuschheit eines Weibes zu versichern im Stande, das da, ihrer Natur nach, in der Regel zur Wollust geneigt und gebrechlich ist, und sich den Bitten eines Liebhabers leicht ergeben wird. Aber ich besitze ein Geheimniß, mit dem ich deine Wünsche wenigstens zum Theil erfüllen kann, und das mich lehrt, dir im Verlaufe einiger Stunden ein Frauenbildniß zu fertigen, das du in einem kleinen Döschen in deiner Börse bei dir führen, und so vielemale des Tages, als es dir beliebt, beschauen magst. Gesetzt, daß deine Gattin dir die eheliche Treue hält, wirst du das Bild fortwährend so schön und farbig erblicken, wie ich es gefertigt habe; dächte sie hingegen daran, ihren Körper einem anderen Manne zu ergeben, so erbliche es, und käme sie wohl gar dazu, ein solch Gelüsten auszuführen, so würde es so schwarz wie eine ausgeglommene Kohle werden, und so stark zu riechen anfangen, daß der Gestank sich weit umher verbreitete. Wird sie in Versuchung geführt, so nimmt das Bildniß jedesmal eine goldgelbe Farbe an. —

Dieses wunderbare Geheimmittel stand dem Ritter sehr wohl an, und er glaubte daran so fest, wie an das unzweifelhafteste Ding auf Erden, weil er ganz befangen von dem großen Rufe war, dessen der Pole in seinem Wohnorte, wo man die unglaublichsten Geschichten von seiner Kunst erzählte, genoß. Ueber den Preis mit ihm einig werdend, erwarb er sich das schöne Bild und kehrte damit fröhlich in sein Schloß heim, wo er wenige Tage später seine baldige Abreise an den königlichen Hof festsetzte, und seinen Entschluß seiner Gattin zu wissen that. Sein Hauswesen brachte er

in Ordnung und vertraute es seiner Gattin an, und nachdem er sich selbst mit Allem, was er zur Reise bedurfte, hinlänglich versehen hatte, schied er wie ungern und seelenbetrübt auch von dannen, und verfügte sich nach Stuhl-Weißenburg, wo damals der König Mathias und die Königin Beatrice, von denen er huldvoll aufgenommen wurde, Hof hielten. Er hatte noch nicht lange daselbst verweilt, so war es ihm gelungen, sich allbeliebt zu machen. Der König setzte ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt aus, und bediente sich seiner in vielen Geschäften, die er insgesammt zu seiner Zufriedenheit zu Stande brachte. Alsdann zur Vertheidigung eines gewissen Platzes abgesandt, den die Türken unter der Anführung Mustapha Paschas belagerten, führte er diesen Krieg solchergestalt, daß er die Ungläubigen über ihre Landesgränze zurücktrieb, und sich den Ruf eines tapferen Kriegers und erfahrenen Hauptmanns erwarb. Er kam dadurch in immer größeres Ansehen bei dem Könige, der ihm, außer seinem wohlverdienten Lohne, ein schönes, reiches Schloß zu Lehen gab, und der Ritter pries sich also glücklich, seinen Vorsatz, an den Hof zu gehen, ausgeführt zu haben, und dankte Gott für seine Erleuchtung, indem er erwartete, auf immer grünere Zweige sich erhoben zu sehen.

Er pflegte sich aber eben deshalb um so glücklicher zu schätzen, als er, seine liebe Dose mit dem Frauenbildnisse Tag für Tag vielemale zur Hand nehmend, dasselbe immer so schön und farbig bleiben sah, als ob es zur Stunde erst von dem Künstler verfertigt worden. Es bestand bei Hofe das Gerücht, Ulrico habe in seiner Heimath die schönste und liebreizendste Jungfrau Böhmens und Ungarns zum Weibe, und dem zufolge geschah es eines Tages, daß in einer Gesellschaft Höflinge, worin der Ritter zugegen war, ein Ungarischer Baron zu ihm sagte: Wie kann es nur sein, Herr Ulrico,

daß ihr, bereits anderthalb Jahre lang von Böhmen entfernt, noch kein einzig mal dahin zurückgekehrt seid, um eure Hausfrau zu besuchen, die, wenn der Ruf nicht lügt, eine so seltene Schönheit sein soll? Wahrhaftig, ihr müßt euch wenig um sie bekümmern. — Wohl bekümmere ich mich viel um sie, erwiederte Ulrico: und liebe sie mehr als mein Leben. Daß ich aber in so langer Zeit noch nicht wieder bei ihr gewesen bin, kann euch ein Beweis eben so wohl von ihrer Tugend und Ehrbarkeit, als von meinem Vertrauen zu ihr sein, die mich zwar in der That so wie ihr eignes Augenlicht liebt, in ihrer ungemeinen Klugheit es jedoch billiget, daß mir die Erfüllung meiner Pflichten gegen meinen König und gegen den Himmel, in Bekämpfung der Feinde Christi, über den Genuß der ehelichen Freuden geht. — Das ist eine eitle Prahlerei, versetzte der Ungarische Baron, daß ihr der Treue und Keuschheit eines Weibes versichert sein wollt, die ganz gewiß selber nicht möchte darauf schwören dürfen. Denn ein Weib, das heute noch gegen alle Bitten und Geschenke der Welt taub und unbeweglich erscheint, wird sich zuweilen morgen schon von dem einzigen Blicke eines Jünglings, von einem einfachen Worte, einer heißen Thräne, einer kurzen Bitte schmelzen lassen und sich völlig in seine Gewalt ergeben. Auf die Treue eines Weibes soll Niemand pochen wollen, denn wer kennt die undurchdringlichen Geheimnisse eines weiblichen Herzens außer Gott? Das Weib ist von Natur veränderlich, und will beworben, geliebt und geschmeichelt sein. Und nicht selten geschieht es gerade der Sprödesten, mit dem Kopfe so tief in das Netz der Liebe hineinzufahren, oder auf ihrer Leimruthe festzukleben, daß sie sich, wie ein gefangener Vogel, nicht wieder zu befreien vermag. Deshalb, Herr Ulrico, sehe ich nicht ein, warum eure ehrbare Hausfrau, die doch auch von Fleisch und Bein ist wie eine Andere, nicht desgleichen

sollte zu verführen sein? — Glaubt ihr immerhin, was euch gut dünkt, erwiederte der Böhmische Ritter, ich wehre es euch nicht, denn es stehen einem Jeden seine Gedanken frei. Indessen werdet ihr mich damit über mein Weib nicht anderen Sinnes machen, als ich bin, da ja sogar der Narr besser als der Weise neben ihm weiß was er hat. — Es hatten viele Herren und Edelleute dieses Zwiegespräch mit angehört, und der Eine sagte dies, der Andere das dazu, weil sie über dessen Gegenstand eben verschiedener Meinung waren. Weil nun aber alle Menschen nicht eines und desselben Temperamentes sind, und viele sich so hartnäckig einbilden, klüger als Andere zu sein, daß sie ganz und gar keine Gegengründe gelten lassen, so verwandelte sich das anfängliche Gespräch zuletzt in ein allgemeines tobendes Geschrei, das zufälligerweise auch der Königin zu Ohren drang, die als eine Feindin alles Haders und Streites an ihrem Hofe, die Parteien zu sich kommen, und sich von ihnen die Sache, wie sie sich verhielt, erzählen ließ. Sobald sie Alles gehörig vernommen hatte, sprach sie sich dahin aus: daß es allerdings eine anmaßliche und verwegene Thorheit sei, die Frauen insgesammt auf eine Weise beurtheilen zu wollen, da man ja auch nicht, dem offenbaren Augenscheine entgegen, zu behaupten wage, daß die Männer Alle gleichen Sinnes und Betragens seien; woraus die Königin den ferneren Schluß zog, daß der böhmische Ritter sicherlich berechtigt sei, von seiner Gattin eine so gute Meinung zu hegen, als er, ein verständiger und weiser Mann, verkündige.

Wie dann nun aber die Halsstarrigkeit und der Uebermuth mancher Menschen durchaus unbeschränkt ist, also waren auch an diesem Hofe zwei Ungarische Große unbesonnen genug, ihre Gebieterin hierauf folgendermaßen anzureden: Gnädige Frau, ihr thut als ein Weib wohl daran, die Ehre

eures Geschlechtes zu vertheidigen; aber wir getrauen uns wohl, wenn wir da wären, wo sich diese Frau von Marmor aufhält und sie sprechen könnten, ihr diamantenes Herz zu überwältigen, und sie dahin zu bringen, uns zu Willen zu sein. Auf diese Aeußerung hin erhitzte sich der Streit von neuem, und die beiden allzu zuversichtlichen Barone erklärten endlich mit einem Schwure, daß sie alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter daran geben wollten, wenn es ihnen, vorausgesetzt, daß Herr Ulrico sich verbindlich mache, seine Gattin inzwischen weder zu besuchen noch zu warnen, nicht gelänge, in Zeit von fünf Monaten deren Gunst zu erwerben. Die Königin und Alle, die diesen Vorschlag vernahmen, erhoben darüber ein großes Gelächter, und verspotteten die beiden Barone, die, so wie sie dies sahen und hörten, ferner sagten: Ihr meint vielleicht, Herrin, daß wir nur im Scherze also reden, und daß es damit unser Ernst nicht sei; aber wir versichern euch des Gegentheils, und wünschen nichts mehr, als daß man uns den Versuch machen lasse, welche von beiden Meinungen die richtigere. — Mittlerweile hatte König Mathias selbst von der Sache gehört, und kam jetzt dahin, wo sich die Königin vergebliche Mühe gab, den beiden Ungarn ihr thörichtes Unterfangen auszureden. Als diese den König wahrnahmen, baten sie ihn, daß er geruhen wolle, Herrn Ulrico, der sich nicht freiwillig dazu verstehe, anzuhalten, den erwähnten Vertrag mit ihnen einzugehen. Gelänge ihnen nämlich demzufolge ihre Absicht nicht, so wollten sie ihres Hab' und Gutes all verlustig sein, damit der König es zur freien Verfügung des Herrn Ulrico stelle. Dagegen solle dieser sich verpflichten, den Treubruch seiner Gattin unbestraft zu lassen, und nur, seinen Irrthum aufgebend, in Zukunft der Meinung werden, daß kein weibliches Herz den Bitten der Liebe Widerstand leisten könne.

Der Böhmische Ritter, der der Keuschheit und ehelichen Treue seiner Gattin fest versichert war, und an die Reinheit seines Bildes, wie an das Evangelium glaubte, weil es in der ganzen Zeit seiner Abwesenheit noch nimmer bleich oder schwarz geworden, sondern nur zuweilen, wann sich ein Liebhaber seinem Urbilde genähert, kurze Zeit gelb geschienen hatte, um alsbald wieder seine ursprüngliche Färbung anzunehmen, sagte zu den ungarischen Baronen: Ihr habt euch in eine große Gefahr gesteckt, auf die ich unter der Bedingung, daß es mir freistehe, mit meiner Gemahlin nach meinem Gutdünken zu verfahren, wohl eingehen will. Nur werde aber auch ich Alles, was ich in Böhmen mein nenne, gegen euer Vermögen mit der Behauptung setzen, daß mein Weib euch nicht nach eurem Willen sein wird. Das Versprechen, weder ihr noch sonst Jemand von diesem Vertrage ein Wort zu verrathen, gebe ich euch hiermit. —

Es wurde deshalb noch Vieles herüber und hinüber verhandelt, und zuletzt erklärte der, durch die Verwegenheit der Ungarn von neuem angereizte Ritter, Gegenwarts des Königs und der Königin: Dieweil denn Herr Uladislao und Herr Alberto, so hießen die Barone, also dringend verlangen, ihr Wagniß zu bestehen, bin ich mit meines gnädigen Königs und meiner gnädigen Königin Erlaubniß bereit, mich in ihre Laune zu fügen. — Und was uns betrifft, versetzten die Ungarn, so bestätigen wir neuerdings, was wir gesagt haben. — Der König bestrebte sich zwar wiederholt, diese Angelegenheit gütlich beizulegen, von den beiden Ungarn aber unablässig bedrängt, ließ er am Ende über die Bedingungen des Vertrages eine königliche Verordnung ausfertigen, die er eigenhändig vollzog, und von der sowohl die Ungarn als der Böhme jeder eine Abschrift nahmen.

Die Ungarn trafen hiernächst ihre Vorbereitungen, und

kamen miteinander überein, daß Herr Alberto zuerst sein Glück bei der Dame versuchen, und Herr Uladislao ihm nach anderthalb Monaten folgen solle. Herr Alberto reiste in Begleitung zweier Diener ab und begab sich geradesweges nach dem Schlosse des Böhmen. Daselbst angelangt, stieg er in der Herberge des Dorfes ab und hörte allda, über die Dame Erkundigungen einziehend, daß sie über die maßen schön und ehrbar sei, und ihren Gatten mehr als Alles in der Welt liebe. Desungeachtet ließ er sich nicht abschrecken, sondern legte Tags darauf reiche Kleider an und wanderte nach dem Schlosse, wo er der Dame sagen ließ, daß er ihr aufzuwarten wünsche. Anmuthreich, wie sie war, ließ sie ihn eintreten und empfing ihn auf das freundlichste. Der Baron erstaunte über die Schönheit und Reize der Dame und über die ehrbare und feine Sitte, die ihr zu eigen war. Als sie sich gesetzt hatten, sagte er: der Ruf von ihrer hohen Schönheit habe ihn bewogen, den Hof zu verlassen und hierher zu kommen, sie zu sehen, die er in Wahrheit noch unendlich schöner und lieblicher finde, als er habe erwarten können. Und mit dem begann er ihr viel eitle Dinge vorzuschwatzen, so daß es ihr nicht schwer fiel, zu erkennen, was er bei ihr suche und wohinaus er mit seiner Barke steuere. Deshalb strebte sie, ihn allmälig treuherzig zu machen, und durch verliebte Reden zu bewegen, desto eher in seinen Hafen einzulaufen. Der Baron, der eben nicht war, was er sich einbildete, sondern unerfahren und leichtgläubig genug, ermangelte nicht, sich selbst weiß zu machen, daß sie sich auf das heftigste in ihn verliebt habe; und da die Dame ihrerseits allerdings spröde gegen sein Geschwätz that; ihm aber doch ein freundliches Angesicht zeigte, so that er zwei oder drei Tage lang nichts Anderes, als sie mit seiner Liebe zu bestürmen. Die Dame sah ein, daß sie es mit einem unklüggen

Vogel zu thun hatte, und setzte sich daher vor, ihm einen solchen Streich zu spielen, daß er immer an sie denken solle. Bald darauf nämlich sich den Anschein gebend, seinen Anträgen nicht länger widerstehen zu können, sprach sie zu ihm: Herr Alberto, ich glaube, ihr seid ein großer Zauberer, denn ich fühle mich gedrungen, euren Willen zu thun, und will mir dabei nur so viel ausbedungen haben, daß mein Gatte, der mich sonst tödten würde, von dem Geschehenen niemals ein Wort erfahre. Auf daß sich dessen auch Niemand im Hause versehe, so mögt ihr morgen, wie es eure Gewohnheit ist, zur Essenszeit auf das Schloß kommen; euch aber nirgends aufhalten, sondern heimlich in das Gemach im Hauptthurme gehen, über dessen Thüre das Wappen dieses Reiches in Marmor eingehauen ist, und den Eingang hinter euch verschließen. Ich werde Sorge tragen, daß ihr das Gemach offen findet, und daß kein Mensch in der Nähe sei, und ich selbst komme bald nach euch dahin, wo wir uns unserer Liebe erfreuen wollen. — Das besagte Gemach war ein fester Kerker, der in alten Zeiten von den Herren des Schlosses dazu gebaut worden, gefährliche Feinde, die sie nicht tödten wollten, lebenslang festzusetzen, wenn sie sie in ihre Gewalt bekommen hatten.

Mit dieser seiner Meinung nach äußerst günstigen Antwort, hielt sich der zufriedene Baron für den glückseligsten Mann auf Erden, und hätte mit keinem Könige tauschen mögen. Er dankte der Dame nach seinem besten Vermögen, schied von ihr und ging, das Herz mit unsäglicher Freude erfüllt, in seine Herberge zurück. Folgenden Tages zu der anberaumten Stunde erschien er richtig wieder vor dem Schlosse, in das er eintrat. Da er Niemand in der Nähe sah, begab er sich in das offenstehende Gemach, und machte die Thüre, die sich von selbst abschloß, hinter sich zu. Dieselbe war so eingerichtet, daß man sie von

innen nicht ohne den Schlüssel wieder aufmachen konnte, und hatte überdies ein äußerst festes Schloß.

Als die Burgfrau, die unweit davon auf der Lauer stand, den Eingang zumachen hörte, verließ sie das Zimmer, worin sie sich befand, begab sich vor das Gefängniß des Barons, verschloß und verriegelte es von außen und nahm den Schlüssel mit hinweg.

Das Zimmer war für einen Kerker ziemlich anständig eingerichtet, es stand darin ein gutes Bett, und ein Fenster, so hoch in der Wand angebracht, daß man nicht ohne eine Leiter zu haben, hindurchschauen konnte, gab ihm Licht. Sobald Herr Alberto darin angelangt war, setzte er sich nieder und erwartete, gleichwie ein Jude den Messias, die Dame, die ihm ihr Wort gegeben, daß sie kommen würde. Während er nun in dieser Erwartung schwebte und in seinem Kopfe tausend Chimären bildete, siehe! da hörte er einen kleinen Laden aufgehn, der neben dem Eingange seines Gemachs befindlich und so klein war, daß man kaum ein Brod und einen Becher Wein, wie man Gefangenen zu reichen pflegt, hindurch schieben konnte. Er meinte nicht anders, als jetzt käme seine Schöne, mit ihm der Liebe zu pflegen, und stand auf, ihr entgegen zu gehen; aber da ertönte durch die kleine Oeffnung die Stimme einer Zofe, die zu ihm sagte: Herr Alberto, meine Gebieterin, Frau Barbara, läßt euch durch mich sagen, daß sie euch wie einen Dieb verhaftet habe, der gekommen sei, ihre Ehre zu rauben, und daß sie euch dafür auf eine Weise büßen lassen wolle, die nach ihrem Gutdünken eurer Versündigung angemessen sei. Gesetzt also, daß ihr zu essen und zu trinken verlangt, derweil ihr hier drinnen steckt, so müßt ihr es euch, wie die armen Frauen sich ihren Unterhalt, durch Spinnen verdienen. Das kann ich euch auch sagen, daß eure Nahrung desto besser beschaffen sein, und desto reichlicher aus-

fallen wird, je länger ihr euren täglichen Faden spinnt; denn wenn ihr nicht fleißig seid, werdet ihr auf Wasser und Brod gesetzt, das schreibt euch ein= für allemal hinter's Ohr, da Niemand weiter ein Wort mit euch reden wird. — Dies gesagt, machte die Zofe den kleinen Laden zu und ging zu ihrer Herrin zurück.

Der Ritter, der sich bis jetzt mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, zur Hochzeit gekommen zu sein, wurde bei dieser unerwarteten Ankündigung wie vom Donner gerührt. In einem Augenblicke flohen alle seine Lebensgeister von ihm, er verlor Kraft und Athem, und stürzte, als ob der Boden unter seinen Füßen entwiche, besinnungslos auf das Estrich seines Zimmers nieder, so daß ihn Jedermann, der ihn so liegen gesehen, für todt gehalten haben würde. Er blieb eine lange Weile liegen, und als er wieder zu sich gekommen war, wußte er nicht, ob er träumte, oder ob das wirklich wahr sei, was die Zofe ihm gesagt hatte. Da er endlich klar einsah, und sich nicht ableugnen konnte, daß er wie ein Vogel im Käfich gefangen, so glaubte er vor Zorn und Wuth umkommen, oder den Verstand verlieren zu müssen, und redete geraume Zeit wie ein Rasender irre, ohne zu wissen, was er beginnen solle. Den ganzen übrigen Tag lang schritt er im Zimmer auf und nieder, und faselte, seufzte, lästerte, drohte, und verfluchte Stunde und Tag, da er den unseligen Gedanken gefaßt, eines Anderen Weib zu entehren. Es fiel ihm der Verlust seiner Güter ein, der daraus erfolgte, da sich der König selbst für die Gültigkeit des Vertrags verbürgt hatte. Zuerst schlug ihn aber doch die Vorstellung der Beschämung, des Hohns und der Schande nieder, die sein Abenteuer ihm bei Hofe zuziehen müßte, wenn es daselbst, wie es eben nicht anders sein konnte, verlautete, und es war ihm zuweilen, als würde ihm das Herz mit zwei scharfen

Zangen bis zur Bewußtlosigkeit gezwickt und endlich ausgerissen. Indem er also in dem Gemache wüthend auf und ab rannte, und sich da und dorthin wendete, sah er zufällig in einem Winkel einen Rocken stehen, woran Flachs angelegt und eine Spindel befestigt war. Er war drauf und dran, dies Alles vom Zorne überwältigt zu zerstören und entzwei zu schlagen; aber dennoch unterließ er es, er wußte nicht, wie es kam. Es war zur Stunde des Abendessens, als die Zofe zu ihm zurückkehrte, die das Fensterchen öffnete, ihn begrüßte und zu ihm sprach: Herr Alberto, ich will das Garn abholen, das ihr gesponnen habt, damit ich weiß, was ich euch für ein Abendbrod bringen kann. — War der Baron schon vorher böse gewesen, so bemächtigte sich seiner jetzt der wildeste Grimm, und er begann der Dienerin so arge Schimpfreden und Schmähungen zu sagen, als ob er in Freiheit und etwa gar der Herr des Schlosses gewesen wäre. Die von ihrer Gebieterin unterwiesene Zofe entgegnete lachend: Herr Alberto, ihr thut, meiner Treu, nicht wohl daran, so das große Wort gegen mich zu führen, und mir solchen Schimpf anzuthun, da euer Wahnsinn euch doch gar nichts hilft. Wißt ihr denn nicht, daß der Knecht für den Herrn nichts kann? Meine Herrin will von euch wissen, was euch hierhergeführt hat und ob irgend Jemand eures Kommens mitwissend ist? Das müßt ihr mir noch außer dem Spinnen sagen. Es ist mit euch soweit gekommen, daß euch das Messer an der Kehle steht, und ihr verliert unnützerweise Zeit und Mühe, wenn ihr euch einbildet oder bestrebt, ohne gesponnen und gebeichtet zu haben, von hinnen zu entkommen. Ergebt euch also geduldig in euer Schicksal, das einmal nicht zu ändern ist, und zerbrecht euch deswegen weiter nicht den Kopf; es ist und bleibt unwiderruflich mit euch beschlossen, was ich euch gesagt habe. Seid gehorsam, wenn ihr ein

erträgliches Leben führen wollt, sonst wird euch täglich nur ein gar wenig Wasser und Brod zu Theil. — Nachdem sie dies gesprochen, und wahrnahm, daß er weder gesponnen hatte, noch bereit war, den Mund aufzuthun, schloß sie die kleine Oeffnung wieder zu, und der zur schlimmen Stunde genahte Baron empfing an diesem Abende weder Brod noch Wein, so daß er, weil es sich mit leerem Magen schlecht zu schlafen pflegt, in der Nacht kein Auge zuthat.

Unterweilen die Burgfrau den Baron in seiner Haft gefangen hielt, wurden auf ihren Befehl auch insgeheim seine Diener und Pferde wohl versorgt, und nebst seinen Sachen an einem sicheren Orte untergebracht, wo ihnen nichts als die Freiheit mangelte. Oeffentlich ließ sie das Gerücht verbreiten, daß Herr Alberto nach Ungarn zurückgekehrt sei. Sobald der böhmische Ritter seinerseits wußte, daß einer der beiden anmaßlichen Ungarn den Hof verlassen und sich nach Böhmen aufgemacht hatte, betrachtete er tagtäglich sein bezaubertes Bild, um zu sehen, ob es die Farbe verändere. In den drei oder vier Tagen, derweil der Ungar die Gunst der jungen Frau zu erlangen strebte, wurde es zu den jedesmaligen Stunden, wenn er bei ihr war, gelb; gleich darauf gewann es aber seine ursprüngliche Farbe wieder, und sein Besitzer nahm also aus seiner ferneren Unveränderlichkeit, zu seiner großen Freude ab, der Verführer müsse von seiner Gattin abgewiesen worden sein. Desungeachtet fühlte er sich keinesweges befriedigt und im Herzen völlig getröstet, da immer noch Herr Uladislao übrig und noch nicht abgereist war, der bei seiner Gattin doch vielleicht ein besseres Glück, als sein Gefährte machte.

Der bethörte Alberto, der an dem Tage seiner Einkerkerung nichts gegessen und die Nacht nicht geschlafen, beschloß, als der nächste Morgen anbrach, nachdem er seine Lage viel-

fältig überdacht und erkannt hatte, daß es kein anderes Mittel gebe, sich zu befreien, aus der Noth eine Tugend zu machen, und nicht nur, um auf diese Weise sein Leben zu erhalten, zu gestehen, welchen Vertrag er und Herr Uladislao mit Herrn Ulrico eingegangen, sondern nahm auch in der That den Spinrocken zur Hand und spann. Er hatte dies zwar vorher versucht; wurde aber gegenwärtig bald von seinem Bedürfnisse unterwiesen, und drehte denn eben so gut es gehen wallte, bald grob, bald fein, einen so unförmlichen Faden heraus, daß Jedermann, der ihn gesehen, gewiß darüber hätte lachen müssen. Er mühte sich mit dieser Beschäftigung den ganzen Morgen ab, und als es Mittag geworden, siehe! da kam dieselbe Zofe wieder, öffnete das Fensterlein, und fragte den Baron, wie viel er gesponnen habe, und ob er nunmehr geneigt sei, den Beweggrund, der ihn nach Böhmen geführt, einzugestehen? Ganz beschämt legte Herr Alberto seine Beichte ab und zeigte die volle Spindel vor. Das Mädchen sagte lächelnd: Das geht ja trefflich von statten, Noth scheut diesesmal den Tod; ihr habt wohl daran gethan, mir die Wahrheit einzugestehen, und mit dem Spinnen einen Anfang zu machen, so daß wir hoffen können, aus eurem Gespinnste unserer Gebieterin mit der Zeit Hemden weben zu lassen, mit denen sie ihr Fleisch kasteien kann, wenn es sie ärgert. — Nach diesen Worten reichte sie dem Barone gute Speisen zu und ließ ihn in Frieden, indem sie zu ihrer Herrin zurückkehrte, und derselben das Gesponnene zeigte und das Gehörte wieder erzählte, worüber die Dame sich zwar in Betracht der argen Gefahr, die ihr gedroht, nicht wenig entsetzte; jedoch auch wieder froh war, daß sie ihrem Gemahle von ihrer Treue und Ehrbarkeit einen so unzweideutigen Beweis geben konnte. Sie nahm sich vor, diesen nicht eher von dem Geschehenen zu benachrichtigen, als bis auch

Herr Uladislao angekommen und von ihr nach Verdienst und Würden gezüchtigt worden, indem sie sich nicht genug verwundern konnte, wie die beiden Barone so tollkühn albern und anmaßlich hätten sein können, ohne sie irgend zu kennen, ihr ganzes Vermögen auf ein so gewagtes Spiel zu setzen. Der in den Käfich gesperrte Baron lernte inzwischen in ungemein kurzer Zeit spinnen und spinnend seines Unglücks uneingedenk werden, und die Zofe brachte ihm der leckeren und guten Speisen fortwährend die Menge, wiewohl sie seinen öfteren Versuchen, sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen, niemals Genüge leisten wollte.

Herr Ulrico betrachtete zu der Zeit immer und immer wieder sein schönes Bildniß, dessen Farbe und Beschaffenheit nicht dem mindesten Wechsel unterlag. Es hatten schon mehrere Hofleute wiederholt wahrgenommen, wie der böhmische Ritter tausendmale des Tages seine Börse öffnete, ein kleines Büchschen herauszog und dessen Inneres aufmerksam betrachtete, bis er es wieder sorgfältig verschloß und in den Geldbeutel steckte. Er wurde auch von Manchen befragt, was es damit für eine Bewandtniß habe; er wollte aber die Wahrheit keinem Menschen verrathen, und es war natürlich, daß in seinen Vermuthungen eben so wenig einer sie errieth. Sogar der König und die Königin hätten sich gern dies Räthsel erklären lassen, indessen richteten sie deswegen immer noch nicht das Wort an ihn.

Es waren bereits mehr als anderthalb Monat verflossen, seitdem Herr Alberto vom Hofe abgereist, ein Castellan und großer Spinner zu werden, und wie nun Herr Uladislao sah, daß Herr Alberto nicht, wie er es mit ihm verabredet hatte, ihn durch Botschaften von seinen Erfolgen benachrichtete, so gerieth er in Verlegenheit über das, was er thun sollte, und schweifte mit seinen desfallsigen Gedanken in einem wahren

Irrsale hin und wieder. Die sich ihm aufdrängende Vermuthung, sein Genosse möge das Ziel seiner Wünsche bei der schönen Burgfrau erreicht haben, und in das tiefe und weite Meer seiner Freuden also versunken sein, daß er die mit ihm getroffene Uebereinkunft vergessen habe, bewog ihn am Ende dennoch, auch sich selbst auf den Weg zu machen und sein gutes Glück zu versuchen. Er zögerte nicht lange mit der Ausführung, traf seine Vorbereitungen zur Reise und machte sich mit zweien Dienern zu Pferde auf den Weg nach dem böhmischen Schlosse, das Ulricos Gattin bewohnte. In der Herberge, in der sich auch Herr Alberto aufgehalten, absteigend, und sich nach demselben erkundigend, erfuhr er, daß er schon vor vielen Tagen wieder von dannen gezogen sei. Verwundernswerth wollte ihm das freilich bedünken, und er hatte darüber mancherlei, wenn auch eben nicht die rechten Gedanken; indessen hielt er für das gerathenste, vor allen Dingen den Zweck seiner weiten Reise zu verfolgen. Auch er hörte auf die Nachforschungen, die er anstellte, was der allgemeine Ruf von ihr besagte, daß die Burgfrau das ehrbarste, klügste und anmuthigste Weib der ganzen Gegend sei; sie aber wurde ihrerseits auf der Stelle von der Ankunft des Barons in Kenntniß gesetzt, und gedachte mithin bei sich, da sie seiner Absicht sich bewußt war, ihn mit gleicher Münze zu bezahlen.

Des andern Tages ging der Ungar auf das Schloß, und ließ der Edeldame sagen, er komme von dem Hofe des Königs Mathias und wolle ihr seine Aufwartung machen. Er wurde darauf bei ihr eingeführt und sie empfing ihn heiter und zuvorkommend, ja unterhielt sich mit ihm auf eine so gefällige und liebenswürdige Weise, daß er sich von ihr verleiten ließ, an seine baldige Besiegung ihrer Keuschheit zu glauben. Er war allerdings klug genug, es während dieses

erstern Besuches bei allgemeinen Schmeicheleien bewenden zu lassen, und kehrte in seine Herberge zurück, wie er meinte, ohne der Dame seine Absichten im mindesten verrathen zu haben. Um so heftiger loderte aber auch, als er fort war, deren Zorn gegen die beiden Ungarn auf, sich so böslicher- und verrätherischerweise gegen ihre Ehre und ihr Glück verschworen zu haben, und sie hielt dafür, daß sie in der That nicht hart genug gestraft werden könnten. Es wurde ein anderes Zimmer für Herrn Uladislao, neben dem seines Gefährten zurecht gemacht, er selbst verfehlte nicht, zu ihr zurückzukehren, und da sie ihrerseits sich angelegen sein ließ, ihn bestens zu bewirthen und seinen feurigen Liebesanträgen scheinbar entgegen zu kommen, so währte es gar nicht lange, daß auch er in seinem Käfich saß, und daß ihm jene nämliche Zofe durch ein Loch in der Thüre zu verstehen gab, wenn er leben wolle, müsse er haspeln lernen, zu welchem Behufe er in seinem Zimmer eine Weife und mehrere Spulen Garn vorfinden werde. Haltet euch nur mit der Arbeit dazu, sprach sie, und verliert ja keine Zeit! — Wer dem Baron in diesem Momente in das Antlitz geschaut hätte, würde es vielmehr für das eines Marmorbildes, als eines Menschen gehalten haben; unmittelbar darauf bemächtigte sich seiner aber eine solche Wuth, daß er gänzlich von Sinnen gekommen zu sein schien. Am Ende mußte er freilich einsehen, daß ihm nichts übrig blieb, als zu gehorchen, und so haspelte er denn schon nach dem Verlaufe des ersten Tages frisch drauf los.

Als sie es so weit gebracht hatte, gab die Burgfrau die Diener des Herrn Alberto frei, und ließ sie, gleichwie die des Herrn Uladislao, vor die Kerker ihrer Gebieter führen und zuschauen, wie sie sich ihr tägliches Brod verdienten. Dann verabschiedete sie sie, und schickte sie mit den Pferden und Sachen der Gefangenen heim; indem es ihr zu gleicher

Zeit gefiel, einen Boten an ihren Gatten abzusenden, und demselben vom Geschehenen Kunde geben zu lassen.

Nach dem Empfange so guter Zeitung machte der böhmische Ritter dem König und der Königin von Ungarn seinen Hof, und trug ihnen die Geschichte der beiden Ungarn vor, so weit ihn der Brief seiner Gattin damit bekannt gemacht. König und Königin waren voll Verwunderung, und priesen höchlich die kluge Vorsicht und die Keuschheit und Verschlagenheit der Dame; Herr Ulrico aber ermangelte nun seinerseits nicht, auf die Vollstreckung seiner feierlichen Uebereinkunft mit den Ungarn anzutragen. Der König versammelte seinen geheimen Rath, in dem ein Jeder seine Meinung abgeben mußte, und nach dessen einstimmigem Beschluß wurde der Großkanzler des Reichs mit zweien Räthen nach dem Schlosse des böhmischen Ritters abgesandt, den Verlauf der Sache zu untersuchen und den beiden Ungarn den Proceß zu machen. Die Richter gingen hin und entledigten sich dieses Auftrags mit Eifer und Genauigkeit, verhörten die Burgfrau und die Zofe, so wie einige Leute des Hauses und nach ihnen die beiden Barone, die einige Tage vorher mit ihren Arbeiten zusammen gelassen worden, und kehrten sodann an den Hof des Königs zurück, der nach reiflichem Erwägen und Erörtern der Sache mit seinen Räthen das Urtheil sprach: Alle beweglichen Besitzthümer und alle Lehen der beiden Barone gehörten fortan auf ewige Zeiten dem Herrn Ulrico und seinen Erben an; die ehemaligen Eigenthümer derselben seien aber aus den beiden Reichen Ungarn und Böhmen bei Strafe verbannt, daß sie, wenn sie jemals wieder darin betroffen würden, öffentlich von dem Henker gestäupt werden sollten. Dieser Urtheilsspruch wurde vollzogen: Herr Ulrico erhielt das große Vermögen der Barone zuertheilt, und sie selbst wurden über die Landesgrenze ge-

bracht und allda mit ihrem Schicksale bekannt gemacht, das die Verwandten und Freunde der beiden Ungarn für ein überstrenges erachteten; die Gesammtheit des Volkes aber doch als ein gerechtes billigte, weil es den Bedingungen jenes Vertrages gewissenhaft entsprach.

Der König und die Königin ließen die ehrbare und entschlossene Burgfrau an den Hof kommen, wo sie dieselbe huldreich aufnahmen, und alle Welt sie mit Bewunderung anstaunte, und die Königin ernannte sie mit einem ansehnlichen Gehalte zu ihrer Hofdame, und hielt sie jederzeit werth und theuer. Der Ritter gelangte zu immer größerem Reichthume und zu immer höheren Würden, und lebte in der Gunst des Königs lange Zeit friedlich und geruhig mit seiner schönen Gemahlin, nachdem er des Polen, der das bezauberte Bildniß verfertigte, nicht uneingedenk geblieben war, sondern ihn mit Geld und anderem Gute reich beschenkt hatte.

XII.

Der Mann.

Es lebte vor Zeiten ein Graf von Provence, der ein sehr biederer Mann war und Vieles zu vollbringen wünschte, wodurch er Gott seiner Seele gnädig machen, und sich nicht nur Land und Leute und Ehren, sondern auch die Freuden des Paradieses gewinnen könne.

Um dieses zu bewirken, versammelte er eine große und wohlgerüstete Kriegerschaar um sich, und zog damit nach dem heiligen Lande übers Meer, sich in seinem Herzen vorsetzend, Alles, was ihm auch begegne, getrosten und freudigen Muthes in der Ueberzeugung hinzunehmen, daß es ihm im Dienste Gottes beschieden werde, und daß die Rathschlüsse unseres Herrgottes oft höchst wunderbar und unerforschlich seien, wie er ja zuweilen auch gerade Diejenigen, die er lieb habe, in Versuchung führe, und es dagegen doch wieder zu jeder Zeit in seinem Willen stehe, alles Unglück in Glück und Heil dessen, den er heimgesucht habe, zu wenden.

In diesem Sinne fand es nun auch eben unser Herrgott für gut, den Grafen von Provence zu versuchen, und ließ er geschehen, daß derselbe in die Gefangenschaft des Sul-

tans gerieth. Der Sultan Saladin hatte ihn nicht sobald in seine Gewalt bekommen und sich seines hohen Werthes versehen, so erwies er ihm alles Gute und alle Ehren, zog ihn bei seinen großen Thaten zu Rathe, wie denn hinwider auch der Graf den Sultan zuweilen berieth, und setzte ein solch Vertrauen in ihn, ja, gewann ihn dermaßen lieb, daß in dem ganzen Lande des Sultans der Graf fast eben so schalten und walten durfte, wie in seinem eignen.

Als der Graf aus seinem Lande geschieden war, hatte er darin ein Töchterlein in ihrem zartesten Alter hinterlassen, und er befand sich jetzt noch in der Gefangenschaft, als es an der Zeit war, das Mädchen zu verheirathen. Die Gräfin, seine Gemahlin, und seine Verwandten thaten deshalb durch eine Botschaft dem Grafen kund, wie viele Königssöhne und andere Große sie zur Ehe begehrten, und als dann eines Tages Saladin zum Grafen kam, sich mit ihm über etwas zu besprechen, so redete der Graf, nachdem sie diesen Gegenstand unter sich abgethan hatten, ihn folgendermaßen seiner selbst wegen an: Ihr erzeigt mir solche Huld und solche Ehre, Herr, und vertraut in allen Dingen meinem Rathe so sehr, daß ich mich in der That glücklich schätze, euch zu dienen. Seid mir doch aber auch, ich bitte euch, so günstig und geneigt, mir mit eurer Einsicht beizustehen, wenn ich gegenwärtig mich erdreiste, euch in einer Angelegenheit, die mich betrifft, zu Rathe zu ziehen. — Der Sultan versicherte den Grafen seines besten Willens, ihm in allen Dingen hülfreich zu sein, und darauf vertraute dieser ihm, wie ihn die Verheirathung seiner Tochter in Verlegenheit setze. Der Sultan sprach: Es ist mir wohl bekannt, Graf, daß ihr scharfsinnig genug seid, um aus noch so wenigen schlichten Worten, die euch Jemand sagt, seine Meinung zu erkennen, und darum will ich euch in dieser Sache nach

meinem besten Wissen und Gewissen rathen. Ich kenne Alle, die um eure Tochter sich bewerben, nicht, und es sind mir ihr Geschlecht, ihre Macht und ihr Ansehen, ihre Sitten, ihre Verbindungen mit euch, und die Vorzüge der Einen vor den Anderen unbekannt, so daß ich euch in dieser Hinsicht nicht wohl einen Rath geben kann. Aber mein eigentlicher Rath geht dahin: daß ihr eure Tochter an einen Mann vermählt. — Der Graf dankte dem Sultan für diesen Rath und verstand sehr wohl, was er damit sagen wollte, so daß er ihn denn eben so, wie der Sultan ihn gegeben hatte, als Antwort wiederum an seine Gemahlin und an seine Verwandten bestellen ließ, und sie in seiner Gegenbotschaft aufforderte, sich nach den Sitten und der Sinnesweise all der jungen Edelleute ihres Landes genau zu erkundigen, ohne etwas nach ihrem Reichthume oder ihrem Ansehen zu fragen, und ihm darauf schriftlich zu wissen zu thun, wie es in dieser Hinsicht nicht allein mit ihnen, sondern auch mit den Königssöhnen und großen Herren beschaffen sei, die um ihre Tochter freiten. Die Gräfin und die Ihrigen verwunderten sich zwar über dies Verlangen des Grafen baß, indessen thaten sie doch nach seinem Willen, setzten eine briefliche Nachricht von der Beschaffenheit jener vornehmen Freier und von dem, was man Gutes und Schlimmes von ihnen wisse, auf, wozu sie auch noch eine ausführliche Schilderung der edlen Jünglinge der Gegend fügten, und sendeten dies insgesammt dem Grafen zu. Sobald der Graf im Besitze dieser Auskunft war, zeigte er sie dem Sultan. Der Sultan sah, daß unbeschadet dessen, was Gutes an ihnen, von all den Söhnen der Könige und großen Herren auch nicht einer ohne Tadel war, indem der Eine unmäßig aß oder trank, der Andere sich im Zorne übernahm, dieser leuteschеu war, Jener mit den Menschen übel umging, der sich schlechte Gesell-

schaft wählte, der sein Wort nicht hielt, und kurz ein Jeder an irgend einem menschlichen Gebrechen litt. Nur allein von dem Sohne eines wehrhaften, wenn auch nicht eben mächtigen Edlen wollte es ihn nach dem Briefe bedünken, daß er ein ziemlich vollgültiger und ehrenfester Mann ohne wesentliche Flecken in seinem Gemüthe sei, und nachdem er diese Erkenntniß gewonnen hatte, rieth er dem Grafen an, seine Tochter diesem Jünglinge zum Weibe zu geben. Er bedachte nämlich dabei, daß, obgleich jene Anderen vornehmer und edler geboren seien, der Graf doch besser thue, seine Tochter demjenigen zu vermählen, der einen soviel höheren sittlichen Werth als jene für sich habe, weil nach seinem Dafürhalten der Mensch nach seinen Thaten und nach seinem Edelmuthe, nicht aber nach seiner edlen Geburt und seinem Reichthume geschätzt werden müsse.

Der Graf schrieb nunmehr den Seinen nach Hause zurück, sie sollten seiner Tochter den zum Manne geben, den Saladin dazu auserkoren hatte, und wiewohl ihnen das seltsam genug vorkam, so beschieden sie dennoch den Sohn des Edelmanns vor sich und eröffneten ihm, was der Graf geschrieben hatte. Er erwiederte ihnen: Er wisse zwar recht wohl, daß der Graf ein besserer, reicherer und angesehener Edelmann als er selber sei, jedoch könne er auch ebenso von sich aussagen, daß, wenn man ihm die irdischen Glücksgüter dazu geben wolle, jedwedes Weib als das seine gut berathen sein würde. Schlüßlich fügte er dann hinzu: wenn sie etwa das, was sie ihm gesagt, nur so hin gesagt hätten, ohne es thun zu wollen, so würden sie ihm groß Unrecht thun. — Sie antworteten ihm hingegen, sie würden es in jeder Weise vollbringen, und erzählten ihm, wie der Sultan dem Grafen angerathen habe, ihm, den er als einen Mann auserlesen, vor allen anderen Königssöhnen und Söhnen großer Herren

seine Tochter zum Weibe zu geben. Sobald der Jüngling dies hörte, glaubte er, daß es ihnen ein rechter Ernst mit ihrer Rede sei. Sein nächster Gedanke war aber auch, daß er nur dann erst wahrhaftig ein solcher Mann sein werde, für den ihn Saladin zu seiner hohen Ehre halte, wann er in dieser Sache werde gethan haben, was von ihm nothwendigerweise zu erwarten stehe. Er sprach zu der Gräfin und zu den Verwandten des Grafen: Wenn einmal das, was sie gegen ihn geäußert hätten, ihr ernster Wille mit ihm sei, so möchten sie ihn alsbald in den Besitz der ganzen Grafschaft und alles dessen was dazu gehöre, setzen, verrieth ihnen aber ganz und gar nichts von dem, was er im Sinne hatte zu thun. Sie nahmen freundlich auf, was er zu ihnen sagte, und übergaben ihm die Herrschaft, und er sahe sich nicht sobald im Besitze so großer Macht, als er im strengsten Geheimniß eine Galeere ausrüsten und bemannen ließ. Nachdem dies geschehen war, ließ er für einen gewissen Tag seine Hochzeit ausrichten, die mit festlicher Pracht abgehalten wurde. Als es jedoch am Abende an der Zeit war, sich mit seiner jungen Gemahlin in das Brautgemach zu begeben, berief er die Gräfin, seine Schwiegermutter, und die übrigen Verwandten zu sich und sagte zu ihnen klar und deutlich, es wäre ihnen wohlbekannt, daß der Graf unter so vielen vorzüglicheren Jünglingen ihn zu seinem Eidam auserwählt habe, weil der Sultan Saladin ihm angerathen, seine Tochter einem Manne zu vermählen. Da nun der Graf, sein Herr, sowohl als der Sultan ihn solcher Ehre gewürdigt und für einen Mann gehalten hätten, so würde er doch unmöglich selbst annehmen können, ein solcher zu sein, wenn er nicht gegenwärtig das thäte, was er zu thun schuldig wäre. Er müsse demzufolge von dannen ziehen, und vertraue diese seine Braut und seine Grafschaft ihrer Obhut an, indem er

zu Gott hoffe, daß er ihn auf seinem Wege leiten werde, damit er einst der Welt zeigen könne, er wisse Mannesthaten zu verrichten. Dies gesagt, schwang er sich zu Rosse und ritt zu seiner Galeere nach dem Gestade des Meeres. Er segelte mit Gott von dannen und kam nach dem Königreiche Armenien, wo er so lange Zeit blieb, bis er die Sprache und Sitten des Morgenlandes wohl erlernt hatte. Danächst brachte er in Erfahrung, daß Saladin ein großer Jäger sei, verschaffte sich deshalb viele gute Vögel und Hunde, und fuhr damit auf seiner Galeere zu Saladin, wo er die Galeere in einen Hafen einlaufen ließ, und anordnete, daß sie denselben nicht eher, als bis er es gebiete, wieder verließe. Vor dem Sultan erscheinend, wurde er von ihm sehr gut empfangen; küßte ihm aber nicht die Hand, und erwies ihm keine der Ehrenbezeigungen, die ein Geringerer einem Herrscher zu erweisen hat. Saladin gebot, ihn mit Allem zu versehen, was er nöthig hätte, und er dankte ihm dafür sehr; nichts destoweniger wollte er von ihm nichts annehmen, und sagte, er komme dieserwegen nicht zu ihm, wohl aber weil er von ihm habe reden hören, und wenn es ihm recht sei, so wolle er zu seiner Belehrung einige Zeit in seinem Hause verweilen. Auch wisse er, daß der Sultan ein großer Jäger sei, und habe aus dem Grunde viele Vögel und viele und gute Hunde bei sich. Wolle er ihm nun so gnädig sein, in seine Bitte und seinen Aufenthalt zu willigen, so gedenke er mit ihm auf die Jagd zu gehen, und ihm dabei und in anderen Dingen dienstlich zu sein. Saladin dankte ihm für dies Anerbieten höchlich und wollte ihm seine Gunst wiederholt durch Geschenke bethätigen. In keiner Weise vermochte er den Fremden jedoch zu bewegen, weder irgend etwas von ihm anzunehmen, noch ihm einen näheren Aufschluß über sich und sein Thun und Lassen zu ertheilen.

Der Schwiegersohn des Grafen brachte also lange Zeit in dem Hause des Sultans hin, und sintemal Gott Alles geschehen läßt, was sein Wille ist, so trug es sich dereinst einmal auf einer Jagd zu, daß die Falken auf Kraniche stießen und deren einen in der Nähe der Meeresbucht tödteten, in welcher die christliche Galeere lag. Der Sultan ritt ein sehr schnellfüßiges Pferd, und der Schwiegersohn des Grafen desgleichen, und so kamen sie Beide dem übrigen Gefolge so weit voraus, daß keiner von Saladins Leuten ihn mehr ersah, noch wußte, wohin er gerathen war. Sobald der Sultan zu der Stelle gelangte, wo die Falken den Kranich tödteten, stieg er eilig vom Pferde und lief hinzu; der Eidam des Grafen, der in seiner Nähe sich befand, sah ihn aber kaum zur ebenen Erde, so rief er seine Leute von der Galeere herbei.

Der Sultan, der für nichts Gedanken gehabt hatte, als wie er seine Falken locke, erschrak nicht wenig, als er sich von den Bewaffneten umgeben sah; der Eidam des Grafen aber zog sein Schwert und drohte, damit auf ihn einzudringen. Wie das der Sultan wahrnahm, so beklagte er sich heftig über seinen schweren Verrath; sein Gegner behauptete jedoch, daß hierbei kein Verrath gesponnen, und mahnte ihn daran, wie er ihn niemals für seinen Herrn und Gebieter erkannt, auch durchaus kein Geschenk oder Amt von ihm angenommen habe, das ihm die mindeste Pflicht gegen ihn auferlegt. Darauf bemächtigte er sich Saladins und ließ ihn mit Gewalt auf seine Galeere schaffen, und so wie er sich seiner dort versichert hatte, erzählte er ihm, daß er der nämliche Eidam des Grafen sei, den er selbst von vielen anderen besseren Jünglingen als einen Mann unterschieden habe. Auch fügte er die Erklärung hinzu, daß er selber sich der Ehre, die er ihm damit erwiesen, so lange für unwerth erachtet haben würde, als bis er diese That vollbracht, und

bat ihn um die Gnade, ihm seinen Schwiegervater frei zu lassen, damit derselbe also Ursache habe zu erkennen, wie gut und aufrichtig der Rath, den er ihm gegeben, gewesen sei.

Sobald Saladin alles dies angehört hatte, dankte er Gott und war des froher, weil er darin die Rechtfertigung seines gutgemeinten Rathschlages empfing, als wenn ihm eine noch so große Ehre oder ein noch so großes Heil widerfahren wäre. Er sagte dem Eidame des Grafen die Erfüllung seines Wunsches zu, und derselbe gab ihn nun wieder von der Galeere los und begleitete ihn, und befahl seinen Leuten, sich mit der Galeere aus dem Hafen zu entfernen, damit sie von Niemand ersehen würden. Beide schickten sich danächst wieder an, ihre Falken zu sich zu locken, und als das Gefolge des Sultans zu ihnen stieß, fanden sie ihren Gebieter sehr heiter gestimmt, wie er denn auch nimmermehr einem Menschen von der Welt ein Wort von dem sagte, was ihm zugestoßen war. In der Stadt anlangend, stieg der Sultan gleich vor dem Hause ab, worin er den Grafen gefangen hielt, nahm dessen Eidam mit sich, und hub, sobald er des Grafen ansichtig wurde, an, voller Fröhlichkeit zu ihm zu sagen: Ich danke Gott, Graf, daß er mir die Gnade erzeigte, euch in Betreff der Vermählung eurer Tochter einen so guten und glücklichen Rath ertheilt zu haben, als ich euch ertheilt habe. Sehet hier euren Eidam vor euch, der euch aus der Gefangenschaft befreit hat! — Sodann erzählte er ihm Alles wieder, was derselbe für ihn unternommen hatte, und erhob seine Treue und Redlichkeit und den hohen Muth, mit dem er sich seiner bemächtigt. Der Graf und Alle die es anhörten, stimmten in dieses Lob mit ein, auch priesen sie Saladins Großmuth hoch, und dankten Gott dafür, die Sache zu so frohem Ende geführt zu haben. Der Sultan

seinerseits beschenkte den Grafen und seinen Eidam auf das Freigebigste, und sendete sie mit Reichthum und Ehren beladen, wohlbehalten in ihr Vaterland zurück. Dieses ganze Heil hatte also dem Grafen der gute Rath des Sultans zu wege gebracht: seine Tochter einem Manne zur Frau zu geben.

XIII.

Margarethe mit der lilienweissen Hand.

Als vor Zeiten König Heinrich der Erste von England, der in der Folge wegen seiner Weisheit und Gelehrsamkeit Beauclerc zubenannt wurde, nach dem Tode seines ältesten Bruders Wilhelm Ruffus, und in der Abwesenheit des Herzogs Robert von der Normandie, den Thron bestiegen, dessen nächster Erbe eigentlich dieser als der zweite Sohn des berühmten Eroberers war, und als sich bei seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande sodann zwischen beiden Brüdern ein Streit und Kampf um die Krone entsponnen hatte, war es der Fall gewesen, daß viele mit dem Könige mißvergnügte Große die Partei des Herzogs Robert ergriffen, worunter namentlich auch der Graf von Shrewsbury, den deswegen der Zorn des Königs verbannt, ja dessen Familie sogar er von Haus und Hof vertrieben. Und da trug es sich nun dereinst in Folge so betrübter Umstände unter Anderem zu, daß die Tochter dieses Grafen, im äußersten Elende obdachlos im Lande umherwandernd, durch die ungewohnte Anstrengung und Mühseligkeiten durchaus erschöpft, sich an der Landstraße niedersetzte und in die folgenden Klagen ausbrach:

O, du falsche und betrügliche Welt! Wer ist wohl in dir, der nicht wünschte, von dir erlöst zu werden, da dein Elend so groß ist! Du hintergehst Alle und meinst es mit Keinem ehrlich. Das Glück ist dein Seckelmeister und gleicht dir selbst, in seinem Schwanken und Unbestande. Es erhebt Zwingherrn und schlägt Könige nieder, gibt Einigen Schande, Anderen Ruhm. Das Glück theilt diese Uebel aus, und wir sehen es nicht; es berührt uns mit seiner Hand, und wir fühlen es nicht; es tritt uns mit Füßen, und wir wissen es nicht; es redet in unser Ohr, und wir hören es nicht; es läßt seine Stimme laut ertönen, und wir verstehen es nicht: und warum? weil wir es nicht eher erkennen, als bis die Trübsal es uns offenbart. O, mein lieber Vater! wie mag es dir ergehen! Das unseligste aller Mißgeschicke ist: glücklich zu sein, denn dieses Mißgeschick erzeugte meinen Fall. Ward ein edles Weib jemals schon in solche Noth versetzt? Wo sind meine kostbaren Juwelen, meine reichen Kleider, mein üppiges Leben, meine Diener, meine vielen Freunde, und alle meine eitlen Freuden hin? Meine Freuden haben Leiden verbannt, meine Freunde sind wie Feinde geflohen, meine Diener haben mich verlassen, aus meinem Gasten ist Fasten geworden, meine reichen Kleider sind Lumpen, und mein Schmuck schmückt meine ärgsten Feinde. Darum ist von allen Dingen auf Erden der geringste Stand der beste, sichere Armuth besser als gefährdetes Ansehen. Ich sehe, Gott hat mich für ein so elendes Leben bestimmt, und so will ich es denn über mein Herz gewinnen, mich der Demuth zu ergeben, und in meinem Gemüthe mich mit dem Mißgeschick vertragen. Pfui! über diesen eitlen Titel meiner Ladyschaft, wie wenig hilft er der Bedrängten! Nein, nein! ich muß also meine Geburt und meine Sippschaft vergessen, und nicht mehr meines Vaters Haus gedenken, wo ich gewohnt war,

bedient zu werden. Jetzt will ich dienen lernen, und schlechtweg Grethe sei mein Name. Guter Gott! gib, daß ich einen guten Dienst finde! doch jedweder Dienst soll mir ein guter sein, worin mir meines Leibes Nahrung und Nothdurft zu Theil wird.

Sie hatte nicht sobald diese Worte gesprochen, als sie noch ein paar Mädchen erblickte, die auf sie zukamen und auf die Messe bei Gloucester gingen, wo, einer alten Sitte gemäß, zu einer gewissen Zeit im Jahre, alle Dienste suchenden jungen Burschen und Mädchen sich zusammenfanden. Die beiden Mädchen boten der Grafentochter einen guten Morgen und fragten sie, ob sie auch auf die Messe wollte? — Ja, freilich, sagte sie, ich bin eines armen Mannes Kind, der dienstlos ist, und höre, es ist hier so hergebracht, daß Leute, die Gesinde miethen wollen, auf die Messe kommen. — So ist es, sprachen die Mägde, wir gehen deswegen auch dahin, und gingen gern mit euch selbander. — Es soll mir lieb sein, wenn ihr mich mit euch nehmen wollt, sagte sie: und ich bitte euch, ihr lieben Dirnen, seid doch so gut und sagt mir, was für ein Dienst für mich der beste wäre; meine Eltern sind freilich schwer zu tadeln, daß sie mich niemals angehalten haben, etwas zu lernen. — Nun, was könnt ihr denn thun? sprachen die Dirnen: könnt ihr backen und brauen, Butter und Käse machen, und gut Korn schneiden? — Nein, gewiß nicht, sagte Margarethe, aber ich würde von Herzen willig sein, Alles zu lernen. — Wenn ihr euch auf spinnen und krämpeln verständet, sagte eine Andere, so würdet ihr euch trefflich zu einem Tuchmacher schicken, denn das sind die besten Dienste, die ich kenne, dabei würdet ihr gut fahren und euch wohl befinden. —

Darauf weinte Margarethe und sagte: Ach! was soll ich thun? Ich wurde so gar nicht zu solchen Dingen erzogen.

— Könnt ihr denn ganz und gar nichts thun? fragten Jene. — Nein, gewiß nichts, was irgend wozu gut ist, meinte sie: denn ich kann wohl schreiben und lesen, und verstehe ein wenig, die Nadel zu führen, so wie die Laute zu schlagen; aber ich sehe ein, daß mir das nichts helfen wird. — Guter Gott! riefen die Mädchen aus: ihr seid eine Gelehrte? wir haben noch niemals von einem Mädchen gehört, das lesen und schreiben könnte. Aber wenn ihr auch gleich nichts weiter könnt, so mögt ihr doch vielleicht einen Dienst finden, wenn ihr euch nur manierlich aufführen wollt. — Ich bitte euch, sprach die eine: da ich sehe, daß ihr so gelehrt seid, wollt ihr wohl so gut sein, mir einen Liebesbrief vorzulesen, den ich erhalten habe? Ich war schon damit bei einem meiner Freunde, aber den traf ich nicht zu Hause an, und so weiß ich nicht, was darinnen steht. — Bitte, laßt mich ihn sehen, meinte Margarethe, und ich will es euch sagen; worauf sie vorlas, wie folgt:

O, Hannchen, ich sterbe aus Liebe zu dir,
Und höre nun sagen, du gingest von hier,
Ich bitte dich, Hannchen, o sage mir an,
Wo bald ich zu Nachtzeit dich finden kann?

Denn ich halte nicht mehr beim Meister aus,
Und lauf' ihm vor Liebe zu dir aus dem Haus.
O, Hannchen, Hannchen, es kränket mich sehr,
Daß du nicht länger hier weilest mehr.

Ich will nicht eher auf meinen rindsledernen Schuhn,
Als bis wir wieder beisammen sind, ruhn,
Und troß Fortunen, troß Ratte oder Maus,
Wollen wir bei einander wohnen in einem Haus.

Denn wer da mein Schätzchen auf dich nichts hält,
Dem diene ich auch mit nichts in der Welt,
Drum, gutes Hannchen, du sorge ja,
Daß dein Hans dich treff' auf der Messe da.

Ach! du gute Seele, sprach Hannchen, ich denke, er ist der beste Junge auf Erden! — Die Uebrigen meinten, er schiene nicht weniger zu sein, und eines der Mädchen sagte: Er ist, mein Seel, ein recht verständiger Bursche, in was für schönen Reimen er den Brief da geschrieben hat! Hörst du wohl, ich verspreche dir, dir etwas recht Hübsches zu geben, wenn du mir ihn abschreiben lassen willst, damit ich ihn meinem Schatze senden kann. — Das will ich herzlich gern thun, antwortete Hannchen, und damit brachen sie auf und gingen auf die Messe.

Eine Weile darauf kam die Hausfrau Grays von Glocester, eines der geehrtesten und beliebtesten Tuchmacher der damaligen Zeit, wo dieses Handwerk in großem Flore stand, auf den Markt, gewisse Bedürfnisse für ihr Hauswesen einzukaufen. Und als sie dann ihre Geschäfte abgemacht hatte, sagte sie zu ihrer Nachbarin: Ich habe eine Dienstmagd vonnöthen, oder auch deren zwei, geh doch mit mir, gute Nachbarin, und steh mir mit deinem Rathe bei. — Das will ich gern thun, sagte die Nachbarin, und so gingen sie mit einander, nahmen die Mägde von allen Seiten in Augenschein, und wendeten ihre Aufmerksamkeit besonders Margarethen zu. Glaube mir, sagte Frau Gray zu der Nachbarin: da steht ein recht hübsches Mädchen, von bescheidenem und anständigem Wesen. — In der That, erwiederte diese, sie ist so artig, wie ich noch keines gesehen habe.

Sobald das junge Mädchen sah, daß sie von den Beiden scharf ins Auge gefaßt wurde, schämte sie sich so sehr, daß ein Scharlach ihre Lilienwangen überzog. Die Frauen traten sodann auf sie zu und fragten sie, ob sie dienen wolle? Mit einem tiefen Knicks und holder Rede antwortete die Jungfrau: Sie sei nur in der Absicht hergekommen. Kannst du spinnen oder krämpeln? fragte Frau Gray. — Ganz

gewiß, Dame, sagte sie: ich bin zwar noch nicht sonderlich geschickt darin; aber mein guter Wille, es zu lernen, ist groß, und ihr würdet mit meinem Fleiße zufrieden sein. — Wie viel Lohn forderst du? sprach Hausfrau Gray. — Ich stelle es eurer Billigkeit und Güte anheim, wie viel ihr mir geben wollt, sagte Margarethe: ich verlange nicht mehr, als ich verdiene. — Als sie darauf gefragt wurde, woher sie gebürtig sei? sprach die Jungfrau weinend: Ach, gute Dame! ich ward zur bösen Stunde armen Eltern in Shropshire geboren; bin aber dennoch unglücklicher als bedürftig, denn als der Tod ihren Leiden ein Ende machte, gab er mich der Grausamkeit dieser schlimmen Zeiten preis, damit ich meiner Eltern Trauerspiel mit meiner Noth beschlösse. — Ei was, Mädchen! sprach die Frau: thue du deine Schuldigkeit und lebe in Gottesfurcht, und du sollst keine Ursache haben, über Unglück zu klagen, — und damit gingen sie zusammen heim.

Als nunmehr der Hausherr sie sah, fragte er sein Weib: wo hast du das Mädchen her? — Sie sprach: von der Messe. — Nun, mein Seel, entgegnete er, du hättest besser gethan, uns keine solche Messe ins Haus zu bringen. — Was willst du damit sagen, Mann? fragte sie. — Ich will damit sagen, Frau, daß dies eine Waare ist, vor der keiner unserer Diener sein Herz wird verwahren können, und daß ihre Seelen verlesen sein werden, so lange die Messe in unserem Hause gehalten wird. — Darauf sagte die Frau: Ich hoffe, Mann, Margarethe wird ihren guten Namen und unseren Hausfrieden nicht verwahrlosen, und so laß du nur sie dafür allein Sorge tragen. — Ist dein Name Margarethe? sprach der Herr: Nun, so ist dein Name wie du selber bist, denn du bist in Wahrheit so tausendschön, wie eine Perle des Morgenlandes. — Wie seine Hausfrau ihn also reden hörte, begann sie ihre Gesinnung zu ändern. Was,

Mann! rief sie aus: bläst der Wind durch die Thüre? Findest du so groß Wohlgefallen an der Magd? Ich nehme wahr, daß ich zu meist nöthig habe, mich gegen dich zu wahren. Behüte Gott! besser als einen Engel hätte ich doch eine Andere auserwählt. Aber höre, Mädchen, du kannst dich fortpacken, ich mag keine Schlange an meinem Busen nähren, geh, geh, ich will dich nicht haben, sieh wo du einen anderen Dienst bekömmst! —

Als die Jungfrau sie so reden hörte, fiel sie vor ihr auf die Knie und beschwor sie mit den Worten: O, werthe Frau! sei sie nicht so grausam gegen mich, mich aus ihrem Hause zu stoßen; ach! ich weiß ja nicht, wohin ich gehen oder was ich beginnen soll, wenn sie mich verläßt! Entziehe sie mir ihre Gunst nicht wegen der hinfälligen Schönheit meines Angesichts, denn ehe die mich um meinen Dienst bringen soll, will ich sie mit dem Messer hier entstellen und mich ihrer als meiner ärgsten Feindin entledigen. — Hier beraubten ihre zahllosen Thränen sie der Sprache, und sie vermochte weiter kein Wort hervorzubringen. Bei dem Anblicke konnte ihr die Hausfrau nicht länger grollen, und ihr Eheherr war vor Weinen nicht im Stande, im Zimmer zu bleiben. — Nun wohl, Margarethe, sprach sie, die sich nicht träumen ließ, daß eine Lady vor ihr kniete, wenn du dich darnach aufführst und gut thust, will ich dich behalten, und dir gern gewogen bleiben. — Sie schickte sie darauf an die Arbeit hinaus, und als der Hausherr zum Abendessen kam, sprach er zu ihr: Nun, Frau, du vertraust mir denn so wenig, daß du um meinetwillen die Magd fortgeschickt hast? — Ich weiß, daß du ein kluger Mann bist, der da einem Mädchen seine Schönheit nicht ins Angesicht loben wird, sagte sie. — Und ich weiß, erwiederte er, daß du eine kluge Frau bist, die da nicht ohne Ursache eifersüch-

tig werden wird. — Also setzten sie sich zum Abendessen nieder, und weil Margarethe offenbar die manierlichste von dem Hausgesinde war, so wurde ihr das Amt angewiesen, bei Tische aufzuwarten. Es ist nämlich zu wissen, daß Gray seine Mahlzeiten niemals allein hielt, und auch diesmal einige Nachbarn bei sich hatte. In deren Gegenwart rief er nunmehr die neue Magd mit den Worten zu sich: Margarethe, komm einmal her! — Da aber noch eine andere Margarethe im Hause war, so antwortete die. Ich rufe dich nicht, Kind! sagte er: sondern Margarethen mit der lilienweißen Hand; — von welcher Zeit an sie immer so zubenannt wurde.

Die schöne Margarethe hatte mit der Zeit vier ganzer Jahre bei ihrer Herrin verlebt, und sich einen guten Ruf erworben; auch liebten sie insgeheim und bewarben sich um sie viele angesehene und würdige Edelleute des Landes.

Des Königs Majestät war mittlerweile in Frankreich gewesen und hatte gegen den französischen König Ludwig und den Herzog Robert von der Normandie Krieg geführt, bis Gott seinen Waffen den Sieg über seine Feinde verlieh, und es ihm gelingen ließ, seinen Bruder gefangen zu nehmen, den er darauf mit sich nach England herüberbrachte, wo er ihn in Cardiffe-Castle eingeschlossen hielt, obwohl er ihm die Gunst gestattete, auf die Jagd und Falkenbeize in der Umgegend zu gehen, wohin er wollte.

Da geschah es denn eines Tages, daß die schöne Margarethe mit anderen Dienstleuten ihres Herrn Heu machen ging. Sie trug einen hochrothen Rock, einen großen Strohhut auf dem Kopfe, in der Hand eine Heugabel, und in der Tasche ihr Frühstück. Also ihres Weges einherwandelnd, begegnete sie dem Herzoge Robert, der auch unter die Zahl ihrer Liebhaber gehörte, mit einem oder zweien seiner Wärter, und ihr lieblicher Anblick entzündete jetzt das Feuer sei-

ner Liebe, das schon seit langer Zeit in seinem Herzen geglommen hatte, zur hellen Flamme. Da er sie so zur guten Stunde für sein Gefühl angetroffen hatte, begrüßte er sie freundlich und sagte zu ihr: Guten Morgen, schöne Maid! wandelst du so geschäftig an deine Arbeit? Sicherlich muß das Wetter schön sein, wenn die Sonne so klar scheint, und das Heu gesund, das von so glänzenden Strahlen gedörrt wird. — Erlauchter und höchst glorwürdiger Herzog! sprach sie: arme Schnitter beten um schönes Wetter, und es ist des Landmanns Trost, sein Werk gedeihen zu sehen; aber wir müssen den Tag für glücklicher schätzen, der uns mit eurer fürstlichen Gegenwart gesegnet wird. — Am glücklichsten, sagte der Herzog, sind dennoch diejenigen, denen deine Gesellschaft zu Theil wird. Aber laß mich dich bitten, mit mir zu deiner Herrschaft zurück zu gehen, und überlaß deine Gabel einer Anderen, die für solche Beschäftigungen geschickter ist; glaube mir, deine Herrin ist gar übel berathen, wenn sie dich zu so unzierlicher Arbeit anstellt. Ich wundere mich, daß du diese dir so unziemliche niedere Dienstbarkeit erträgst, deine zarten Glieder sind nicht zu so schweren Anstrengungen gebildet. — Mag dem sein, wie ihm wolle, sagte sie, es ziemt mir nicht, eure richterlichen Gedanken zu widerlegen; doch wäret ihr nicht der Herzog, so würde ich sagen, eure Meinung trüge euch. Eure schönen Augen scheinen zwar klar genug, aber ich muß sie für blöde erachten, wofern sie eurer Seele irgend einen Schatten oder Funken von Schönheit in mir vorspiegeln. Ich denke vielmehr, da es eine alte Sage ist, daß die Frauen sich gerne preisen hören, daß ihr dies entweder saget, euch die Zeit zu vertreiben, oder mich von meinen allzuoffenbaren Fehlern zu heilen. Jedoch ich bitte euch demüthig, ihr wollet mir verzeihen, ich habe meine Arbeit schon zu lange verabsäumt, und mich in eurer Gegen=

wart zu verwegen betragen. — Bei diesen Worten beugte sie mit zierlicher Anmuth das Knie vor dem freundlichen Herzoge, und ging ihres Weges auf das Feld hinaus, derweil sich der Herzog in die Stadt Glocester begab.

Daselbst angelangt, bewirthete er seine Wärter bestens und ging sie um die Erlaubniß an, dem alten Gray einen Besuch zu machen. Wir haben Beide Einiges mit einander zu besprechen, sagte er, und ich verpfände euch mein fürstliches Wort, daß ich, so wahr als ich ein Ritter und Edelmann bin, in euren Gewahrsam wiederkehre. — Die Wärter willigten in sein Verlangen ein, und der Herzog ging zu dem alten Gray, den er auf das Feld begleitete, wo derselbe nach seinen Arbeitern sehen wollte. Mittlerweile nun der alte Gray mit dem und jenem beschäftigt war, nahm der Herzog die Gelegenheit wahr, mit Margarethen zu sprechen, die durch seine Briefe von seinen Gesinnungen schon voraus unterrichtet war, und die Absicht seines Kommens leicht errieth. Schönes Mädchen, sagte er, ich habe dir schon vor langer Zeit in meinen Briefen meine Liebe erklärt; sprich also, wäre es nicht besser, eine Herzogin, als eine Sklavin zu sein? besser eine vornehme Dame, als geringe Magd? Mit mir würdest du deine Tage in Freuden verleben, hier schleppst du sie im Elend hin. Durch meine Liebe sollst du zu Ansehn und Reichthum gelangen: jetzt bist du arm und bettelhaft. Ich würde dir alle möglichen Ergötzungen bereiten, und du solltest haben, was dein Herz irgend wünschte; mache dich drum glücklich, da es in deinem freien Willen steht, es zu werden, und willige in meinen Antrag ein. — Herr, entgegnete sie: ich gestehe, eure Liebe verdient eines Weibes Gunst, und eure Güte eine treue Freundin, die nur Ein Herz und Eine Seele mit euch wäre; aber es würde nicht gut sein, wenn sich die Turteltaube mit dem Adler verbände;

denn, wie rein auch ihre Liebe wäre, ihre Schwingen trügen sie doch nicht hoch genug. Derweil Thales nach den Sternen emporschaute, stolperte er in eine Grube. Wer unbedachtsam klimmt, fällt plötzlich. Wozu hilft eine hohe Würde im Unglück? Sie lindert weder des Herzens Kummer, noch erleichtert sie das Ungemach des Körpers. Was ist Reichthum und Wohlstand anders als eine Lockspeise des Schicksals, die Menschen in Gefahr zu ziehen? Nur dazu dienend, sie ihrer selbst uneingedenk zu machen? Und wenn ihr anführt, Armuth verhindere des Herzens Wohlsein, so behaupte ich das Gegentheil, wohl wissend, daß der grobe Kittel größere Sicherheit und Ruhe gewähre, als der königliche Mantel. Es ist in Wahrheit Niemand auf der Welt arm, als wer sich für arm hält. Wer mit Zufriedenheit begabt, ist reich, wenn er auch gar nichts besitzt; wer sich dagegen im Besitze von Schätzen befindet, ohne zufrieden zu sein, ist höchst elend und unglückselig. Weil ich also, mein edler Herzog, dafür halte, daß mein Leben auch selbst eurer leisesten Gunst unwerth sei, so muß ich wohl wünschen, daß ihr eure Liebe an ein Weib eures Gleichen verschenkt, und mich in Frieden bei meinem Rechen und meiner Heugabel laßt, die mir meinen Unterhalt verschaffen. — Bedenke, schöne Margareth! sprach der Herzog, daß es in keines Menschen Macht steht, seine Liebe, die das Werk einer hohen Gottheit ist, wie es ihn gelüstet, zu vergeben. Im Meere wurde niemals ein Vogel gesehen, treue Liebe niemals in einem unbeständigen Gemüthe. Die Leidenschaft meines Herzens soll niemals enden, denn ihre Natur ist gleich der des Steines Abiston, dessen Feuer sich nimmermehr abkühlt. Darum, süßes Mädchen, enthalte mir nicht beharrlich vor, was du mir lieber huldvoll gewähren solltest. — Schöner Herr! sagte sie, bedenket, welch ein großes Unheil eine unbesonnene Ehe

stiften kann, in welche Gefahren eines Königs Zorn bringt. Eine Vermählung meiner Unwürdigkeit mit eurem Königthume würde vielleicht eure Freiheit verzögern und mein Leben gefährden, und alsdann führt euch zu Gemüthe, wie wenig ihr euch also eurer Liebsten, oder ich mich meines ehelichen Gemahls erfreuen könnte. — Der Herzog antwortete ihr hierauf: wenn sie nur einwillige, so solle sie keine Gefahr zu fürchten haben. Der Donner, sprach er, wird durch Läuten der Glocken hinweggetrieben, des Löwen Wuth durch Wehrlosigkeit gedämpft, um wieviel mehr nicht eines Bruders Zorn durch eines Bruders Bitten. Er hat von mir manche Gunst erlangt, und deren noch keine einzige mir vergolten, wem ist es überdies unbekannt, daß die fürstliche Krone, welche sein Haupt schmückt, mein Recht ist? und dennoch mag er sich all ihrer Vortheile immerhin erfreuen, wenn er nur mein Wohlwollen erwiedern will. Sollte er dies aber nicht thun, so würde ich jenen Menschen gleich werden, die, von dem Baume Lotos essend, das Land vergessen, wo sie geboren wurden, und so sollte dieser Himmel nicht länger mein Haupt bedecken, und ich würde mit dir in ein fremdes Land entweichen, in deiner Gesellschaft zufriedener mit einem Ei, als ohne dich mit allen Leckerbissen Englands. — Wie das Mädchen, um das er sich schon so lange mit vielen anderen Worten beworben hatte, dies hörte, willigte sie endlich in seine Wünsche ein, und überließ ihm ihr Herz mit ihrer Hand. Er schied von ihr mit dem Versprechen, ihr von Cardiffe-Castle aus Nachricht zu geben, welchen Entschluß er fassen würde, nahm Abschied von dem alten Gray und ging zu seinen Wärtern zurück, mit denen er darauf wieder nach seinem Schlosse eilte.

In Cardiffe-Castle beschäftigte er sich nunmehr in seinem Gemüthe mit nichts anderem, als darüber nachzusinnen,

wie er seine Wärter hintergehen, und die schöne Margarethe, deren Liebe er erworben hatte, entführen möchte. Als er endlich völlig entschlossen war, was er thun solle, sendete er ihr einen Brief zu und ersuchte sie darin, sich vorzubereiten, zu einer gewissen Zeit in dem Walde zwischen Cardiffe und Glocester mit ihm zusammen zu treffen.

Die Jungfrau hatte seine Botschaft, ihrer Herrschaft unbewußt, insgeheim empfangen, und machte sich dann eines Morgens nach dem bezeichneten Orte, wo ihr Geliebter sie aufsuchen wollte, auf den Weg. Derweil sie da auf die Ankunft ihres Gebieters harrte, der ihr überaus lange zu zögern schien, regte sie sich zu wiederholtenmalen so leidenschaftlich auf, daß sich ihr dadurch irgend ein großes Mißgeschick anzukündigen schien. O, mein theuerster Geliebter! rief sie aus: wie säumig bist du in Erfüllung deines Versprechens! Warum stimmen doch deine Thaten nicht mit deinen Reden überein? Sieh! deine Worte lauteten: Komm, theure Margareth! und eile auf Cupidos Schwingen zu deinem Freunde, sei jetzt auf deinen Füßen so flink wie die Kameele von Bactria, die des Tages hundert Meilen laufen, ich werde dich erwarten, und es soll mir darüber keine Zeit zu lange währen. Kein Land hat so gute Paßgänger als Oestreich, und ich habe deren einen für dich angeschafft. O, mein Liebster! sprach sie weiter, hier bin ich, aber wo bist du? Warum versäumst du die Zeit, die so ungesehen wie der Wind vorüber eilt? Ein spanischer Zelter ist für uns nicht flüchtig genug. Ein fliegendes Pferd wäre fliehenden Liebenden tauglicher. — Und so warf sie viele spähende Blicke auf und nieder durch die Waldschatten, und erachtete jede Minute für eine Stunde, bis sie ihn sähe. Manchesmal wünschte sie sich, ein Vogel zu sein, damit sie durch die Luft zu ihm fliegen könnte, oder ein kleines Eichhörnchen,

um die Gipfel der höchsten Bäume zu erklimmen und sein Nahen zu erforschen. Als sie zuletzt aber alle ihre Wünsche für eitel erkannte, bestrebte sie sich, ihn bei sich zu entschuldigen, und sagte: Wie unrecht ist es von mir, meinen Freund also zu tadeln! Ach! Menschen, die ihrer Freiheit ermangeln, kommen wann sie können, nicht wann sie wollen. Arme Gefangene können nicht thun was sie möchten; warum bin ich drum so vorschnell? Ich will mich eine Weile niederlegen, und meine unruhigen Gedanken durch einen ruhigen Schlaf beschwichtigen. Es heißt ja: eine Henne brütet keine Schlangen aus: also ernähren Englands Forsten auch keine Bären und Löwen, und ich darf mich ungefährdet der Ruhe überlassen. —

Derweil nun die schöne Margarethe sich einem süßen Schlummer ergab, hatte Herzog Robert seinerseits die Erlaubniß des Königs, zu jagen, an diesem Tage benutzt; sich aber flüchtig von der Jagd entfernt, die Hunde dem Hirsche, und die auf ihr Vergnügen erpichten Jäger ihren Hörnern überlassen, und langte, gleichwie sein Roß in Schweiß gebadet, an dem bestimmten Orte an. Seine Geliebte allda entschlafen findend, erweckte er sie mit einem Kuß und sagte: Erhebe dich, schöne Margareth, es naht die Zeit, da du eine Königin werden sollst; — setzte sie zu sich auf sein Pferd und jagte mit ihr von dannen.

Sobald die Wärter sahen, daß sie ihn verloren hatten, und daß er beim Erlegen des Wildes nicht zugegen war, geriethen sie deshalb in einen solchen Aufruhr, daß sie sich einander beinahe umgebracht hätten. Es war deine Schuld, sprach der eine, daß er uns entkommen ist; du hattest auf dein Vergnügen mehr als auf deinen Gefangenen acht, und nun sind wir allesammt verloren. — Der Andere sagte eben so zu ihm: ich habe gemeint, du seist ihm auf der Jagd gefolgt. —

Am Ende ließen sie jedoch von dem Streite ab, und einer eilte zum Könige, indessen die übrigen nach allen Seiten hin den Herzog verfolgten, der, nachdem er sein Pferd todtgeritten hatte, mit der schönen Margarethe unglücklicherweise eine Strecke zu Fuß wandern mußte, ehe er zu der nächsten Stadt kommen und sich allda ein frisches Pferd kaufen konnte. Als er am Ende wahrnahm, daß seine Wärter nahe daran waren, ihn einzufangen, bat er Margarethen, allein weiter zu flüchten, damit sie sich doch ihrer Gewalt entzöge. Sie erwiederte aber im entgegengesetzten Sinne, sie wolle mit ihm leben und sterben, und er zog dann sein Schwert und sagte, er wolle seine Freiheit lieber mit seinem Leben erkaufen, als sich wieder gefangen geben, worauf sich zwischen ihm und seinen andringenden Verfolgern ein hitziges Gefecht entspann, in dem der Herzog zweie von ihnen tödtete. Freilich war er selbst auch schwer verwundet worden, und sank am Ende zu Boden, von dem starken Blutverluste erschöpft, und unfähig, sich länger aufrecht zu erhalten, wodann der gute Herzog mit seinem schönen Mädchen gefangen genommen und in sicheren Gewahrsam gebracht ward.

Mittlerweile hatte Grays Weib ihre Magd vermißt, und brach, da sie sah, daß sie ganz fort war, gegen ihre Nachbarn in laute Klagen um sie aus, denn sie liebte sie so zärtlich wie ein Kind, das sie in ihrem eignen Schooße getragen hatte. O Margareth! sprach sie: aus welchem Grunde hast du mich verlassen? Mißfiel dir irgend etwas, warum sagtest du mir es nicht? War dir dein Lohn zu gering, so hätte ich ihn erhöht. Waren dir deine Kleider zu schlicht, so hättest du bessere haben sollen. War dir deine Arbeit zu viel, so würde ich sie dir erleichtert haben. Lebe wohl, meine süße Grethe, du beste Maid von Allen, die jemals dienten. Deines Namens kann ich viele wieder erhalten, aber deiner

Art und Güte keine. Dein Eifer war so groß, daß ich die Sorge für mein ganzes Hauswesen in deine Hände legte und mich ihrer enthob, die mich nun wieder schwer belästigen wird. Dahier hat sie mir die Schlüssel an meinen Schränken gelassen; aber mein Trost ist mir mit ihrer Gegenwart benommen. Jedes freundliche Wort, das sie zu sprechen pflegte, wird mir jetzt wieder erinnerlich; ihr gefälliges Betragen werde ich nimmer vergessen, mit was für sanften und bescheidenen Mienen wußte sie meinem übereilten Wesen zu begegnen! Ich bereue von Herzen, ihr jemals ein böses Wort gesagt zu haben. O Gretchen! wärst du wieder hier, ich wollte dich nie mehr schelten. Aber ich war einer solchen Dienerin nicht werth. Was wird nun aus mir werden, wenn ich einmal erkranke, da sie nicht mehr da ist, die jederzeit mein Apotheker, wie mein Arzt war. — Nun, sagten ihre Nachbarn, dagegen ist freilich nichts zu thun, als Geduld zu fassen. Ihr werdet schon wieder einmal von ihr hören, daran zweifelt nicht; bedenkt nur, daß, wie gut sie auch war, ihr doch eine eben so gute Magd wiederfinden könnt, und nehmt es euch darum nicht allzusehr zu Herzen. — O, Nachbarn! scheltet mich nicht, daß ich beklage, ein so großes Kleinod verloren zu haben, denn ich bin überzeugt, daß in einem Menschenleben seines Gleichen nicht wieder zu finden ist. Ich betheure, daß ich um ganz England rund herum barfuß wandern will, sie aufzusuchen. O! mein Gretchen ist mir sicherlich gestohlen worden, sonst würde sie mir nicht entwichen sein. — Ihr Hausherr seinerseits grämte sich nicht weniger um sie, und ließ Tag und Nacht nicht ab, nach ihr das Land zu durchreiten, wiewohl die arme Seele nirgends gefunden werden konnte, da sie fest eingekerkert war.

Als der König von seines Bruders Flucht hörte, war er hocherzürnt, und gab, sobald man ihn wieder eingebracht

hatte, den strengen Befehl, ihm beide Augen auszustechen, und ihn bis zu seinem Sterbetage im Kerker zu halten. Auch verordnete er, die Jungfrau solle das Leben verlieren, weil sie das Verbrechen begangen, ihn zu lieben.

Die Sache wurde in ganz England ruchtbar, und kam auch am Ende dem alten Gray und seiner Hausfrau zu Ohren. Sobald denn diese letztere die Ueberzeugung gewann, daß Margarethe mit verhaftet sei, den Tod zu erleiden, ruhte sie nicht eher, bis sie an den Hof kam, wo sie dem Könige zu Füßen fiel und ihn unter vielen Thränen beschwor, des Mädchens Leben zu schonen. Höchst königlicher König! sprach sie, o, bedenkt, daß der Herzog, euer Bruder, fähig war, mit seiner Liebe jedwedes Weib zu verführen; geschweige ein einfältiges Ding. Wenn er ihm versprach, es zu heirathen und es zu einer Dame, einer Herzogin oder Königin zu machen, wie hätte es denn der Versuchung widerstehen sollen, mit einemmale einen fürstlichen Gemahl und so hohen Stand zu gewinnen? Wird der Liebe schon mit Tod vergolten, was soll dann dem Hasse zu Theil werden? Ich bin in meinem Herzen überzeugt, daß meine arme Margarethe, hätte sie sich gedacht, sich euer Hoheit Unwillen zuzuziehen, seine Liebe gewiß nicht so theuer erkauft haben würde. Hätte euer Gnaden es dem Volke bekannt gemacht, daß es einem Mädchen unerlaubt sei, des Herzogs, eures Bruders, Frau zu werden, wer würde sich so etwas unterstanden haben? Hätte sie vorsätzlich euer Gnaden Gebote übertreten, so würde sie den Tod verdient haben; angesehen aber, daß sie unwissentlich gesündigt hat, ersuche ich euch, den Urtheilsspruch zu widerrufen, und mir auch fernerhin die Freude an meiner Magd zu lassen, denn ich werde nicht eher von meinen Knieen aufstehen, bis eure Majestät mir meine Bitte gewährt hat. —

Der König war von Natur huldreich, und erbarmte

sich drum des Weibes, da er ihre reichlichen Thränen sah, indem er in ihre Bitte willigte. Sobald sie ihre Absicht erreicht hatte, eilte sie möglichst schnell nach Hause, und machte sich von dannen sogleich mit ihrem Ehegatten nach Cardiffe-Castle auf den Weg, wo sie eben in dem Augenblicke anlangten, als die Jungfrau zum Tode abgeführt ward. Margarethe that diesen Gang in der freudigsten Stimmung und sagte: Diejenigen wären des Namens treuer Liebenden nicht würdig, die nicht willig für ihre Liebe stürben. Und also zeigte sie ein so lächelndes Angesicht, als ob sie Apium Risus genossen hätte, an dem ein Mensch durch Lachen umkömmt. Sobald Mutter Gray sie sah, fiel sie ihr um den Hals, umarmte sie unter vielen Küssen und sagte: Du sollst nicht sterben, mein Kind, geh mit mir nach Hause, sieh hier Brief und Siegel des Königs, die dich befreien. — Damit händigte sie dem Gouverneur des Schlosses das königliche Schreiben ein, und er überlas es und fand die folgenden Worte: Wir schenken der Magd das Leben und gestehen ihr die Freiheit zu; entlasset ihr sie aber nicht eher, als bis sie mit angesehen hat, wie man ihrem Liebhaber die Augen aussticht. Diese Strafe sollt ihr in der Weise vollziehen, daß er zwar das Gesicht verliert, seine Augen aber äußerlich unverändert bleiben. Zu diesem Behufe habe ich euch den Doctor Piero zugesandt, der das Urtheil vollstrecken mag. — Nachdem der Befehlshaber des Schlosses diesen königlichen Brief gelesen hatte, sagte er zu der Jungfrau: Des Königs Majestät hat dir Leben und Freiheit zugestanden, aber du darfst nicht eher von hinnen, als bis du zugesehen hast, daß man deinem Liebhaber die Augen aussticht. — O, Herr! erwiederte sie: vergreift euch nicht, es sind meine, nicht des Herzogs Augen, die ausgestochen werden sollen, denn da er sein Verbrechen um meinetwillen beging, so bin ich schuldig und habe die

Strafe zu erdulden. — Das Gebot des Königs muß vollzogen werden, sagte der Gouverneur, und somit wurde Herzog Robert weiter geführt, der, als er hörte, daß er seine Augen verlieren sollte, also sprach: Ein edles Gemüth wird niemals von Kummer niedergebeugt, oder von Unglück überwältigt, denn so wie der Hirsch sein Alter verjüngt, indem er die Schlange ißt, so verlängert ein Mann sein Leben, indem er seinen Gram verzehrt. Meine Augen haben den König beleidigt, darum werden sie gestraft, mein Herz hat einen eben so großen Fehler begangen, warum wird es nicht getödtet? —

Des Königs Majestät, sagte der Gouverneur, spart euer Leben aus purer Liebe auf, und begnügt sich damit, durch Blendung eurer Augen, dem Gesetze gemäß zu thun. Darum nehmt diese Strafe dankbar hin und bedenkt, daß ihr eine größere verdient habt, als man über euch verhängt. —

Indem stieß Margarethe einen Schrei aus und sagte: O, mein theurer Geliebter! höchst edler Fürst! wohl mögt ihr wünschen, daß ich niemals geboren wäre, da ihr nur deswegen eure Augen verliert, weil ihr mich gesehen habt. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn es dem König gefiele, mein Leben für eure Augen hinzunehmen, oder mich wenigstens eben so zu bestrafen, da ich eben so sündigte. Erlittest du diesen Schmerz nur um einer Königin oder hohen Fürstin willen, so möchte er dir leichter zu ertragen sein; aber daß ihn meines Gleichen über dich bringt, muß ihn dir dreifach erhöhen. — Gib dich zufrieden, schöne Margareth, sagte der Herzog, der Tugend gebührt Ehre, nicht Schätze, denn Ruhm, Ehren, Adel und Reichthum ohne Tugend, sind blos Deckmäntel der Bosheit. Doch laß mich von deiner Schönheit Abschied nehmen, denn ich sehe dein Antlitz nicht wieder. Desungeachtet gebe ich meine Augen gern hin,

da ich sie solcher Schönheit ohne Gleichen halb verliere. Nun, schöner Himmel, lebe wohl! Sonne, Mond und Sterne werde ich in dieser Welt nicht wieder sehen; lebe auch du wohl, fruchtbare Erde: wohl mag ich dich noch fühlen, aber diesen armen Fenstern meines Leibes ist es nicht länger gestattet, dich zu schauen; und wiewohl du, Welt, mir immerdar feindlich gewesen bist, so will ich doch auch dir ein Lebewohl sagen. Fahret wohl, ihr meine Freunde alle! So lange ich noch auf dieser Welt lebe, muß ich mir einbilden, ich schliefe. Ich wache auf, wann ich in den Himmel komme, wo ich euch alle wieder zu sehen hoffe. Hätte es dem Könige wohlgefallen, so würde ich freilich mein Leben lieber als meine Augen eingebüßt haben. Denn warum? das Leben, was ist es anders als eine Blume, eine Wasserblase, eine Spanne lang und voller Elend. So geringen Werth hat das Leben, daß jeder Soldat es für sechs Pfennige verkaufen wird. Glaubt mir nur, ich verabscheue das Leben jetzt ärger als eine Ziege Basilienkraut. — Währenddessen richtete der Doctor sein Werkzeug vor, und als er bereit war, es an des Herzogs Augen zu setzen, sprach dieser wieder: O, steht noch einen Augenblick damit an, Meister Doctor, bis ich meiner Liebsten Angesicht in mein Herz eingeprägt habe. Komm hierher, du Süße, und laß mich dir meinen letzten Kuß geben, so lange noch meine Augen mich zu deinen Kirschenlippen führen. — Sie dann in seine Arme schließend, fuhr er fort: O, daß ich dir einen zwanzig Jahre langen Kuß geben, und meine gierigen Augen bis dahin mit deinem Anblicke sättigen könnte! Doch beruhigt es mich einigermaßen, daß du bei meiner Bestrafung zugegen bist, und daß ich dich bei der Hand halten kann, um mein Herz über den jähligen Stich in mein Auge zu trösten. —

Nachdem er dies gesprochen hatte, that der Doctor seine

Pflicht, und stach ihm die krystallene Sehkraft aus. Herzog Robert sprang darauf rasch zurück und sagte mit höchst männlichem Muthe: Ich muß es Seiner Majestät Dank wissen, daß er mir doch meine Augen läßt, obwohl er mich der Sehkraft beraubt, auf daß ich meine Sünden beweinen kann. — Sobald aber Margarethe die That sah, fiel sie in Ohnmacht nieder, und ihre Hausfrau hatte genug zu thun, sie ins Leben zurück zu bringen. Der Herzog, als er es hörte, fühlte darüber unendliches Weh, und tappte mit blutenden Augen nach ihr, indem er sagte: O, was ist meiner Liebe? Um Gottes willen, sorgt für sie. Ich bitte euch herzlichst, Mutter Gray, laßt ihr um meinetwillen die Gunst widerfahren und behandelt sie gütig. — Hiernächst geleiteten seine Wärter ihn in das Schloß zurück, und auch Margarethe wurde, äußerst hinfällig und krank, fortgebracht, wobei ihre Herrin auf das zärtlichste für sie sorgte und es ihr an nichts fehlen ließ. Sobald sie sich wieder etwas erholt hatte, setzte Mutter Gray sie auf ein Pferd, und als sie in Glocester ankam, freute man sich da nicht wenig.

Seit ihrer Wiederkehr sah die schöne Margarethe den hellen Tag nicht mehr anders als mit weinenden Augen an. Ja, so groß war ihr Gram um den Verlust ihres getreuen Liebhabers, des Herzogs Robert, daß sie alle Freuden dieses Lebens durchaus verschmähte, und sich endlich solchergestalt gegen ihre Herrschaft erklärte: O mein guter Herr und meine gute Herrin, zu lange Zeit habe ich mein Herkommen vor euch verheimlicht, die ich von einem widerwärtigen Geschicke bis in mein Verderben verfolgt werde. Ich bin die beklagenswerthe Tochter des unglücklichen Grafen von Shrewsbury, seit dessen Verbannung nur von Unfällen heimgesucht, und ich ersuche euch deswegen, meine liebe Herrschaft, mir mit eurem guten Willen dazu behülflich zu sein, daß ich den

Ueberrest meines Lebens in irgend einem heiligen Kloster zubringen kann. —

Als Gray und seine Frau dies hörten, wunderten sie sich höchlich, sowohl über ihre Geburt, als auch über ihr seltsames Verlangen. Die Hausfrau wußte darauf nicht, wie sie sie nennen sollte, ob Jungfrau oder Madam, und sagte nur: O, guter Gott! bist du eine Lady und ich weiß es nicht? Es ist mir leid, daß ich es nicht vorher wußte. — Als nun aber die Leute im Hause hörten, daß Margarethe ein Lady war, da gab es kein geringes Aufsehen. Mutter Gray meinte überdies, sie habe daran gedacht, zwischen ihr und ihrem Sohne eine Ehe zu stiften, und suchte sie durch Mancherlei abzuhalten, eine Nonne zu werden, indem sie zu ihr sagte: Was, Margarethe! du bist jung und schön, die Welt, zweifle nicht, bereitet dir ein besseres Schicksal vor, demzufolge du eine ehrsame Nachkommenschaft hinter dir lassen magst, in der du nach deinem Tode fortlebst. —

Diese und andere Gründe brachte sie gegen sie auf, aber vergebens; Margarethe gab zur Antwort: Wer weiß nicht, daß dieser Welt Freuden eine Stunde, ihr Kummer aber viele Tage währt, da sie immerdar gibt, was sie verspricht, das ist: unablässige Angst und Unruhe des Gemüths. Glaubt ihr, daß ich mich besser als an meinen Herrn Jesus vermählen könnte, und wenn ich auch die Wahl unter den mächtigsten Fürsten der Christenheit und ihren Anträgen hätte? Nein, nein, er ist mein Bräutigam, dem ich mit Leib und Seele zu eigen bin, indem ich ihm mein Herz, meine Liebe und meine ganze Zuneigung ergebe. Ich habe diese armselige Welt über lange geliebt, darum bitte ich euch, rathet mir nicht ferner ab. —

Da ihre Freunde sonach durch nichts ihren Entschluß wanken machen konnten, so trug man die Sache dem Könige

vor, der zu der Zeit, da sie in das Kloster aufgenommen werden sollte, mit einem großen Theile seines Adels nach Glocester kam, um die Handlung mit seiner fürstlichen Gegenwart zu ehren.

Sobald dann alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde die junge Lady auf eine fürstliche Weise in ein langes Gewand von purem weißem Atlas gekleidet, mit einem Mieder von demselben Stoffe, und mit reicher Goldstickerei an den Säumen; ihr Haupt war mit Gold, Perlen und Edelsteinen geschmückt, ihr Haar hing ihr wie glänzende Goldfäden, gleich einer fürstlichen Braut, hinten nieder; um ihren elfenbeinernen Hals reihten sich Juwelen von unschätzbarem Werthe, und um ihre Handgelenke wanden sich Armspangen mit hellstrahlenden Diamanten.

Die Straßen, durch welche sie ziehen sollte, waren zierlichst mit grünen Eichenzweigen bestreut. Dann trat die junge Lady, einem himmlischen Engel ähnlich, aus dem Hause ihres Herrn heraus, und zu gleicher Zeit begannen alle Glocken von Glocester ihr feierliches Geläute. Sie wurde auf der einen Seite von des Königs Majestät geführt, mit seinem königlichen Mantel angethan und mit seiner kaiserlichen Krone auf dem Haupte, auf der anderen von dem vornehmsten Bischofe, in seinem Priesterrocke von Goldstoff, und mit seiner Inful geziert. Ueber ihrem Haupte wurde ein Prachthimmel von weißer Seide, mit kostbaren Krepinen besetzt, getragen; vor ihr her schritten wohl hundert singende Priester, und hinter ihr drein die vornehmsten Damen des Landes, denen alle Frauen und Mädchen von Glocester folgten; zu beiden Seiten des Weges, den sie nahm, stand eine ungeheure Menge Zuschauer gedrängt beisammen.

Also gelangte sie bis zu der Kathedrale, von wannen sie zu dem Klosterthore geleitet wurde. Die Aebtissin empfing

sie. Das schöne Mädchen kniete nieder, verrichtete Angesichts alles Volkes ihr Gebet, löste dann mit eignen Händen ihr bräutliches Gewand, legte es ab und reichte es den Armen dar, was sie auch also mit ihrem Mieder, ihren Juwelen, Armspangen und Ringen that, und sprach dazu die Worte: Lebe wohl, du Stolz und Eitelkeit dieser Welt! — Die Zierden ihres Hauptes waren das nächste, was sie weggab, und darauf wurde sie abseits geführt, wo man sie völlig entkleidete, und ihr anstatt ihres Hemdes von weicher Seide, ein grobes härenes anzog. Dann kam einer mit einer Scheere, schnitt ihre goldenen Locken ab, und bestreute ihr Haupt und Antlitz mit Staub und Asche. So wie dies geschehen war, wurde sie noch einmal barfuß dem Volke vorgeführt, zu dem sie sagte: Nun lebe wohl, Welt, lebt wohl, ihr Freuden des Lebens, lebe wohl, mein königlicher Herr, und lebe du wohl, meine süße Liebe zu dem Herzoge. Nun sollen meine Augen meine ehemaligen Vergehungen beweinen, und meine Zunge soll nicht eitle Dinge mehr sprechen. Lebt auch ihr, meine lieben Dienstherren und ihr guten Leute alle, wohl! — Nach diesen Worten verschwand sie und wurde nimmer wieder gesehen.

Als Herzog Robert von ihr hörte, wünschte er, daß bei seinem Tode sein Leichnam in Glocester begraben würde, in der Stadt, sagte er, wo meine klaren Augen zuerst die himmlische Schönheit meiner Liebe erblickten, und wo sie um meinetwillen die Welt verließ. — Sein Wunsch wurde erfüllt. Der alte Gray starb mit der Zeit, unermeßlich reich, und vermachte dem Kloster, das Margarethen aufgenommen, vieles Land.

XIV.

Ueber Blutsverwandtschaft Liebe!

Der Sturm heulte und tobte so ungeheuer, daß Gebäude und Gewächse vor seiner ungebändigten Gewalt erzitterten, jene in der Erwartung, alsbald von ihm in Trümmer gelegt, diese, als Siegeszeichen entführt zu werden. Der Himmel ließ in dem düsteren Umkreise der Nacht seine leuchtenden Gestirne nicht hervorscheinen, vielmehr hielten schwere dicke Wolken seine Klarheit umzogen, und die zahlreichen Wirbelwinde, die sich erhoben, die grausigen Blitze und das darauf erfolgende dumpfe Rollen des Donners drohten mit einem nahen Unwetter von Regengüssen, wo nicht gar mit Schloßen und Hagelschlag.

In dieser schreckenvollen Julinacht befand sich ein vornehmer aragonischer Edelmann, Namens Don Carlos, auf einer sehr eiligen Reise von Madrid nach seinem Vaterlande. Er hatte keinen seiner vielen Diener bei sich, denn die außerordentliche Hast, mit der er die Residenz verlassen, hatte ihm nicht gestattet, für seine Bequemlichkeit in dieser Art Sorge zu tragen; vielmehr hatte er sich nur einem flüchtigen Klepper anvertraut, der ihn, wie er hoffte, in angestrengten

Tagereisen bald über die aragonische Grenze tragen sollte. Wie nun die Nacht immer unwirthlicher wurde, und die Wolken eben begannen, ihrem Schooße den gefürchteten Inhalt entströmen zu lassen, so sah der nächtliche Reisende sich nach einem Schutze gegen diese Unbilden der Witterung um, und unterschied bei dem Leuchten der Blitze unfern von sich an dem Ufer des klaren Henares ein Gebäude, auf dessen Eingang er zueilte. Als er sich davor befand, erkannte er, daß es ein Landhaus mit einem Frucht- und Lustgarten war. Er stieg vor dem Thore ab, und trat unter das kleine darüber angebrachte Schutzdach, um abzuwarten, bis die erste Heftigkeit des Sturmes sich gebrochen haben werde. Er lehnte sich dabei an die Thüre an; kaum hatte aber die Schwere seines Körpers darauf getroffen, so gab sie nach, und hätte ihn beinahe rückwärts in die Hausflur fallen lassen.

Mitternacht war vorüber, wie Don Carlos an einer kleinen Sackuhr sah, die er bei sich führte. Er verwunderte sich also über die Sorglosigkeit, der gemäß man zu so später Stunde noch das Haus nicht verschlossen, band sein Pferd an den Thürklopfer fest, und nahm sich vor, mit seinen beiden Pistolen bewaffnet, hineinzugehen. Der erste Raum, den er betrat, war, wie ihn das Flammen der Blitze erkennen ließ, eine mit Fließen belegte Gallerie. Von dannen gelangte er in einen geräumigen Saal, in dessen Mitte eine kugelförmige Lampe brannte, und dessen Wände mit werthvollen Gemälden ausgeschmückt waren, unter denen in bunter Seide gestickte Sammetstühle standen. Aus dem Saale kam er in ein mit kostbaren Tapeten ausgehangenes Zimmer, das von seiner Lampe mit erhellt wurde, und auf dessen einer Seite sich eine, mit vielen Polstern belegte Estrade befand. Nahe bei dieser am Eingange eines Schlafzimmers stand ein silberner Tisch mit einer Lampe von demselben Me-

tall, die das Schlafgemach erhellte, und in diesem nahm er ein Bett wahr, das silberfarbene steinerne Säulchen mit goldenen Schnörkeln, und Vorhänge von weißen, mit goldenen Streifen durchwirkten Schleiern hatte, und worüber eine indische, mit Pitogarn gestickte Bettdecke ausgebreitet war. In dem Bette selbst lag schlummernd ein Wunder von Schönheit und ein Inbegriff aller Vollkommenheit: eine junge Dame von etwa zwanzig Jahren. Um der Wärme der Jahreszeit willen, lagen ihre schönen Brüste blos, zwei blendend weißen Schneeballen ähnlich. Ihren schlanken Hals und ihre Handgelenke schmückten drei Schnuren großer Perlen, die mit feurigen, ihre Schönheit hebenden Rubinen zusammengefaßt waren. Ihr reiches Haar floß entfesselt über ein gesticktes Kissen von feinem weißem holländischen Linnen hin, und da sie so ruhig schlief, unerweckt von dem lauten Tosen des Gewitters, so schien sie von den Banden einer ungewöhnlichen Müdigkeit befangen zu sein. Dicht bei dem Bette sah Don Carlos die zierlichen Gewande ihres reizenden Körpers liegen, den er mit so angestrengter Aufmerksamkeit betrachtete. Auf einem anderen silbernen Tischchen, am Kopfende des Bettes, lag eine Decke von grünem Taffet, mit Silber durchnäht und mit silbernen Fransen besetzt. Er hob sie, dem Schlummer der schönen Frau vertrauend, auf, und gewahrte darunter zwei Unterkleider, das eine vom feinsten Cambray mit flandrischen Spitzen, das andere von rothem, mit silbernen Blumen durchwirktem, wollenem Stoff, das auch silberne Fransen zierten. Strümpfe, Schuhe und Strumpfbänder, die dabei lagen, entsprachen an Pracht und Nettigkeit allem Uebrigen, und zu unterst kam ein Kleid von schwerem schwarz seidnem Zeuge, mit Taffet gefüttert, zum Vorschein, aus dem Don Carlos abnahm, daß die Schöne entweder Trauer trug, oder eine Wittwe war. Er ging wieder in das Zim-

mer, um zu überlegen, was er thun solle: denn einerseits fühlte er sich von der Dame hier festgehalten, anderseits mußte er für seine persönliche Sicherheit besorgt sein, da er fürchtete, von Madrid aus wegen dessen, was er dort begangen hatte, gerichtlich verfolgt zu werden. Er sah das Haus in tiefe Stille versenkt, als ob Niemand darin gewesen wäre: die schöne Schläferin zu erwecken, hielt er für eine Unhöflichkeit; eine Unmenschlichkeit gegen sich selbst wollte es ihn aber bedünken, etwa von dannen zu gehen, wo er seine Seele zurückgelassen hätte, und wo der Umstand, daß er die Thüre, wahrscheinlich in Folge der Nachlässigkeit des Schließers, offen gefunden, ihm doch ein höchst bedenklicher zu sein schien.

In dieser Unentschlossenheit blieb der schon verliebte Edle lange versunken, derweil er mit der magnetischen Anziehungskraft der Schönheit kämpfte, von der er sich, ohne erfahren zu haben, wessen sie sei, selbst auf die Gefahr hin nicht trennen konnte, sich in bedeutendes Unglück für den Fall zu stürzen, daß er auf dem Wege nach Aragonien gefangen genommen würde. Endlich entschloß er sich jedoch, bis zum Morgen zu verweilen, ging mit leisen Schritten wieder hinaus, um seinen Klepper, zu desto größerer Sicherheit, in das Haus zu ziehen, wo er ihn in der Gallerie anband, und kehrte darauf in das Zimmer neben dem Schlafgemache zurück, in dem er sich in einen Sessel niederließ und in das Anschauen der wunderbaren Schönheit der Dame vertiefte. Indessen hatte er, als er zum zweitenmale in das Haus gekommen, mit dem Klopfer der Thüre unversehens einigen Lärm erregt, und damit den Schlummer der Dame gestört, die jetzt auf einmal, wahrscheinlich in Folge eines schweren Traumes, mit einem kleinen Schrecken erwachte, und als sie in ihrem Alkoven noch Licht sah, eine Zofe rief, daß sie es

auslöschen sollte. Die Zofe mußte freilich entweder einen festeren Schlaf als ihre Gebieterin haben, oder nicht ganz in ihrer Nähe sein, denn sie hörte nicht; und da sich die Dame also dessen versah, wollte sie eben selbst die Hände nach dem Lichte ausstrecken, es auszulöschen, als Don Carlos, der aufgestanden war, sie daran zu verhindern, dasselbe wegnahm. Die Dame erschrak und rief: Ach, Gott! wer ist hier? — Erschrecken sie nicht, schöne Dame, sagte der Edelmann: der in ihrer Nähe ist, will ihnen nicht sowohl das mindeste Leid anthun, als vielmehr ihnen dienen. — Da die Dame nicht wußte, wer mit ihr sprach, so rief sie mit verstärkter Stimme ihre Dienerin; während dessen trat aber Don Carlos so nahe zu ihr, daß sie ihn völlig ins Auge fassen konnte, und sagte ihr: Bringen sie ihre Leute nicht unnöthigerweise in Aufruhr, sie sind bei mir so sicher vor jeder Beleidigung, daß ich vielmehr schon geraume Zeit hier verweilt und ihren Schlummer bewacht habe. — Die Dame bedeckte sich ein wenig mehr, und begann darauf den vor ihr knienden verliebten Jüngling zu betrachten, zu dem sie sagte: wenn ich auch von ihrer edlen Gegenwart, unbekannter Señor, keine Kränkung meiner Ehre zu befürchten habe, so kann ich doch nicht umhin, höchlich zu erstaunen, sie, den ich noch in meinem Leben nicht gesehen, jetzt so zur Unzeit hier wahrzunehmen, ohne zu begreifen, warum und wie sie hereingekommen sind. Entreißen sie mich der peinlichen Verwirrung, in der ich mich befinde, und sagen sie mir, was sie in diesem Hause suchen und wie ihnen der Zutritt zu dieser Stunde möglich geworden ist? — Don Carlos bat die Dame, sich zu beruhigen, nahm auf einem Stuhle neben ihrem Bette Platz, derweil sie, des Anstandes wegen, ein Kleidungsstück überwarf, und hub an zu reden: Ich war in dieser Nacht eben auf einer eiligen Reise von Madrid, das ich wohl oder übel hatte ver-

lassen müssen, nach Aragonien begriffen, als mich die Heftigkeit eines Gewitters, das bis jetzt gedauert und das sie völlig verschlafen haben, nöthigte, irgendwo Schutz dagegen zu suchen. Ich fand ihn unter dem Wetterdach ihrer Hausthüre, die nicht verschlossen, sondern blos angelehnt war und sich mir von selber öffnete, trat ein und gelangte bis hierher, ohne von Jemand im Hause gehört und etwa aufgehalten zu werden. So blieb ich eine Weile Zeuge ihres festen Schlummers, denn nicht allein, daß es mir leid that, sie zu erwecken, ich fand auch solches Wohlgefallen an der Betrachtung der Vollkommenheiten, mit denen der Himmel sie ausstattete, daß ich mich nicht davon losreißen konnte, und darüber all meine Freiheit verlor. — Keine Schmeicheleien, Señor, sagte die Dame, ich wünschte vielmehr, sie gestatteten mir, ein Kleid anzuziehen und meine Leute herbeizurufen, damit sie das Haus durchsuchen. — Don Carlos gehorchte und ging in das Zimmer zurück, und die Dame zog Schuh und Strümpfe und das rothe Unterkleid an, das neben ihrem Bette lag, und trat ein, um eine Zofe zu rufen, die neben ihrem Alkoven schlief, die sie aber nicht nur nicht in ihrem Bette vorfand, sondern in deren Betreff sie sogar an mehreren Merkmalen erkannte, daß dieselbe sich in dieser Nacht gar nicht niedergelegt hatte. Sie erschrak darüber nicht wenig, und rief nun, wenn auch eben so vergeblich, zwei andere Diener ihres Hauses bei Namen, die in einem benachbarten Zimmer schliefen.

Aus dem Saale führte ein Gang nach einem anderen Gemache. Die Dame schritt durch ihn mit einer Leuchte in der Hand und von Don Carlos begleitet, hin und rief ihre Schwester, Doña Leonor, die es bewohnte; aber auch dieses Zimmer befand sich leer und das Bett noch unberührt, so wie es am vergangenen Morgen frisch gemacht war. Zwei

darin befindliche Kleiderkasten standen offen und mehrere Gewänder lagen auf dem Boden umher verstreut. Der Schreibtisch war ebenfalls aufgeschlossen, und die herausgezogenen Schubfächer hier und dorthin gestellt. Die junge Dame entsetzte sich über diese Umstände so außermaßen, daß sie sich nicht von der Stelle zu rühren vermochte und bewußtlos zu Boden sank. Don Carlos eilte von dannen, um Wasser zu holen, womit er ihr das Gesicht benetzen und sie wieder ins Leben rufen könnte; fremd wie er im Hause war, fand er aber keines, und fing deshalb an, die Dienerschaft so lange mit lauter Stimme zu Hülfe zu rufen, bis endlich eine Sklavin mit ihrem Sohne, der im Hause als Page diente, und die Beide in der Nähe der Küche schliefen, herbeikam. Sie erstaunten, einen Fremden vor sich zu erblicken, und er setzte sie von dem Zustande in Kenntniß, in dem sich ihre Gebieterin befand, wodann sie Wasser holten und mit ihm zu ihr eilten, die Don Carlos noch ohnmächtig wiederfand. Durch den ihr geleisteten Beistand zu sich zurückkommend, zerfloß sie in Thränen. Don Carlos bat sie, sich wieder zu Bett zu legen, und sie gab seinen Vorstellungen deshalb endlich Gehör, indem sie sich von der Sklavin begleiten ließ, die sie befragte: wie ihre Schwester und die übrigen Dienstboten aus dem Hause gekommen? — Die Sklavin wußte es nicht und konnte nur sagen, daß Marcela, ihr Mädchen, am Abende sehr vergnügt ihr weißes Kleid, das sie Tages vorher gewaschen, zurecht gemacht und ein Langes und Breites mit dem Escudero und einem anderen Diener, die ebenfalls vermißt wurden, zu verhandeln gehabt habe. Die Dame vergoß über das, was sie hörte, reichliche Thränen, und konnte ihrem Schmerze um so weniger Einhalt thun, als sie sehen mußte, wie ein Fremder Zeuge ihrer Schande war. Sie sagte zu ihm: Ich kann nicht anders glauben, mein Herr,

als daß die jüngere, unvermählte Schwester, die bei mir lebte, mein Haus um irgend einer heimlichen Liebe willen plötzlich verlassen hat; wenn ich gleich ihren Entführer durchaus nicht zu errathen vermag. Sollten sie selbst, den ich auf eine so unbegreifliche Weise vor mir erblicken muß, bei ihrer Flucht betheiligt sein, und was sie mir von ihrer Herkunft gesagt, nur erdichtet haben, so bedenken sie, daß es in diesem Falle das Beste ist, mir die Wahrheit auszusagen, damit ich, mit dem Namen des Verführers bekannt, einen friedlicheren Weg gegen ihn einschlage, als ich sonst, im Unwillen über den Raub meiner Schwester und meiner Juwelen, verfolgen dürfte. Sie haben mit angesehen, welche Wirkung der begangene Frevel auf mich geäußert hat; ich beschwöre sie also, sagen sie mir, wer ihn beging; ist es Jemand, der meiner Schwester an Stande gleich ist, so will ich gern in seine Verbindung mit ihr willigen, und ihr so viel mitgeben, als ich vermag, ja mehr als ihr Leichtsinn verdient. — Don Carlos wäre vor Bestürzung über die Beschuldigung, die die betrübte Dame wider ihn vorbrachte, fast verstummt; jedoch faßte er sich zu seiner Vertheidigung und entgegnete: Alles was ich ihnen gesagt habe, gnädige Frau, ist der Wahrheit gemäß und wirklich also geschehen; denn abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, die darin liegt, daß ich, als ein Mitschuldiger an dem gegen sie begangenen Unrechte, zurückgeblieben sein sollte, um ein Zeuge ihres Zorns zu sein, will ich ihnen den deutlichsten Beweis meiner Unschuld dadurch geben, daß ich meine Zeit und Person hiermit völlig ihnen zu Gebote stelle, obwohl jede Verzögerung meiner Reise auf das Aeußerste mein Leben gefährdet, das ich, durch Tödtung eines Edelmanns in Madrid, vor Gericht so gut als verwirkt habe. — Die Dame maß dem, was Don Carlos sagte, um seiner Zuversichtlichkeit willen, Glauben

bei, und stellte ihn wegen ihrer falschen Anklage völlig zufrieden.

Der Tag brach an, von dem hell und lieblich tönenden Gesange der Vögel verkündigt, die in Schaaren in dem Garten verweilten, und da die Dame sah, daß Don Carlos sich anschickte zu gehen, so ersuchte sie ihn, eingedenk dessen, was er ihr von der Gefährdung seines Lebens gesagt hatte, noch bis zur Wiederkehr der Nacht bei ihr zu verweilen. Es bedurfte nicht vielen Zuredens, um Don Carlos zu bewegen, dies zu thun, und da das Landhaus, wo er also noch diesen Tag zubringen wollte, nur eine Meile von der Stadt Guadalaxara entfernt war, so wurde der kleine Sohn der Sklavin von der schönen Bewohnerin desselben dahin gesandt, die nöthigen Lebensmittel, diesmal besonders zur Bewirthung ihres Gastes, herbeizubringen, welches Geschäft sonst ein mit ihrer Schwester davon gegangener Diener besorgt hatte.

Die Dame war zwar, wie schon gesagt, äußerst niedergeschlagen über die Ungewißheit, in der sie sich wegen des Schicksals ihrer Schwester befand; indessen verhinderte ihr Kummer sie nicht, Don Corlos Vorzüge wahrzunehmen und an seinem edlen Aeußern, seinem anmuthigen Verstande und bescheidenen Betragen Wohlgefallen zu empfinden. Sie erwies ihm im Laufe dieses Tages alle nur möglichen Freundlichkeiten, und beschloß, ihre Verwandten in Guadalaxara von dem, was sich in ihrem Hause zugetragen hatte, noch nicht zu benachrichtigen, damit sie nicht etwa gleich zu ihr heraus kämen und sich verwunderten, den Fremden bei ihr anzutreffen.

Don Carlos versäumte nicht, in der ihm so knapp zugemessenen Zeit der schönen Doña Hipolita, denn so hieß die Dame, die Wittwe war, seine Liebe zu erkennen zu geben, und wiewohl sie ihrerseits seine Wünsche gar nicht ungünstig aufnahm, so beantwortete sie dieselben doch mit der

Frage: wie er verlangen könne, daß sie seine vorgebliche Neigung zu ihr erwiedere, da er ihr völlig fremd sei und schon mit einem Fuße im Steigbügel stehe, sich von ihr, wegen eines in Madrid begangenen Verbrechens flüchtig zu entfernen? — Don Carlos versprach, ihr genügende Auskunft über sich zu ertheilen, und bat sie, seinen Aufenthalt bei ihr deshalb um zwei Tage verlängern zu dürfen, worein sie mit Vergnügen willigte, weil sie währenddessen genaue Erkundigungen über ihn und seine Verhältnisse einzuziehen gedachte, indem sie also deutlich zu verstehen gab, daß der blinde Gott in ihrem Herzen bereits für den verliebten Don Carlos thätig war. Sie speisten darauf mit einander zu Abend, und begaben sich Beide, derweil Doña Hipolita's Gesinde ebenfalls bei Tische war, in den Garten hinaus, wo sie sich in einer kühlen Laube zum sitzen niederließen. Doña Hipolita nahm hier zuerst das Wort und sagte: Señor Don Carlos, denn er hatte ihr seinen Namen gesagt, ich habe sie in diese Laube geführt, auf daß sie mir, ihrem Versprechen zufolge, ausführlich zu wissen thun: wer und woher sie sind, und was sie eben genöthigt hat, den Hof so eilig zu verlassen, denn ob ich schon weiß, daß es einer Ehrensache wegen geschehen ist, so möchte ich, insofern ich ihre Dienste annehmen soll, doch gern erfahren, wie es sich damit recht eigentlich verhält. — Sie sollen mich bereitwillig finden, ihnen in Allem zu gehorsamen, sagte Don Carlos, denn wem ich meine Seele ergeben habe, der kann auch ein Mitwisser meiner Geheimnisse sein, sogar zu einer Zeit, wo jede Eröffnung derselben mein Leben preis gibt. Meine Vaterstadt ist Zaragoza, die Hauptstadt des Königreichs Aragonien, mein Name Don Carlos de Luna, welchem alten Geschlechte so höchst edle Familien entsprossen sind. Mein Vater ist seit einem Jahre todt und hatte bei seinen Lebzeiten Seiner Majestät Philipp II.,

so wie dessen Sohne und Enkel, welchen Gott erhalten wolle, in den wichtigsten Kriegszügen in Flandern und Deutschland gedient, wodurch er sich zu hohen Kriegsämtern emporgeschwungen, und sich für sein Alter eine ansehnliche Pfründe von viertausend Dukaten Einkünften in dem Orden von Calatrava erworben. Durch seinen Tod habe ich nun zwar sein Majorat geerbt, das zu den besten dieses Landes gehört; da ich aber auch zwei Geschwister zu versorgen, einen Bruder, der in Salamanca studirt, und eine Schwester, die der Fürsorge einer Tante anvertraut ist, so riethen mir meine Verwandten, mich um die Komthurei meines Vaters zu bewerben, die noch nicht weiter vergeben ist. Ich begab mich in dieser Absicht nach Madrid, wo ich mich Seiner Majestät vorstellen ließ, und mit den Ministern sprach, in deren Geschäftskreis mein Ansuchen gehörte, und da ich von diesen zu einigen Hoffnungen berechtigt wurde, so begann ich, nach Art aller Bittsteller meinen Hof zu machen und ihnen aufzuwarten. Bald darauf kam meine Sache wirklich in Vortrag bei dem Könige, der damals im Escurial residirte, jedoch geschah es, wie es mit solchen Dingen eben des öfteren zu geschehen pflegt, daß, um anderer Geschäfte willen, die Entscheidung sich um einige Tage verzögerte. Ich wohnte in einem Theile der Stadt, der die Straße de la Luna heißt. Meiner Wohnung gegenüber standen einige ansehnliche Häuser, und in einem derselben hörte ich zuweilen, wenn ich mich auf der Straße umsah, auf einem Balkone hinter Gitterläden Frauen mit einander sprechen und lachen, von denen die eine einmal, unter anderen einzelnen Worten, die ich verstand, äußerte: Ich wollte wetten, daß er in seinem ganzen Leben noch nicht geliebt hat. — Es fuhr mir durch den Sinn, darauf zu antworten und ich sagte mit lauter Stimme: Meine Damen, es sind die Zeiten nicht darnach, daß man

treu und aufrichtig lieben sollte; wäre man freilich gewiß, in Madrid solche Gegenliebe zu finden, so würde man sich der Leidenschaft blind in die Arme stürzen. — Damit hatte es nun vorerst sein Bewenden; eines Tages aber händigte mir auf einmal, ohne daß ich mich dessen im geringsten versehen hätte, ein kleiner Page einen Zettel ein, dem ich diese Zeilen entlas:

— Wer dem Fremden gesagt, daß keine aufrichtige Liebe und Treue zu finden sei, hat ihn getäuscht; er liebe nur immerhin von Herzen, und er wird sehen, ob er nicht Gegenliebe findet. Ein vergängliches Lieben ist freilich nur eine Anwandlung von Lust und hat mit der Seele nichts gemein. —

Die Kürze dieses Briefes, den ich mir eben deshalb wörtlich gemerkt habe, reizte mich, und da ich sah, daß der Knabe auf Antwort wartete, so schrieb ich sogleich wieder:

— Daß es irgend treue Liebe und zuverlässige Gegenliebe gibt, bezweifele ich gar nicht, obgleich die Erfahrung uns an uns selbst und an Anderen gerade das Gegentheil lehren möchte. Nur liebe ich eben nicht, weil ich keinen Gegenstand dazu habe. Wollte diejenige, die mich auffordert, meine Liebe zu verpfänden, dieses Pfand selbst von mir annehmen, so würde ich der Seele geben, was der Seele ist, ohne gerade an die Befriedigung einer Lust zu denken. —

Auf diese Weise wurden mir noch verschiedene Briefe zugesendet, bis am Ende ein Liebhaber der Dame, in Folge seines eifersüchtigen Aufmerkens auf ihr Thun und Lassen, ihren Pagen in meine Wohnung schleichen sah, ihm nachging und ihm noch in der Flur derselben einen Brief aus der Hand riß, der zufälligerweise der erste sein mußte, in dem sich die Dame gegen mich erklärte. Er las ihn, gebot dem Ueberbringer, seiner Gebieterin, zu sagen, er habe ihn an den-

jenigen abgegeben, an den er gerichtet gewesen, und bestach ihn, dies zu thun, zu großer Zufriedenheit des Pagen, mit einem Piaster. Da eifersüchtige Menschen nichts weniger als Geduld kennen, so erfolgte daraus, nachdem der erzürnte Liebhaber diesen Brief etwa noch einmal überlesen hatte, daß des anderen Abends gegen vier Uhr mir hinterbracht wurde, es sei ein unbekannter Edelmann vor meinem Hause vom Pferde gestiegen, und warte unten in der Vorhalle mit dem Wunsche, mich zu sprechen. Ich war eben von meinem Nachmittagsschlummer aufgestanden, und ließ ihm zurücksagen, ohne daß ich geahnet hätte, was mir bevorstand: er möge sich heraufbemühen. Ich ging ihm bis zum Eingange meines Zimmers entgegen, und fand, daß ich ihn schon von Ansehen kannte, weil er häufig über meine Straße zu gehen pflegte. Als wir uns Beide zum Sitzen niedergelassen, erklärte er mir, er wünsche mich unter vier Augen zu sprechen. Ich befahl meinen Dienern, den Saal zu verlassen, und als wir uns Beide miteinander allein befanden, hub er an: Ich habe mit ihnen, Señor Don Carlos, ein gewisses Geschäft, außerhalb Madrid, abzumachen, wozu ich sie ersuche, welche Gegend des freien Feldes es ihnen beliebt, zu bestimmen. Für den Fall, daß es ihnen augenblicklich an einem Mittel fortzukommen gebräche, habe ich von einem Lakaien ein Pferd für sie am Zügel mitbringen lassen, und diese Vorsicht gebraucht, damit unser Abstecher aus der Stadt durchaus keine Verzögerung erleide. —

Da er sich, während er dies sprach, im Gesicht verfärbte, und da dabei seine Stimme zitterte, errieth ich, daß die Sache eine verdrüßliche war, und diese Wahrnahme verwirrte mich einigermaßen, insofern mir der Kavalier völlig unbekannt, und ich mir nicht vorstellen konnte, was er eigentlich von mir verlange, oder was etwa seinen Unwillen

gegen mich rege gemacht, als dessen Anlaß ich meine Nachbarin doch nicht für ganz gewiß ansehen durfte. Ich erwiderte: Mein Herr, den ich nur genugsam kenne, um ihm gern zu dienen, meine Person steht Jedermann zu Gebote, der ihrer benöthigt ist. Ich weiß zwar nicht, worin ich ihnen nützlich werden kann, aber ich nehme aus ihrem Wesen ab, daß es zwischen uns eine Unannehmlichkeit geben mag, die, wer weiß! ob nicht in lügenhaften Einflüsterungen ihren Ursprung genommen. Zu ihrer Enttäuschung sowohl als zu allem Anderen, bin ich bereit, ihnen überall, wohin es ihnen beliebt, zu folgen; und da sie mir die Wahl des Ortes freistellen, so sei es nach San Bernardino, dem Kloster der Barfüßer-Franziskanermönche. Von Waffen nehme ich keine mit, als die sie sehen, da ich noch nicht gerüstet bin, ich vertraue auf ihre Ehre, daß auch sie deren keine anderen mit sich führen. Ihres Pferdes, wiewohl ich ihnen für diese Vorsicht danke, bedarf ich nicht, da die meinigen bereit stehen. — Ich rief einen Diener herbei, und befahl ihm, eines der beiden Pferde zu satteln, die ich mir zu meinem Vergnügen hielt, und derweil dies gethan wurde, brachte ich meinen Anzug völlig in Ordnung, ohne daß der Fremde und ich noch ein Wort mit einander sprachen. Ich war eben auch fertig, als man mir meldete, daß das Pferd bereit stehe, und so stiegen wir die Treppe hinunter und zu Pferde, nur zweien Lakaien gebietend, uns zu folgen. Als wir dem bezeichneten Orte auf Armbrustschußweite genaht waren, übergaben wir die Pferde unseren Lakaien und befahlen ihnen, damit nicht von der Stelle zu weichen, und wenn irgend wer nach uns frage, auszusagen, sie sollten uns hier erwarten, wir kämen ihnen aus Madrid zu Wagen nach. Damit entfernten wir uns von ihnen nach einem Felde, das hinter einer kleinen Anhöhe lag. Daselbst zog mein Begleiter

ein Billet hervor und fragte: Herr Don Carlos! kennen sie diesen Brief? — Ich nahm ihn, erkannte die Hand meiner Nachbarin und entgegnete: den Brief kenne ich wohl; aber den Schreiber nicht. — Wie kann das sein, brach er los, da aus dem Zettel hervorgeht, daß sie sattsam mit ihr bekannt sind? Lesen sie, bitte ich, und sie werden sehen, daß ich die Wahrheit rede. — Ich las den Brief, dessen Inhalt mir noch in das Gedächtniß eingeprägt ist, und er enthielt diese Worte:

Durch die Anmuth und Bildung ihrer Seele nehmen sie mich in solchem Grade für sie ein, daß ich, in der Voraussetzung, sie werden eben so höflich, als liebenswürdig sein, und von meiner Neigung angetrieben, sie näher kennen zu lernen wünsche, meine Bedächtigkeit mag mir davon abrathen wie sie will. Ich erwarte sie also heute in der Stunde der Mitternacht an dem Gitter des Gartens dieses Hauses, wo derselbe nach der anderen Straße ausgeht. Der Himmel behüte sie. —

Ueber diese Zeilen wurde ich sehr ärgerlich, nicht etwa, weil man mir darin eine solche Gunst verhieß, sondern weil sie meinem Gegner früher als mir zu Handen gekommen waren, dem auf diese Weise der ihn erwartende Genuß entging. Etwas gereizt gab ich zur Antwort: Ich wiederhole ihnen, daß ich die Hand dieses Briefes kenne, weil sich von ihr schon einige in meinem Besitze befinden; die persönliche Bekanntschaft der Dame, die sie geschrieben, habe ich aber noch so wenig gemacht, als ich überhaupt weiß, wer sie ist. Ich betheure ihnen dies mit meinem Ritterworte so hoch und theuer, als ich es ohne Beeinträchtigung meiner Ehre thun kann, und versichere ihnen, daß, wenn seither dieser Briefwechsel fortgeführt worden, dies von meiner Seite nur zum Scherz und bloßen Spiele geschehen ist. Fand die Dame sich

bewogen, mir ihre Gunst zuzuwenden, warum hätte ich mein gutes Glück, das mir in den Schooß fiel, von mir stoßen sollen? Sie haben mich aus unbefugter Neugier oder aus Eifersucht um dieses Glück gebracht, und es steht mir von Rechtswegen zu, sie deshalb zur Rede zu stellen. Wenn es also, indem sie mich vermochten, mit ihnen hierher zu kommen, ihre Meinung war, mich zur Verzichtleistung auf die besagte Dame zu zwingen, auf die sie selbst Ansprüche machen, die sie mit nichten anerkennt, so sage ich ihnen hiermit rund heraus, daß ich sie nicht lassen werde. Es ist wohl wahr, ich liebe sie nicht, denn ich habe sie noch kein einzigesmal gesehen; aber die günstigen Gesinnungen, die sie mir durch diesen Brief bethätiget, fordern mich zur Dankbarkeit gegen sie auf. Dies ist mein Entschluß, sehen sie nun zu, was sie zu thun haben. — Was sie selbst so eben gesprochen, sagte mein Gegner, hat mich dessen überhoben, meine Beschwerden über sie vorzubringen, und ich habe ihnen nur noch soviel in dieser Angelegenheit zu sagen, daß ich mich um die Dame bewarb, um sie zu heirathen, und daß sie anfänglich meine Liebesdienste zuließ, wenn gleich sie mich dieser Gunst nicht schriftlich, sondern nur durch die mündliche Botschaft einer Dienerin versicherte. Ich wandelte ihre Straße um ihretwillen auf und ab und fand in ihren Augen eine freundliche Aufnahme, wenn mich die meinigen nicht getäuscht haben, die ihr meinen Kummer aussprachen. Seit einigen Tagen finde ich sie nicht so häufig mehr an dem Fenster, wo mich ihre Gegenwart zu begrüßen pflegte, ich setze voraus, daß die Ursache dieser Veränderung sie sind, und also hatte ich sie höflich ersuchen wollen, diese Liebschaft aufzugeben. Da ich sie dagegen fest entschlossen sehe, mir zum Trotze fernerweit ihr nachzugehen, so gedenke ich die Hindernisse, die meinem Glück entgegen stehen, mit ihrem

Leben aus dem Wege zu räumen. Ziehen sie den Degen und vertheidigen sie sich. — Nun eben gar nicht übel zum Kampfe aufgelegt, wie ich war, bedurfte ich dazu keiner weiteren Aufmunterung, als ihn von Leder ziehen zu sehen: ich entscheidete auch meinen Degen, und wir fochten miteinander beinah eine Viertelstunde lang in einem Athem fort. Ermüdet ruhten wir sodann eine Weile aus, ohne ein Wort zu sprechen, und im Verfolge unseres Duells war ich so glücklich, meinem Gegner eine Wunde in den linken Arm beizubringen, von der sich der Boden zu färben begann. Er verletzte mir dagegen ein wenig einen Muskel; ich ging aber dafür meinerseits so entschlossen auf ihn los, daß ich ihn zum zweitenmale, nahe bei der ersten Wunde, und, wie es mir schien, tiefer in den Arm stach. Er sprang, wahrscheinlich vor Schmerz, einen Schritt zurück, war aber dabei ungeschickt genug, über einen Stein zu straucheln und rücklings zu Boden zu fallen. Ich eilte hinzu und hätte ihm das Leben nehmen können; inzwischen ließ ich in mir das Mitleiden, zu dem wir gegen Ueberwundene verpflichtet sind, vorwalten, und machte ihn nur aufmerksam, daß er sich in meiner Gewalt befände, indem ich ihm die Hand gab und ihm emporhalf. Er richtete sich auf, und eine Wohlthat, die in Anderen Dankbarkeit erzeugt haben würde, reizte ihn an, einen Streich nach mir zu führen, der mein Leben endigen sollte. Der Himmel hatte es indessen besser mit mir vor, und schützte mich vor dem Stoße, der mir nach dem Gesichte gerichtet war, indem er mich ihn solchergestalt auspariren ließ, daß er mir nur den Hut vom Kopfe stieß und mich streifte. Wir rangen hierauf mit einander, und da ich einsah, daß ich ihm nunmehr den Lohn seines Undanks geben mußte, nahm ich den Degen in die linke Hand, und den Dolch, den ich in dieser hielt, in die rechte, und gab ihm

damit zwei Stiche, die ihn zu Boden streckten und ihn vermochten, dringend nach einem Beichtvater zu verlangen.

In diesem Zustande verließ ich ihn, da ich nothwendigerweise auf meine eigne Sicherheit bedacht sein mußte, eilte dahin, wo ich meinen Lakaien gelassen hatte, setzte mich auf mein Pferd, auf das ich ihn hinter mir aufsitzen ließ und sprengte nach Madrid zurück, wo ich mit der sinkenden Nacht anlangte. Hierselbst ließ ich meine Sachen auf der Stelle aus meiner Wohnung zu einem Freunde schaffen, und brachte auch für meine Person die Nacht bei diesem zu. Wir erfuhren, daß mein Feind einen Geistlichen gefunden hatte, der ihn beichtete, und daß sie ihn nach San Bernardino geschafft, wo er die Sakramente empfangen und gestorben war. Sein Tod wurde seinen Verwandten angezeigt, und diese setzten die Gerichte davon in Kenntniß, die des nächsten Tages ihre Nachforschungen anstellten. Da nun mein Freund wohl sah, daß ich bei ihm vor diesen und vor dem Racheburste der Familie des Getödteten nicht sicher war, so rieth er mir, mich so schnell wie möglich nach meiner Heimath zu begeben. Ich nahm einen tüchtigen Klepper, verließ Madrid beim Eintritte der Nacht, und ritt so gut zu, daß ich in sechs Stunden fast zehn Meilen zurücklegte, bis mich der nächtliche Sturm zwang, an diesem Landhause Schutz zu suchen, wo mein gutes Geschick mir widerfahren ließ, was sie wissen. —

Die Dame hatte der Erzählung des verliebten Don Carlos aufmerksam zugehört und kein Wort davon verloren. Sie sagte zu ihm: Ich entnehme aus ihren Mittheilungen, Señor, daß sie wohl oder übel nach ihrem Vaterlande flüchten, und nicht sowohl über das von ihnen angestiftete Unheil betroffen, als vielmehr ärgerlich sind, in Folge dessen die von jener Dame ihnen bereitete Zusammenkunft versäumt zu haben. Sie sprechen von derselben übrigens in meiner Gegenwart mit

solcher Behutsamkeit, daß daraus offenbar erhellt, wie sie mir das Meiste von dem, was zwischen ihnen vorgefallen ist, verschweigen. Gesetzt nämlich den Fall, sie hätten so viele Briefe mit ihr gewechselt, ohne sie wirklich von Angesicht zu kennen, so würden sie, sobald ihnen der Edelmann eröffnet, daß er ernstliche Absichten auf ihre Hand verfolge, gewiß gleich zurückgetreten sein und ihr Leben nicht um einer Dame willen ausgesetzt haben, von der ihnen weder bekannt, wer sie war, noch wie sie aussah. Aus ihrem eignen Betragen gegen den Fremden also, Herr Don Carlos, erkenne ich, daß ihre Bekanntschaft mit der Dame eine weit vertrautere war, als sie mir eingestanden, der sie so süße und so schmeichelhafte Dinge vorgesagt, daß ich mich wohl leicht davon würde haben täuschen lassen, hätte mich nicht die Erfahrung schon hinlänglich über dergleichen höfische Liebeleien belehrt, die gerade so lange dauern, als man einander gegenüber steht. Ich verzeihe ihnen übrigens was sie mir gesagt haben gern, und bin erbötig, ihrer Dame in Madrid, wenn sie mir deren Wohnung genau angeben wollen, von ihnen Nachricht zu geben, und ihr zu schreiben, mit wie sehnsüchtiger Liebe sie nach ihr verlangen. —

Don Carlos war äußerst bestürzt, Doña Hipolita mit solcher Verschlagenheit reden zu hören, da das Bekenntniß seiner Liebe, das er ihr abgelegt, von ihm auf das aufrichtigste gemeint war. Er betheuerte ihr mit heiligen Schwüren, daß er ihr die Wahrheit gesagt, und nicht allein mit der Madrider Dame in keinem Verhältniß gestanden, sondern sogar noch in seinem Leben bis auf die Stunde nicht geliebt habe, da er sie zuerst gesehen und ihr seine ganze Seele zu eigen ergeben müssen. Auch fügte er hinzu: sie möge nur die näheren Umstände des Duells ins Auge fassen und bedenken, wieviel sich jener Unbekannte gegen ihn erlaubt, indem er ihm den

an ihn gerichteten Brief entwendet und ihn darauf ohne Weiteres ins Freie gefordert habe; zwei Dinge, die an seiner Stelle kein Edelmann ruhig hätte hingehen lassen können, weil sich sein Gegner hernachmals wohl noch öffentlich in Madrid gerühmt haben dürfte, ihm ins Angesicht getrotzt und ihn geringschätzig behandelt zu haben.

Darüber mußte ihm Hipolita endlich die Vernünftigkeit seiner Gründe einräumen, und zwar beruhigte sie sich um so eher damit, als sie bereits anfing, sich von seiner Liebe rühren zu lassen. Auch der zweite Tag der Frist kam heran, die sie Don Carlos zu seinem Aufenthalte bei ihr gegönnt hatte, und Hipolita bangte nicht wenig, immer noch nichts von ihrer Schwester zu hören und Don Carlos Abreise so bald herannahen zu sehen. Ihm etwa zu sagen, er solle noch länger bleiben, schickte sich nicht für sie, und dagegen war es doch eben so wenig räthlich, in seinen längeren Aufenthalt zu willigen, bäte er sie selbst darum. Don Carlos fühlte, daß seine Gebieterin sich in einiger Unruhe befand, und befragte sie um die Ursache, als welche sie der Wahrheit nicht gemäß die Flucht ihrer Schwester nannte. Don Carlos wußte nicht, was er ihr rathen sollte; jedoch that er ihr derethalb einige Fragen, ob sie wohl irgend Anzeichen einer Neigung kund gegeben habe? — Darauf äußerte Hipolita: Wenige Tage vor der Nacht, in welcher er nach dem Landhause gekommen, sei sie mit ihrer Schwester aus Alcalà am Henares von einem Besuche des heiligen Grabes des glorreichen San Diego zurückgekehrt, woselbst sie, die Merkwürdigkeiten dieser Stadt in Augenschein nehmend, von einigen Studenten eifrig verfolgt worden, die sie, besonders ihren sie begleitenden Dienern nach zu urtheilen, für vornehmen Standes halten müssen. Diese Studenten hätten nun zwar auch einige Worte mit ihnen in der Kirche gesprochen; da

jedoch die ganze Unterhaltung in Folge ihres jugendlichen Alters nicht über einige Späße und kurzweilige Reden hinausgegangen, so wäre sie allerdings nicht im Stande zu entscheiden, ob der Leichtsinn ihrer Schwester bei dieser oder anderen Gelegenheiten verführt worden. — Don Carlos erbot sich, verkleidet und in Begleitung des kleinen Pagen nach Alcalà zu gehen, und ihre Schwester aufzusuchen, wenn sie ihm ihre Erlaubniß dazu gebe; Hipolita gab ihm aber die Größe der Gefahr zu bedenken, die er für den Fall seiner Gefangennahme untergehe, und erklärte sich deswegen, trotz dem daß Carlos ihre Bedenklichkeiten zu heben suchte, gegen seinen Vorschlag, um nur ja sein Unglück nicht zu verschulden. Sie verhehlte sich freilich auch wieder nicht, daß dieser Weg der einzige sei, auf dem von dem Schicksale ihrer Schwester Nachricht einzuziehen, ohne deren Fehltritt ihren Verwandten, und in Guadalaxara, ihrer Vaterstadt, bekannt zu machen. In solcher Unentschlossenheit war ihr auch dieser Tag fast völlig zu Ende gegangen, als auf einmal ein alter Oheim von ihr, ein leiblicher Vetter ihres Vaters, in einer von zwei bewaffneten Dienern begleiteten Kutsche an ihrem Landhause vorfuhr. Er wurde Hipoliten gemeldet, und sie befahl, ihn einzulassen; ersuchte aber Don Carlos, sich in ein an das Besuchzimmer grenzendes Gemach zurückzuziehen, wo er auf Alles, was zwischen Oheim und Nichte besprochen wurde, achtete. Hierauf trat der alte Herr mit niedergeschlagener Miene und in Trauerkleidern ein, und erkundigte sich zuvörderst nach dem Befinden seiner schönen Verwandtin und ihrer Schwester. Auf diese zweite Frage vorbereitet, antwortete Hipolita: Leonora befinde sich mit ihrer Bewilligung und der erforderlichen Begleitung in einem benachbarten Landhause bei einer Freundin, woselbst sie sich den Abend vergnügen wolle. — Wenn sie wüßte, welcher Schmerz sie

erwartet, sagte der Oheim, so würde sie an keine Zerstreuung denken. — Doña Hipolita erschrak und fragte, was denn Schlimmes vorgefallen sei, das er schon durch sein äußeres Wesen ankündige? — Es ist nichts Geringeres, sprach der Greis, als daß Don Gaspar, euer Bruder, vor vier Tagen in Madrid getödtet worden. Sein Mörder war ein aragonischer Edelmann, Namens Don Carlos de Luna. Mein Neffe soll ihn, wie es heißt, herausgefordert und überhaupt seinen Tod selbst verschuldet haben. — Er erzählte hierauf mit Rührung und Betrübniß den ganzen Verlauf des Zweikampfes auf ein Haar so, wie ihn Don Carlos der jungen Dame schon geschildert hatte, und stimmte sogar in dem Umstande damit überein, wie Don Carlos dem von Jähzorn verblendeten Don Gaspar zuerst das Leben geschenkt, dessen Erhaltung ihm dieser in so unedler Weise vergolten, daß er sich dadurch seinen unglücklichen Tod selbst zugezogen habe. Doña Hipolita brachte einen Strom von heißen Thränen ihrem Verluste zum Opfer dar, der für sie ein doppelter wurde, da er nun unausbleiblich den des unglücklichen Don Carlos zur Folge hatte. Ihr Oheim tröstete sie; und da er die Schärfe ihres Schmerzes wahrnahm, der ihr hinter einander zwei Ohnmachten zuzog, so rieth er ihr, sich niederzulegen. Die Magd kam und brachte sie zu Bette, und der Oheim ließ sie darauf in ihrem Landhause allein, weil es überdies schon spät war, indem er von ihr verlangte, daß sie des nächsten Tages mit nach Guadalaxara käme, von wannen er sie abholen wolle. In welchen Zustand Doña Hipolita sich nach diesem Vorgange versetzt finden mußte, ist unschwer zu erachten! Don Carlos kam aus seinem Verstecke, zog den Dolch aus dem Gürtel und sagte zu seiner Geliebten, sich vor ihrem Bette niederwerfend: O, Hipolita, meine süße Gebieterin! die ich so gekränkt habe, noch eh ich sie gekannt, die einzige

Genugthuung, die ich ihnen zu ihrem Troste bieten kann, ist dieses Leben, das ihnen so wehe gethan hat. Rächen sie an ihm den Tod ihres Bruders mit diesem Stahle! Je länger sie zaudern, desto mehr peinigen sie mich nur, denn da meine Seele ihnen angehört, so steht ihre höchste Sehnsucht darnach, aus ihrer körperlichen Haft erlöst zu werden, um außer Gemeinschaft mit diesem Körper, ihrem Feinde, in ihnen zu sein. Wohlan! zögern sie nicht, geben sie mir mit dieser angebeteten Hand den Todesstoß, da sie den Glanz dieser himmlischen Augen durch Thränen getrübt hat. — Der verliebte junge Mann sprach diese verzweiflungsvollen Worte in so leidenschaftlicher Aufregung, daß Hipolitas Liebe zu ihm dadurch nur gestärkt wurde. Sie vergoß zahlreiche Thränen über die Betrachtungen, die sie sich gezwungen sah, innerlich wegen dessen anzustellen, was sie ihrem guten Rufe schuldig sei, und daß ihre Pflichten gegen ihre Familie ihr nicht gestatteten, Don Carlos länger weder bei sich zu bergen, noch ferneren Umgang mit ihm zu haben. Dazu kam noch die Verlegenheit, in die das Entweichen ihrer Schwester sie gegenwärtig zu versetzen drohte, wo sie dasselbe ihrem Oheim nicht mehr verbergen konnte. In dieser ihrer Bedrängniß sagte sie zu dem zerknirschten Don Carlos, der noch immer zu ihren Füßen lag: Wie sehr mich auch meine Liebe zu meinem Bruder anmahnen mag, seinen von ihnen verschuldeten Tod an ihnen zu rächen, so kann ich mich doch nicht überwinden, das Recht der Gastfreundschaft zu verletzen. Sie haben in meinem Hause Schutz gefunden, und so verlassen sie es ungekränkt, Herr Don Carlos. Sehen sie sich aber wohl vor, denn wenn es meinen Nachstellungen von morgen an gelingt, ihrer Person habhaft zu werden, so ist ihr Leben, das sie mir jetzt freiwillig anbieten, unter ganz anderen Bedingungen der Gerechtigkeit verfallen. — Don

Carlos stand auf und antwortete, gerührt von dem, was er sie hatte sagen hören: Ihre Milde warnt mich, auf meiner Hut zu sein, und ihre Strenge bedroht mich mit dem Tode; ich erkenne aber, daß die letztere in ihnen am Ende vorwalten wird, und also scheide ich, von der ersteren absehend, jetzt von ihnen und kehre nach Madrid zurück, mich den Gerichten selbst zu übergeben, damit ich sie der Mühe entхebe, mich zur Befriedigung ihrer Rache aufzusuchen. — Darauf machte er der Dame eine tiefe Verbeugung, ging hinab, um seinen Zelter schleunigst zu satteln, und kam eben noch einmal wieder, seinen Mantelsack zu holen, als Doña Hipolita, ihre Rede bereuend, aus dem Bett gesprungen war und halb angekleidet zu ihm hinunter eilen wollte. Sie sah ihn bereit, abzureisen, und erschrak darüber so heftig, daß sie ohnmächtig umsank. Doña Hipolita litt an Herzweh, und deswegen bereitete ihr jeder Schmerz, den sie empfand, diesen Zufall. Don Carlos sah sich genöthigt, Hülfe herbeizuschaffen, er rief die Sklavin, und trug sie mit ihr in ihr Bette, wo sich Beide bemühten, sie wieder zu beleben. Jedoch erst nach einer halben Stunde kam sie völlig wieder zu sich, und trug nun ihrem neuen Kummer ihre Schuld von Thränen ab. Don Carlos wollte Abschied nehmen; da war aber Doña Hipolita nicht länger im Stande, ihm ihre Liebe zu verbergen; sie schloß ihn in ihre Arme, überschüttete ihn lange sprachlos mit Liebkosungen und verlangte zuletzt von ihm, nachdem es zu einer Erklärung gekommen war, er solle nach Alcalà am Henares gehen und da so lange verborgen bleiben, bis sie ihn benachrichtigen werde, was er ferner zu thun habe. Es war bereits völlig Nacht geworden, als die Liebenden es über sich gewannen, sich zu trennen. Ihres Bruders schon nicht mehr eingedenk, ließ Doña Hipolita, ehe er fortging, Don Carlos einen Brief schreiben, dessen

weiter unten gedacht werden wird, und gab ihm die Hoffnung, sie bald wieder zu sehen, mit auf den Weg. Lebendigen Geistes, wie sie war, ersann sie gleich darauf ein Mittel, sich den Schmerz der Trennung von Don Carlos in etwas zu erleichtern und sich der Verlegenheit zu entziehen, in die sie durch die Flucht ihrer Schwester ihrem Oheim gegenüber sich befand. Sie ließ nämlich diesen sofort aus der Stadt zu sich entbieten, und schrieb mittlerweile mit verstellter Hand einen Brief, mit dem sie den alten Herrn um so leichter täuschen konnte, da ihm ihre eigenen Schriftzüge unbekannt waren. Der Oheim kam in seiner Kutsche bei ihr angefahren, und sobald sich seine Nichte mit ihm allein sah, eröffnete sie ihm die Flucht ihrer Schwester, und wie sie durch einen ihr überkommenen Brief so eben aus ihrer seitherigen Ungewißheit, was aus ihr geworden, gezogen sei. Sie übergab ihm dabei die Zeilen, die sie selbst zu diesem Behufe geschrieben hatte, und der Oheim entlas denselben die folgenden Worte: Meine liebe Schwester! die Stärke meiner Leidenschaft ist Schuld an meinem Vergehen. Ich habe mich durch die Bitten eines Edelmanns, der mir ebenbürtig ist und mir seine Liebe erklärte, rühren lassen, und mich ihm vermählt; ich entschloß mich aber aus Furcht vor deinem Zorne, mit ihm dein Haus zu verlassen. Er ist aus Madrid und aus einer bei Hofe angesehenen Familie. Er wird mich zu schätzen wissen, und deswegen mache dir um mein Schicksal keine Sorge. Ich bitte dich wegen meines Schrittes um Verzeihung und um die Erlaubniß, mich dir wiederholt mitzutheilen. Schreibe mir durch die Vermittlung des Ober-Finanzeinnehmers Leonardo Ximenez de Losada, in der Straße de los Relatores. Deine dir ergebene Schwester. —

Der Onkel staunte über die ungebührliche Entschlossen-

heit, die seine Nichte, Doña Leonor, in diesen Zeilen zu erkennen gab, tröstete dahingegen die anwesende Hipolita und forderte sie auf, ihm nach Guadalaxara zu folgen. Nichtsweniger als das, lieber Onkel, antwortete dieselbe; ich habe vielmehr ganz andere Absichten. Lesen sie vorerst nur diesen zweiten Brief, den ich erhalten habe, und sie sollen gleich hören, was ich meine. — Sie reichte ihm damit den Brief hin, den Don Carlos auf ihr Verlangen und zu dem Ende geschrieben hatte, und der Oheim las wie folgt:

Ich versuche nicht, ihnen das Leidwesen zu schildern, schöne Doña Hipolita, das ich über den Tod ihres geliebten Bruders, so wie darüber empfinde, daß man ihm bei Hofe die Schuld daran selbst beimißt. Der Mörder soll, im Vertrauen auf seine hiesigen hohen Beschützer, Madrid gar nicht verlassen, und Einige wollen ihn sogar gesehen haben, wie er in einer Kutsche mit zugezogenen Vorhängen an der Seite eines vornehmen Mannes durch den Prado gefahren sei. Es ist aber Niemand vorhanden, der seine Verhaftung betreibt, und ich bin also der Meinung, daß sie aus ihrer Stadt einen Bevollmächtigten dazu anher senden; weil es doch nicht gut ist, wenn man sagt, daß aus der Ermordung eines so ausgezeichneten Kavaliers gar nichts gemacht worden sei, derweil zwei Schwestern von ihm am Leben sind, die seine beiden reichen Majorate erben. Der Himmel tröste und behüte sie. Jacomo Pinelo.

Dies ist ein Geschäftsträger von mir, sagte Doña Hipolita, ein Ehrenmann, der die Wahrheit immer geradezu sagt. Ich wünsche nun aber, mein Oheim und Herr, eben nicht, daß die Welt von mir glaube, ich habe gemeinsam mit meiner Schwester um des uns zugefallenen Erbes willen versäumt, den Tod meines Bruders mit der gebührenden Strenge an dem Schuldigen zu rächen. Deswegen, voraus-

gesetzt, daß sie es billigen und mich begleiten wollen, habe ich mich entschlossen, persönlich darum anzusuchen, daß in dieser Sache Gerechtigkeit ausgeübt werde. Denn wenn im Gegentheile die Herren Minister sähen, daß die Familie sich zufrieden gäbe, so möchten sie bald gar der Meinung werden, mit dem was etwa bereits gegen den Flüchtigen geschehen, ihrer Pflicht vollkommene Genüge geleistet zu haben. Lassen sie mich wissen, ich bitte, was sagen sie dazu? — Der alte Herr dachte eine Weile, ohne etwas zu erwiedern, nach, und stimmte endlich auch seinerseits der Ansicht seiner Nichte bei, indem er verfügte, daß ein in den Geschäften erfahrener alter Geistlicher, der mit ihnen einigermaßen verwandt war, sie statt seiner nach Madrid begleite. Hipolita glaubte vor Freude über das Gelingen ihrer Pläne den Himmel offen zu sehen, und verabredete mit ihrem Oheim, daß ihre Reise binnen acht Tagen vorbereitet und unternommen werden sollte.

Was den verliebten Don Carlos anlangt, so war derselbe inzwischen bekümmert genug, sich von seiner theuren Gebieterin entfernen zu müssen. Die Nacht war stockfinster, und der Himmel drohte mit Sturm, wie denn im heißen Sommer heftige Platzregen eben nichts Seltenes zu sein pflegen. Don Carlos trieb sein Pferd scharf an, um noch vor dem Losbrechen des Unwetters einen kleinen Ort zu erreichen, von dem er wußte, daß er sich in der Nähe befand. Er erlangte seine Absicht, als es eben zu regnen anhub, und da er deswegen allda die Nacht zubringen wollte, so stieg er vor dem Wirthshause ab, wo sie sein Pferd einstallten und ihm eine kleine Stube anwiesen, in der er sich eine Weile auf dem Bette, das er vorfand, ausruhen wollte. Kaum hatte er sich indessen, angekleidet wie er war, darauf ausgestreckt, um bei Zeiten wieder aufzubrechen, als er andere Gäste an=

kommen hörte, die zuvörderst ihre Pferde versorgten, und für ihre Personen sodann in dem Zimmer neben Don Carlos untergebracht wurden, das von dem seinigen nur durch eine dünne Zwischenwand geschieden war. Da Don Carlos von seinem Liebeskummer wach erhalten wurde, so warf er sich auf seinem Lager unruhig hin und her, ohne daß er einen Augenblick Schlaf zu finden wußte. In dem Nebenzimmer sprechen hörend, lieh er dahin ein aufmerksames Gehör, um vielleicht etwas zu verstehen. Es waren zwei Männer, die sich so eben zur Ruhe begeben hatten, und deren einer sagte: Erzähle mir doch, ehe du einschläfst, deine angefangene Geschichte zu Ende. — Das kann ich wohl thun, entgegnete der Andere, ich bin nur froh, daß ich einen so guten Freund in dir gefunden habe, der mir beistehen kann, denn ich bin gewiß, sie werden mir nachsetzen. — Sei deshalb außer Sorgen, sprach der Erste wieder, und fahre mit deiner Erzählung fort. —

Du mußt also wissen, nahm der Andere das Wort auf: daß der adliche Student in der Kirche des heiligen Franziskus in Alcalá der Dame seine Liebe erklärte und daß sie seiner Aufrichtigkeit gleich vollen Glauben beimaß, weil sie wußte, daß sie nach ihrer Schwester, der Wittwe Doña Hipolita, eine der schönsten Frauen des Landes ist. — Don Carlos stutzte, als er hier seine Geliebte nennen hörte. Um besser zu hören, stand er leise vom Bette auf und ließ sich eben so auf einem Stuhle zum Sitzen nieder, der dicht an der Zwischenwand stand. Inzwischen hörte er seinen Stubennachbar weiter reden: Wie sich also der junge Mann seines guten Glückes bei der Dame versah, und bei sich überlegen mochte, daß es sich mit ihr wohl der Mühe lohne, es zu verfolgen, so fing er an, zärtlicher zu werden, und versicherte ihr, er habe sie von dem ersten Augenblicke an,

da er sie in dem Gasthause gesehen, angebetet. Ich hörte das Alles, ohne daß sie es wußten, auch mit an, weil ich ihnen folgte. Ein Weib zu besiegen, Freund Andres, bedarf man keiner Waffen sonst, als daß man ihr eine unterwürfige Leidenschaft zu erkennen gibt. Leonor sagte ihm mit ihren Augen ungefähr das Nämliche, was sie aus seinem Munde vernahm, und als er es am Ende auch in Worte gekleidet von ihr zu hören wünschte, tröstete sie ihn damit, daß sie sich in dem Gasthause näher gegen ihn erklären wolle. Ja, da sie dies Versprechen einem Liebhaber abgelegt, der weder etwa taub noch schläfrig war, sondern vielmehr in seinen feurigsten Jugendjahren stand, so wußte er sich mit ihr alsbald, während Doña Hipolita ihre Nachmittagsruhe hielt, eine Zusammenkunft in dem Gasthause zu verschaffen, und bediente sich dabei meiner, sich den Rücken zu decken, zu welchem Amte mich auch Leonor selber anstellte, die mich für ein zweistündiges Wachehalten, freigebig genug, mit acht Dublonen bezahlte. Was sie derweile mit einander verhandelten, weiß ich nicht, was dabei aber herauskam, war, daß mir Leonor am Abende gebot, ihr die Thüre aufzuschließen, weil sie, sobald ihre Schwester eingeschlafen sei, auf einem Gange mit dem Studenten sprechen wolle. Aus Dankbarkeit für ihr Geschenk that ich es, und da verlobten sie sich denn mit einander, indem sie sich die Hände reichten. Nicht lange hierauf verließen die beiden Schwestern Alcalà, und hier in diesem Orte, nur in einem anderen Wirthshause, sah das Liebespärchen sich durch meine Vermittlung abermals, weil der Student ihr in einem prächtigen bunten Kleide, das ihm weit besser stand als sein Studenten-Rock und Mantel, nachgeritten war. Von hinnen begab er sich nach Guadalaxara, wie er mit ihr verabredet hatte, und hielt sich daselbst in der Stille in einem Wirthshause auf, wo ich ihn besuchte, weil

ich Tag für Tag zur Stadt kam, um für Doña Hipolita, die sich in einem unweit davon am Henares gelegenen Landhause aufhält, die nöthigen Einkäufe zu machen. Die Liebesleute schrieben einander, und er wußte Doña Leonor bald zu überreden, mit ihm zu fliehen. Mich mußten sie ihrer Sicherheit halb, wohl oder übel, in ihr Geheimniß ziehen, und der Kavalier versprach mir goldene Berge, wenn ich ihm treu und verschwiegen wäre. Ich hatte mit Doña Hipolita einen Verdruß gehabt und wußte, sie suche einen anderen Diener, deshalb trug ich kein Bedenken, sie um eines Anderen willen, bei dem ich mich verbessern sollte, zu verlassen. Leonor ihrerseits vermochte ihre Zofe, mit ihr zu gehen, und da diese mit dem Escudero des Hauses einig war, und ihm anvertraute, was geschehen sollte, so wollte er wieder nicht von ihr lassen, und entschloß sich, ihr zu folgen. Wir waren also alle gegen die schöne Doña Hipolita einverstanden, und sie verdiente es wahrhaftig nicht, denn obgleich sie mir nicht mehr gewogen war, so muß ich doch bekennen, sie hatte dazu recht. In der nun zur Flucht vorbestimmten Nacht öffnete Leonor den Schreibtisch ihrer Schwester, und entwendete ihre kostbarsten Juwelen daraus, so wie sie sich auch ihre besten Kleider aneignete, was sie eben mit aller Bequemlichkeit vollbringen konnte, weil sie im Besitze der Schlüssel war, die Doña Hipolita ihr oftmals anzuvertrauen pflegte. Der Liebhaber hatte die gehörige Anzahl Pferde angeschafft, und wartete mit ihnen und seinen Leuten vor dem Landhause auf das Zeichen, das ihm Leonor geben wollte; wir aber, ich meine Leonor und die Uebrigen, ließen nicht auf uns warten, sondern eilten, sobald wir wußten, daß Hipolita fest entschlafen war, hinunter, wo wir das Kästchen mit den Juwelen und das Bündel mit den Kleidern, das wir mitnahmen, in zwei Felleisen packten, und uns, ohne zu

zaudern, die Thüre hinter uns anziehend, auf und davon machten. Hier in diesem Orte hielt uns ein noch derberer Regen als der heutige auf, doch als er vorüber war, verfolgten wir wieder unsern Weg und ruhten nicht eher, bis wir in Alcalà angelangt waren. Der Liebhaber Leonors hatte sich daselbst von einem anderen Studenten, seinem Freunde, eine mit allem nöthigen Hausrathe versehene Wohnung miethen lassen, die gerade neben dem von dem erlauchten Cardinale von Toledo, Don Bernardo de Roxas, gestifteten Bernhardinernonnenkloster die Ecke macht. Hier stiegen wir ab und führten in der Stille, um von Niemand gesehen und etwa verrathen zu werden, ein recht lustiges Leben. Da es aber Marceley, dem Mädchen Leonors, wenn auch mit Unrecht, däuchte, ihr Liebhaber werde von ihren Gebietern nicht gut genug behandelt, denn er war eben nur so mitgelaufen, und sie hätten mich viel eher als ihn besser behandeln sollen, da sie mir ein gut Theil ihres Liebesglückes zu verdanken hatten, so nahm sie sich vor, sich mit ihm nach Madrid aus dem Staube zu machen; ihrer Herrschaft jedoch wegen seiner Zurücksetzung, dabei noch einen rechten Possen zu spielen und ihr das Kästchen mit dem Schmucke Hipolitas zu stehlen. Diesen Anschlag heckten sie an einem Orte aus, wo ich Wort für Wort hörte, was sie mit einander sprachen. Ich hielt es meinerseits für gerathen, ihnen mit dem Diebstahle zuvorzukommen, brachte das Kästchen, ehe es in ihre Hände überging, heute Abend um neun Uhr in meinen Besitz, schwang mich auf das Pferd, das Leonors Liebhaber geritten, und das ich mir gesattelt hatte, und jagte der Straße nach Aragonien entlang auf und davon, bis ich denn unterwegs so unverhofft auf dich alten Kameraden stoßen muß, den ich seit zwei Jahren nicht gesehen habe. Siehst du wohl! wir sind immer gut Freund

zusammen gewesen, und so halte du jetzt bei mir aus und steh mir bei, was in dem Kästchen ist zu Gelde zu machen, ich verspreche dir, daß ich brüderlich mit dir theilen will. — Der andere Gauner dankte für den guten Willen, und sie wollten nun eine Weile der Ruhe pflegen, um noch vor der Morgenröthe aufzubrechen. Don Carlos hingegen war ungemein vergnügt, also erfahren zu haben, wo sich Doña Leonor, die Schwester seiner Geliebten, aufhielt. Er hätte wohl auch gewünscht, aus der Erzählung den Namen ihres Entführers kennen zu lernen, aber er kam in dem Laufe derselben nicht ein einziges mal vor, gleich als hätte ihn der Mensch, in dem Bewußtsein, belauscht zu werden, absichtlich nicht ausgesprochen. Don Carlos Entschluß ging dahin, dem elenden Buben das Schmuckkästchen seiner Dame gewaltsam abzunehmen, um es ihr zurückzustellen, und er ergriff deswegen seine zwei geladenen Pistolen, deren eine er in seinen Schulterriemen steckte und deren andere er in die rechte Hand nahm, und zündete sein Licht, das er bereits ausgelöscht gehabt, an einer am Thorwege des Gasthauses brennenden Lampe wieder an. So gerüstet, trat er in die Stube der Beiden ein, deren Thüre er mit einem einzigen, den Riegel absprengenden, Fußtritte aufstieß. Aus ihrem ersten Schlummer erweckt, sprangen sie aus den Betten auf und gegen Don Carlos nach der Thüre zu; er rief aber, die Mündung der Pistole auf sie richtend, aus: Daß ihr euch nicht von der Stelle rührt und keinen Laut von euch gebt, ihr Schurken, sonst jage ich euch eine Kugel durch den Kopf. Ihr gebt mir auf der Stelle die Juwelen heraus, die ihr Doña Leonor Enriquez — dies war der in Guadalaxara sehr angesehene Familienname der beiden Damen — gestohlen habt, und wenn ihr es freiwillig thut, will ich den Diebstahl nicht weiter zu eurer Bestrafung anzeigen. —

Als derjenige, der das Kästchen entwendet hatte, den Zunamen der Damen nennen hörte, den er sich wohl bewußt war, nicht über die Lippen gebracht zu haben, meinte er nicht anders, als daß der Edelmann ihn von Alcalà aus verfolgt, und sagte daher eingeschüchtert: Dahier ist das Kästchen, machen sie mit mir was sie wollen, nur zeigen sie uns nicht bei der Obrigkeit an. — Ich verlange von euch weiter nichts, sprach Don Carlos, als daß ihr gleichfalls diese Gegend verlaßt, sobald ich wieder nach Alcalà abgereist bin, woher ich kam, denn wenn ihr noch einmal hier betroffen würdet, möchte es euch übel genug ergehen. — Ich verspreche dies für mein eigen Theil, erwiederte der eigentliche Dieb; mein Kamerad aber ist ganz unschuldig bei der Sache. — Nunmehr fing der Andere an, sich zu entschuldigen; Don Carlos fiel ihm jedoch alsbald mit den Worten in die Rede: Ich weiß, daß der ungetreue Diener Doña Leonors da die Juwelen allein gestohlen hat; aber ihr seid ganz gewiß der Hehler, wenn er der Stehler war, und ich verlange nochmals, daß ihr ohne Widerrede thut, was ich euch befohlen. —

Ueber den lebhaften Wortwechsel war der Wirth erwacht und mit einer Muskete herbeigelaufen. Er erfuhr durch Don Carlos, was sich zugetragen hatte, und hub nun an, die beiden Gesellen mit den schmählichsten Reden zu schelten, indem er auch Don Carlos tadelte, sie der Ahndung der Gerechtigkeit entziehen zu wollen. Don Carlos hatte unterdessen sein Pferd gefordert, bestieg es, als es gebracht wurde, und schlug, die Beiden hinter sich lassend, die sich nach einer anderen Seite hin aus dem Staube machten, den Weg nach Alcalà ein, wo er um acht Uhr Morgens anlangte, froh, seiner Geliebten ihr Eigenthum wieder erworben zu haben.

Das Erste, was er daselbst vornahm, war, daß er in

einem der besuchtesten Gasthöfe der Stadt einkehrte und zwei Tage verborgen blieb, derweil er sich einen Studentenanzug fertigen ließ. Alsdann setzte er eine Brille auf, um sich unkenntlich zu machen, zog sein neues Kleid an, und ging nach dem Bernhardinernonnenkloster zu, neben dem Doña Leonor wohnen sollte. Als er sich in der Nähe desselben befand, kamen ihm auf der Straße zwei, von vier Dienern begleitete Studenten entgegen, deren einen er sehr wohl kannte, weil er Niemand anders als sein eigner Bruder, Don Jayme, war, von dem er gemeint, er befinde sich in Salamanca und studire auf der dasigen Universität. Er staunte, ihn hier zu finden, ohne zu begreifen, wie das möglich, und vermied ihn, weil er begierig war, zu sehen, wohin er sich begeben werde. Der Student ging gerade in das Eckhaus, das der Spitzbube bezeichnet hatte, und nun stieg in Don Carlos der Gedanke auf, ob er nicht vielleicht gar Doña Leonorens Liebhaber sein möge, was ihm eben nicht unlieb gewesen sein würde. Er blieb eine geraume Weile vor dem Hause stehen, bis er den anderen Studenten mit seinen beiden Dienern wieder heraus kommen sah, ging stracks auf ihn zu, und fragte ihn: Ist Herr Don Jayme zu Hause? — Ich habe ihn so eben in seinem Zimmer verlassen, erwiederte der Freund, er ist im Begriffe, zu Tisch zu gehen. — Don Carlos empfahl sich also und schritt in das Haus, fest überzeugt, daß ihn seine Ahnung nicht täusche. Er stieg eine Treppe empor und begegnete einem Bedienten seines Bruders, den er desgleichen nach ihm fragte, und der ihm antwortete: Sein Herr sei so eben aus der Messe gekommen und wolle speisen. Sagt ihm doch, sprach Don Carlos, ein fremder Student wünsche ihm die Hände zu küssen, und noch vorher zwei Worte mit ihm zu reden. — Der Diener ging in das Zimmer zurück, und kam nach einer kleinen Weile mit dem

Bescheide wieder: Don Jayme erwarte ihn in seinem Studirzimmer. Don Carlos begab sich dahin, nachdem er seine Brille abgenommen, und Don Jayme gerieth über seinen Anblick in Bestürzung, da er seine Gegenwart in dieser Stadt nicht hatte vermuthen können. Die beiden Brüder umarmten sich, und Don Jayme war eben so verwundert, Don Carlos in dieser Tracht, als Don Carlos ihn, ohne daß er etwas davon wußte, in dieser Stadt zu sehen. Don Jayme bat ihn, als seinen älteren Bruder, um Verzeihung, ihn nicht um seine Erlaubniß zu dieser Reise gebeten zu haben, derethalb er allerdings zu seiner Entschuldigung anzuführen habe, daß in Salamanca jetzt eben Ferien seien. — Don Carlos versetzte: es freue ihn sehr, daß er Verlangen getragen, auch diesen zweiten Sitz der Gelehrsamkeit kennen zu lernen; er habe sich jedoch sagen lassen, daß er nicht die Absicht hege, auf dem Lebenswege, den ihm sein Vater vorgezeichnet, fortzuwandeln. — Don Jayme erröthete über diese Aeußerung im ganzen Gesicht, und sagte, er begreife nicht, wie man diesen Verdacht habe auf ihn werfen können, da er sich nicht bewußt sei, öffentlich jemals etwas gesagt oder gethan zu haben, wodurch er zu verstehen gegeben, seiner Bestimmung für die Kirche etwa untreu geworden zu sein. — Für jetzt, meinte Don Carlos, lassen wir dieses Gespräch bei Seite, und sei du so gut, mir zu essen zu geben, denn ich bleibe für den heutigen Tag dein Gast. Nach Tische will ich dir die Ursache meiner Reise hierher und meiner Verkleidung erzählen. — Mit diesen Worten stieg Don Carlos die zweite Treppe empor, um Doña Leonor zu überraschen, und Don Jayme konnte einem Diener kaum noch einen Wink geben, ihm zuvor zu eilen und die Dame zu ersuchen, sich zu verbergen. Leonor eilte davon, hatte aber nicht so viel Zeit, von dem Tritte, auf dem sie eben noch

mit ihrem Anzuge beschäftigt gewesen war, ihre Pantoffeln und andere Kleinigkeiten der Art mit zu nehmen. Es befand sich in dem Zimmer ein Tisch mit zwei Gedecken, auf den Don Carlos zuerst seinen Blick richtete. Meine Ankunft muß deinem voraussehenden Geiste geahnet haben, Bruder, sagte er, denn ich sehe zwei Gedecke auf deinem Tisch. Oder wohnt etwa noch Jemand im Hause bei dir, dem das zweite angehört? Ja, in der That, ich täusche mich nicht, ganz gewiß wird es der Eigenthümer der Pantoffeln sein. Sag', ist die Dame aus Salamanca, Don Jayme? Ich bitte dich im vollen Ernste, laß es mich wissen, denn ich will dein Vergnügen bei Leibe nicht stören, zumal da ich sehe, daß du einen so guten Geschmack hast. — Hierdurch wurde nun Don Jayme so verwirrt, daß er dagegen nur vorzubringen wußte, die Pantoffeln gehörten der Geliebten eines seiner Freunde an, der ihn eben verlassen habe, um eingeladenermaßen zu einem Bruder seines Vaters, einem Geistlichen, zu gehen. — Das könnte dir allenfalls einer und der andere glauben, sagte Don Carlos; wie wäre es aber, wenn wir selbst uns bei der Señora Doña Leonor Enriquez deshalb Raths erholten? — Jetzt hatte Don Jaymes Bestürzung den höchsten Grad erreicht, und sein Erstaunen, seinen Bruder in sein tiefstes Geheimniß eingeweiht zu sehen, machte ihn sprachlos. Ihn zu beruhigen, nahm Don Carlos das Wort wieder auf. Wohlan denn, Bruder, sagte er, laß uns in das hier neben anstoßende Zimmer gehn, denn wenn sich Doña Leonor auch noch so ängstlich vor mir verbirgt, ich muß sie dennoch sehen. Ich bin mit der Geschichte deiner Liebe durchaus bekannt, und du würdest noch mehr erstaunen, wenn du wüßtest, wie das zugegangen ist. — Wie Don Jayme sah, daß sein Bruder so milde und versöhnlich gestimmt war, indem er sich also äußerte, faßte er sich wie-

der ein wenig und sagte zu ihm: Gegen dich, mein Herr Bruder, ist, wie es den Anschein nimmt, weder Schloß und Riegel, noch Geheimniß sicher genug, und da du bereits so viel von meinen Abenteuern weißt, so bleibt mir nichts zu thun übrig, als ganz offenherzig mit dir zu sein. — Er führte ihn, nachdem er dies gesagt, zu Leonoren ein, und Don Carlos erstaunte über deren Schönheit um so angenehmer, als sie seiner Doña Hipolita auffallend ähnelte. Schwager und Schwägerin umarmten einander und tauschten höfliche Reden gegen einander aus, deren Inhalt war, daß Don Carlos Doña Leonor seiner völligen Ergebenheit, und sie ihn ihrer unbegrenzten Dankbarkeit versicherte. Es dauerte jedoch gar nicht lange, so wurden sie darin durch die Meldung unterbrochen, daß angerichtet sei, worauf sie sich zu Tische setzten, und besonders die durch die günstigen Gesinnungen ihres Bruders erfreuten Liebenden der Mahlzeit mit vieler Eßlust zusprachen.

Sobald sie von derselben aufgestanden und wieder allein geblieben waren, begann Don Carlos die Geschichte seiner jüngsten Erlebnisse vom ersten Anfange herein zu erzählen, nämlich seine seltsame Madrider Liebelei, Don Gaspars Tod im Duell mit ihm, so wie dessen ihn entschuldigende Einzelheiten, sein nächtliches Zusammentreffen mit Doña Hipolita, und endlich seine Anherkunft in ihrem Auftrag, der ihn verpflichte, bis daß er weiter von ihr hören würde, in seiner angenommenen Verkleidung in Alcala zu verweilen. Doña Leonor war von der Nachricht vom Tode ihres Bruders auf das Schmerzlichste ergriffen, und weinte ihm viele Thränen nach; indessen gereichte ihr die Gegenwart ihres Geliebten zu keinem geringen Troste, und daß der schuldlose Mörder ihres Bruders in ihrer Nähe war, nöthigte sie, sich und der Heftigkeit ihres Leidwesens um ihn Gewalt anzuthun.

Noch an demselben Tage ließ Don Carlos auch sein Pferd und seinen Mantelsack in die Wohnung seines Bruders bringen, und schrieb durch einen zuverlässigen Diener desselben an Doña Hipolita, die er von seiner Ankunft in Alcalà und von dem wunderbaren Zufalle benachrichtigte, dem er die Wiedererlangung ihrer Juwelen und das Wiederfinden ihrer Schwester verdanke, deren Liebhaber und Gatte kein Anderer, als sein eigener jüngerer Bruder, Don Jayme de Luna sei.

Mit diesem Briefe reiste der Diener ungesäumt auf Don Carlos Klepper ab, und erreichte das Landhaus des anderen Tages in der Frühe, wo er Doña Hipolita wegen ihrer auf den nächsten Morgen vorbestimmten eignen Reise sehr beschäftigt antraf. Er händigte ihr den Brief ein, der sie schon als eine Botschaft von ihrem geliebten Don Carlos erfreute, noch ehe sie ihn gelesen hatte; als sie sich aber gar erst von dem Inhalte unterrichtet fand, konnte sie kaum die Stunde ihrer Abfahrt erwarten, um alsbald bei den Ihrigen in Alcalà zu sein. Den Diener ließ sie auf das Gastlichste bewirthen und sendete ihn noch denselben Abend wieder mit Antwort an Don Carlos und ihre Schwester ab, welche letztere sie ersuchte, sie des anderen Tages auf ihrem Wege nach Madrid in ihre Wohnung aufzunehmen.

Ihr alter Oheim, der Priester aus Guadalaxara, ermangelte am nächstkommenden Morgen nicht, der genommenen Abrede gemäß, sie in seiner mit sechs Maulthieren bespannten Kutsche abzuholen. Sie reisten mit einander nach Madrid ab, und gelangten etwa um die Mittagsstunde nach Alcalà, das der halbe Weg nach der Residenz ist, und wo sie mit ihrer Kutsche vor Don Jaymes Wohnung, die sie nach der von seinem Diener gemachten Beschreibung auffanden, zum Erstaunen des alten geistlichen Herrn, anhielten,

der nicht begreifen konnte, warum man nicht vor einem Wirthshause vorgefahren war. Don Jayme und Doña Leonor, die sie erwartet, kamen ihnen bis an die Hausthüre entgegen, und der Oheim wußte zum anderenmale nicht, was er davon denken sollte, die Flüchtige hier zu sehen. Hipolita empfing ihre Schwester freundlich und hob sie vom Boden auf, wo dieselbe sie für ihr Vergehen um Verzeihung bat, indem sie ihre Versöhnung mit ihr durch eine herzliche Umarmung besiegelte. In deren Folge stellte Doña Leonor ihrer Schwester Don Jayme vor, und auch er erfreute sich von ihrer Seite einer wohlwollenden Begegnung. Sie begaben sich darauf alle Vier in das Wohnzimmer empor, wo ein leckeres Mahl bereitet war; da Hipolita aber gern vorher ihren Don Carlos sprechen wollte, so führte ihre Schwester, der sie diesen Wunsch zu verstehen gab, sie unter dem Vorwande, etwas an ihrem Anzuge herstellen zu müssen, in ein Nebenzimmer, in dem sie ihren sehnsuchtvollen Liebhaber vorfand. Ihre vertrauliche Unterhaltung hier zu belauschen, schickt sich nicht, und es ist nur so viel auszusagen, daß Doña Hipolita Don Carlos am Ende mit kurzen Worten vertraute, was sie in Madrid zu thun gesonnen war, um ihre Vermählung mit ihm so schnell wie möglich zum Schlusse zu bringen; Don Carlos aber sie seinerseits benachrichtigte, wie er diese Erfüllung seines Glückes in der Freistätte eines Klosters abwarten, und inzwischen seine vornehmen Gönner um Vermittlung der ärgerlichen Sache ansprechen werde. Die Liebenden schieden sodann von einander, da Doña Hipolita es nicht geziemend fand, daß Don Carlos mit bei Tische gegenwärtig sei, und so setzten sich die Uebrigen zusammen hin, nachdem man die Vorsicht gebraucht, Don Jayme dem geistlichen Herrn unter dem falschen Namen Don Antonio de Guzman vorzustellen, und indem das Tischgespräch Don

Gaspars Tod betraf, wegen dessen die zwei Schwestern, ihre innerliche Zufriedenheit verleugnend oder dämpfend, in Gegenwart des Oheims nicht umhin konnten, sich bei weitem betrübter anzustellen, als es ihnen eigentlich zu Muthe war. Da Doña Hipolita Alcalà nicht mehr an eben diesem Tage verlassen wollte, so besuchten sie am Abende das Grab des seligen San Diego und noch andere sehenswürdige Dinge dieser Stadt; am anderen Morgen aber fuhren sie Alle nach Madrid weiter, wo sie zu Mittag, mit Ausnahme des Don Carlos, ankamen, der Alcalà erst gegen fünf Uhr Abends verließ, um zur Nachtzeit in Madrid einzutreffen, wo er gleich zu seinem oben genannten Freunde ging, der nicht wenig erstaunte, ihn wieder zu sehen, und ihm im Vertrauen mittheilte, was ihm in den letzteren Tagen widerfahren, und wie er drauf und dran sei, seine schwere Schuld durch eine Heirath mit der Schwester des getödteten Don Gaspar allerdings leicht genug abzubüßen. Der Freund that noch in der nämlichen Nacht die erforderlichen Schritte, Don Carlos in einem Kloster der heiligen Jungfrau, der Gnadenreichen, eine Freistätte zu bereiten, und da der Prälat desselben mit ihm verwandt war, machte er sich ein Vergnügen daraus, ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Das Kloster hatten sie vorzugsweise deswegen zu Don Carlos Aufenthalt erwählt, weil Doña Hipolita ganz in seiner Nähe für sich und ihre Begleiter eine Wohnung gemiethet hatte. Don Carlos begab sich sofort an Ort und Stelle, und verhielt sich daselbst so zurückgezogen, daß außer seinem Freunde, seinem Bruder und den beiden Schwestern kein Mensch wußte, wo er war.

Nachdem Doña Hipolita zwei Tage von ihrer Reise ausgeruht hatte, stattete sie an dem dritten dem Präsidenten von Castilien einen Besuch ab, und bat ihn dringend, Don Carlos de Luna, als den Mörder ihres Bruders, eifriger

als seither verfolgen zu lassen, indem sie behauptete, derselbe habe die Residenz nach dem Duelle noch nicht verlassen, und fahre des Abends sogar in den Kutschen seiner Freunde verkleidet im Prado spazieren. Sie fügte hinzu, eben die gewisse Nachricht von diesem Umstande habe sie veranlaßt, aus ihrer Heimath an den Hof zu kommen, um die Hülfe der Gerechtigkeit gegen ihn aufzurufen. Der Präsident war über das, was er hörte, sehr erstaunt, und ließ sogleich den Alcalde kommen, den die Sache betraf, und dem er die Klagen der Dame über seine geringe Sorgfalt vorhielt. Der Alcalde versprach dagegen, fortan mit der äußersten Strenge zu verfahren, und machte nun mit den Alguacilen des Hofes und seinen übrigen Leuten allnächtlich die Runde durch die Stadt. Da er denn auch keine Kutsche vorüber ließ, ohne die Vorhänge aufzuziehen, so gab dies zu mancherlei Anstößen Veranlassung, obwohl das Ansehen der Justiz Niemand erlaubte, etwas dawider zu haben. Länger als vierzehn Tage betrieb er dieses Geschäft mit so großer Genauigkeit, daß er sogar in einigen der vornehmsten Häuser Untersuchungen anstellte, und in die der Gesandten Kundschafter sendete, ohne daß der mindeste Erfolg seine Bemühungen krönte. Doña Hipolita hörte inzwischen nicht auf, Gerechtigkeit zu verlangen und öffentlich die größte Erbitterung gegen Don Carlos zu äußern, was sie hauptsächlich deswegen that, um ihn mit ihrer Schwester insgeheim desto sicherer fast alle Nächte in der Klosterkapelle zu sehen und zu sprechen, wohin er in seiner Studententracht und mit seiner Brille verstellt kam.

Es schien hierauf dem ungeduldigen Liebhaber an der Zeit zu sein, fremde Vermittelung in seinem scheinbar so üblen Handel anzusprechen, und er ersuchte daher einen mächtigen Fürsten und spanischen Granden, mit Doña Hipolita über die Bedingungen zu verhandeln, unter denen sie ihm

Verzeihung angedeihen lassen wolle, und ihr auch in seinem Namen deshalb die Ehe anzubieten.

Sein vornehmer Gönner ging auf diese seine Ansicht ein, und verfügte sich eines Tages zu der Dame, die ihn in Gegenwart ihres Oheims empfing, um ihr die Grundsätze vorzutragen, nach denen Don Carlos die Versöhnung mit ihr zu Stande gebracht zu sehen wünschte. Indessen erwies sowohl sie als der Priester sich aller Milde abgeneigt, sie, durch die zahlreichen Thränen, die sie vergoß, und er, durch eine unbillige Uebertreibung dessen, was Don Carlos verschuldet hatte. Der Grande zog sich also von ihnen zurück, und sagte schlüßlich: wiewohl er sie ein wenig starrsinnig finde, gebe er dennoch nicht alle Hoffnung auf, sie bei näherer Prüfung der Sache, die als eine geschehene ein= für allemal nicht mehr rückgängig gemacht werden könne, sich eines Besseren besinnen zu sehen. — Onkel und Nichte hatten in Folge dieses Besuchs verschiedene Unterredungen über den fraglichen Gegenstand; aber die letztere fand den ersteren aller Versöhnung abgeneigt, und er sagte zu ihr: er werde sie des höchsten Leichtsinns zeihen, wenn sie irgend aufhören könne, einen Menschen bis zu seiner Einziehung und gerichtlichen Bestrafung zu verfolgen, der ihrem leiblichen Bruder und dem Haupte ihrer Familie das Leben geraubt habe; so daß sie fast schon bereute, sich einem so starrköpfigen Verwandten anvertraut zu haben, der Don Carlos natürlich nicht wie Hipolita Leben und Wohlergehen wünschen konnte, und seines priesterlichen Standes ungeachtet auch nicht wünschte. Es gingen darüber noch drei bis vier Tage hin, und Hipolita sah sich am Ende genöthigt, Don Carlos zu erklären, daß sie ihm, ohne ein für ihre Ehre nachtheiliges Aufsehen zu erregen, nicht wohl eher verzeihen könne, als bis es ihm gelungen sei, den Widerstand des alten Herrn zu brechen. Der

Grande erschien zum anderen Male bei Hipolita, und da er sich erinnerte, wie man von großen Herren gewöhnlich mehr als Worte zu erwarten pflegt, so wollte er den Versuch machen, mit Werken durchzudringen, und versprach dem unversöhnlichen Priester eine fette geistliche Pfründe ohne Seelsorge, die er als eine eben erledigte in dem ansehnlichsten Orte seiner Ländereien zu vergeben hatte.

Kaum ließ er das erste Wort von diesem Vorschlage zur Güte gegen den halsstarrigen harten Alten fallen, als derselbe mit einemmale so weich wie Butter ward, und Hipoliten so unverschämter Weise zuredete, die Verbindung mit Don Carlos zur Beseitigung fernerer Unannehmlichkeiten einzugehen, daß er denselben, den er niemals gesehen, als einen solchen Inbegriff von Tugenden und Vorzügen pries, wie selbst die Mutter, die ihn geboren hatte, es nicht gewagt haben würde zu thun, wenn sie noch am Leben gewesen wäre. Um ihre Rolle gut zu Ende zu spielen, fing nun aber Hipolita an, sich zu weigern, und erklärte seinen früheren Rath, nicht zu verzeihen, für den besseren, den sie befolgen wolle, da sie Grund habe, anzunehmen, daß sein ihr jetzt ertheilter, ein bestochener sei. Der habsüchtige Priester, der seine einträgliche Präbende schon in der Tasche zu haben gemeint, wollte nun über diese unerwartete Sinnesänderung der vorher so viel nachgiebigeren Hipolita schier verzweifeln, und ließ keine Stunde, ja kaum einen Augenblick mehr hingehen, ohne ihr mit seinen Gründen zuzureden. Eine Weile belustigte sie sich mit ihrer Schwester an seiner Angst; als er aber damit immer zudringlicher und sogar lästig wurde, willigte sie zuletzt in aller Form in die Begründung ihres heißersehnten Glücks.

Auch die königliche Begnadigung wurde alsbald erwirkt, und darauf zeigte sich Don Carlos wieder öffentlich. Der

Ehevertrag wurde unterzeichnet, und Verlobung und Hochzeit folgten zu höchster Zufriedenheit der Liebenden in kurzen Zwischenräumen auf einander. Wenige Tage später ging auch Don Carlos Gesuch bei Seiner Majestät glücklich durch, indem er mit dem Orden von Calatrava bekleidet und mit der Komthurei seines Vaters belehnt wurde, und danächst begab er sich mit seinem Bruder und von seinem Freunde Don Diego begleitet, nach seinem Vaterlande Aragonien, wo er den letzteren mit seiner Schwester verheirathete, und alle drei Paare sich zusammen eines ruhigen behaglichen Lebens und einer zahlreichen Nachkommenschaft erfreuten.

XV.

Leonora Macedonia.

Nachdem der König Alfonso von Aragonien seine Königreiche Aragonien und Catalonien der Herrschaft der Königin Maria, seiner Gemahlin, überlassen, und seine Residenz in Neapel aufgeschlagen hatte, das er mit so großen Anstrengungen sich erworben, ließ er sich an, diesem von den langjährigen Kriegen fast gänzlich verwüsteten Königreiche die innerliche wie die äußerliche Ruhe wieder zu geben, und machte er in Folge dessen seinen Sohn Fernando zum Herzoge von Calabrien, allwo sich mit demselben viele der Seinigen niederließen, die ihm in den vorgängigen Land- und Seekriegen beigestanden hatten.

Unter diesen befand sich denn auch ein Sizilianischer Baron, Namens Herr Giovanni Ventimiglia, ein tapferer und kluger Edelmann, den der Herzog mit dem Markisat Cotrone belehnte. Der Hof des Königs Alfonso war eine Schule der feinsten Sitten, und die Pflege der Wissenschaften stand dazumal in jener Stadt in der Blüthe. So wie nun Ventimiglia in Neapel seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, geschah es, daß er bei einem großen Feste, wo fast alle

Damen der Stadt versammelt waren, eine schöne Jungfrau von zwanzig Jahren wahrnahm, die Frau Leonora Macedonia hieß, und an Herrn Giovanni Tomacello, einen reichen Jüngling, vermählt war.

Frau Leonora war in der That eine der schönsten und anmuthvollsten Edeldamen Neapels; daneben aber so stolz und spröde, daß sie wohl den König selbst nicht gewürdigt haben möchte, ihm ein freundliches Gesicht zu zeigen. Ventimiglia war noch nicht lange in Neapel und mit den Damen unbekannt, so daß er dafür hielt, Macedoniens Gemüthsart müsse ihrer Schönheit entsprechen, und könne unmöglich grausam sein, und alsobald er sich von den Banden der Liebe an sie gefesselt fühlte, Alles aufzubieten beschloß, wodurch er ihrer Gegenliebe sich theilhaft machen könnte.

Er war in Sicilien sehr reich an väterlichem Erbe, und besaß im Königreiche Neapel mehrere tausend Ducaten Einkünfte. Er fing nunmehr an, des öfteren an Leonorens Hause vorüber zu gehen, und jedesmal, wann ihm das Glück zu Theil wurde, sie zu sehen, ihr auf eine Weise, die Niemand auffallen konnte, seine Ehrfurcht zu bezeigen. Wurde irgend ein Fest gegeben, wohin sie ging, so erschien er darauf schön gekleidet, bestrebte sich in aller Bescheidenheit, ihr seine Liebe bemerkbar zu machen, und weidete seine Augen an ihrem Anblicke, der denn sein Herz immer leidenschaftlicher entzündete. Bei allen Turnieren trug er den ersten Preis davon, so stark und geübt war er, und da er allerwärts seine Kundschafter hatte, so ermangelte er niemals, sich und seine Diener dabei in ihre Farben zu kleiden und seine Rosse damit ausschmücken zu lassen. Auch pflegte er überhaupt bei allen Waffenspielen vor der Brustwehr, wo sie saß, sich auf den wildesten und schönsten Pferden sehen zu lassen, indem er sie spornte, hin und her tummelte, sich bäumen ließ oder

auch mit ihnen über die Schranken setzte, so daß er als ein unerschrockener und gewandter Ritter sich bei Jedermann beliebt machte. Nichtsdestoweniger mochte er beginnen, was er wollte, es gelang ihm niemals, ihr eine freundliche Miene abzugewinnen, und er wurde deshalb über die maßen betrübt, da er nichts in der Welt so sehr als sie liebte und gegen sie alles Andere gering schätzte.

In dieser Stimmung schrieb ihr Ventimiglia dereinst einen Brief, der Steine hätte erbarmen können, und sendete ihn ihr mit mündlichen Botschaften noch obenein heimlich zu; wiewohl ihm dies nichts half, da Frau Leonora nicht nur Brief und Botschaft nicht annehmen und anhören wollte, sondern auch inskünftige sich so wenig wie möglich vor ihm sehen ließ und, wenn sie in der Kirche oder auf einem Feste zufällig mit ihm zusammentraf, die Kirche auf der Stelle verließ, und in der festlichen Versammlung sorgfältig vermied, ihn anzusehen. Herr Ventimiglia, der sich dessen wohl versah, glaubte vor Leidwesen darob sterben zu müssen, da indessen kein tapferer und echter Ritter fliehend stirbt, und Herrn Ventimiglia das Bild seiner Geliebten tief in das Herz geprägt war, so stand er dessen ungeachtet nicht von der Verfolgung seines Zieles ab, sondern harrte in seiner Liebe und Dienstbarkeit standhaft aus, um vielleicht dennoch ihre Härte und Grausamkeit zu besiegen. Auf diese Art wurde seine anfänglich geheime Leidenschaft auf die letzt ganz Neapel offenbar, und Jedermann wußte, um wessetwillen er einen solchen Aufwand und Pomp bei allen Gelegenheiten machte. Wie nun aber das Leiden des unglücklichen Liebhabers schon länger als zwei Jahre gewährt hatte, und es ihm vorkam, daß seine Dame nur immer spröder, grausamer und hochmüthiger gegen ihn würde, so bekam der arme Ventimiglia einen solchen Ueberdruß am Leben, daß er vielemale

drauf und dran war, sich den Tod zu geben. Eines Tages, allein in seinem Zimmer, ging er, in verliebte Gedanken vertieft, eine lange Weile stillschweigend auf und ab, und warf sich endlich, matt und müde, die Augen thränenschwer, auf ein Ruhebett, wo er in die klagenden Worte ausbrach: Ach, unglückseliger Ventimiglia! unter welch bösem Gestirn bist du doch geboren; in welch ungünstiger Stunde mußtest du dein Auge zu der erbarmenslosen Schönen aufschlagen! Wie ist es nur möglich, daß ein so lieblicher Schein ein so unheilbringendes Wesen birgt! In Wahrheit, ihr golden Haar, ihre heitere schneeweiße Stirn, die schwarzen gewölbten Augenbrauen über den beiden strahlenden Morgensonnen, die Phöbus Neid einflößen, die spitze regelrechte Nase, die beiden blühenden Wangen, der rosige Mund, der hinter den reinsten Rubinen orientalische Perlen einschließt, der weiße rundliche Hals, die elfenbeinernen Schultern, die schwellenden marmornen Brüste, hybleischen Honigs voll, die blendenden, jugendlichen Arme mit den langen schmalen Händen, die geschmeidige anmuthreiche Gestalt, die kleinen, kaum die Erde berührenden Füße, kurz Alles, was mir in der Himmlischen vor Augen tritt, verspricht mir, sie sei ein Weib. Und ist sie ein so schönes, so liebliches Weib, wie vermag sie so rauh und unfreundlich zu sein? Wäre sie milde, so ginge ihr auch nicht eine Tugend ab, die ein Weib haben soll. Sie dürfte vielleicht sagen, ich schließe in meinem Sinne allzufehl, denn was ich Grausamkeit benenne, sei vielmehr Sitte und Ehrbarkeit. Aber habe ich wohl jemals ein ander als ehrbares Verlangen an sie gestellt? Was sonst will ich von ihr, als das Licht ihrer schönen Augen, und als die bescheidene Gunst, ihr dienen und sie lieben zu dürfen? Und wie übel, undankbare Leonora, lohnst du mir all meine Ergebenheit, ja Anbetung! Wie habe ich nur solche Zeit und Mühe an

dich verschwendet! Wie nutzlos habe ich so viele Nächte für dich durchwacht, und so viele Thränen für dich vergossen! Ich Thor! daß ich um deinetwillen die edelsten Frauen und das schönste Glück der Liebe verschmähte. Was soll ich Anderes von ihr denken, als daß sie nach meinem Blute lechzt und mich zum Selbstmörder werden zu sehen lüstert? Aber diese ihre Lust soll sie nicht büßen. Ich will sie aus meinem Herzen verbannen, und ein anderer Mensch werden, als ich seither, durch meine Liebe das Gespött des Volkes, gewesen bin. Es soll nicht länger wahr sein, daß ich sie liebe, die mich haßt. — Also beschloß der der Sprödigkeit seiner Schönen müde Edle zu thun, und fühlte sich in dem Augenblicke von seiner Liebe völlig frei; auf der anderen Seite erwachte nun aber mit einemmale in ihm ein so inbrünstiges Verlangen nach ihr, daß er wieder das gerade Gegentheil von dem sagte, was er vorher gesagt, und sich selbst wegen jener Aeußerungen scharf tadelte. O, ich Treuloser! rief er aus, was für Gedanken habe ich da zu äußern und in meiner Brust zu hegen gewagt. Werde ich jemals das Herz haben, ohne vor mir selbst zu erröthen, ihr wieder vor die Augen zu kommen, nachdem ich sie also geschmäht? Kann sie nicht das Alles gethan haben, meine Treue und Beständigkeit zu prüfen? Was habe ich denn je für sie gethan, welches Pfand meiner Liebe habe ich ihr schon gegeben? Steht es ihr nicht frei, mit mir, als mit ihrem Sklaven, nach ihrem Gutdünken zu verfahren? Behüte mich darum Gott vor der Sünde, daß ich ihr etwa wieder nehme, was ich ihr freiwillig gegeben! Ich bin dazu geboren, ihr zu dienen, und will in meinem Berufe ausharren, es geschehe mir was da wolle. — In diesem Sinne beharrte er noch zwei volle Jahre, liebte sie und diente ihr so lange nach wie vor; erwarb sich aber nicht einen einzigen Blick von ihr. Er

hatte unter den Großen des Hofes viele Freunde, die sich wie Andere der Thorheiten versahen, die ihn seine Liebe begehen ließ, und ihn nicht selten scharf und bitter tadelten, daß er sich der allbekannten Launenhaftigkeit der Dame opfere. Es gab keinen Bürger und Edelmann in ganz Neapel, dem es nicht leid gethan hätte, den allgemeinen Liebling Ventimiglia so schmählich behandelt zu sehen, und Frauen und Edeldamen die Menge würden ihm mit Freuden ihre Liebe und Gunst zugewendet haben, wenn er sie nur hätte fordern wollen. Aber der Arme sah und hörte nichts außer seiner Leidenschaft.

Da trug es sich eines Sommers zu, daß der Herzog von Calabrien, der heißen Luft in Neapel zu entfliehen, sich auf einige Zeit nach den Bädern des anmuthigen Pozzuolo begab, wo schon die alten Römer sich vor Zeiten vergnügten, wessen die Trümmern so vieler prachtvollen Paläste Zeugen sind. Ventimiglia begleitete den Herzog, und während ihres Aufenthaltes in Pozzuolo pflegte Ventimiglia sich oftmals von den Andern hinweg zu stehlen, und bald an dem Gestade des Meeres, bald auf freiem Felde unter den Ruinen der Vorzeit, bald auf den fruchtbaren, sanftansteigenden Hügeln, bald durch die vielen erfrischenden Höhlen, bald an den schweflichen Seen, bald in den Cedern- und Orangenhainen, und an anderen vergnüglichen Orten zu lustwandeln, in Gedanken unablässig mit seiner Geliebten beschäftigt. Der Herr Galeazzo Pandono, sein vertrautester Freund, war über das Leben, das er ihn führen sah, äußerst mißvergnügt, und hätte ihn von seiner Liebe gern frei gemacht. Als sie daher eines Morgens früh mit Anderen den Herzog auf einem Spaziergange nach der Höhle der Sybille begleiteten, nahm Herr Galeazzo Ventimiglias Hand und sagte: Herr Markese, laßt den Herzog allein weiter gehen und kommt mit mir

dorthin unter jene Lorbeerbäume, wo ich euch was sagen will. — Recht wohl, sprach Ventimiglia, ich war ohnedies entschlossen, mich auf jeden Fall von den Anderen zu entfernen. — Sie kamen mit einander an den bezeichneten Ort und setzten sich in dem Schatten der Lorbeern auf das weiche Gras nieder. Herr Markese, hub Herr Pandono da zu reden an, ich mache, um der brüderlichen Freundschaft willen, die schon so viele Jahre zwischen uns besteht, keine Umstände mit dir, und sage dir gerade heraus, was mir auf dem Herzen liegt. Ich fange also mit dem Leben an, das ich dich hier in Pozzuolo führen sehe, und demzufolge du wie einer jener Philosophen, die die Natur zu erforschen trachten, gedankenvoll und einsam umherirrst. Ja, es sind, glaube ich, noch nicht fünf Tage her, als ich, mit dem Grafen von Celano auf einem Hügel mich ergehend, dich an dem Quelle hier stehen und weinen sah. Wir sahen dir wohl über eine Stunde zu, wie du immer mehr Thränen vergossest und die Augen oftmals zum Himmel aufschlugst. Siehe da, sprach der Graf von Celano zu mir, wie weit es mit dem Markese von Cotrone in seiner Liebe zu Frau Leonora Macedonia, der Gattin des Giovanni Tomacello, gekommen ist. Er bewirbt sich schon so viele Jahre um sie, und sie will doch so gar nichts von ihm wissen; aber bei der Seele meines Vaters! ich bin vielemale drauf und dran gewesen, ihn recht tüchtig darum auszuschelten, und habe es nur unterlassen, weil ich auf keinem vertrauten Fuße mit ihm stehe, den ich, als einen so ehrenwerthen Ritter, wie meinen Bruder liebe. Dir, Herr Galeazzo, fuhr er fort, steht das besser an, du bist sein Freund, und vermagst ihn aus diesem Irrsale zu ziehen. Ich versprach ihm, es bei der ersten Gelegenheit zu thun, um so mehr, da ich es mir selbst wiederholt vorgenommen, und so ist denn jetzt die Zeit gekommen

da ich mit meinen Worten, die hoffentlich eine gute Statt bei dir finden, nicht länger an mich halten kann. Deine vergebliche Liebe ist schon seit so vielen Jahren zum Stadtgespräche geworden, und Jedermann verdenkt es dir, daß du deine Zeit mit dieser allerstolzesten und unliebenswürdigsten Frau verdirbst. Der große Aufwand, den du ihretwegen gemacht, möchte noch hingehen, und ist wenigstens das geringste Uebel von allen dabei, da du dir doch also den Ruf erworben, hier am Hofe der freigebigste und glänzendste Baron des Reichs zu sein; aber es sollte dir allerdings nicht minder leid thun als mir, daß du für sie Tag für Tag zum Selbstmörder wirst, und tausendfache andere Gelegenheiten, glücklich zu lieben, darüber verloren hast. Es sind ihrer Viele, die behaupten wollen, du seist gar nicht mehr der alte Markese di Cotrone, sondern in Leonora Macedonia verwandelt, die du für deinen Gott ansehest, und die dich doch nicht einmal so hoch achte, wie etwa die ersten Kinderschuhe, die ihr an die Füße gezogen wurden. Und du mußt nicht glauben, daß sie dies aus Uebelwollen sagen, nein, ihr Mitleiden und ihre Liebe, die dich aus der Hölle erretten möchten, in der du schmachtest, bewegt sie dazu. Und, bei Gott! dir die Wahrheit zu gestehen, so hast du dich von deiner Leidenschaft in der That weit genug verlocken, und, wie scharfsichtig du dich auch in anderen Dingen bezeigst, auf eine Weise verblenden lassen, daß du den gewissen Tod und, was noch schlimmer, die ewige Schmach und Unehre deines Namens, die dich bedrohen, nicht vor dir siehst. Du, der du im Kampfe für unseren glorreichen König Alfonso die Reihen der Feinde so vielemale durchbrochen, und die dir anvertrauten Schaaren zum Siege geführt hast, bist jetzt nicht im Stande, dich selbst gegen ein Weib zu schützen, das dich zu ihrem Sklaven gemacht, und vor dem du zitterst wie ein

Knabe vor seinem Lehrer, der ihn züchtigt. Und, guter Gott! was für ein Weib hat dich überwunden. Ich will nicht ableugnen, daß es eines der schönsten Neapels, edel geboren und an einen reichen und vornehmen Mann, wie das ein jeder sieht und weiß, verheirathet ist. Aber sage mir, welche Tugenden und löblichen Sitten und Eigenschaften ihr innen wohnen? Vielleicht willst du sagen: Sie ist keusch und ehrbar, und thut nichts, was ihrem oder ihres Mannes Rufe zu nahe tritt. Das ist recht gut, denn eine Frau hat Alles verloren, wenn sie ihre Ehre verloren hat. Aber diejenigen, die wirklich ehrbar sind und dafür gehalten werden wollen, betragen sich doch zugleich mit Anmuth und Höflichkeit, und wissen, wenn einmal Einer ihre Unschuld anficht, ihm mit guter Art zu verstehen zu geben, daß er davon abstehen möge, und seine Zeit und Mühe vergeude, ohne daß sie darum so stolz und spröde und so eigensinnig und voller Grillen sind, wie diese. Ihre Schönheit, die du so hoch erhebst, ist wie eine Blume, die des Morgens frisch erblüht und am Abende schon hinwelkt und die Blätter senkt. Ein wenig Fieber und der Lauf der Zeit vernichten jede Schönheit und lassen nichts übrig, als ein unerquickliches Stück Fleisch. Verzeihe mir, Bruder, und höre mich ruhig an. Ich sehe zwar, daß deine veränderten Mienen mir deinen Unwillen verkündigen; aber zürne mir wie du immer willst. Ich habe einmal begonnen, mit dem Lichte der Wahrheit deinen Irrthum zu beleuchten, und wenn du auch gegenwärtig nicht einsehen magst, daß ich recht habe, so dankst du mir es doch in Zukunft ganz gewiß, wann endlich einmal deine unendliche Geduld reißen wird. Aber solcherlei Aufschub thut in keinem Falle gut; darum strenge dich an, daß du, was dir die Zeit, die Mutter der Wahrheit, in ihrem flüchtigen Laufe dereinst enthüllen würde, mit deinem Verstande gegenwärtig schon begreifst.

Wo ist deine Klugheit und Tapferkeit und deine hohe Geistesbildung hin? Wohin sind die Lorbeern, die du dir nicht im Dienste eitler, selbstsüchtiger Frauen, sondern im ernsten Waffentanze erworben? Wohin all das Edle in dir, das dich an diesem Hofe so angesehen machte? Es ist wahrlich allzu betrübt, dich so schmählich zu Grunde gehen zu sehen. Ich will zwar kein Mönch werden, und dir Keuschheit und Abscheu vor den Frauen predigen, deren man sich in der Fülle der Gesundheit und Jugend und des Wohllebens nicht entschlagen mag. Aber ich wünschte nur, du liebtest da, wo deine Liebe erwiedert, oder dir mindestens die Hoffnung gelassen würde, sie nach einer getreuen Dienstbarkeit belohnt zu sehen; mit nichten jedoch, wo man dir nichts als Haß und Verachtung dafür zuertheilt. Es ist noch nicht lange her, daß ich in Santa Maria pie di grotta mit einer Gesellschaft edler und schöner Damen zum Abendessen in dem anmuthigen Garten des Carracciolo war. Zufälligerweise kam daselbst die Rede auf Tomacellos Weib, Leonora Macedonia, und da stimmten alle Anwesenden ihretwegen überein, daß sie allerdings von ungemeiner Schönheit sei, hingegen es auch unmöglich ein stolzeres, hochmüthigeres und unhöflicheres Weib, als sie, geben könne, das von sich selbst eine so hohe und von Anderen eine so geringe Meinung hege, daß weder Verwandte noch Freundin es mit ihr aushalte. Also sprechen Männer und Frauen nach ihrem Verdienste von deiner Gebieterin; und so bediene du dich denn auch deiner freien Urtheilskraft, schüttele das schwere Joch deiner Liebe zu ihr von dir, und reinige dich von dem tödtlichen Gifte, das dein Herz ergriffen, so lange es noch an der Zeit ist. Habe zunächst Gott vor Augen, dann deine Freunde, deine Ehre und dein Leben, mehr weiß ich dir nicht zu sagen. — Hier schwieg Pandono, des Markeses Antwort gewärtig, still, und

dieser, von der Wahrheit seiner Worte betroffen, sagte nach einigem Bedenken, tief aufseufzend und im ganzen Gesichte verändert: Ich muß bekennen, mein theurer Freund, daß es die Wahrheit ist, was du so eben zu mir gesprochen, und daß ich dir dafür unendlich verpflichtet bin. Freue dich daher, daß du nicht tauben Ohren gepredigt und deine Worte verloren hast. Ich denke mit Gottes Hülfe Neapel zu erkennen zu geben, was sie über mich vermocht haben, und ich verspreche dir hier mit diesem ritterlichen Handschlage, daß die verderblichen Liebesflammen, die meine Brust für Leonora Macedonia nährte, fortan erloschen sind, und daß sogar ihr Name und Angedenken nicht mehr in mir lebt. Doch jetzt laß uns von ihr nicht weiter sprechen, und gehen wir, denn ich sehe, daß auch schon der Herr Herzog auf dem Heimwege begriffen ist. — Hierauf standen Beide auf, sprachen von anderen Dingen, und schlossen sich dem Gefolge des Herzogs an.

Noch an dem nämlichen Tage nahm Ventimiglia, der es für das Beste hielt, sich auf einige Zeit von Neapel zu entfernen, Gelegenheit, den Herzog um Urlaub nach seinem Markesat Cotrone in Calabrien, und von dannen nach Sicilien zu bitten. Derselbe wurde ihm gewährt, und darauf begab er sich nach Neapel, wo er dem Könige Alfonso aufwartete, brachte seine dasigen Angelegenheiten in Ordnung, und schiffte nach einem kurzen Aufenthalte in Calabrien nach Sicilien über, wo er in vielen Jahren nicht gewesen war, und wo er durch mannichfache Beschäftigungen und Reisen die Leiden besiegte, die ihm noch jezuweilen der Gedanke an Leonora Macedonia bereitete. Er war zwar nicht selten versucht, zu ihr zurückzukehren und von neuem zu erproben, ob ihre Härte und Grausamkeit sich nicht rühren lasse. Seine Vernunft jedoch vermochte jedesmal so viel über ihn, daß er diese Anfechtungen in den Wind schlug, bis

er am Ende völlig von seiner Leidenschaft genas und zu der Erkenntniß gelangte, wie unliebenswürdig doch die Schöne sei. Mit dieser Freiheit seines Herzens kehrte er nach siebenmonatlicher Abwesenheit nach Neapel zurück; wo er dann nimmer wieder vor Leonoras Hause vorüber ging, er müßte denn in Gesellschaft Anderer des Weges gekommen sein, wodann er aber, sie mochte am Fenster oder an der Thüre stehen, that, als sehe er sie gar nicht, oder habe sie vorher nie gesehen.

Er hatte auf diese Weise noch kaum zwei Monate seit seiner Rückkehr in Neapel zugebracht, so versahe sich der mit ihm vorgegangenen Veränderung Jedermann, und pries ihn darum höchlich, weil Leonoras sprödes Wesen allgemein verhaßt war. Ja, Herr Ventimiglia ging so weit, daß er, um jeden Funken seines alten Liebesfeuers zu ersticken, Falls ja hin und wider einer ihm unbewußt unter der Asche fortglimmen sollte, sich in ein anderes schönes Mädchen zu verlieben anfing, das denn auch ihrerseits nicht anstand, sobald es sich der Gefühle des Ritters versah, ihm ihre Gunst zuzuwenden. Durch diese zweite Liebe, die er so geheim hielt, daß Niemand etwas davon merkte, fühlte sich Herr Ventimiglia so beglückt, daß er seiner ersten Geliebten nicht nur völlig uneingedenk wurde, sondern sich sogar innerlich schämte, ihr jemals zugethan gewesen zu sein.

Ueber allem dem mochte etwa ein Jahr vergangen sein, als Herr Giovanni Tomacello, Macedonias Gemahl, durch Verwandte in einen schlimmen Rechtshandel verwickelt wurde, in Folge dessen ihn einige Schriften, die seine Gegner auffanden, in die Gefahr brachten, mehr als vierzig tausend Ducaten von seinem väterlichen Erbe zu verlieren. In welche Noth er dadurch gerieth, mag sich ein jeder vorstellen, der sich einmal selbst in einem solchen Verhältnisse befand. Die

Sache kam vor den hohen Rath des Königs, und da es Tomacello schien, sein Gegentheil stehe in besserer Gunst als er, so wußte er vor Angst, den Prozeß zu verlieren, gar nicht, was er beginnen solle. Die vornehmsten Rechtsgelehrten des Landes hatten allerdings ihr Gutachten dahin abgegeben, daß das Recht, wenn auch unter verwickelten Umständen, auf seiner Seite sei, und also rieth ihm ein guter Freund, seine Zuflucht zu einem Günstlinge des Königs zu nehmen, um mit dessen Hülfe zu erlangen, daß der Prozeß ohne Zeitverlust entschieden würde, weil seine Verwandten dagegen eben durch ihren Einfluß zu bewirken strebten, daß die streitigen Güter gerichtlich verwaltet, und die Sachen zu Tomacellos gewissem Verderben in die Länge gezogen würden.

Diesem Rathe gemäß ging Tomacello in Gedanken die Reihe der Günstlinge des Hofes durch, und überlegte, wessen Hülfe er ansprechen könne, bis man ihm rieth, den Markese di Cotrone für sich zu gewinnen, der sowohl der dienstfertigste und gefälligste von Allen, als auch der erste Liebling des Herzogs von Calabrien sei, und nächstdem von dem Könige Alfonso sehr werth gehalten werde. Tomacello, der niemals etwas von der Liebe des Markese zu seiner Gattin gehört, und auch sonst nichts als Gutes von ihm wußte, entschloß sich, wiewohl er ihn nicht näher kannte, zu ihm zu gehen, und den Versuch zu machen, seine Theilnahme an dem Rechtshandel zu gewinnen. Gedacht, gethan: des nächsten Tages, nach dem Mittagessen, bestieg er sein Maulthier, und begab sich nach dem Hause des Markese, der bei Seggio Capuano wohnte. Er stieg gerade zu der Zeit bei ihm ab, als auch Ventimiglia seine Mahlzeit beendigt hatte, und eben noch mit einigen Edelleuten, seinen Freunden, die bei ihm gespeist, am Tische saß und sich unterhielt. In den Saal eingeführt, bezeigte Tomacello dem Markese seine schuldige

Ehrerbietung, und sobald dieser ihn auf sich zukommen sah, erhob er sich von seinem Sitze und ging ihm mit zuvorkommender Artigkeit entgegen, indem er ihn willkommen hieß und nach seinem Begehren fragte. Ich komme, sprach Tomacello, mit dir insgeheim von einer Sache, die mich betrifft, zu sprechen. — Als der Markese dies hörte, verwunderte er sich sehr, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in einen schönen Garten, worin, nachdem er sich mit ihm ergangen war und Tomacello die Schönheit der Orangen-, Limonen-, Cedern- und anderen Fruchtbäume und der vielen farb- und duftreichen Blumen gepriesen hatte, Beide sich auf einen kleinen, vor der Sonne geschützten Altan setzten. Sobald sie daselbst Platz genommen, hub Tomacello also zu reden an: Obwohl ich, vortrefflichster Herr Markese, zuvor in freundschaftlichen und vertrauten Verhältnissen mit dir nicht gestanden habe, noch mir jemals die Gelegenheit gegeben war, dir einen etwaigen Dienst zu erweisen, in Berücksichtigung dessen ich es jetzt wagen dürfte, dich in meiner Bedrängniß um Hülfe anzusprechen; so flößt mir nichtsdestoweniger der Ruf, in dem du stehst, Niemand, der sich an dich wendet, ohne Beistand zu lassen, den Muth ein, dich unbekannterweise um deine Fürsprache für mich zu bitten. Ich bin Giovanni Tomacello, ein Edelmann aus dieser Stadt, gegen den vor kurzem einige Todfeinde vielmehr als Verwandte einen Rechtshandel anhängig gemacht haben, in Folge dessen sie mir, wenn sie durchdrängen, mehr als die Hälfte meines väterlichen Erbes entreißen würden. Ich habe meine Papiere vorgebracht, und meine Rechtsfreunde sagen mir, daß, wie verworren auch die Sache, das Recht doch entschieden auf meiner Seite sei. Trotz dem bestehen meine Gegner darauf, indem sie die Gunst geltend machen, deren sie sich im hohen Rathe erfreuen, daß die streitigen Güter

den Gerichten zur Verwaltung übergeben werden, und suchen sie, in der vorgeblichen Hoffnung, noch mehrere Schriften aufzufinden, die Entscheidung aufs Ungewisse hinaus zu verzögern. Sollte man mich zwingen, die Hälfte meiner Güter verwalten zu lassen, so müßte ich zu Grunde gehen; ich möchte deshalb gern in dem schon so vieljährigen Besitze verbleiben und das Urtheil bald gefällt sehen. Ohne deine Verwendung kann ich das nicht erlangen. Ich flehe dich also inständigst darum an, und versichere dich, daß, wenn ich durch dich Gerechtigkeit in dieser Sache erlangte, ich dir auf ewige Zeiten mit Gut, Leben und Ehre verpflichtet bleiben, und dir bei jeder Gelegenheit beweisen würde, du habest deine Wohlthaten an keinen Undankbaren verschwendet. —

Hier hörte Tomacello auf zu reden, und alsbald antwortete der Markese heiteren Angesichtes: Ich wünschte wohl, Herr, du bedürftest meiner Hülfe nicht, nicht etwa deshalb, weil ich abgeneigt, für dich zu thun, was in meinen Kräften steht, sondern weil es mir leid ist, daß deine Angelegenheiten sich nicht in einem vollkommen guten Zustande befinden. Ich danke dir für alles Freundliche, was du mir sagst, und wenn auch das große Lob, das du mir spendest, kein durchaus gerechtes sein mag, so freut es mich immer, daß also von mir gesprochen wird, und ich werde es mir in der That angelegen sein lassen, so viel an mir ist, jede gute Meinung von mir zu rechtfertigen. Was ich für dich thun kann, das, verspreche ich dir, will ich so gewissenhaft und sorgsam thun, als ob es zu meinem eignen Besten wäre. Es soll mich innig freuen, wenn es von einem guten Erfolge begleitet wird, und sollte, was ich nicht hoffe, das Gegentheil geschehen, so wird es wenigstens nicht die Schuld eines mangelhaften Eifers von meiner Seite sein. Vielmehr magst du hoffen, wofern, wie du mir versicherst, dein Recht

wirklich ein so gutes ist, morgen, bevor die Sonne untertaucht, gute Zeitung zu hören; denn ich gedenke, noch ehe ich zu Abend esse, deiner Sache eine solche Wendung zu geben, daß ihr erwünschter Ausgang bald nicht mehr zweifelhaft bleiben soll. Die Anerbietung deiner brüderlichen Freundschaft nehme ich dankbar an und halte ihrethalb dafür, heute einen gewinnreichen Tag erlebt zu haben. Einen anderen Dank verlange ich nicht und kann ich von dir nicht annehmen, angesehen, daß ich Giovanni Ventimiglia und kein Kaufmann bin. Im Gegentheile soll dir zu jederzeit von mir auch in Werken widerfahren, was ich dir jetzt nur mit Worten zugesagt habe. —

Durch diese großherzigen Anerbietungen Ventimiglias zu frischen Hoffnungen gestärkt, ging Tomacello nach unendlichen Danksagungen nach Hause, und erzählte seiner Gattin, was er Alles mit dem Markese di Cotrone verhandelt habe. Sie erstaunte höchlich über die Menschenfreundlichkeit des Ritters, und ohne ihrem Manne ein Wort zu erwidern, erwog sie in ihrem Sinne die vieljährige Liebesdienstbarkeit, in der der Markese zu ihr gestanden, den großen Aufwand, den er ihretwegen gemacht, und die ungemeine Höflichkeit, die er ihr sonst noch erwiesen hatte. Sie bedachte, daß sie ihm doch mit keinem einzigen Blicke dafür gefällig gewesen war, und konnte also nicht umhin, ihn für den vollkommensten Mann auf Erden zu halten.

Sobald Tomacello das Haus des Markese verlassen hatte, begab dieser sich an den Hof und verwendete sich bei dem Könige und Herzoge auf das wärmste für Jenen, so daß der König auf der Stelle einen seiner Kammerherren zu sich beschied und ihm auftrug, seinen Räthen insgesammt zu wissen zu thun, sie hätten, bei seiner höchsten Ungnade, unweigerlich schon des nächstfolgenden Tages in dem Rechts-

streite zwischen Giovanni Tomacello und seinen Verwandten ein Urtheil zu fällen. Die Räthe säumten nach Empfang dieses Befehles nicht, ihn in Ausführung zu bringen, und sandten also, da in dem Prozesse Alles zum Spruche reif war, den Betheiligten ihre gerichtliche Einladung zu, am anderen Morgen vor ihnen zu erscheinen, um der Entscheidung ihrer Angelegenheit zu gewärtigen. Das Gericht kam zu der bestimmten Zeit zusammen, und da Gründe und Gegengründe der Prozessirenden durch ihre Rechtsbeistände schon vorher insofern genugsam auseinander gesetzt waren, daß Tomacellos gutes Recht Allen eingeleuchtet hatte, so mußte ihm dasselbe wohl oder übel zugesprochen werden.

Den ihm geleisteten Dienst vollkommen zu machen, ließ Ventimiglia das Urtheil durch einen der Seinigen aufnehmen und gerichtlich bestätigen, und sendete es unverzüglich Tomacello zu, der darüber eine große Freude hatte, dem Markese dafür dankte, wie er nur wußte und konnte, und fernerhin öfters zu ihm kam und auch mit ihm speiste. Dem Markese fiel es freilich niemals ein, um deswillen seine Gattin wiedersehen zu wollen oder seine früheren Absichten mit ihr wieder aufzunehmen. Vielmehr bekümmerte er sich um sie so wenig wie vorher, und als ob er sie niemals gekannt hätte.

Hiernächst ritt eines Tages der Herzog von Calabrien nach dem Abendessen durch die Stadt und kam an dem Hause Tomacellos vorüber, der mit seiner Gattin eben, um frische Luft zu schöpfen, an der Thüre stand. Ventimiglia war zufälligerweise mit einem anderen Edelmanne hinter dem übrigen Gefolge zurückgeblieben, und kam im Gespräche mit ihm langsam nachgeritten. Als er dem Hause Tomacellos gerade gegenüber war, ließ dieser seine Gattin auf der Straße stehen, und ging auf den Markese zu, den er angelegentlich bat, die Anderen weiter reiten zu lassen und bei ihm abzu-

steigen, um einen frischen Trunk zu thun. Der Markese dankte Tomacello, wollte aber die Einladung nicht annehmen, sondern ritt dem Herzoge nach. Hierauf sprach die Dame, uneingedenk des großen Dienstes, den der Markese erst kürzlich ihrem Gemahl geleistet: Was hast du nur, lieber Mann, mit dem Markese Ventimiglia zu schaffen, daß du ihn so freundlich in dein Haus einladest? — Mit unwilliger Miene antwortete er sofort: Bei der Seele meines Vaters! ich glaube nicht, daß auf Erden noch ein so undankbares Weib lebt, wie du. Du kannst nichts als dich putzen und bespiegeln, auf neue Kleidertrachten sinnen, immer geschniegelt und gebügelt dastehen, als ob du die Prinzessin von Tarent wärest, und alle Männer und Frauen dieser Stadt über die Achseln ansehen. Ist es möglich, daß du schon vergessen haben kannst, welche große Gefälligkeit, ja Wohlthat, dieser Markese mir erwiesen? Müssen wir nicht sagen, daß wir ihm den größten und besten Theil unseres Vermögens verdanken? Wären wir nicht ohne ihn bis in die dritte Generation zu Grunde gerichtet? Es würde uns wahrlich anstehen, die Erde zu küssen, die er mit seinen Füßen betritt. Ich bekenne für mein Theil, ihm mit Leib und Leben, geschweige denn mit Hab und Gut, verpfändet zu sein, und würde mich zu jeder Zeit freuen, wenn er mit dem Meinigen schelten wollte, als ob es sein eigen wäre. Ja, ich will das Leben lassen, wenn ich jemals irgend einen Menschen auf Erden für seines Gleichen erkenne, der, auch abgesehen von dem, was er für mich gethan hat, um sein selbst willen von Jedermann geliebt und verehrt zu werden verdient. Alt und Jung, Vornehm und Gering, rechnet es sich, bei Gott! zur Ehre, sein, des Menschenfreundlichen, Edlen, Höflichen, Prächtigen, Freigebigen, Dienstfertigen, und Großmüthigen Freund zu sein, und du willst nicht, daß ich ihn

ehre und feiere? Sein bescheidenes, anmuthiges Wesen müßte ja wahrlich Marmorherzen rühren! Wollte Gott! meine Liebe, ich wäre jemals im Stande, ihm, dem ich unendlich mehr als eine Einladung in mein Haus schuldig bin, auch nur einen wesentlichen Dienst zu leisten. Wie sehr wollte ich mich darüber freuen! —

Diese Worte durchschnitten das undankbare, stolze Herz der Frau, und sie wußte ihrem Gatten keine Sylbe zu erwiedern, sondern blieb stumm ihm gegenüber stehen, und schlich sich, sobald sie konnte, von ihm hinweg in ihr Zimmer, wo sie sich auf das Bett warf und dem Strome ihrer Thränen freien Lauf ließ. Der Mann sah seine Frau fortgehen, und da er wußte, daß sie, ihrer Natur nach, nichts weniger als Tadel vertrug, so bestieg er sein Maulthier und ritt spazieren. Sie empfand mit einemmale eine so schwere innerliche Reue, daß es ihr war, als hätte man ihr das Herz aus allen Wurzeln gerissen. All ihr Sinnen und Denken war mit dem Markese beschäftigt, und Alles was er um ihretwillen gethan und gelassen, machte sich ihr gegenwärtig insgesammt erinnerlich, so wie denn auch, zu ihrem unaussprechlichen Schmerze, all ihre Härte, ihre Grausamkeit und ihr Stolz gegen ihn ihr wieder vor Augen traten. Also hatten jetzt die einfachen, aber wahren Worte ihres unvorsichtigen Gatten, was vordem allem Seufzen, Weinen, Flehen, Glühen, Dienen, Lieben, aller Unterwürfigkeit und allen Aufopferungen des Ritters nicht gelungen war, dies übermüthige, unzugängliche Herz gerührt und es dermaßen erweicht und gedemüthigt, und in einem Augenblicke mit solcher Heftigkeit in Liebe zu dem Markese entzündet, daß sie sich überzeugt fühlte, nicht länger leben zu können, ohne ihm den kläglichen Zustand ihrer Seele zu offenbaren. Sie war von Stunde an entschlossen, heimlich mit ihm zusammen zu

kommen, und hatte vor diesem Gedanken die ganze Nacht hindurch keine Ruhe. Mit dem Anbruche des Tages erinnerte sie sich des Boten, durch den ihr der Markese dereinst geschrieben hatte. Mit Hülfe einer alten Frau gelang es ihr, den Boten zu sprechen, und ihm zu wissen zu thun, was er dem Herrn Ventimiglia von ihr sagen solle. Der Bote hörte die Dame an, tröstete sie und sagte, er glaube ganz gewiß, der Markese liebe sie noch, und wolle es schon so einrichten, daß er, wie sie es wünsche, zu ihr komme. Die Dame war darob hoch erfreut, und der Bote ging zu dem Markese und sprach: Herr, ich bringe dir eine wunderbare Neuigkeit, die du gewiß nicht im Stande bist, zu errathen. Weißt du nämlich wohl, daß Frau Leonora Macedonia, der Sprödigkeit, womit sie dir begegnet, müde, jetzund ganz die Deine ist, und, keinen anderen Willen mehr als den Deinen kennend, dich heiß und inständigst bittet, noch heute zur Nonenzeit gefälligst in den Garten hinter ihrem Hause zu kommen, dessen Eingang offen sein und in dem sie dich erwarten werde, um mit dir zu sprechen? Herr Giovanni Tomacello, ihr Gatte, ist heute früh nach Somma gegangen und kehrt erst in acht Tagen zurück. — Der Markese erstaunte höchlich über diese Botschaft und, seine tausendfachen Bedenken habend, ob er gehen solle oder nicht, antwortete er: Ich habe heute Geschäfte von großer Wichtigkeit abzuthun; behalte ich inzwischen die Stunde, die du mir angegeben, frei, so werde ich zu Frau Leonoren gehen. — Der Bote ging zu der Dame zurück und sagte ihr: Herr Ventimiglia werde kommen; dieser aber, der sich aller Liebe zu ihr entledigt hatte, machte sich anderwärts zu schaffen und ging nicht zu ihr. Sie wartete auf ihn den ganzen Tag, und betrübte sich außerordentlich, daß er nicht erschien. Sie fragte den Boten nochmals aus und ließ sich von ihm wohl zehnmal wieder-

holen, was der Markese gesagt. Worauf sie, der Meinung, er sei von wichtigen Geschäften abgehalten, oder habe etwa Bedenken getragen, in ihr Haus zu kommen, den Boten ein zweitesmal an ihn absendete und ihn ersuchen ließ, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde in einer gewissen, wenig besuchten Kirche sich einzufinden. Mittlerweile überkam sie zwar auch die Besorgniß, ob nicht die dereinst so glühende Liebe des Ritters sich in Haß verwandelt haben möge, und warf sie sich selbst ihre Härte gegen ihn vor; indessen schien es ihr wieder unmöglich, daß so viele Liebe ganz erloschen sein könne, und je länger sie abgehalten wurde, ihm ihre Leidenschaft zu entdecken, destomehr verzehrte sie das überhand nehmende Feuer derselben. Auf ihre zweite Botschaft hin entschloß sich der Ritter, ihr Folge zu leisten, um zuzusehen, was sie ihm zu sagen habe, wiewohl er sich die mit ihr vorgegangene plötzliche Veränderung nicht zu erklären wußte.

Als die bestimmte Zeit nahte, und die Dame die Gewißheit hatte, sie werde den Ritter sehen, legte sie die reichsten Kleider an und verfügte sich, so anmuthig geschmückt, daß ihre natürlichen Reize noch unendlich durch die Kunst gehoben waren, in das Gotteshaus, wo der Markese, dessen Pferd ein kleiner Page vor dem Eingange hielt, vor Kurzem auch angekommen war. Mit ihren drei Zofen und zwei Dienern eingetreten, ging sie auf den allein auf- und abwandelnden Markese, sobald sie ihn wahrnahm, zu, grüßte ihn und wurde von ihm wieder begrüßt. Nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen sagte sodann der Ritter zu ihr: Ihr werdet mir gnädigst verzeihen, Signora, daß ich das erste Mal nicht in euer Haus kam, meine dringenden Geschäfte gestatteten mir nicht, es zu thun. Gegenwärtig bin ich hier, um zu vernehmen, was ihr mir zu befehlen habt. — Hierauf stieß die Dame einige schwere Seufzer, die ihr aus der

innersten Brust kamen, aus, richtete ihre schönen Augen liebevoll auf des Markese Antlitz und hub mit gedämpfter, bebender Stimme also zu reden an: Wenn ich, mein einziger Herr, mich immerdar also gegen euch betragen hätte, wie es euer Werth verdient, so würde ich jetzt viel unbefangener und kühner mit meiner Bitte vor euch treten. Bedenke ich dagegen meine grenzenlose Undankbarkeit und Härte, die mir nicht zuließen, euch nur eines Blickes zu würdigen, so wagt es meine erstarrte Zunge nicht, meine Worte gegen euch vorzubringen. Und in der That, hätte ich nur meinen eignen Werth vor Augen, wie sollte ich in ihm den Muth dazu gefunden haben. Aber deine Menschenfreundlichkeit und höfliche Sitte, die Andere so sehr rühmen, machen mich nicht allein beherzt genug, dir meine Gefühle zu vertrauen, sondern lassen mich auch hoffen, bei dir Mitleiden und Vergebung anzutreffen. Ich war seither, Herr Markese, verblendet und unbedacht, nunmehr sind mir die Augen aufgegangen, und ich habe meine thörichte Sprödigkeit eingesehen, indem ich eine Bewundrerin deiner seltenen Eigenschaften und deine Dienerin in einem Grade geworden bin, daß ich ohne deine Hülfe und Liebe nicht länger zu leben weiß. Glaube also ja nicht, Herr, daß all dein Aufwand meinetwegen, an Mühe, Zeit und Geld vergeblich gewesen und mir aus dem Angedenken verschwunden ist. Ich habe vielmehr das Alles eben sowohl vor Augen und im Herzen, als mein eigen Betragen gegen dich, dessetwegen ich mich gezwungen fühle, mir die heftigsten Gewissensbisse zu machen. Ich beschwöre dich demüthig, du wollest mir verzeihen, was ich an dir Unrechtes begangen habe, und mich für deine dienstwilligste Magd anerkennen, die sich für die Zukunft dir mit Leib und Seele ergibt. Das größte Glück, das einem Menschen zu Theil werden kann, ist doch gewiß, daß er seinen Feind, um Er-

barmen flehend, sich zu Füßen sieht. Dieses Glück, o Herr! wird dir gegenwärtig zu Theil, wo ich Alles, was ich jemals an dir verschuldet, doppelt und dreifach büße. Ja, wenn meine hier in der Kirche anwesenden Leute mich nicht sähen, so würde ich mich vor dir niederwerfen, und zu tausendmalen deine Füße küssen. Sieh mich also gänzlich für die Deine an und mache mit mir was dir wohlgefällt. Verlangst du aus Durst nach Rache meinen Tod, so gib mir ihn mit diesem Schwerte, das du umgürtet hast, mit deiner eignen Hand, denn er würde mir ohnedies bald von selbst zu Theil werden, erwürbe ich mir deine Liebe nicht. Aber wenn noch ein Funken deiner ehemaligen, schlecht vergoltenen Liebe zu mir in deinem Herzen fortglüht, und wenn du in Wahrheit der hochherzige Mann bist, als den man dich in diesem Lande preist, so trage Mitleiden mit mir und vergib. Verlangt dich zu wissen, woher diese meine plötzliche Sinnesänderung und heiße Liebe zu dir mir gekommen, so will ich es dir sagen. Mein Gatte, der dich mehr als sich selbst liebt, und dir so viel zu verdanken hat, pries dich dieser Tage gegen mich so warm und aufrichtig, daß er mir endlich damit meine so lange Zeit verblendeten Augen eröffnete und wieder sehend machte, und von dem Augenblicke an, fühlte ich mich in so inniger Liebe zu dir entbrannt, und mich dir so sehr zu eigen ergeben, daß ich keine Gewalt mehr über mich selbst habe. Ich mußte deshalb hierher kommen, dir mein Herz aufzuschließen, und erwarte nun eins von beiden, Leben oder Tod, aus deiner Hand. — Nach diesen Worten schwieg sie, von ihrem eigenen Schluchzen unterbrochen, still und ließ einen Strom von Thränen aus ihren Augen hervorbrechen. Der Markese hatte ihr aufmerksam zugehört, und unterdessen die mannichfachsten Gedanken bei sich gehabt. Er sah sie schöner als jemals, von ihrem Schmerze wie verklärt

vor sich stehen, bereit, Alles zu thun, was er von ihr verlangen konnte, und seine Begierde flüsterte ihm den Vorschlag ein, ihren Wünschen nachgebend, sie mit der Zusage einer geheimen Zusammenkunft mit ihr zu trösten und sich den vollen Genuß ihrer himmlischen Reize zu gönnen. Aber seine Vernunft war stärker als seine Sinnlichkeit, und so wie er also wahrnahm, daß sie vor Weinen nicht weiter sprechen konnte, antwortete er: Ich bin nicht wenig erstaunt, Frau Leonora, über das, was ich so eben von dir vernommen habe, und jemehr ich darüber nachdenke, destomehr erstaune ich noch, und destoweniger kann ich glauben, was ich doch hier sehe und höre, nachdem du so viele Jahre hindurch so überaus strenge mit mir gewesen bist. Was ich vordem aus allzuheftiger Liebe zu dir that, ist mir wohl erinnerlich, und ich sehe darin, wie in einem klaren Spiegel, meine eigne Schmach, so daß ich mich vor mir selber schäme. Ob ich zu jener Zeit innerlich für dich fror und glühte, und dem Tode oftmals nahe war, das wissen diese meine beiden Augen auszusagen, die damals zweien Quellen glichen, auch kann es mir die ganze Stadt Neapel bezeugen, der meine Liebespein offenbar war. Mein Lohn für meine langen, treuen und beständigen Minnedienste war, wie du der Wahrheit allerdings gemäß selber gesagt hast, nichts. Ich tröstete mich darüber aber mit der festen Ueberzeugung, daß die Ursache deiner Grausamkeit und Strenge keine andere sei, als deine Entschlossenheit, dir und deinem Gatten deine Ehrbarkeit fleckenlos und rein zu erhalten, weshalb ich denn auch, seitdem ich zu der Erkenntniß gekommen, daß meine Bemühungen mit dir scheiterten, allerwärts, wo von dir die Rede war, dich als eine der reinsten und keuschesten Frauen belobt und gepriesen habe. Daß du nun aber gegenwärtig von dem Guten, was dein Gatte dir von mir gesagt, dich hast ver-

leiten lassen, mich zu lieben und in das Labyrinth einzugehen, in dem ich zuvor ein so klägliches und fruchtloses Leben führte, will mir desto seltsamer däuchten, jemehr ich dein früheres Dasein überdenke. Liebe mich, der Freundschaft gemäß, die ich mit deinem Gatten eingegangen bin, und ich will dir nicht nur innigst dankbar dafür sein, sondern dich auch immer bitten, in solcher Liebe zu beharren, denn da ich deinen Gatten wie meinen Bruder liebe, so werde ich dich lieben wie meine Schwester, und dir jederzeit von Herzen all die Dienste leisten, die eine solche Freundschaft von mir verlangt. In mein altes Joch zurückzukehren, vermag ich nicht, wofern du wirklich das von mir verlangen solltest, darum bitte ich dich, laß von solcherlei Gedanken ab, und beharre in der Keuschheit und Ehrbarkeit, die ich dir vordem zutrauen durfte, denn es verhüte Gott, daß ich deinem Gatten irgend Schimpf und Kränkung anthue, und überdies liebe ich eine Andere, die nicht minder schön und edel ist als du, und von der ich so herzlich wieder geliebt werde, daß wir ein Herz und eine Seele sind, so einträchtig und zufrieden mit einander leben wir. — Hier schwieg der Markese, doch da er bemerkte, daß die Dame Anstalt machte, ihn mit neuen inbrünstigeren Beschwörungen als zuvor zu bestürmen, sprach er, um ihr sogleich den Weg zu versperren: Frau Leonora, ich empfehle mich dir, Gott sei mit dir! — und ging von ihr, die er in solcher Bestürzung und Verstimmung zurückließ, daß sie eine lange Weile nicht wußte, wo sie sich befand. Am Ende wieder zu sich kommend, ging sie tief betrübt nach Hause, wo sie, der Antwort des Markese nachdenkend und erkennend, wie weit entfernt er sei, ihre Wünsche zu erhören, in solche Schwermuth versank, daß sie vor Verdruß und Herzeleid erkrankte. Es wird allgemein angenommen, daß einer Frau nichts Peinlicheres und Herzkränkenderes

widerfahren kann, als sich verschmäht zu sehen. Was mußte nun wohl aus dieser Frau werden, die doch für die hochmüthigste und trotzigste in ganz Neapel gehalten ward! Sie legte sich in ihr Bett und that den ganzen Tag nichts als weinen und seufzen. Einerseits wollte es ihr zuweilen scheinen, sie habe um ihrer früheren Strenge und Grausamkeit willen gegen den Ritter, noch Schlimmeres als das verdient, was sie schicklicherweise jetzt sanft und duldsam leiden müsse. Zuweilen aber freilich, wenn sie bedachte, wie demüthig sie ihn mündlich gebeten, sich rühren zu lassen, wüthete sie gleichsam, nach dem Tode verlangend, gegen sich, wenn sie auch dagegen wohl in süßer Selbsttäuschung wieder zu sich sprach: Was verzweifle ich denn aber schon nach einer einzigen Abweisung! Er hat sich Jahre lang um mich beworben, wiewohl ich von ihm und seinen Botschaften und Briefen nichts habe wissen wollen, und ihm nur je länger je spröder begegnet bin. Er hat sich durch nichts einschüchtern und von seinem Ziele abschrecken lassen, und hat keineswegs sterben wollen, sondern sich vielmehr immer beständiger erwiesen. Wer weiß, wenn ich ein zweitesmal mit ihm rede und ihm eindringlichere Vorstellungen mache, ob er nicht aufhört, mir zu widerstehen und der meine wird? Das Glück steht den Kühnen bei und verläugnet die Zaghaften. Wer da flieht, hat den Muth zu siegen nicht. Es ist also vonnöthen, daß ich mein Heil bei ihm zum anderenmale versuche und ihm noch heißere Bitten an das Herz lege. Ich hätte nimmermehr eine Unterredung in der Kirche von ihm fordern sollen. Ich mußte ihn jedenfalls bewegen, in mein Haus zu kommen. Wären wir hier in meiner Kammer beisammen gewesen, und ich hätte ihm die Arme um den Hals geschlungen, er würde ganz gewiß nicht so spröde mit mir gethan haben. Er ist ja auch nicht von Marmor oder Eisen, sondern wie

die Anderen von Fleisch und Bein. — Auf diese Weise phantasirte das arme Weib mit sich selbst zwei, drei Tage lang, und war nicht im Stande, an etwas Anderes zu denken, als wie sie die Liebe des Markese sich erwerben könne, indem sie von einer ungewissen Hoffnung beseelt, wieder anfing, Nahrung zu sich zu nehmen und ein wenig frischen Athem zu schöpfen. Ihre Leute im Hause, die in jener Kirche bei ihr gewesen und sie mit dem Markese sprechen gesehen, von dem sie wußten, welch großen Dienst er ihrem Hause geleistet, waren darob nicht im mindesten argwöhnisch geworden, sondern glaubten vielmehr, da sie von der Unterredung kein Wort verstanden, daß sie irgend eine Gunst bei Hofe von ihm nachgesucht habe. Wie sie sahen, daß sie das Bett hütete, wollten sie Aerzte herbeiholen; aber sie widersprach dem, und wollte sogar nicht, daß ihrem Gatten in Somma Nachricht von ihrem Uebelbefinden gegeben würde. Leonora überdachte von neuem Mittel und Wege, dem Markese ihre Wünsche kund zu thun; da ihr aber Niemand in die Gedanken kam, den sie dazu besser anstellen könne, so nahm sie sich vor, jenen Boten, dessen sie sich schon vorher bedient, wiederum an ihn abzusenden. Sie ließ ihn zu sich kommen, erzählte ihm, was ihr mit dem Markese begegnet war, und bat ihn, zu ihm zu gehen und ihn in ihrem Namen flehendlichst zu ersuchen, er möge sie in ihrer Liebe zu ihm doch nicht so schmählich umkommen lassen, worauf sie, in Angst und Bangen seiner Antwort gewärtigte. Der mit Aufträgen und Versprechungen für den Fall, daß er eine gute Antwort überbrächte, beladene Bote begab sich zu dem Markese, und traf ihn eben auf einem Spaziergange mit anderen Edelleuten an, woselbst er, da er sah, daß das Gespräch sich nicht um wichtige Dinge drehte, auf den Markese zutrat und zu ihm, nachdem er ihm seine Ehrfurcht bezeigt,

sagte: Wenn es euch gefällig wäre, Herr, so möchte ich insgeheim ein paar Worte mit euch reden. — Der Markese entschuldigte sich bei der Gesellschaft, trat mit dem Boten bei Seite an die gemauerte Brustwehr des Gartens nach der Straße zu und erwartete, was er vernehmen werde. Der Bote schilderte ihm nun mit vielen Worten, in welchem Zustande Frau Leonora Macedonia sich befinde, und beschwor ihn, so gut er es vermochte, mit ihr Erbarmen zu haben, und ein so schönes Weib nicht in der Blüthe ihrer Jahre sterben zu lassen. — Der Markese antwortete: Frau Leonorens Unglück sei ihm ganz gewiß aufrichtig leid, und er werde für sie jederzeit mit Vergnügen thun, was sich mit seiner Ehre vertrage. Aber was diesen besonderen Fall anlange, so könne er ihr keinen anderen Rath ertheilen als den, ihre Leidenschaft zu mäßigen und nicht weiter daran zu denken, indem er entschlossen sei, eine sinnliche Liebe der Art in keinem Falle von ihr anzunehmen, und ihm hiermit verbiete, ihm je wieder eine solche Botschaft von ihr zu überbringen. — Der Bote ging darauf höchst wider Willen von dem Markese hinweg, und kehrte zu der Dame zurück, der er seine Endantwort hinterbrachte. Frau Leonora war nach diesem Bescheide mehr todt als lebendig. Unfähig, ihrem inneren Drange, den Markese zu lieben und ihrer Sehnsucht, von ihm geliebt zu werden, zu widerstehen, dachte sie Tag und Nacht nur an ihn, und beschloß sie, nicht länger am Leben zu bleiben, weil es ihr weit leichter zu sein schien, den fürchterlichen letzten Schritt zum Tode zu thun, als ihre herben Seelenqualen zu ertragen. Sie verlor von nun an Schlaf und Eßlust, und wurde von Tag zu Tage schwächer. Als ihr Gemahl zurückkehrte und nicht begreifen konnte, was ihr fehlte, ließ er die berühmtesten Aerzte von Neapel zu ihr rufen; aber keine ihrer Arzeneien half dem Uebel ab. Die

Krankheit ihres Herzens war bereits dermaßen angewachsen, daß sie alle Kraft ihres Körpers aufgerieben und verzehrt hatte. Leonoras Leben war unrettbar verloren, und als sie fühlte, daß der Tod ihr nahte, ließ sie einen ehrwürdigen Priester zu sich kommen, und beichtete ihm alle ihre Sünden. Als der geistliche Vater den seltsamen Fall von ihr vernahm, ermahnte er sie, von ihrem sündlichen Wahne abzulassen und zu bereuen, daß sie zur Selbstmörderin geworden sei. Aber es hielt schwer, sie zu dieser Erkenntniß zu bringen; bis die Gnade Gottes am Ende den frommen und heiligen Worten des Bruders dennoch die Kraft verlieh, sie zu überzeugen, welche Gefahr sie gelaufen, ihre Seele unrettbar in die höllische Verderbniß zu stürzen. Sie fühlte sich demzufolge so zerknirscht, daß sie, unzählige, bittere Thränen vergießend, noch einmal beichtete, Gott demüthig um Vergebung bat, und auch verlangte, daß ihr Gatte ihr Geheimniß erführe. Sie ließ ihn zu sich rufen, und vertraute ihm, im Beisein des Bruders, die Geschichte der Liebe des Markese di Cotrone zu ihr und ihrer [redacted] späteren Liebe zu ihm, so wie seine Redlichkeit und Treue, und die weisen Antworten an, die er ihr gegeben, und flehte ihn mit schwacher und gebrochener Stimme um Verzeihung. Darauf empfing sie mit großer Andacht die heiligen Sakramente des Abendmals und der letzten Oelung, lebte noch zwei Tage und starb dann reuevoll. Ihr ehelicher Gatte, dem sie zwei kleine Söhne von zwei und drei Jahren hinterlassen, und der sie herzlich geliebt hatte und noch immer liebte, trotz dem, daß sie ihm in Gedanken und im Willen untreu geworden war, betrübte sich über ihren Tod auf das Aeußerste und beweinte sie lange Zeit. Ihr Begräbniß in der Kirche des heiligen Dominikus wurde nach neapolitanischer Weise mit vieler Pracht begangen, und die Nachricht und die Ursache von ihrem Tode

alsbald in der ganzen Stadt bekannt. Als der Markese davon hörte, wurde er sehr betroffen, und stand in Zweifel, ob er zu Tomacello senden und ihm seine Theilnahme bezeigen lassen solle oder nicht. Am Ende ging er persönlich zu ihm und wurde von ihm sehr freundlich aufgenommen, so wie Tomacello ihm denn auch die näheren Umstände von Leonorens Tode zu wissen that, und ihn in Zukunft immer für seinen besten Freund und für den ehrenfestesten Ritter auf der Welt ansah.

XVI.

Glück im Unglück.

In Venedig lebte vor Zeiten ein tapferer und muthvoller Mann, Namens Pisti, der durchaus nicht leiden mochte, daß man ihn oder etwa gar seine Ehre beleidigte. Derselbe hatte ein junges Weib, das Eugenia hieß, und das er eben so über Alles liebte, als es ihm getreu und ergeben war. In diese verliebte sich ein Riminefer, überaus reicher Kaufmann, der mit großen Geschenken ihre Gunst zu gewinnen suchte. Sie benahm ihm ihrerseits zwar alle und jede Hoffnung auf einen guten Erfolg; aber er ließ sich desungeachtet nicht von seinem Unternehmen abschrecken, und machte also die junge Frau sehr traurig, die nicht anders glaubte, als, er müsse ihre Ehre dadurch benachtheiligen. Ihr Gatte nahm wahr, daß die, zuvor so Heitere und Vergnügte sich besonders in seiner Gegenwart niedergeschlagen zeigte, und verlangte den Grund ihres Trübsinns zu erfahren. Sie kannte aber die Stärke seiner Leidenschaft zu ihr gut genug, um zu wissen, er werde nicht dulden, daß ein Anderer einen unrechten Blick zu ihr zu erheben, geschweige denn gar sie zu lieben wage, und hatte nicht den Muth, ihm die Wahrheit einzugestehen, weil sie besorgte, es könne daraus irgend ein Unheil erwachsen,

sondern gab ihm vielmehr, um ihn zu beruhigen, andere, erdichtete Gründe ihrer Verstimmung an. Mit diesen Gründen begnügte sich indessen Pisti nicht. Er sah recht wohl ein, daß es leere Ausflüchte waren, und nachdem er sie also noch einigemale liebevoll gebeten, offener gegen ihn zu sein, wandte er sich am Ende, da er befand, daß Alles vergeblich blieb, mit gestrenger Miene zu ihr und sagte: Entweder du gestehst mir nun freiwillig ein, was es mit deinem Trübsinne für eine Bewandtniß hat, oder du wirst mich zwingen, andere Mittel anzuwenden, um das Wahre an der Sache von dir zu erfahren. — Eugenia sah den Zorn ihres Gatten vor Augen. Und da sie seine weiteren Maßregeln nicht abzuwarten Lust hatte, so erwiederte sie: Wenn ich dir seither auf deine Fragen nicht gerade heraus antwortete, so hatte ich meinen guten Grund dazu. Da du denn aber einmal keine weitere Rücksicht nehmen willst, so mag ich nicht zugeben, daß eines Andern Schuld mir unverdienterweise deinen Zorn zuziehe und bitte dich nur, um deiner Liebe willen zu mir, dich genugsam zu mäßigen, uns in Folge meiner jetzigen Mittheilung nicht Unglück und Verdruß zuzubereiten. — Nach diesen Worten erzählte sie ihrem Gatten, wie lästig ihr der Kaufmann schon seit langer Zeit mit seinen Bewerbungen gefallen sei, und wie lästig er ihr noch falle, trotz dem, daß sie ihn entschieden abgewiesen, und fügte hinzu, sie sei eben deshalb auf zwiefache Weise betrübt, erstens weil sie sehe, daß er durch seine Nachstellungen wohl gar ihren guten Ruf gefährde, und zweitens, weil sie sich vor denselben allerdings nicht anders mehr zu schützen wisse, als indem sie ihm, als ihrem Gatten, sich anvertraue, von dessen Jähzorn sie doch wieder Alles zu besorgen habe. — Pisti hatte Eugenien ruhig angehört, und sagte: Ich bin mir deiner Liebe und Treue wohl bewußt, und du brauchst, um der

Thorheit jenes Mannes willen, nicht betrübt zu sein, laß ihn nur anfangen und sich abmühen, was und wie er will, du bist und bleibst mir so theuer wie zuvor. — Darauf ging er zwar ohne allen Anschein von Zorn von seiner Frau hinweg; nichtsdestoweniger aber sah sie, die die Gemüthsart ihres Mannes kannte, unter Angst und Bangen kommen, was da wirklich kam.

Pisti nämlich sagte zu dem Rimineser, den er auf dem Rialto traf: Er möge davon abstehen, seine Gattin zu belästigen, sonst werde er ihn lehren, daß man der ehrbaren Frau eines Anderen nichts Unehrbares ungestraft zumuthe. — Der Riminese, der der Meinung war, um seiner großen Reichthümer willen, müsse ihn jedermann fürchten und scheuen, erwiederte: es stehe ihm frei, zu thun was er wolle, Pisti habe ihm keine Gesetze vorzuschreiben und dürfe nicht glauben, daß seine Frau etwas Besseres sei als andere, denn wenn Eugenia sonst ihm ihre Gunst zuwenden wolle, müsse er sich in Geduld darein mit dem Bedenken fügen, daß er weder der erste, noch der letzte Hahnrei auf Erden sei. — Solcherlei Reden war Pisti außer Stande, zu ertragen, und er sagte, außer sich vor Zorn: Eben so wenig sollst du fernerhin mein Weib beleidigen, als ich mir von dir Hörner aufsetzen zu lassen gesonnen bin, indem er zu gleicher Zeit Hand an sein Messer legte, und den Kaufmann mit zwei Stichen tödtete. Nicht sobald sah er denselben aber vor sich am Boden liegen, als er sich auch auf die Beine machte und Straße auf und ab, so lange von Ort zu Ort rannte, bis er unerkannt an einen vom Rialto entfernten Kanal gelangte. Daselbst bestieg er eine der kleinen Barken, die Gondeln genannt werden, ließ sich nach Lizzafusina fahren und begab sich von dannen, sobald es ihm möglich wurde,

über Rovigo nach Ferrara, ohne daß er weder seiner Frau noch seinen Kindern vorher hätte Lebewohl sagen können.

Als Eugenia von dem Geschehenen Kunde erhielt, fühlte sie sich das betrübteste Weib auf Erden; die Herren von Venedig aber, die nicht nur verlangen, daß in ihrer Stadt allerwärts Ordnung und Sicherheit herrsche, sondern auch deren Aufrechterhaltung vornehmlich an den öffentlichen Orten in Obacht nehmen, wo die venetianischen Edelleute ihre Geschäfte treiben, wurden durch diesen schlimmen Fall höchlich aufgebracht, zogen Hab und Gut des Mörders ein, und sprachen, damit noch nicht zufrieden, zum abschreckenden Beispiele für Andere, ihren Gesetzen gemäß, den Bann gegen ihn aus, in dessen Folge sie denn auch einen Preis von zweitausend Dukaten für den, der ihn lebend in ihre Gewalt liefere, und einen von tausend, für den Überbringer seines Kopfes aussetzten. Dem Ehrenmanne selbst fiel diese schwere Ahndung seiner That höchst schmerzhaft, und zwar betrübte er sich weniger über die Einbuße seines Vermögens und über die seinem Leben so gefährliche Verbannung aus seiner Vaterstadt, als über die Trennung von seinem geliebten Weibe und von seinen Kindern, die das Licht seiner Augen waren. Er hätte zwar gern sie allesammt an seinen Aufenthaltsort kommen lassen; die Signoria vereitelte ihm aber auch diesen Trost, indem sie seinem Weib eine Grenze steckte, über die hinaus sie sich bei schwerer Strafe nicht von Venedig entfernen durfte.

Von seiner Heimath also geschieden und ohne anderweitige Mittel zu seinem Lebensunterhalte, als das wenige, was er im Solde des Herzogs von Ferrara mit dem Waffenhandwerk verdiente, war er außer Stande, auch nur einen Heller zur Unterstützung seiner Frau nach Hause zu senden. Diese gerieth hiernach mit ihren beiden Kindern von zehn

und vierzehn Jahren bald in die äußerste Noth, und empfand ihre Armuth um so übler, als ihr Mann sie seither ein sehr behagliches Leben hatte führen lassen. Ja, es kam auf die Länge der Zeit so weit mit ihr, daß die Kinder, der nothwendigsten täglichen Bedürfnisse ermangelnd, sie mit Thränen und Klagen fast umbrachten, und daß sie, von Tage zu Tage mit drückenderer Armuth kämpfend, endlich an ihren Gatten schrieb: sie wisse nun gar nicht mehr, was sie in ihrer Noth vornehmen solle, und wenn von ihm nicht bald Hülfe für die Kinder ankomme, denn was sie selbst betreffe, wolle sie gern jedes Ungemach ertragen, so müsse sie ernstlich für die Keuschheit ihrer Tochter besorgt sein, die er in mannbarem Alter verlassen, weil eine Menge Edelleute sie mit Versprechungen und Anerbietungen zu verführen trachte und es in so bitterem Mangel eine äußerst schwierige Aufgabe für eine Mutter sei, ohne den Schirm des väterlichen Ansehens eine Tochter zu hüten.

Diese Worte gingen dem armen Manne wie eben so viele Stiche durch das Herz, und da er neben seinen anderen vielen Sorgen, sich nun auch noch die um die Ehre seiner Tochter aufgebürdet sah, so schrieb er an seine Gattin zurück, wie schwer ihm selber seine erzwungene Trennung von ihr und seinen theuren Kindern zu ertragen falle; ermahnte und beschwor sie aber zugleich auf das eindringlichste, die Keuschheit ihrer Tochter eben so heilig zu bewahren, wie ihre eigene, damit die Ehre seines Hauses unbefleckt und rein erhalten würde, und weil sie ja wohl wisse, daß man in der Welt zu sagen pflege, also wie die Tochter werde, sei die Mutter gewesen. Zum Schlusse dieses Briefes fügte er den Trost hinzu, sie solle nur auf Gott hoffen und vertrauen, daß er sie und ihre Kinder nicht verlassen, sondern in seiner Gnade sie noch zufrieden und glücklich machen

werde. Er selbst, versicherte er ihr, wolle Alles aufbieten ihr das Leben zu erleichtern und ihr zu beweisen, daß er ihr und ihrer Kinder Wohl höher achte als sein Leben.

Währenddessen die Seinigen sich mit Mangel und Noth herumschlagen mußten, ging er selbst zwar immer mit dem Gedanken um, wie er etwas für sie thun könne, wurde aber am Ende, da er gar keine Mittel und Wege dazu ausfand, desto lebenssatter und müder. Siehe! da geschah es nun dereinst, daß zwei Jünglinge, mit denen er schon lange in freundschaftlichem Verkehr gestanden, unter dem Vorgeben, daß sie eine Schwester verheiratheten, auf deren Hochzeit sie auch ihn zu sehen wünschten, ihn vor die Stadt hinaus auf ein Landgut führten, das sie zu ihrem Vergnügen des öfteren zu besuchen pflegten. Nicht sobald waren sie aber daselbst angelangt, wo die beiden Brüder noch mehrere Genossen vorfanden, als sie Pisti ergriffen und in enge Bande schlugen. Der Unglückliche erstaunte und fragte, warum sie sich an ihrer gegenseitigen Freundschaft also vergingen? — Sie erwiederten, sie seien ihrem Vater größere Liebe schuldig als ihm, und angesehen, daß derselbe nicht nur aus der Stadt Venedig, sondern aus dem ganzen Staate verwiesen sei, so gedächten sie ihn dadurch von seiner Verbannung zu befreien, daß sie ihn eben von ihm der Signoria überantworten ließen. Was hierauf der arme Pisti denken und fühlen mußte, ist leicht zu erachten. Er war überzeugt, daß er bei seiner Ankunft in Venedig unverzüglich durch Henkershand um das Leben gebracht werden würde, und wie schmerzlich ihm dieser Gedanke auch schon an sich selber war, so war es ihm doch noch weit betrübender, gerade in Venedig sterben zu sollen, weil er wohl fühlte, daß es seiner Familie so viel entsetzlicher sein mußte, seinen Tod mit Augen anzusehen, als ihn sich verkündigt zu hören. Sobald die Jünglinge sich seiner

bemächtigt hatten, ließen sie ihren Vater kommen, und sagten ihm, sie hätten ein Mittel aufgefunden, ihn von seinem Bann zu erlösen und ihm überdies einen Gewinn von zweitausend Scudi zuzuwenden. Der Edelmann, der nach der Rückkehr in sein Vaterland, das ihm eine Welt im Kleinen schien, sehnlichst verlangte, sprach: Um den Gewinn bekümmere er sich nicht viel; desto angenehmer werde ihm aber die Aufhebung seines Banns, wofern sie ihm zu Theil werde, sein. — Die Söhne forderten ihn auf, mitzukommen und setzten ihm auseinander, was er zu thun habe, indem sie ihn in das Zimmer zu dem gebundenen Pisti führten. Entweder, sprachen sie, ihr tödtet diesen Mann hier auf der Stelle, Vater, und tragt seinen Kopf nach Venedig hin, um dafür dort neuerdings in Freiheit leben zu dürfen, oder ihr führt ihn der Signoria lebendig zu, und verdient euch damit neben eurer Freiheit noch den ausgesetzten Preis. — So wie Pisti des Ehrenmannes ansichtig wurde, wandte er sich ihm mit ernstem Angesichte zu und sagte: Wäre es möglich, Herr, daß ihr in die offenbare Gewalt willigen könntet, die eure Söhne den heiligen Gesetzen der Freundschaft anthun, indem sie euch dazu verleiten wollen, euch aus eurer Verbannung, die euch doch nichts weniger als lebensgefährlich ist, dadurch zu erlösen, daß ihr mich auf eine für euch so schmähliche Weise, entweder selber tödtet oder dem Henker übergebt? Ist das mein Lohn dafür, daß ich euch jederzeit wie meinen Vater und eure Söhne wie meine Brüder geliebt, und euch mein Leben und meine Freiheit so ruhig anvertraut habe? — Als der alte Mann diese Worte Pistis hörte und sein Elend in Erwägung zog, konnte er sich der Thränen nicht enthalten und sagte: Wolle Gott nicht, daß, wenn meine Söhne dir ein so groß Unrecht zugefügt haben, ich selbst es durch meine Bil-

ligung vollende! Du hast mich für deinen Vater angesehen, und sollst mir ein nicht weniger geliebter Sohn als diese Beiden sein, die dich gefesselt. Ich will viel lieber in ewiger Verbannung leben, als daß man mir vorwerfen soll, ich habe mich daraus durch eine entehrende That befreit. — Er löste mit diesen Worten die gebundenen Hände des Unglücklichen und sagte ferner zu ihm: Aus dem, was dir heute begegnet ist, Pisti, lerne in Zukunft vorsichtiger als seither sein, denn du könntest leicht einmal einem in die Hände fallen, der nicht so barmherzig mit dir verführe wie gegenwärtig ich. Meinen Söhnen zu zürnen, daß sie dich in eine solche Lebensgefahr gebracht, bist du allerdings berechtigt; indessen, da du mit meiner Hülfe glücklich aus ihr hervorgegangen, hast du auch wieder alle Ursache, ihnen dankbar zu sein, daß sie zu deinem Heile dich gelehrt, wie man sich in der Welt betragen müsse. Vergieb ihnen also, ich bitte dich, was sie doch nur aus kindlicher Liebe an dir verbrochen, die in ihnen stärker als die Freundschaft zu dir war, und was nun ja dennoch zu deinem Besten ausgeschlagen ist. — Pisti war geneigt, ihnen zu verzeihen, und so ließ der Greis die Jünglinge herbeikommen, und stellte zwischen allen dreien wieder Frieden und Eintracht her.

Nachdem nun aber Pisti dieser Gefahr entronnen war, kam er zu der Einsicht, daß es ihm auf die Länge der Zeit unmöglich fallen werde, einem verderblichen Schicksale zu entgehen. Er dachte dabei auch wieder an die gefährdete Ehre seiner Tochter, und an das äußerste Elend, in das sein Tod seine Familie versetzen würde, und es stand mit einemmale vor seiner Seele der Entschluß, als ein recht getreuer Gatte und liebreicher Vater, seine Noth zu enden. Er begab sich demzufolge alsobald heimlich nach Venedig, trat zu seiner Frau in's Haus und entdeckte sich ihr, die

zwar die herzlichsten Wünsche gehegt hatte, ihn bald wieder bei sich zu haben; dessenungeachtet aber ihn gegenwärtig nur höchst ungern so gefährdet vor sich sah. Sie sagte zu ihm: Ganz gewiß bist du zu uns gekommen, theurer Mann, mir und deinen Kindern Hülfe in der Noth zu bringen; aber konntest du sie uns denn gar nicht durch einen Andern senden, ohne dich in so offenbare Gefahr zu stürzen? Würde es bekannt, daß du hier bist, so könnte dich keine menschliche Gewalt erretten. Darum besorge schnell, was du zu besorgen hast, und entferne dich dann schleunigst wieder; beträfe dich unsertwegen irgend ein Unglück hier, ich würde mich Zeitlebens nicht darüber zufrieden geben. — Pisti antwortete: Ich bin allerdings da, eure Noth zu lindern und die Ehre meiner Tochter sicher zu stellen; da ich mich aber zu dieser Absicht nicht wohl eines Anderen bedienen konnte, so bin ich persönlich gekommen, um dir anzugeben, wie du fürder gemächlich und ehrbar mit den Kindern leben magst. Eugenia bat ihren Mann, sich zu beeilen, damit er wieder entfliehen könnte, ehe er etwa verrathen würde, und Pisti ließ die Tochter durch die Mutter holen und sagte zu beiden, als sie vor ihm standen: Ich habe vielfältig bedacht, meine Lieben, wie ich unserem allseitigen Elende ein endliches Ziel setzen könnte; aber es ist mir durchaus nichts, als die Ueberzeugung in den Sinn gekommen, wie ich dies allein dadurch bewirken kann, daß ich den von der Signoria auf meine Auslieferung gesetzten Preis unserem eigenen Hause zuwende. Groß genug, was man uns geraubt hat, zu ersetzen, ist er zwar nicht; indessen reicht er hin, euch vor Nahrungssorgen, und die Ehre unserer Tochter vor den drohendsten Gefahren zu schützen. Ich fordere dich daher auf, Eugenia, morgendes Tages zu unserer Obrigkeit zu gehen, von ihr den Lohn einzufordern, den sie demjenigen versprochen, der mich lebendig

in ihre Hände liefere, und mich ihrer Willkühr alsdann zu überantworten, denn ich will viel lieber hundertfältigen Tod erleiden, als die etwaige Schande meiner Tochter erleben. — Auf diese Worte wurde die Jungfrau feuerroth im ganzen Gesichte und schämte sich so sehr, daß sie die Augen zu Boden schlug und vor bitterlichem Weinen nichts erwiedern konnte. Eugenia aber, die eher alles Andere geglaubt, als daß Pisti in dieser Absicht zurück gekommen, warf es sich innerlich vor, ihm jene Mittheilungen über ihre Tochter gemacht zu haben, die nunmehr einen so üblen Erfolg hatten. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen, indem sie anhub zu sagen: Also soll mich, Pisti, das furchtbare Schicksal betreffen, daß ich meinen Gatten verkaufe, um sein Blut von der Hand des Henkers vergießen zu sehen, und daß ich von dem Ertrage dieses Handels mein Leben friste, das ich doch mit Freuden für das deinige hingeben möchte? Nimmermehr geschehe das! Ich will lieber sterben, als daß man von mir sage, ich habe mir das Leben um einen solchen Preis erkauft. Ja, da ich mit dir, mein theurer Gatte, nicht leben kann, so laß uns mit einander sterben und unsere Noth also auf einmal enden. — Nach diesen von Schluchzen und Weinen vielemale unterbrochenen Worten wollte Eugenia sich an die Brust ihres Mannes werfen; er hielt es aber nicht aus, wich ein wenig zurück und sagte: Eugenia! du hast kein Verbrechen begangen, wodurch du verdient habest, mit mir zugleich zu sterben, dein Tod würde, im Gegensatze zu dem meinen, unserer Familie von keinem Nutzen sein: weine also nicht mehr, Eugenia, und auch du nicht, meine Tochter, und bereite dich, meinen Willen zu befolgen. Thust du das nicht, so verlaß dich darauf, daß ich selber mich den Gerichten überliefere. — So wie sie diese Rede vernahmen, fingen die beiden Frauen

laut an zu weinen und zu schreien. Derweil sie sich aber also ihrem Schmerze überließen und Pisti sie tröstete und zu seiner Meinung zu überreden suchte, trug es sich zu, daß der die Wache habende Hauptmann von ungefähr an dem Hause vorüberging, den Jammer hörte, und weil er nicht begriff, was derselbe zu bedeuten habe, Einlaß begehrend, an die Thüre klopfte. Ein unerhörtes Unglück wollte, daß Pisti's kleiner Sohn gerade bei der Hand war, das Thürseil, ohne zu wissen was er that, anzog und damit die Thüre so schnell öffnete, daß Pisti keine Zeit übrig behielt, sich zu verbergen. Der Hauptmann trat mit einigen Schergen ein, sah Pisti inmitten der beiden weinenden Frauen vor sich stehen, und erstaunte über dessen Verwegenheit, auf Gefahr seines Lebens hin, wiedergekommen zu sein. Hocherfreut indessen über den ihm also zufallenden Preis seiner lebendigen Ueberlieferung, bemächtigte er sich Pisti's, band ihm die Hände auf den Rücken und wollte ihn abführen. Darüber, daß sein Tod nun anstatt den Seinigen, dem Hauptmanne zu gut kommen mußte, empfand Pisti ein so heftiges Leid, daß er nahe daran war, entseelt zu Boden zu sinken; die beiden Frauen aber hätten durch den Ausdruck ihrer Verzweiflung über dieses unerwartete neue Mißgeschick wohl Steine zu Mitleiden bewegen können. Sie überbaten sich, und erlangten vom Hauptmanne die Erlaubniß, Pisti nach dem Gerichtshofe zu begleiten, um ihm dort das letzte Lebewohl zu sagen. Sie legten Trauerkleider an und erschienen, um Erbarmen flehend, mit ihm vor den Herren von Venedig, die der Hauptmann folgendermaßen anredete: Dieser gefangene arme Sünder ist jener Pisti, dem ihr schon lange Zeit vergeblich nachstellt, um die Strafe seines Verbrechens an ihm zu vollziehen. Ich überliefere ihn hiermit lebendig der Gerechtigkeit, und bitte euch, den von euch dafür ausgesetzten Lohn mir zufließen zu

lassen. — Wie nun hierauf die Herren Pisti in so übler Lage sahen, fragten sie ihn, warum er so einfältig gewesen, seinem schmählichen Tode gerade entgegen zu laufen? Er stand wie betäubt ihnen gegenüber und erwiederte nichts. Eugenia jedoch brach unter kläglichen Geberden in die folgenden Worte aus: Vernehmt, ihr Herren, das allerärgste Mißgeschick, das jemals einen sterblichen Menschen betreffen konnte. Dieser mein Ehegatte, der Vater des unglücklichen Mädchens hier, hörte in seiner Verbannung, welche Noth wir Beide um des Umstandes willen litten, daß uns auf euren Befehl alle unsere Habe weggenommen worden war, und zog sich dieselbe dermaßen zu Herzen, daß er, in der Besorgniß, der Hunger werde am Ende mich und meinen kleinen Sohn tödten, und vielleicht gar die Tugend unserer Tochter wankend machen, nach Venedig mit dem Vorsatze zurückkehrte, mich zu überreden, ich solle ihn euch gefänglich zuführen und mit dem Lohne dieser That meinen Lebensunterhalt und die Aussteuer meiner Tochter bestreiten. Ich weigerte mich, dies als etwas unerhört Schmähliches zu thun, das mich selbst den Hunden verächtlich machen müsse, weinte mit meiner Tochter über unser Leiden, und versuchte noch, ihn durch Bitten und Beschwörungen, wiewohl vergebens, von seinem festen Entschlusse abzubringen. Als der Hauptmann unser Schreien und Weinen hörte, in unser Haus eindrang und ihn aus unseren Armen riß, um ihn euch in Banden hierher zu bringen, wo der Arme vor euch steht, und über seine letzten fehlgeschlagenen Hoffnungen die Besinnung verloren hat. Ihr Herren Richter mögt jetzt selbst urtheilen, ob wir in solcher Bedrängniß gerechte oder ungerechte Thränen weinen und Klagen erheben. Und da euch niemals ein betrübterer und eures Mitleids würdigerer Fall vorgekommen ist, so bitte ich euch, gesetzt, daß die

Bitten Unglücklicher über eure großmüthigen Herzen etwas vermögen, daß ihr diesmal die Strenge der Gesetze zu unseren Gunsten mildern und Gnade vor Recht wollet ergehen lassen, als worauf wir die einzigen und letzten Hoffnungen setzen, die uns für dieses Leben geblieben sind. — Hier schwieg Eugenia still, denn sie konnte vor ihrem eigenen Weinen und Schluchzen nicht weiter reden.

Die Herren von Venedig waren von der Außerordentlichkeit dieses Falles betroffen. Es nahm sie höchlich Wunder, daß der zum Tode verdammte Pisti zurückgekehrt sei, aus unendlicher Liebe zu Frau und Kindern freiwillig sein Leben hinzugeben, und da diese seltene Großherzigkeit ihre nothwendige Einwirkung auf ihre Herzen nicht verfehlte, so geschah es, daß sie in ihrer desfallsigen Berathschlagung von Mitleiden mit ihm, seiner Frau und seinen Kindern bewogen wurden, ihm das Leben zu schenken. Sie ließen danächst sogar die zweitausend Scudi herbeibringen und händigten sie Eugenia mit den Worten ein: Da sie eigentlich habe diejenige sein sollen, durch die ihr Mann, der nur darum zurückgekehrt, sich den Gerichten überliefern wollen, so befänden sie für gut, von dem Umstande, der die Ausführung dieses Planes verhindert, abzusehen, und ihr die zweitausend Scudi, die ihr Gatte ihr zugedacht, hiermit desungeachtet und zwar zu der Ausstattung ihrer Tochter auszuzahlen. Zu Pisti selbst aber gewendet, fuhren sie zu reden fort: Was dich anbetrifft, Pisti, so geht unsere Meinung nicht blos dahin, dir das nackte Leben allein zu schenken. Wir wollen im Gegentheile vielmehr, daß du fernerhin des Mangels überhoben seist, in dem du seither mit den Deinigen versunken, und damit du also mit ihnen deines zukünftigen Daseins dich eben so wohl und redlich zu erfreuen habest, wie deines ehemaligen, so geben wir dir zu gleicher Zeit dein

sämmtliches Vermögen zurück. Nur nimm du dich deinerseits hinwieder wohl in acht, nicht zum zweitenmale auf eine ähnliche Weise der Gerechtigkeit zu verfallen. Wir würden ihr dann ungehindert ihren Lauf lassen, und nachdem du unsere gegenwärtige unverdiente Güte gemißbraucht hättest, wahrlich Anderen an dir ein warnendes und abschreckendes Beispiel stiften. — Pisti sagte den Richtern für die eine wie für die andere ihm erwiesene Gnade unendlichen Dank und schilderte ihnen, wie keinesweges eine vorbedachte Absicht ihn zu dem Morde des Riminesers angetrieben; wohl aber eine gewiß gerechte und unwillkührliche Erbitterung ihn dazu gereizt habe, in die er durch die höchst ungerechten Kränkungen versetzt worden, die derselbe auf öffentlichem Markte seiner eigenen Ehre und der Ehre seiner Gattin angethan. Was seine zukünftige Aufführung anlange, so verspreche er, dieselbe so einzurichten, daß er von ihnen darum vielmehr zu beloben als zu bestrafen sei. —

Seine Worte erregten das hohe Wohlgefallen seiner Richter und sie bestärkten ihn in seinen guten Vorsätzen. Nachdem er nun aber für seine eigne Person ihre Huld und Milde erfahren hatte, wollte er doch auch versuchen, ob er von ihnen nicht für jenen Ehrenmann Gnade erwirken könne, der sein Leben so großherzig gegen seine eignen Söhne zuvor beschützt hatte. Er sprach zu ihnen: Ihr edlen Herren! Die Erhabenheit eurer gegenwärtigen Handlungsweise gegen mich erweckt in mir den Muth, euch eine Gelegenheit zu geben, sie auch gegen einen anderen Schuldigen auszuüben, der ihrer noch würdiger sein mag als ich selbst. Ich lege nämlich hiermit eine demüthige Fürbitte bei euch für einen Mann ein, dem ich die Erhaltung dieses meines Lebens verdanke, das mir eure Großmuth heute wieder geschenkt hat. — Er erzählte ihnen hierauf, wie jener Edelmann, in dessen Macht

es zwar gestanden, seine eigene Rückkehr in das Vaterland durch seine Auslieferung zu erkaufen, es doch vorgezogen hatte, in der Verbannung zu beharren, als seine Hände mit dem Blute eines Menschen, der ihn nie beleidigt, zu beflecken, und fügte schlüßlich nochmals die dringende Bitte hinzu, daß die Richter ihm dafür auch gnädig sein und ihm durch Aufhebung seines Bannes sein Verschulden verzeihen möchten.

Die Herren von Venedig zogen in Betracht, daß das Vergehen des Edelmanns, für den Pisti bat, kein großes war, und daß er dasselbe bereits durch die geraume Zeit, die er in der Verbannung zugebracht, guten Theils abgebüßt hatte. Und also willigten sie in den Wunsch des dankbaren Pisti um so lieber, als sie nun an diesem einen Tage Gelegenheit gefunden, ihre Milde in einem rechten Glanze und in ihrem vollen Umfange zu bethätigen. Die ganze Stadt war darauf voller Freude und Fröhlichkeit, und es konnte nur etwa jener Hauptmann mit einem gewissen Rechte unzufrieden scheinen, weil er den Mörder allerdings vor Gericht geführt und dennoch Eugenia statt seiner dafür den Lohn erhalten hatte; aber es wurde ihm durch die schon angeführten Gründe dargethan, daß er sich irre, und nachdem er mit einem billigen Antheil an der Summe des Preises abgefunden worden, befand auch er sich zufrieden gestellt.

XVII.

Apollonius von Tyrus.

In der Stadt Antiochia lebte einst ein König Antiochus, der ihr den Namen gegeben. Derselbe hatte von seinem verstorbenen Weibe eine sehr schöne Tochter, die vollkommen gewesen sein würde, wenn die Natur sie nicht sterblich geschaffen hätte. Als sie in das erwachsene Alter getreten war, wurde sie von vielen reichen und fürstlichen Leuten zur Ehe verlangt. Indem ihr Vater aber bei sich bedachte, wem von ihnen er sie vermählen sollte, wurde er selbst, Gott weiß wie! von einer schändlichen Leidenschaft zu ihr entzündet, der er am Ende nach langem Kampfe mit sich selbst erlag und der er die Jungfrau aufopferte.

Derweil er sich nun insgeheim ihres sündlichen Besitzes erfreute, und gesonnen war, nimmermehr darauf zu verzichten, gab er sich doch äußerlich das Ansehn eines fürsorglichen Vaters und dachte er sich, seine Wünsche dauerhaft zu befriedigen, eine eigenthümliche List aus, derzufolge er öffentlich Fragen aufgab und bekannt machte: wer deren Sinn und Bedeutung zu lösen mit Erfolg unternehme, solle der Gemahl seiner Tochter, im anderen Falle aber enthauptet

werden. Hierauf eilten von nah und fern, von der unglaublichen und unerhörten Schönheit der Jungfrau angelockt, viele Könige und Fürsten, den Tod verachtend, herbei; wenn es aber auch zuweilen geschah, daß des Einen Kenntniß die räthselhaften Fragen richtig beantwortete, so wurde er doch gleich wie die andern, denen dies nicht gelungen war, geköpft, und sein Haupt am Thore aufgesteckt, damit die Ankommenden also durch das Bild des Todes abgeschreckt würden, das Wagniß zu bestehen.

Solche Grausamkeiten hatte Antiochus bereits einige Zeit ausgeübt, als auch ein sehr reicher und kluger Jüngling aus Tyrus, der Fürst seiner Vaterstadt, Namens Apollonius, zu Schiffe nach Antiochia kam, und sich dem Könige vorstellte. Der König, der nicht sehen wollte, was er sah, fragte ihn, wie es seinen Eltern erginge? — Und der Jüngling antwortete: Sie sind gestorben, und ich komme, deine königliche Tochter von dir zur Ehe zu begehren. — Wie der König also hörte, was er nicht hören wollte, sah er den Jüngling an und sprach: Kennst du die Bedingungen, unter denen dies geschehen darf? — Der Jüngling versetzte: Ich kenne sie und habe zu dem Thore emporgesehen. Da nahm der König unwillig das Wort und sagte: Nun wohlan! so höre die Frage: Ich lebe vom Laster und nähre mich von meiner Mutter Fleisch, ich suche meinen Vater, meiner Mutter Mann, und finde ihn nicht. — Der Jüngling begab sich ein wenig bei Seite, forschte in der Tiefe seines Wissens reiflich nach, und trat darauf wieder vor den König, zu dem er sagte: Du hast deine Frage wohlgestellt, o König, laß dir aber von mir sagen, daß ich die Antwort schon gefunden habe, sehe ich dich und deine Tochter an. — Ueber diese Lösung erschreckend, weil er fürchtete, dadurch seine Schande aufgedeckt zu sehen, blickte der König den Jüng-

ling unwillig an und sagte: Du hast die Wahrheit bei weitem nicht getroffen, und also zwar verdient, enthauptet zu werden, indessen gebe ich dir eine dreißigtägige Lebensfrist. Kehre nach deiner Heimath zurück und denke nochmals nach. Findest du die rechte Antwort auf die Frage, so ist meine Tochter in der Ehe dein, wo nicht, so weißt du was das Gesetz dir zuspricht. — Der bestürzte Jüngling verabschiedete sich von dem Könige, bestieg sein Schiff und segelte nach Tyrus zurück. Er war aber nicht sobald von dannen, so berief Antiochus seinen Haushofmeister Thaliarchus zu sich und bedeutete ihn: Thaliarchus, mein Vertrautester! Du weißt, daß der Tyrier Apollonius die Lösung meiner Frage gefunden hat; steige alsogleich zu Schiffe und folge ihm nach, sobald du in Tyrus angelangt bist, suche einen Feind von ihm aufzufinden, der ihn durch Gift oder mit dem Schwerte tödte. Führst du deinen Auftrag glücklich aus, so erwartet dich ein großer Lohn. — Thaliarchus beeilte sich unverzüglich, dem königlichen Befehle Folge zu leisten; Apollonius aber erreichte seine Vaterstadt vor ihm, schloß, zu Hause eingetreten, sofort seine Bücherschreine auf und schlug alle Autoren und Philosophen, ja sogar die Chaldäer nach, bis er endlich, durchaus keine andere Antwort als die er gegeben, auf die Frage des Königs findend, bei der Ueberzeugung beharrte, daß König Antiochus seine Tochter mit einer verbrecherischen Leidenschaft liebe, und nachdenklich zu sich selber sagte: Was hast du zu thun, Apollonius? du hast die Frage gelöst und die Tochter nicht erhalten, deswegen hüte dich, daß du dem dir drohenden Tode entgehst. — Er veranstaltete nun sogleich, daß für ihn Schiffe ausgerüstet wurden, die er mit hunderttausend Maß Getreide befrachten ließ, schaffte noch vieles Gold und Silber und kostbare Stoffe darauf, und schiffte sich mit einigen seiner besten Freunde in der

dritten Stunde der Nacht selber ein, sich also dem hohen Meere anvertrauend.

Des anderen Tages, als die Bürger ihren geliebten Fürsten suchten und nicht fanden, entstand eine große Trauer dieserhalb und erhoben sich Wehklagen durch die ganze Stadt. Männiglich ließ sich auf lange Zeit das Haar wachsen, die öffentlichen Schauspiele wurden eingestellt, die Bäder geschlossen, und Tempel und Läden blieben unbesucht. Darüber kam denn auch Thaliarchus mit seiner verderblichen Botschaft in Tyrus an und vernahm auf seine Erkundigungen, was der Grund der allgemeinen Betrübniß sei. Er segelte also, ohne zu verziehen, mit dieser frohen Nachricht zu Antiochus zurück, und der König sagte: Er kann zwar vor mir fliehen, aber er entflieht mir nicht, und setzte einen Preis von funfzig Talenten für denjenigen aus, der ihm den Jüngling lebendig überliefere, und hundert Talente auf seinen Kopf. Diese königliche Verordnung hatte zur Folge, daß nicht blos die Feinde des Jünglings, sondern sogar Freunde von ihm von der Habsucht verlockt wurden, zu seiner Verfolgung aufzubrechen. Indessen wurde ihm zu Land und Meer allerwärts vergebens nachgespürt, und auch die ganze Flotte des Königs, die derselbe deswegen nach einiger Zeit inSee stechen ließ, war in der Verfolgung des Flüchtigen nicht glücklicher.

Apollonius war mittlerweile nach Tarsus gekommen, und begegnete, am Gestade hinziehend, einem Einwohner der Stadt, Namens Hellanikus, der zu ihm sagte: Sei mir gegrüßt, Fürst Apollonius! — So wie vornehme Leute mit armen umzugehen pflegen, dankte ihm Apollonius nicht. Darauf grüßte ihn der alte Mann unwillig zum zweitenmale und sagte: Sei nicht so übermüthig und stolz, Apollonius, denn du mußt wissen, daß du dich in acht zu nehmen

da du geächtet bist. — Apollonius sah ihn verwundert an und fragte, von wem und weshalb er, wie er sage, geächtet sei? — Hellanikus antwortete: König Antiochus hat dich geächtet, weil du von ihm verlangtest, was der Vater schon besaß, und gab ihm den Preis an, der seinem Verräther zugesagt worden, indem er sich von ihm entfernte. Apollonius ließ ihn zwar nochmals zurückrufen und befahl, ihm die hundert Talente, die der König auf seinen Kopf gesetzt, zur Belohnung dieses Dienstes auszuzahlen; der Greis wies das Geld aber mit den Worten von sich, Freundschaftsdienste wären nicht erkäuflich, und ging seines Weges. Bald darauf sah Apollonius, der längs des Gestades weiter zog, einen andern Mann, der Strangulio hieß, niedergeschlagenen und betrübten Angesichts auf sich zukommen. Als er ihm nahe war, begrüßte er sich mit ihm freundlich, und klagte ihm, auf Strangulios Befragen, seine Noth, die ihn zwinge, in seiner Vaterstadt Zuflucht zu suchen. Ach! Apollonius, sagte Strangulio, unsere Stadt ist in tiefe Armuth versunken und kann dich gegenwärtig nicht nach Würden ehren, denn es ist durch Mißwachs und Theuerung eine wilde Hungersnoth über uns gekommen, die uns Allen den Tod vor Augen gebracht hat. — Apollonius sagte: So danket Gott, der mich flüchtig zu euch geführt, denn ich will euch hunderttausend Maß Getreide überlassen, wenn ihr mich dafür verbergen wollt. — Strangulio hatte dies kaum gehört, so warf er sich vor ihm mit den Worten nieder: Wenn du uns vom Untergange errettest, Apollonius, so wollen wir dich nicht blos verbergen, sondern dich im Nothfalle schützen und vertheidigen. — Als Apollonius darauf nach Tarsus gelangt war, bestieg er auf öffentlichem Markte die Rednerbühne und sagte den Bürgern, wer er sei und was er von ihnen wünsche, indem er versprach, ihnen hunderttausend Maß Getreide, die er bei

sich führe, zu dem geringen Preise abzulassen, für den er sie selbst zu Hause eingekauft.

Ueber diesen Vorschlag, den die Tarsenser mit Freuden annahmen, entstand ein großer Jubel in der Stadt; Apollonius aber, der seine fürstliche Würde nicht beeinträchtigen und den Anschein eines Kaufmanns gewinnen wollte, gab die ganze Kaufsumme für das Getreide, damit sie sie zum Besten des Gemeinwesens verwendeten, der Bürgerschaft zurück, die ihm aus Dankbarkeit für diese Wohlthaten ein Denkmal errichtete.

Einige Zeit hierauf entschloß sich Apollonius, vornehmlich auf Strangulio's und seiner Gattin Dionysias Rath, zu seiner desto größeren Sicherheit, sich nach der lybischen Pentapolis zu begeben. Von den Einwohnern von Tarsus mit großen Ehren bis zum Meere geleitet, schiffte er sich ein, und verfolgte seine Reise anfangs drei Tage und drei Nächte lang mit günstigem Winde. Mit einemmale aber veränderte sich das Meer, widerstrebende Winde erhoben sich, von dem umwölkten Himmel hernieder stürzten mächtige Regengüsse, das tyrische Schiffe wurde von dem heulenden Sturme erfaßt und über die empörten Wogen hingerissen, der Donner rollte in den Wolken, häufige Blitze zischten in die Meerfluth, dicke Finsterniß senkte sich allmählig vom Himmel, und senkte Todesfurcht in Aller Herzen ein. Da borst plötzlich das schwache Fahrzeug, und ein jeder ergriff ein Bret, um sich aus dem Schiffbruche zu erretten, wiewohl in der tiefen Nacht des Sturmes Alle um das Leben kamen. Nur allein Apollonius wurde an den Strand der Pentapolis lebendig angetrieben. Er stand nackt und blos am Ufer, sah über das wieder beruhigte Meer hin, und brach in Klagen über seine betrübte Lage aus. Da sah er einen jungen Fischer mit einem schmutzigen Gewande bedeckt

auf sich zukommen, fiel ihm nothbedrängt zu Füßen, sagte ihm, wer er sei und welches Unglück ihn betroffen, und bat ihn, unter Vergießung häufiger Thränen, sich seiner zu erbarmen. Der Fischer bemitleidete ihn, als er seinen Zustand wahrnahm, hob ihn auf und führte ihn in seine Hütte, wo er ihn sein dürftiges Mahl mit genießen ließ, und auch seine schlechte Kleidung mit ihm theilte, indem er zu ihm sprach: Nimm hin was ich habe und gehe damit in die Stadt, wo du vielleicht bessere Hülfe findest; wäre das nicht der Fall, so kehre zu mir zurück, meine Armuth reicht für uns Beide aus, und wir fischen miteinander. Solltest du aber jemals wieder in deinen vorigen Glücksstand gelangen, so bitte ich dich, daß du dich nicht schämen wollest, meiner Lumpen eingedenk zu sein. — Apollonius sprach: wenn ich dein je vergesse, so will ich wieder Schiffbruch leiden und deines Gleichen nicht zum zweitenmale finden. — Nach diesen Worten betrat er den Weg, den ihm der Fischer angegeben, und gelangte bald an das Thor der Stadt. Noch unschlüssig, wohin er sich um Hülfe wenden solle, sah er einen nackten, mit dem Sabanon umgürteten Jüngling über die Straße laufen, dessen Haupt geölt war und der gymnastische Spiele anstellte, indem er Fremden und Einheimischen ankündigte, daß das Gymnasion geöffnet sei.

Wie Apollonius das hörte, stieg er, seine Lumpen abwerfend, sogleich ins Bad, und begab sich von dannen gereinigt unter die übrigen, die sich zu den Spielen eingefunden hatten.

Es währte nicht lange, so kam auch der König des Landes, Alcistrates, mit den Seinigen an, und übte das Ballspiel, in dem Apollonius so glücklich mit ihm selbst wetteiferte, daß der König ihn laut belobte. Auch half er mit so geschickter Hand auf sein Verlangen den König baden

und salben, daß derselbe sich damit äußerst zufrieden bezeigte, ja erklärte, es habe ihm niemals Jemand einen ihm so wohlthuenden Dienst geleistet, und ihm, als er sich wieder entfernte, einen seiner Diener nachsendete, um zu erfahren, wer er sei. Der Diener folgte Apollonius, sah ihn sein zerrissenes Gewand anlegen und kehrte zum Könige zurück mit den Worten: Der Jüngling ist ein Schiffbrüchiger. — Der König fragte: Woher weißt du das? — Und der Diener sprach: Seine Kleidung besagt es. — Da befahl ihm der König, alsobald wieder zu ihm zu gehen und ihn zum Abendessen einzuladen. Apollonius folgte dem Diener auf dieses Geheiß, und dieser ging vor ihm in das königliche Gemach und sagte, der Schiffbrüchige sei da, schäme sich aber in seiner beschmutzten Kleidung einzutreten. Der König ließ ihn nunmehr auf eine würdige Weise kleiden und wies ihm, als dies geschehen, seinen Platz bei der Tafel sich gegenüber an. Wie viele Speisen aber hierauf auch aufgetragen wurden, Apollonius aß von keiner, sondern beschaute nur das goldene und silberne königliche Speisegeschirr lange Zeit weinend. Einer aus der Nähe sagte deswegen zum Könige, er glaube, der Jüngling beneide ihm sein Glück. Indessen erwiederte der König: darin irrst du dich, er beneidet keineswegs mein Glück, sondern bezeugt nur damit, daß er viel verloren; wendete sich mit Freundlichkeit zu Apollonius und sagte: Genieße mit uns der Speise, Jüngling, und vertraue Gott. —

Indem trat die Tochter des Königs, eine erwachsene Jungfrau, herein, und küßte ihren Vater und die übrigen Freunde. Also von dem einen zum anderen sich wendend, sagte sie plötzlich zu ihrem Vater: Guter König und bester Vater! wer ist der Jüngling dir gegenübrr am Ehrenplatze, und warum giebt er ein so betrübtes Antlitz kund? — Der

König sagte: Der Jüngling hat Schiffbruch erlitten und im Gymnasion mit mir gewetteifert, darum habe ich ihn hierher beschieden. Wer und woher er ist, weiß ich nicht, willst du es wissen, so frage ihn. — Darauf trat die sittsame Jungfrau zu Apollonius und sprach: wenn es dir nicht beschwerlich fällt, so vertraue uns deinen Namen und dein Unglück an. — Apollonius versetzte: Meinen Namen habe ich auf dem Meere verloren und was ich bin, in Tyrus verlassen. — Die Jungfrau sagte: erkläre dich deutlicher. — Und nunmehr erzählte der Jüngling was ihn betroffen, und brach, als er geendigt hatte, in helle Thränen aus. — So wie der König ihn also weinen sah, sprach er zu seiner Tochter: du hast Unrecht gethan, mein Kind, sein Schicksal wissen zu wollen, denn du hast also seinen alten Schmerz erneut. Angesehen aber, daß du nun einmal die Wahrheit von ihm erfahren, so ist es billig, daß du ihm königliche Großmuth zu erkennen giebst. Die Tochter freute sich, zu hören, daß ihr Vater billigte, was sie aus freien Stücken thun wollte, und sagte dem Jünglinge: Apollonius, du bist der Unsere, lege deine Trauer von dir, da die Huld meines Vaters es gestattet, soll es dir wohl ergehen. — Apollonius dankte ihr voll Demuth und Traurigkeit, und der König sagte zu seiner Tochter: laß deine Lyra herbeibringen und erheitere unser Mahl durch Gesang. Die Tochter gehorchte dem Geheiße und ließ ihre Stimme so lieblich zu den Saiten ertönen, daß Alle sie darob lobten und priesen. Da jedoch der König wahrnahm, daß Apollonius allein stillschwieg, so fragte er ihn um die Ursache dessen und ob ihm die Kunst seiner Tochter nicht gefiele? Apollonius erwiederte: wenn du zu wissen verlangst, König, was ich davon halte, so muß ich dir sagen, daß deine Tochter in der Kunst der Musik eine Anfängerin ist, die noch nichts gelernt hat. Wenn du gebieten willst, daß

man mir die Lyra gebe, so sollst du erfahren, warum ich dies behaupten darf. — Der König meinte: ich sehe, Apollonius, daß du in allen Dingen der Meister bist, befahl, ihm die Lyra zu reichen und kränzte ihm das Haupt; worauf Apollonius so trefflich sang und spielte, daß der König und seine Hofleute gestehen mußten, niemals etwas Anmuthigeres gehört zu haben.

Die Tochter des Königs wurde dadurch solchergestalt von Liebe zu ihm befangen, daß sie ihren Vater um Erlaubniß bat, Apollonius belohnen zu dürfen, und nachdem sie diese erhalten, Gold und Silber und Kostbarkeiten die Menge, so wie zwanzig Diener und zehn Mägde herbeibringen ließ, die sie ihm schenkte. Apollonius bezeigte dem Könige und seiner schönen Tochter für Alles seinen Dank und wollte sich mit diesen Besitzthümern nach einer Herberge entfernen; wie aber die Jungfrau dies ersah, fürchtete sie, den Geliebten zu verlieren und vermochte deswegen ihren Vater, ihm eine Wohnung im Palaste anzuweisen, damit er nicht etwa von bösen Menschen des Seinigen beraubt würde.

Die Liebe ließ die Jungfrau in dieser Nacht keine Ruhe finden, kein Schlaf kam in ihre Augen, und noch vor der Morgenröthe erschien sie bereits in dem Schlafgemache ihres Vaters, und sagte auf seine Frage: was sie so frühzeitig zu ihm führe, die gestrige Musik ihres Gastfreundes habe ihr so wohlgefallen, daß sie ihn bitte, sie von demselben in der Kunst unterrichten zu lassen. Der König gab dazu mit Freuden seine Einwilligung und ließ den Jüngling zu sich rufen, wo er ihm den Wunsch seiner Tochter vortrug, und ihm erklärte, daß er ihm Alles, was ihm das zürnende Meer geraubt, wieder ersetzen wolle, wofern er ihr seine eigne Fertigkeit in der Musik und andern Künsten beibringe.

Apollonius that mit Freuden was der König und seine

Tochter von ihm verlangten. Nachdem darüber aber einige Zeit vergangen war, fühlte sich die Jungfrau nicht mehr stark genug, ihr Liebesleid zu ertragen und wurde von einer schweren Krankheit ergriffen und genöthigt, das Bett zu hüten. Der bestürzte König ließ deswegen seine Aerzte zu ihr kommen, und sie befühlten ihr den Puls und andere Körpertheile; den Sitz des Uebels erriethen sie aber ganz und gar nicht.

Mittlerweile kamen eines Tages, als der König eben mit Apollonius sprach, drei edle Jünglinge zu ihm, die sich schon längere Zeit um seine Tochter bewarben und begrüßten ihn. Der König befragte sie, was ihr Begehren sei, und der eine nahm das Wort und erwiederte: Du hast uns schon so oft vertröstet und hingehalten, o Herr! wenn wir dich um deine Tochter angingen, daß wir nun heute zum letztenmale zu dir kommen und dich fragen, ob du sie uns geben willst? Wir sind die Söhne der edelsten und reichsten Bürger deines Staates, darum wähle dir zu deinem Eidam unser einen aus. — Der König sagte: ihr habt eure Zeit zu eurer Bitte schlecht gewählt, denn meine Tochter liegt eben jetzt aus Liebe zu den Wissenschaften, die sie allzueifrig betrieben, krank danieder. Damit ich aber nicht fortwährend euch abzuweisen scheine, so schreibt mir eure Namen und die Summe eures Heirathsgutes auf Tafeln; ich will sie meiner Tochter übergeben und sie ihre freie Wahl treffen lassen. — Die Freier schrieben die Tafeln, und der König las und verschloß sie und händigte sie Apollonius mit dem Bedeuten ein, sie seiner Schülerin zu bringen. Apollonius ging damit in das Schlafgemach, und als das Mädchen ihren Geliebten erblickte, fragte sie, was ihn so allein zu ihr führe? Apollonius sagte: Nimm diese Tafeln, die dir dein Vater sendet, und lies: Die Jungfrau erschloß sie und las, und als sie

gelesen, sah sie Apollonius an und fragte: Meister Apollonius, thut es dir denn gar nicht leid, daß ich einen Andern heirathen soll? — worauf sie, ohne seine Antwort zu erwarten, lächelnd an ihren Vater zurück schrieb: da seine Gnade ihr die freie Wahl ihres Gatten überlasse, so erwähle sie dazu den vom Unglück verfolgten Schiffbrüchigen, und wenn er sich verwundere, daß eine bescheidene Jungfrau etwas so Unkluges ausspreche, so solle er bedenken, daß das Wachs die Schaamröthe, die ihr darüber in das Gesicht geflogen, nicht mit in sich aufgenommen habe. — Als der König diese Antwort gelesen, verstand er nicht gleich, wen sie meine, und fragte die Jünglinge, wer von ihnen Schiffbruch erlitten? — Einer von ihnen sagte: ich. Aber ein Anderer warf ihm gleich ein: Schweige still, du lügst und bist nicht bei Sinnen, dein Verlangen nach der Jungfrau berückt dich; ich bin dein Mitschüler und Jugendfreund und weiß, daß du niemals aus deiner Vaterstadt herausgekommen. Wo wolltest du denn Schiffbruch erlitten haben? — Wie der König also hörte, daß kein Schiffbrüchiger unter den dreien war, sah er Apollonius an, gab ihm die Antwort seiner Tochter und sagte: lies! Vielleicht verstehst du, der du dabei warst, wie sie schrieb, besser, als ich, was sie geschrieben. — Apollonius nahm die Tafel, überlas sie schnell und erröthete, als er erkannte, daß er geliebt sei. Der König fragte: Hast du den Schiffbrüchigen gefunden, Apollonius? — Apollonius versetzte: Mit deiner Erlaubniß, guter König, ja; — und da er zu gleicher Zeit hoch erröthete, so verstand ihn der König wohl und sagte wieder: Meiner Tochter Wille ist der meinige. —

Hierauf entließ er die Jünglinge aus seiner Gegenwart mit dem Bescheide, er wolle es ihnen zu wissen thun, wenn der Hochzeittag seiner Tochter gekommen; er selbst aber begab

sich allein in ihr Schlafgemach und fragte sie: Wen sie zu ihrem Gatten erwählt habe? — Die Jungfrau warf sich ihm zu Füßen und sprach: Mein geliebter Vater! da du die Wünsche deiner Tochter wissen willst, so höre, daß ich den Schiffbrüchigen Apollonius, meinen Lehrer, liebe und heirathen will. Gibst du mir den nicht zum Manne, so ist deine Tochter dir verloren. — Der König war nicht im Stande, den Thränen seiner Tochter zu widerstehen, hob sie vom Boden auf und sagte: Wolle nicht glauben, mein süßes Kind, daß ich, als ein liebender Vater, dir irgend etwas abschlagen kann: ich werde ohne Säumniß deine Hochzeit veranstalten. — Er beschied dann des andern Tages die Vornehmsten seines Reiches vor sich, denen er verkündigte, daß seine Tochter den Tyrier Apollonius heirathen werde, und daß Alles sich dieser klugen Wahl zu erfreuen habe, und nicht lange Zeit darauf veranstaltete er wirklich ihr Hochzeitfest, das mit vieler Pracht und Würde gefeiert wurde.

Es waren Tage und Monate seitdem ins Land gegangen, und des Königs Tochter stand bereits im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft, als der König Apollonius, dereinst mit ihr am Gestade des Meeres lustwandelnd, ein schönes Schiff daselbst anliegen sah, das er bei näherer Betrachtung für ein Tyrisches erkannte. Er fragte den Patron, woher er sei? und sagte ihm, als derselbe Tyrus sein Vaterland nannte, daß dies auch das seinige. Der Patron fragte ihn hierauf seinerseits: Kennst du vielleicht einen Fürsten des Landes, Namens Apollonius? — Apollonius versetzte: Wie mich selbst. — Da sprach der Schiffsherr: So gehe und sage ihm wo du ihn findest, er solle fröhlich und guter Dinge sein, indem den König Antiochus und seine Tochter

der Blitz erschlagen habe, und er der Erbe seiner Macht und Schätze sei. Wie Apollonius das hörte, wendete er sich voller Freude zu seinem Weibe und sagte: Was du mir von meinem Schiffbruche seither nur auf mein Wort geglaubt hast, bewährt sich dir nun; ich bitte dich also, laß mich hinziehen und meine neue Herrschaft in Antiochia antreten. — Die schöne Königstochter brach über diese Rede in Thränen aus und erwiederte: Lieber Mann! wenn du irgendwo und wenn auch auf einer noch so weiten Reise begriffen wärest, so solltest du zu der Zeit meiner Niederkunft ganz gewiß zurückeilen, und statt dessen schickst du dich jetzt, da du gegenwärtig bist, an, mich zu verlassen? Wofern du aber durchaus von hinnen willst, so reisen wir mit einander. — Sie eilte hierauf zu ihrem Vater und trug ihm zugleich mit ihrer Bitte die gute Botschaft vor, und der darob erfreute König befahl alsbald, ein Schiff mit allen Bedürfnissen zur Reise auszurüsten, und führte seinen Eidam und seine Tochter selbst an den Strand, wo er von ihnen Abschied nahm, und ihnen eine glückliche Reise wünschte. Das junge Paar bestieg, von vielen Dienern begleitet, unter denen sich auch eine Amme und eine Hebamme befanden, das Schiff, und segelte mit günstigem Winde auf und davon. Sie waren aber noch nicht allzulange Zeit auf dem Meere, als die Königstochter erkrankte und zwar glücklich entbunden wurde; darauf aber plötzlich, indem ihr Blut gerann und ihre Lebensgeister erstarrten, den völligen Anschein des Todes gewann. Ueber diesen Anblick brachen ihre Diener in ein lautes Weinen und Schreien aus. Apollonius eilte herzu, riß sich, seine Gattin leblos vor sich liegen sehend, die Kleider vom Leibe und schlug sich die Nägel in die jugendlichen Wangen, und warf sich mit unversiegbaren Thränen über ihren Leichnam, indem er ausrief: O, theures Weib! wie soll ich deinen Tod vor

deinem Vater verantworten, der mich als einen armen Schiffbrüchigen bei sich aufnahm? — Derweil er noch also klagte, trat der Schiffspatron zu ihm und sprach: Herr, du dauerst mich wahrlich, aber es geht nicht an, daß wir den todten Körper im Schiffe behalten, befiehl, daß er in das Meer gesenkt werde. — Apollonius entrüstete sich hierob, und widerstrebte lange; endlich berief er aber dennoch die Schiffszimmerleute und Schmiede zusammen, und gebot ihnen, aus Bretern einen Sarg zu fertigen, dessen Spitzen und Löcher auszupichen und inwendig daran eine bleierne Tafel zu befestigen. Sobald dies geschehen war, legte er die Leiche, mit königlichen Prachtgewanden gekleidet hinein, und ihr zu Häupten zwanzig Sestertia Goldes, und küßte sie und beweinte sie fort und fort, bis er den Sarg verschließen und dem Meere übergeben ließ. Das neugeborne Kindlein wurde, auf des Apollonius Geheiß, sorgfältig genährt und gepflegt, damit es ihm in seinem Unglücke einigen Trost gewähre, und er es dem Könige als seine Enkelin zurückbringen möge. Der Sarg aber trieb am dritten Tage an das Gestade der Ephesier, unweit der Wohnung eines Arztes, Namens Chäremon, an, der so eben mit seinen Schülern längs dem Meere hin lustwandelte. Der Arzt sahe, wie der Sarg von den Wogen des Meeres an das Land gespült wurde, und gebot seinen Dienern, ihn behutsam aufzufischen und nach seinem Hause zu schaffen. Die Diener vollbrachten es, und der Arzt löste den Deckel ab, und sah das schöne junge Weib, königlich geschmückt und scheinbar leblos, vor sich liegen. Voll Erstaunen sagte er: wie viele Thränen mag dieses Weib den Ihrigen hinterlassen haben! und fand darauf unter ihrem Haupte das Gold und unter dem Golde die bleierne Tafel vor, die zur Inschrift hatte: Wer du auch immer, o Fremdling! diesen Sarg findest, nimm die Hälfte

dieses Goldes für dich und bereite für die andere Hälfte der Leiche ein Grab, die den Ihrigen viel bittere Schmerzen und Thränen hinterlassen hat. Thust du anders damit als die Trauer von dir fordert, so mögest du von deinem Tode ereilt werden und Niemand finden, der deinen Körper bestattet. —

Nachdem der Arzt diese Worte gelesen hatte, sprach er zu den Seinigen: Thun wir mit diesem Leichnam, was von uns gefordert wird, ja, laßt uns seiner Asche noch mehr Ehren als die erzeigen. — Er befahl, zur Stelle einen Scheiterhaufen zu errichten und derweil dies geschah, kam ein Schüler des Arztes dazu, der zwar seinem Aeußern nach ein Jüngling, in der Reife seines Geistes aber ein Greis war. Zu diesem sagte der Arzt, als der Leichnam schon auf den Scheiterhaufen gestellt war: du kömmst zur guten Stunde, in der ich dich erwartete. Nimm die Büchse mit dem Balsam und gieße ihn über die irdischen Ueberreste der Verstorbenen zu ihren letzten Ehren aus. — Der Jüngling trat zu dem jugendlichen Körper heran, entblößte dessen Brust und salbte sie mit dem balsamischen Oele ein. Wie er nun aber also mit seiner Hand über den ganzen Körper hinstrich, fühlte er mit Erstaunen, daß in ihren inneren Theilen noch Leben war. Er griff ihr an den Puls, untersuchte die Merkmale der Nase, hielt seine Lippen an die ihrigen und überzeugte sich, daß ihr Leben mit dem Tode rang, wodann er zu den Dienern sagte: Zündet vier Fackeln an und bringt sie leise und allmälig von verschiedenen Seiten zu ihr heran. — Die Diener thaten nach seinem Willen und dies bewirkte, daß ihr geronnenes Blut wieder in Strömung kam. Der Jüngling sah es und sagte zu seinem Meister: das junge Weib, das du für todt gehalten, ist lebendig, ich will dich alsbald davon überzeugen, wenn du mir etwa nicht glaubst. Damit ließ er die Königstochter auf ein Bett bringen, wo

er ihr mit heißem Oel angefeuchtete Wolle auf die Brust legte, und nachdem also ihr erstarrtes Leben wieder in Wallung gebracht worden, kehrte nach und nach auch das Bewußtsein in sie zurück, so daß sie die Augen aufschlug und, die Sprache wiederfindend, mit matter Stimme zu dem Jünglinge sagte: Wer du auch immer bist, enthalte Dich, mich anders zu berühren, als du eine Königstochter und Königin berühren darfst. — Wie nun der Schüler sah, daß sein Meister sich getäuscht hatte, freute er sich sehr, und führte ihn in das Schlafgemach, wo er ihn die Wiederbeseelte sehen ließ, und von ihm Preis und Lohn einerndtete. Der Meister ließ der jungen Königin Speise und Trank reichen, um ihr neue Kräfte zu verleihen, nahm sie, als er ihre hohe Geburt erfuhr, an Tochter statt an, und gab sie wenige Tage später, da sie ihn mit Thränen darum anflehte, in den Tempel der Diana als Priesterin, wo sie eine unverletzliche Freistätte fand.

Währenddessen schiffte der in den Tod betrübte Apollonius gen Tarsus, und begab sich, daselbst gelandet, gleich nach der Wohnung Strangulio's und Dionysias, denen er, nach den ersten Begrüßungen, sein Unglück, nebst seinem daraus erwachsenen Entschlusse zu wissen that, nach dem Verluste seiner Gattin, weder die Herrschaft über das ihm zugefallene Reich anzutreten, noch zu seinem Schwiegervater zurückzukehren, dessen Tochter er im Meere verloren, sondern selbst als Kaufmann Handelsgeschäfte hier und dahin in der Welt zu treiben, und seine Tochter, seinen einzigen Trost, die er Tarsia genannt wissen wolle, ihnen zurückzulassen, damit sie dieselbe unter der Pflege und Obhut ihrer Amme, mit ihrer eigenen Tochter zusammen auferzögen. Er überantwortete ihnen zugleich mit der Eröffnung dieses seines Willens, den zarten Säugling, den er mit Gold und Silber

und Kleinodien die Hülle und Fülle ausstattete, und schwur feierlich: sich Bart, Haare und Nägel wachsen zu lassen und nicht eher wieder zu verschneiden, als bis er seine Tochter vermählt habe. Der über diesen Schwur bestürzte Strangulio und sein Weib versprachen ihm, das Kind nach seinem Willen sorgfältigst aufzuerziehen; Apollonius aber bestieg unverzüglich wieder sein Schiff und fuhr über das hohe Meer gen Aegypten nach weitentlegenen unbekannten Regionen.

Die kleine Tarsia wurde gehegt und gepflegt, und von ihrem fünften Jahre an in allem nöthigen und nützlichen Wissen unterrichtet. Als sie nun aber ihr vierzehntes Jahr erreicht hatte, trug es sich zu, daß ihre getreue Amme plötzlich in eine schwere Krankheit verfiel, und indem sie eben dereinst einmal bei ihr saß und ihre Schmerzen mit ihr beweinte, sie solchergestalt anredete: Meine liebe Herrin Tarsia! vernimm die letzten Worte deiner sterbenden Amme und bewahre sie in deiner tiefsten Brust. Ich frage dich nämlich, wer, glaubst du wohl, daß dein Vater und deine Mutter sei, und wo würdest du dein Vaterland suchen? — Das Mädchen entgegnete: Meine Vaterstadt ist Tarsus, mein Vater Strangulio, meine Mutter Dionysias. — Hierauf seufzte die Alte und entdeckte ihr wer sie und ihre Eltern seien, und was vordem bei ihrer Geburt mit diesen geschehen, indem sie ihr schlüßlich die Lehre gab: wenn etwa ihre Pflegeeltern, die sie fälschlich für ihre Erzeuger halte, nach ihrem Tode, ihr irgend Schlimmes anzuthun versuchen sollten, unverzüglich nach dem Markte, zu der dort stehenden Bildsäule ihres Vaters, zu flüchten, und sich öffentlich als seine Tochter zu erkennen zu geben, als welche die Bürger sie, im Angedenken an die ihnen von dem Könige Apollonius zu Theil gewordenen Wohlthaten, ganz gewiß in ihren Schutz

nehmen würden. Nachdem die Amme diese Worte gesprochen hatte, gab sie ihren Geist auf, und die dankbare Tarsia ließ ihren Leichnam zur Erde bestatten, und gab, ihres Verlustes halb, eine aufrichtige und beständige Trauer kund.

Hierauf ging nun eines Tages Dionysias mit ihrer leiblichen Tochter und mit Tarsia öffentlich aus und hörte, wie die Leute, Tarsias Schönheit und Reize erblickend, den Vater derselben glücklich priesen, derweil sie von deren Begleiterin aussagten, daß sie in ihrer Nähe, ihr ein Schimpf und eine Schande sei. Dionysias gerieth über diese Reden in eine unmäßige Wuth. Sie erwog bei sich, wie Tarsia's nun doch schon so viele Jahre lang abwesender Vater, da er in der Zeit weder selbst wiedergekommen sei noch geschrieben habe, sicherlich nicht mehr lebe, so daß sie also, angesehen, daß auch ihre Amme gestorben und nicht mehr zu fürchten, die Jungfrau unbedenklich aus der Welt schaffen, und ihr Besitzthum ihrer eigenen Tochter schenken könne. Und derweil sie eben noch diese Betrachtungen anstellte, vernahm sie, daß einer ihrer Sklaven, Namens Theophilus, vom Lande hereingekommen. Sie rief ihn zu sich und fragte ihn, ob er Tarsia aus der Welt schaffen und sich damit seine Freiheit verdienen wolle? — Der Sklave fragte sie dagegen: was das unschuldige Mädchen verbrochen habe? — Und sie erwiederte: Er brauche nicht mehr zu wissen, als daß sie den Tod verdient, und wenn er sich weigere, ihren Willen zu thun, werde er ihren Zorn auf sich laden. So wie sie auch auf seine Frage, wie er sie tödten solle, ferner sprach: Sie habe die Gewohnheit, wann sie aus der Schule komme, nicht eher Speise und Trank zu sich zu nehmen, bis sie das Grab ihrer Amme besucht. Dorthin möge er sich also mit einem scharfen Dolche verbergen, sie unversehens bei den Haaren erfassen und erstechen, ihren Leichnam aber

in das Meer werfen. Sobald er, fügte sie hinzu, ihr diese Nachrichten vom Geschehenen hinterbringe, solle er seine Freiheit und seinen Lohn erhalten. Der Sklave nahm den Dolch, verbarg ihn in seinem Gewande, und ging, weinend und zum Himmel aufseufzend, daß er seine Freiheit nicht anders, als durch Vergießung unschuldigen Blutes erkaufen könne, zu dem bezeichneten Grabe, wo er sich verbarg, und bei der Ankunft der Jungfrau plötzlich hervorsprang und sie zu Boden warf. Da rief ihm nun aber die Jungfrau zu, indem er sie eben durchbohren wollte: O, Theophilus! womit habe ich mich vergangen, daß ich durch deine Hand sterben soll? — Der Sklave antwortete: Nicht du, dein Vater hat sich vergangen, daß er dich mit so vielem Gelde und Geldeswerthe hier zurückließ. — Darauf sagte Tarsia noch: Wenn denn für mein Leben keine Hoffnung mehr da ist, so erlaube mir, daß ich noch einmal zu Gott bete. — Der Sklave sagte: Bete nur, Gott selbst weiß, daß ich zu der That gezwungen werde. — Während sie aber betete, kamen Seeräuber herbei, huben an zu schreien, als sie die Jungfrau gefährdet sahen, eben von dem bewaffneten Manne gemordet zu werden, und scheuchten ihn damit von dannen, indem sie selbst sie mit sich über das Meer entführten. Der Sklave seinerseits ging zu seiner Gebieterin zurück und versicherte sie, ihr Wille sei geschehen, indem er ihr zugleich anrieth, ihrer Mitbürger wegen, um Tarsia Trauer anzulegen, und unter falschen Thränen vorzugeben, daß sie auf ihrem Landgute bei der Stadt vor Betrübniß gestorben sei. So wie Strangulio von dem Geschehenen Kunde erhielt, bemächtigte sich seiner Furcht und Schrecken über die Missethat seines undankbaren Weibes, und er rief Gott zum Zeugen an, daß er unschuldig an dem vergossenen Blute sei. Dionysias aber befolgte den Rath ihres Sklaven, legte sich und ihrer Tochter Trauer-

kleider an, und klagte mit erheucheltem Schmerze laut vor allem Volke, ihre Augenweide, ihre Pflegetochter Tarsia, so frühe durch den Tod verloren zu haben.

Die Seeräuber, welche Tarsia entführt, langten mit ihr in Mitylene an, und stellten sie unter anderen Waaren zum Verkaufe aus. Ein reicher Kuppler erblickte sie und begann um sie zu feilschen, derweil auch Athenagoras, der Fürst der Stadt, dazu kam, und das schöne Mädchen zu besitzen wünschte. Beide Käufer überboten nun eine Zeit lang einer den anderen; als aber Athenagoras am Ende sah, daß der verruchte Kuppler gar nicht von ihr ablassen wollte, so machte er sie ihm nicht länger streitig, und gedachte nur, sobald er sie in ein öffentliches Haus bringen werde, zuerst zu ihr zu gehen und die Blüthe ihrer Jungfräulichkeit zu brechen. Der Kuppler kaufte Tarsia und führte sie nach Hause, und am dritten Tage ließ er sie, trotz dem, daß die Unglückliche ihm zu Füßen fiel und ihn mit Thränen beschwor, sie zu verschonen, festlich gekleidet mit Musik und unter dem Zudrang der Menge in das öffentliche Haus führen, wo er bekannt machte, daß der Erste, der zu ihr ginge, ein halbes Pfund Gold zu zahlen habe; den Anderen aber sie für den gewöhnlichen Preis überlassen werden solle.

Der Erste, der mit verhülltem Angesichte in das Haus eintrat, war Athenagoras. Er ging zu Tarsia in ihr Gemach und setzte sich nieder; Tarsia aber warf sich ihm zu Füßen und sprach: Erbarme dich meiner, o Herr! Ich beschwöre dich bei deiner Jugend und bei Gott! wolle mir nicht Gewalt anthun. Bezähme dein unkeusches Verlangen und höre die Geschichte meines Unglücks und meiner fürstlichen Geburt an. — Worauf sie ihm dies Alles so rührend vortrug und zu bedenken gab, daß er am Ende liebreich zu ihr sagte: Steh auf, wir sind Alle Menschen, die zu jeder

Zeit das Unglück ereilen kann, ich habe auch eine Tochter, und wer weiß, ob ihr nicht dereinst das Nämliche wie dir geschieht! — Er gab ihr sodann einen noch größeren Lohn als der Kuppler für sie gefordert, versprach ihr auf ihre Bitten, Niemand wieder zu sagen, was er von ihr gehört, und entfernte sich mit Thränen, einem anderen Jünglinge weichend, der seinen Platz einnahm. Aber auch diesen und alle ihm nachfolgenden wußte Tarsia solchergestalt durch ihre Bitten und Thränen zu rühren, daß sie ihr keine unkeusche Gewalt anthaten, sondern sie vielmehr reichlich beschenkten und weinend wieder von ihr gingen. Die Jungfrau brachte darauf dem Kuppler alles Geld, das sie eingenommen, mit den Worten: dies ist der Preis meiner Jungfrauschaft! — und der Kuppler ermahnte sie, alle Tage so viel einzunehmen. Des anderen Tages sprach sie zu ihm: da ist der Preis meiner Jungfrauschaft, die ich mit Bitten und Thränen bewahre. — Wie der Kuppler also hörte, daß sie noch Jungfrau sei, ward er zornig, rief den Aufseher seiner Mädchen herein und übergab sie seiner Willkühr; aber auch diesen rohen Sklaven wußte Tarsia durch die Erzählung ihres Schicksals zu solchem Mitleiden zu bewegen, daß er sie ungekränkt ließ. Er stellte ihr zuletzt freilich vor, daß sie auf die Länge der Zeit ihre Ehre schwerlich werde bewahren können, da ihr Herr, der Kuppler, fortwährenden Gewinn von ihr zu lösen begehre. Sie erwiederte jedoch, sie sei in vielen Künsten erfahren und verstehe die Lyra zu spielen, und bat ihn, sie auf den öffentlichen Markt zu führen, wo er ihr Geschick und ihre Beredtsamkeit erproben möge. Sie wolle dem Volke Fragen aufgeben, und aufgegebene lösen, und sich auf diese Weise Tag für Tag vieles Geld verdienen. Gesagt, gethan. Der Aufseher führte sie auf den Marktplatz, wo eine große Menschenmenge hinzuströmte, die Jung-

frau zu sehen, und sie wußte sich durch solche Wohlredenheit bei derselben in Gunst zu setzen, daß ihr einen Tag wie den anderen Geld in Menge zufloß. Athenagoras behielt sie immerdar so sorgsam wie seine eigene Tochter im Auge und gewann ihren Aufseher durch ansehnliche Geschenke, daß er sie vor jedwedem Aergerniß hütete.

Zu derselben Zeit als dies geschah, kam Apollonius nach vierzehn vollen Jahren wieder nach Tarsus zu Strangulio und Dionysias. Strangulio sah ihn zuerst nahen und sagte voller Schrecken zu seiner Frau: Du wolltest für ganz gewiß behaupten, Apollonius habe Schiffbruch erlitten, und siehe! da kehrt er wieder um, uns seine Tochter abzufordern. Was werden wir ihm sagen? — Sie entgegnete: Laß uns ihm nur getrosten Muthes begegnen; wenn er unsere Trauerkleider und unsere Thränen sieht, wird er uns schon glauben, daß sie gestorben sei. — Indem trat Apollonius bei ihnen ein, und da sie bei seinem Anblicke in Thränen ausbrachen, so sprach er mit schwerer Ahnung: Meine lieben Gastfreunde! was ist das? Ganz gewiß gelten eure Thränen und eure Trauerkleider nicht euch selbst, sondern mir. — Das verruchte Weib versetzte, wie mit in Betrübniß erstickter Stimme: Ach! wollte Gott, ein Anderer hätte euch verkündigt, und ich und mein armer Mann müßten es nicht thun: daß eure Tochter Tarsia gestorben ist. — Ueber diese Nachricht am ganzen Körper erbebend, stand Apollonius lange wie betäubt lautlos da, und als er endlich seine Besinnung wieder gewann, sagte er zu Dionysias: Dionysias, wenn auch meine Tochter, wie du sagst, gestorben ist, so sind doch wohl ihre Kleider und Kostbarkeiten, und so ist ihr Geld und Gut noch vorhanden? Wo hast du das? — das Weib antwortete: Theils ist es noch da, theils ist es verloren gegangen, und brachte Einiges davon herzugetragen. Apollonius maß

ihnen Glauben bei und ging mit ihnen, wozu sie ihn aufforderten, auf das Land, wo sie seiner Tochter hatten zum Scheine ein Grabmal errichten lassen.

Nach diesem kehrte er in Verzweiflung auf sein Schiff zurück, wo er sich in den untersten Raum werfen ließ, um nichts mehr zu sehen und zu hören, und laut und unablässig nach dem Tode verlangte. Der Steuermann machte sich hierauf fertig, nach Tyrus zu segeln; er hatte indessen nicht sobald in See gestochen, als die zuvor günstigen Winde umsprangen, und das Meer urplötzlich sich zu einem furchtbaren Sturme empörte, der das Schiff nach vielfältigen Fährnissen zuletzt nach Mitylene verschlug. Der Steuermann und das ganze Schiffsvolk, die vorher eifrig zu Gott gebetet, frohlockten über ihre Rettung; Apollonius aber fragte: Was für Klänge der Fröhlichkeit schlagen an mein Ohr? — Der Steuermann sagte: Freue dich, Herr, mit uns, wir feiern heute das Neptunusfest. — Apollonius rief seufzend aus: Also begehen Alle einen festlichen Tag außer ich! — Darauf ließ er seinen Verwalter zu sich kommen und sagte: damit ich nicht geizig und mißgünstig erscheine, und da die Meinigen schon schlimm genug daran sind, einen so unglücklichen Herrn zu haben, so nimm zehn Goldstücke und vertheile sie unter sie. Sie sollen damit thun, was sie wollen und sich lustig machen; mich aber soll durchaus Niemand in meinem Grame stören, und wer sich dessen nichtsdestoweniger unterfängt, dem sollen alsbald seine Glieder zerbrochen werden. — Der Verwalter ging und kaufte für sein Gold das Nöthige, worauf er, damit versehen, nach dem Schiffe zurückkehrte.

Da nun das Schiff des Apollonius vor allen, die im Hafen lagen, das ansehnlichste war, und seine Mannschaft den festlichen Tag weit herrlicher als die anderen beging, so geschah es, daß Athenagoras, der Fürst der Stadt,

darauf aufmerksam wurde, als er am Gestade hin lustwandelte und sein Wohlgefallen darüber gegen seine Begleiter laut aussprach. Als die Seeleute ihr Schiff von ihm loben hörten, luden sie ihn ein, es zu besteigen. Athenagoras ließ sich dazu willig finden und nahm eine Weile an ihrer Lust Theil; als er aber endlich, nachdem er sie reichlich beschenkt, wieder von ihnen ging, fragte er nach dem Namen des Schiffsherrn. Der Steuermann antwortete: Unser Herr liegt in Trauer versunken unten im dunkelsten Schiffsraume und will immer daselbst verbleiben, weil er auf dem Meere sein Weib und auf dem Lande seine Tochter verloren hat. Athenagoras sagte hierauf zu einem Matrosen, er wolle ihm zwei Goldstücke geben, wenn er zu seinem Gebieter hinabginge und ihm hinterbrächte: Athenagoras, der Beherrscher dieser Stadt, lasse ihn bitten, zu ihm an das Licht emporzukommen. Der Matrose entgegnete aber: Deine Goldstücke machen mir meine Glieder nicht wieder ganz, darum suche dir einen anderen Boten, denn unser Herr hat geschworen, dem die Glieder brechen zu lassen, der ihn stören würde. — Athenagoras sagte: Dieses Gesetz hat er euch gegeben, ich brauche es nicht zu kennen, deshalb werde ich zu ihm hinabsteigen. Sage, wie nennt er sich? — Der Seemann antwortete: Apollonius. — So wie Athenagoras diesen Namen hörte, sprach er zu sich selbst: Auch Tarsias Vater hieß Apollonius, und ließ sich von den Schiffsleuten den Weg zu ihm hinunter zeigen. Als er vor dem in Finsterniß und Schmutz Hingestreckten stand, sagte er mit leiser Stimme: Ich grüße dich, Apollonius! — In der Meinung, von einem seiner Leute angeredet zu werden, schlug Apollonius voll Unwillen seine Augen auf und sah, vor Zorn und Staunen sprachlos, einen ihm unbekannten geschmückten Mann vor sich stehen. Athenagoras sagte zu ihm: Ich weiß, du wirst

dich verwundern, daß ich als ein Fremder zu dir gekommen bin. Ich bin Athenagoras, der Fürst dieser Stadt. Ich kam durch Zufall auf dein Schiff und erfuhr deine Schicksale; aber es war zu deinem Heile, daß dies geschah, da Gott dich von der tiefsten Trauer zu der höchsten Freude erheben will, sobald du aus der Finsterniß wieder zum Licht emporgekommen sein wirst. — Apollonius erhob sein Haupt und sagte: Wer du auch immer sein magst, Herr, ziehe hin in Frieden, ich bin nicht werth, mehr Speise und Trank zu genießen und will nicht länger leben. — Und darauf ging Athenagoras niedergeschlagen wieder nach dem Verdeck empor und sagte zu den Matrosen: Ich vermag euren Herrn nicht zu überreden, wieder an das Licht hervor zu kommen, was soll ich nur beginnen, ihn von dem Tode zu erretten, den er sich vorgesetzt hat? — Doch sprach er auf einmal zu einem seiner Begleiter: Geh du zu dem Kuppler und bitte ihn, mir Tarsia herzusenden, auf daß sie dem fremden Manne mit ihrer Weisheit und Beredtsamkeit gütlich zuspreche. — So wie der Kuppler diese Botschaft vernahm, sendete er Tarsia, und die Jungfrau kam auf das Schiff, wo Athenagoras sie zu sich rief und zu ihr sagte: Komm zu mir, Tarsia, hier bedarf es deiner Kunst, auf daß du den Herrn dieses Schiffes, der im finstern Raume liegt, tröstest und ermahnest, seine übermäßige Betrübniß um sein verlornes Weib und seine Tochter zu lindern, und wieder an das Licht des Tages emporzukommen. Du thust damit ein gutes Werk, Tarsia, um das dir Gott gnädig sein wird, und wenn du es glücklich vollbringst, so gebe ich dir dreißig Sestertia Silber und eben so viel Gold, und kaufe dich von deinem Herrn los. — Die Jungfrau ging willig in den dunkeln Schiffsraum, trat zu dem fremden Manne und grüßte ihn mit ihrer holden Stimme, indem sie ihn ermun-

terte, fröhlich zu sein und ihm sagte: Es sei keine Buhlerin, die zu ihm komme, ihn zu trösten, sondern eine reine Jungfrau aus königlichem Geschlechte, die ihre Unschuld schon aus höchster Noth errettet, und ob sie gleich ihre Eltern verlassen habe und von aller Welt verlassen sei, doch nicht an Gott verzweifle. — Sie setzte sich sodann zu ihm nieder und suchte ihn durch Gesang und Spiel zu erheitern; Apollonius jedoch richtete sich empor, schlug sein Auge zu ihr auf und sah und hörte ihr lange schweigend zu. Dann seufzte er aus tiefer Brust auf, dankte ihr für ihren guten Willen und beschenkte sie zwar mit vielem Golde; bat sie aber doch, ihn zu verlassen, und darauf zu verzichten, seine Betrübniß jemals zu lindern, da er vielmehr fühle, wie sein verzweifelter Seelenschmerz nur wieder neue Kraft gewonnen habe. Tarsia ging zu Athenagoras zurück und hinterbrachte ihm den schlechten Erfolg ihrer Sendung; er aber drang so lange mit neuen Bitten und Versprechungen in sie, ihr Heil nochmals mit dem Unglücklichen zu versuchen, bis sie es that. Da setzte sie sich neben Apollonius hin und sagte: Wenn du einmal in dieser Dunkelheit und in diesem Schmutze länger bleiben willst, so gestatte mir wenigstens so lange bei dir zu weilen, bis ich dir meine Räthsel aufgegeben, und versprich mir, wenn du sie nicht errathen solltest, mich bei dir zu dulden, so wie ich dir verspreche, von dir abzulassen, wenn du sie erräthst. — Apollonius antwortete ihr: — Wiewohl mir in meinem Schicksale eigentlich nichts Anderes zusteht, als zu weinen und zu trauern, so will ich dir diesen Wunsch doch nicht versagen; sage mir nur mit kurzen Worten, was du mir zu sagen hast. — Nunmehr hub Tarsia an, allen ihren Witz aufzubieten, um Apollonius mit sinnreichen Sprüchen und räthselhaften geheimen Fragen zu bedrängen; angesehen aber, daß sein Scharfsinn ihr in Allem

überlegen war und sie sämmtlich errieth und deutete, so wußte sie sich zuletzt gar nicht mehr zu rathen und zu helfen, sondern warf sich ihm mit ausgebreiteten Armen um den Hals und sagte: Was betrübst du mich doch gar so sehr! Erhöre die Stimme der Bittenden, es ist gottlos, daß ein solcher Mann sich freiwillig dem Tode weihen will. Wenn du nach deinem Weibe Sehnsucht trägst, so kann es dir Gott wiedergeben, wenn du um deine Tochter trauerst, so weißt du ja nicht, ob er sie dir nicht unversehrt am Leben erhalten hat! — Mit diesen Worten schickte sie sich an, ihn mit sich fort zu ziehen. Der erzürnte Apollonius aber sprang empor und stieß sie gewaltsam mit dem Fuße von sich. Die zarte Jungfrau fiel und verletzte sich die Wangen, daß sie bluteten. Worauf sie vor Schmerz und Schrecken bitterlich zu weinen anfing und in die Worte ausbrach: O, ihr erhabenen Himmelsmächte! So habt ihr denn beschlossen, daß ich mein ganzes Leben hindurch Unbilden und Angst und Schrecken erdulden soll? Nach eurem Willen mußte ich zwischen Sturm und Wogen geboren werden und meiner Mutter das Leben kosten, der ihr kein Grab in der Erde gönntet, sondern die ihr in das Meer versenkt werden ließt. Mich Unglückliche mußte dann mein Vater dem treulosen Strangulio und der falschen Dionysias anvertrauen, die, anstatt mein Leben zu behüten und zu wahren, mir den so schmählichen Tod wollten geben lassen. Piraten erretten mich aus ihm, indem sie mich rauben, und bringen mich, o Gott! an diesen Ort. Ach! werde ich jemals meinen Vater Apollonius wieder sehen? — So wie Apollonius diese Worte hörte, rief er mit lauter Stimme aus: Barmherziger Gott! der du über Himmel und Hölle dein Auge hast und alles Verborgene offenbarest: ich bete dich an! stürzte auf seine Knie nieder, riß Tarsia in seine Arme und rief von Neuem

aus: O, eilt herbei, meine Diener! kommt herbei, meine Freunde! und setzt meiner Angst und Ungeduld ein Ziel. — Die Seeleute insgesammt und unter ihnen auch Fürst Athenagoras, stürzten auf diesen Ruf in den unteren Schiffsraum zu Apollonius hinab, und da fanden sie ihn in den Armen Tarsias und hörten aus den abgebrochenen Worten, die ihm entschlüpften, daß sie seine Tochter sei, um die er trauerte.

Apollonius legte nun alsbald seine Trauerkleider ab und zog festliche an, und Tarsia mußte ihm erzählen, wie sie in des Kupplers Hände und in das unselige Haus gekommen war. Athenagoras besorgte dagegen, als er dies Alles hörte, Apollonius möge seine Tochter an einen Anderen verheirathen, und nahm seine Zeit wahr, ihm zu Füßen zu fallen, und bei ihm gelten zu machen, daß Tarsia vornehmlich durch ihn errettet und ihm wiedergegeben worden sei, indem er sie von ihm zur Ehe forderte. Apollonius aber glaubte ihm seinerseits diese gerechte Bitte um so weniger versagen zu dürfen, als er sich so eben seines Schwures erinnerte, seine Trauer nicht eher abzulegen, als bis er seine Tochter vermähle.

Nach Beseitigung dieser Umstände begab sich Athenagoras auf das Rathhaus seiner Stadt, berief die Bürger zusammen und sagte: Damit nicht unsere ganze gute Stadt wegen eines einzigen Bösen untergehe, so wisset, daß der König Apollonius euch mit einer Flotte und einem gewaltigen Heere zu verderben droht, weil die Ruchlosigkeit jenes Kupplers seine Tochter, Tarsia, gezwungen hat, in einem öffentlichen Hause zu bestehen. Beeilet euch also, den Kuppler, gebunden, in seine Gewalt zu liefern, wenn ihr euch vor dem Untergange erretten wollt. — Nach diesen Worten entstand ein gewaltiger Aufruhr unter dem Volke, und unter dem Zudrange von Männern und Frauen wurde der Kupp-

ler, die Hände auf den Rücken gebunden, vor Apollonius geführt, der, mit dem königlichen Mantel angethan, die königliche Kopfbinde um das geschorene Haupt, und von allem Schmutze gereinigt, auf öffentlichem Markte erschien, und seine Tochter dem Volke zeigte, das er um Rache für sie flehte, und das denn sofort den Kuppler den Flammen übergab. Die Schätze, die der Kuppler hinterließ, wurden von der Bürgerschaft der Stadt Tarsien angeboten; diese aber hieß hiernächst jenen Sklaven des Kupplers vor sich bringen, dessen Menschlichkeit sie ebenfalls gerettet, und schenkte ihm seine Freiheit und dieses ganze Besitzthum dazu.

Wenige Tage hierauf vermählte Apollonius seine schöne Tochter dem Fürsten Athenagoras, zur Freude und Zufriedenheit der ganzen Stadt, und indem er nun gesonnen war, über Tarsus mit den Seinigen heimzukehren, und bereits über das Meer hinschiffte, siehe! da erschien ihm ein Engel im Traume, und gebot ihm, ehe er nach Tarsus ginge, um seine Tochter zu rächen, in Ephesus zu landen, daselbst mit ihr und seinem Eidam den Tempel zu betreten, und der Göttin seine Leiden vorzustellen. Als Apollonius erwacht war, theilte er dieses Gesicht seinen Kindern mit, und fragte sie um Rath, und diese sagten, er möge thun was ihm gut dünke. Er gebot also dem Steuermann, den Lauf des Schiffes nach Ephesus zu wenden, und sobald sie daselbst gelandet waren, gingen sie in den Tempel, in dem des Apollonius Gattin die oberste Priesterin war. Apollonius verlangte Einlaß in das Heiligthum, und man hinterbrachte der Oberpriesterin, daß ein unbekannter Mann mit Tochter und Eidam, große Gaben darbringend, gegenwärtig sei, und Zutritt begehre.

So wie die Tochter des Königs Alcistrates dies hörte, legte sie den königlichen Schmuck und Purpur an, und ging

den Fremden entgegen, indem eine große Menge Volkes, das sie hoch verehrte und liebte, sich um sie drängte. Als Apollonius und seine Tochter und sein Eidam die Priesterin nahen sahen, warfen sie sich vor ihr zur Erde nieder, denn der Glanz ihrer Schönheit war so groß, daß es ihnen vorkam, als trete die Göttin Diana selber vor ihr Angesicht. Das Heiligthum wurde aufgeschlossen, und die reiche Summe der Gaben, die Apollonius mit sich führte, dargebracht. Nicht sobald aber hatte derselbe diese fromme Pflicht erfüllt, als er, der Mahnung des Engels eingedenk, anfing, in Gegenwart der Oberpriesterin, seine Schicksale zu erzählen. Sie hörte seinen Namen, und schon erhob sie sich und stürzte in seine Arme. Apollonius wollte sie staunend von sich stoßen, aber sie rief unter Thränen aus: Ich bin dein Weib, die Tochter des Königs Alcistrates, die du, ohne es zu wissen, lebendig in das Meer senken ließest. Du bist mein Gatte, der schiffbrüchige Apollonius von Tyrus, mein geliebter Lehrer. Sprich! wo ist meine Tochter? — Apollonius zeigte auf Tarsia und sagte: du siehst sie vor dir, da hast du sie. —

Nunmehr durchdrang ganz Ephesus der Ruf, daß der König Apollonius von Tyrus seine Gattin im Tempel wiedergefunden, und alle Ephesier äußerten darob große Freude und Fröhlichkeit.

Apollonius stieg mit den Seinigen wieder zu Schiffe und fuhr nach Antiochia, wo er seine Herrschaft, die man ihm aufbewahrt, antrat, und von wannen er auch Tyrus wiederbesuchte, indem er seinen Eidam derweil zu seinen Stellvertreter einsetzte. Darauf aber eilte er mit bewaffneter Macht gen Tarsus, ließ Strangulio und Dionysias in Banden vor sich bringen, und berief die ganze Bürgerschaft zusammen. Ihr edlen Tarsenser, sagte er zu ihnen: Hat Apollonius von Tyrus irgend einem von euch jemals Böses

zugefügt? — Sie erwiederten einmüthig: Du bist unser Wohlthäter und der Vater des Vaterlandes, für dich leben und sterben wir. — Da sagte Apollonius ferner: Ich vertraute meine Tochter eurem Mitbürger Strangulio und seinem Weibe an, und sie wollen sie mir nun nicht wieder geben. — Das elende Weib rief zwar hiergegen aus: O, guter Herr! hast du nicht mit deinen eignen Augen ihr Grab und Denkmal gesehen? — Apollonius aber ließ Tarsia hervortreten, entschleierte ihr Angesicht und sagte: Dionysias, entsetze dich! Tarsia ist aus der Unterwelt zurückgekehrt, dich anzuklagen. — Das ruchlose Weib begann über diesen Anblick zu erbeben und alle übrigen Tarsenser frohlockten. Tarsia selbst lies dann aber den Sklaven Theophilus herbeiholen, und forderte ihn mit lauter Stimme zu dem Geständnisse auf, wer ihn dazu gebungen, sie zu morden. Der Sklave nannte Dionysias, und das Volk ergriff sie und Strangulio, schleppte sie vor die Stadt und steinigte sie. Sie wollten zwar auch den Sklaven Theophilus tödten, aber Tarsia verwehrte es, und erhielt ihn am Leben, weil er ihr damals doch so mitleidig gewesen, ihr Zeit zu beten zu lassen. Auch entfernte Tarsia desgleichen die unglückliche Tochter der Getödteten.

Apollonius verweilte mit den Seinigen lange Zeit in Tarsus und schiffte dann nach der Pentapolis über, wo er den alten König Alcistrates mit der Freude überraschte, seine Tochter und Enkelin mit ihren Gatten gesund und glücklich noch kurz vor seinem Tode wiederzusehen, durch welchen letzteren, der bald darauf erfolgte, sein Reich und Erbe mittelst seiner Tochter ebenfalls Apollonius anheim fiel.

Nach allen diesen Ereignissen geschah es eines Tages, daß Apollonius längs dem Meere hin sich erging und jenen Fischer erblickte, der ihn nach seinem Schiffbruche bei sich aufgenommen. Er befahl, ihn zu greifen und nach dem

Palaste zu bringen. Der arme Fischer dachte, es ginge ihm an das Leben, als er sich von den Bewaffneten entführen sah; Apollonius aber ließ ihn vor sich kommen und sprach: Das ist mein Brautführer, der mir dereinst als Schiffbrüchigem Hülfe lieh, und mir den Weg nach der Stadt zeigte. Dann wendete er sich zu ihm mit den Worten: Ich bin Apollonius von Tyrus, dem du die Hälfte deines Mantels schenktest, ließ ihn mit reichen Gaben überhäufen und behielt ihn, solange er lebte, als einen Freund und vornehmen Diener bei sich, als welchen er auch jenen Hellanikus, der ihn vor dem Antiochus warnte, aufnahm, da derselbe sich ihm vorstellte.

Apollonius zeugte mit seiner Gemahlin späterhin noch einen Sohn, der das Reich seines Großvaters von ihm erhielt, lebte in Glück und Frieden bis in sein vier und siebenzigstes Jahr, und schrieb seine eigne Lebensgeschichte zweimal nieder, die eine Handschrift dem Tempel zu Ephesus, die andere seiner Bibliothek anvertrauend.

XVIII.

Viel Lärmen um nichts.

Als der König Peter III. von Aragonien sich in Messina in Sicilien aufhielt und allda seine Siege über Carl von Anjou mit großen Festlichkeiten feierte, entbrannte einer seiner tapfersten Ritter und angesehensten Barone, Herr Timbreo von Cardona, der sich in den vergangenen Kriegen sehr hervorgethan und von dem Könige deshalb höchlich geliebt wurde, in heftiger Leidenschaft zu Fenicia, der Tochter des Herrn Lionato de Lionati, eines messinesischen Edelmanns, die weit schöner, anmuthiger und reizender als jede andere Jungfrau ihrer Gegend war.

Herr Timbreo hatte von seiner ersten Jugend an dem Könige Pietro zu Wasser und zu Lande gedient, und war von ihm deswegen auch so reich belohnt worden, daß er, außer bedeutenden Geschenken, eben damals erst noch die Grafschaft Collisano und andere Güter erhalten, durch die sein jährliches Einkommen, den Gehalt, den er vom Könige bezog, ungerechnet, auf mehr als zwölftausend Ducaten angewachsen war.

Gegenwärtig fing er nun an, tagtäglich vor dem Hause

der Jungfrau vorüber zu gehen, und schätzte jeden seiner Tage für einen glücklichen, an dem er, wenn auch nur mit einem Blicke, Fenicien wahrnahm, die, ihres zarten Alters ungeachtet, lebendigen und klugen Geistes war, und die Ursache des häufigen Vorübergehens des Ritters leicht errieth. Er stand in dem Rufe, ein Günstling des Königs zu sein, und soviel wie Wenige bei Hofe zu gelten, weswegen ihm denn viele Ehren erwiesen wurden. Fenicia hatte nicht allein dies gehört, sondern sah überdies mit eignen Augen, daß er immer so herrlich gekleidet, und ein so schöner, und, wie es schien, gesitteter Jüngling war, den allerwärts eine prächtige Dienerschaar begleitete, so daß sie auch ihrerseits begann, ihn freundlich anzusehen und sich ehrerbietig gegen ihn zu betragen. Der Ritter verliebte sich in sie immermehr, und je häufiger er sie ansah, desto höher schlug seine Liebesflamme über ihn zusammen, so daß er am Ende vor Sehnsucht nach dem schönen Mädchen fast verschmachtete und sich vorsetzte, ihren Besitz zu erringen, es möge kosten was es wolle, wiewohl doch Alles, was er that, vergeblich blieb, da sie auf seine Briefe und Botschaften keine andere Antwort gab, als daß sie ihre Jungfräulichkeit demjenigen unverletzt erhalten werde, dem sie dereinst als ihrem Ehegemahl die Hand reiche.

Der arme Liebhaber wurde darüber um so übler gelaunt, als sie weder Briefe noch Geschenke jemals hatte von ihm behalten wollen, und da er einsah, daß er sie bei ihrem so starken Widerstande nicht anders als in der Ehe würde besitzen können, so beseitigte er endlich allen und jeden Widerspruch mit seinem inneren Beschlusse, bei ihrem, einem uralten edlen Geschlechte entstammenden Vater unverzüglich und zwar trotz dem um sie anzuhalten, daß es ihn bedünken wollte, er steige tief zu ihr nieder. Er ging zu einem messinesischen Edlen, mit dem er sehr vertraut war, und trug

ihm vor, was er im Sinne hatte, und auf, was er für ihn bei Herrn Lionato thun sollte. Der Messiner ging hin und vollbrachte des Ritters Auftrag. Herr Lionato kannte das Ansehen und den Werth des Herrn Timbreo zur Genüge, und berieth sich wegen einer so guten Zeitung nicht erst weiter mit seinen Verwandten und Freunden, sondern sprach gleich in seiner Antwort aus, wie angenehm es ihm sei, daß der Ritter geruhe, seine Verwandtschaft zu suchen, und eilte sofort nach Hause, wo er seiner Gattin und Fenicien mittheilte, welche Zusage er gegeben. Fenicien gefiel die Sache ungemein und sie dankte Gott in Demuth, daß er ihrer keuschen Liebe einen erwünschten Ausgang bereite, indem sie ihre innere Zufriedenheit auch in ihrem heiteren Angesicht äußerte.

Es hieß bald durch ganz Messina, Herr Timbreo di Cardona werde in wenigen Tagen die Tochter des Herrn Lionato heirathen, und Jedermann freute sich dessen, weil Herr Lionato ein allgemein beliebter Edelmann war, der Niemandem Schaden zufügte, sondern seinen Mitbürgern, wo er irgend konnte, gefällig war.

Es lebte in Messina ein anderer edler junger Ritter, Namens Girondo Olerio aus Valencia, der in den letzten Kriegen nicht ohne Auszeichnung gedient, und darauf einer der freigebigsten und glänzendsten Hofleute geworden war. Demselben nun kam eine solche Nachricht höchst unerwünscht, denn er hatte, von Feniciens Reiz überwunden, ihr unlängst selber, und zwar in so hohem Grade seine Liebe zugewandt, daß er sterben zu müssen glaubte, würde Fenicia nicht die Seinige. Bereits entschlossen, ihren Vater um ihre Hand anzugehen, hörte er von ihrem Verlöbniß mit Herrn Timbreo, und empfand darüber ein so inniges Herzensleid, daß er, alles Trostes ledig, seine Leidenschaft fast bis zum Wahn-

sinn anwachsen und sich von ihr verleiten ließ, alle Rücksichten aus den Augen setzend, eine That zu begehen, die jedwedes Mannes, geschweige denn eines Ritters und Edelmanns, durchaus unwürdig war.

Er war fast auf allen seinen Feldzügen der Begleiter des Herrn Timbreo gewesen, mit dem ihn deswegen eine brüderliche Freundschaft verband, wiewohl sie sich diese Zuneigung, aus was immer auch für einem Grunde, gegenseitig geheim gehalten hatten. Herr Girondo gedachte nunmehr zwischen Herrn Timbreo und seiner Geliebten eine solche Mißhelligkeit zu erregen, daß darum die Verlobung rückgängig gemacht, und ihm selbst die Hoffnung eröffnet würde, auf seine dann anzustellende Bewerbung die Hand der Jungfrau sich zuertheilt zu erhalten. Er stand nicht an, diesen thörichten Gedanken zur Ausführung zu bringen, und da er für sie ein seinem zügellosen blinden Verlangen entsprechendes Werkzeug fand, so weihte er dasselbe in seine Anschläge ein. Der Mann, den Herr Girondo zu seinem Vertrauten und zum Diener seiner Bosheit auserkoren hatte, war ein junger, zum Bösen mehr als zum Guten hingeneigter Höfling, der, nachdem er von Allem gehörig unterrichtet worden, in der Frühe des folgenden Morgens zu Herrn Timbreo ging. Herr Timbreo lustwandelte eben einsam in dem Garten seiner Wohnung, und emfing den Fremden, den er auf sich zukommen sah, mit Höflichkeit. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen sprach der Jüngling zu Herrn Timbreo: Ich bin zur Stunde zu dir gekommen, Herr, um dir Dinge mitzutheilen, die für deine Ehre und dein Wohl von der äußersten Wichtigkeit sind. Und da ich dir leicht Eröffnungen machen dürfte, die dein Gemüth kränken, so bitte ich dich im voraus, mich deshalb mit meiner wohlgemeinten Dienstbeflissenheit zu entschuldigen. Soviel weiß ich für gewiß, daß, wenn du noch der ehrenwerthe

Ritter bist, der du jederzeit gewesen, was ich dir jetzt sage, dir von Nutzen sein wird. Um zur Sache zu kommen, so wisse, daß ich gestern von deiner Uebereinkunft mit Herrn Lionato de Lionati, dir seine Tochter Fenicia zur Ehe zu geben, hörte. Siehe wohl zu, Herr, was du thust und achte auf deine Ehre! Ich sage dir dies, weil ein junger Edelmann, mein Freund, schon seit vielen Monaten, Woche für Woche zwei bis drei Nächte bei ihr zubringt und sich ihrer Liebe erfreut. Auch in dieser Nacht geht er wieder zu ihr und begleite ich ihn dahin, so wie ich es gewohnt bin. Willst du mir dein Wort geben und mir schwören, weder mir noch meinem Freunde feindlich zu begegnen, so will ich machen, daß du selbst den Ort und Alles sehen sollst. Meine Ergebenheit gegen dich und die großen Dienste, die mir deine Huld erwiesen, verpflichten mich in meinem Gewissen, dir die in diesem Falle dir so verhängnißschwere Wahrheit zu verrathen. — Herr Timbreo war über diese Worte dermaßen bestürzt und erschrocken, daß er sich wie außer sich selbst versetzt fand. Er stand eine geraume Weile, tausenderlei Dinge bei sich erwägend, sprachlos da, und da der bittere, und wie er meinte, gerechte Groll, den er in seinem Herzen empfand, mehr über ihn vermochte, als seine inbrünstige Liebe zu der schönen Fenicia, so antwortete er dem Jünglinge aufseufzend: Mein Freund, ich fühle mich dir zu ewigem Danke verpflichtet, daß du für mich und meine Ehre so liebreiche Sorge trägst, und gedenke dir ihn eines Tages wesentlicher als jetzt zu bethätigen, wo ich ihn dir nur mit Worten ausspreche. Da du dich freiwillig erbietest, mich mit Augen sehen zu lassen, was ich mir nimmermehr hätte einbilden können, so ersuche ich dich, bei der Menschenliebe, die dich bewogen, mich von dieser Sache in Kenntniß zu setzen, deinen Freund unbefangen zu begleiten, und verpfände dir mein ritterliches Wort,

daß ich weder dir noch ihm Schaden zufügen und deine Mittheilung überhaupt geheim halten werde, damit jener die Früchte seiner Liebe fernerhin ungestört genieße, denn ich sehe wohl ein, daß ich die Augen früher hätte aufthun sollen und werde mir diese Lehre in Zukunft zur Warnung dienen lassen. — Hierauf sagte der Jüngling schlüßlich zu Herrn Timbreo: Nun, so begebt euch, mein bester Herr, in der dritten Stunde der nächstfolgenden Nacht nach dem Hause des Herrn Lionato und verbergt euch in dem verfallenen Gemäuer, das dem Garten desselben gegenüber liegt. — In dem Theile nämlich des Palastes des Herrn Lionato, der an dies Gemäuer gränzte, lag ein alter Saal, an dessen Tag und Nacht offenstehenden Fenstern Fenicia dann und wann zu verweilen pflegte, weil man in dieser Gegend am meisten die Schönheit des Gartens genießen konnte. Herr Lionato bewohnte mit seiner Familie und Dienerschaft den entgegengesetzten Flügel des Palastes, der überhaupt sehr alt und geräumig genug für einen Fürsten und Hofstaat, geschweige denn für den Hausstand eines gewöhnlichen Edelmanns war. Nach soweit genommener Abrede ging der hinterlistige Jüngling von dannen, und begab sich zwar zu dem treulosen Girondo, dem er Alles wieder erzählte, was er mit Herrn Timbreo besprochen hatte. Herr Girondo war darob ungemein erfreut, denn seine Absichten schienen ihm den trefflichsten Fortgang zu haben, und zu der anberaumten Stunde kleidete er einen seiner Diener, den er zu Allem abgerichtet, in feine Kleider ein und ließ ihn mit köstlichen Gerüchen durchdüften. Dieser Mensch schloß sich dann an den Jüngling an, der mit Herrn Timbreo gesprochen hatte, und ein anderer Diener folgte ihnen mit einer Leiter.

Wer vermöchte nun wohl den Seelenzustand zu schildern, in dem Herr Timbreo diesen ganzen Tag verlebte! Von

dem Schleier der Eifersucht umnebelt, enthielt sich der Leichtgläubige in seinen düsteren Gedanken des Genusses jeglicher Speise, und wer ihm in das Antlitz geschaut hätte, würde ihn eher für einen Todten, als für einen Lebenden gehalten haben. Schon eine halbe Stunde vor der festgesetzten verbarg er sich in dem alten Gemäuer dergestalt, daß er Alles sehen konnte, was in dessen Nähe vorging, und verdammte bald in seinen Gedanken Fenicien mit der Betrachtung des Unbestandes, des Leichtsinns, des Uebermuthes und der verderblichen Liebe zu dem Neuen, dem ja das weibliche Geschlecht immer unterworfen sei, bald entschuldigte er sie mit der Unmöglichkeit, daß sie sich einem Manne also preis geben könne. Die Nacht war nicht geradezu finster, aber äußerst still, und schon hörte er das Geräusch der Schritte der Nahenden und einzelne unverständliche Worte. Gleich darauf sah er auch die drei Männer vorübergehen, von denen er den Jüngling, der ihn am Morgen gewarnt, erkannte, wiewohl er die anderen Beiden nicht unterschied. Den Einen, der besonders zierlich gekleidet war und Wohlgerüche ausduftete, hörte er zu dem Anderen, der die Leiter trug, sagen: Siehe zu, daß du heute die Leiter ohne Geräusch an das Fenster legst, denn das letztemal, als wir da waren, hattest du damit zu viel Lärm gemacht, wie mir meine liebe Fenicia sagte. Nur immer leise und vorbedacht! — Diese Worte verstand Herr Timbreo deutlich, und sie drangen ihm wie scharfe, spitzige Stacheln in das Herz. Er war zwar allein und hatte keine anderen Waffen als seinen Degen bei sich, wogegen von den drei Vorübergehenden zwei, außer mit ihren Schwertern, auch mit starken Lanzen bewaffnet waren. Nichts destoweniger aber nagte so unbändige Eifersucht an seinem Herzen, und entflammte ihn so gewaltiger Ingrimm, daß er nahe daran war, aus seinem Verstecke vorzubrechen und mit

einem muthigen Angriff denjenigen zu tödten, den er für Feniciens Geliebten hielt, oder wenigstens mit seinem Tode auf einmal all die qualvollen Leiden zu endigen, die er um ihretwillen ausstand. Indessen erinnerte er sich doch an sein gegebenes Wort, und bedachte, welche Schandthat er begehen würde, fiele er dessen ungeachtet meuchlings über die Sorglosen her, so daß er drum seine Wuth und seinen wilden Groll in sich zurückhielt und das Ende ruhig abzuwarten beschloß. Sobald die Dreie unter den Fenstern des Palastes angekommen waren, lehnten sie die Leiter still und behutsam an die Mauer an, und stieg der vermeintliche Liebhaber daran empor und in den genannten Saal so zuversichtlich hinein, als ob er drinnen in der That erwartet würde. Der trostlose Herr Timbreo nahm dies wahr, und fühlte, wie ihm bei der Vorstellung, daß jener von der schönen Fenicia mit offenen Armen empfangen werden möchte, vor herbem Schmerze das Bewußtsein verging. Aber dennoch war sein, wie er meinte, gerechter Zorn in ihm so gewaltig, daß er alle seine Eifersucht ertödtete, und seine heiße und aufrichtige Liebe zu Fenicien nicht allein durchaus erkältete, sondern auch in einen grausamen Haß umwandelte, der ihm nicht gestattete, so lange auf der Stelle zu verweilen, bis sein Nebenbuhler aus dem Palaste zurückkehre, und ihn vielmehr unverzüglich nach seiner Wohnung heimtrieb. Der Jüngling sah ihn sich entfernen, und erklärte sich seine Gemüthsstimmung gerade so wie sie war. Er gab alsobald darauf dem emporgeklommenen Bedienten ein Zeichen, daß er wiederkehren solle, was derselbe auch that, und so entfernten sie sich mit einander nach dem Hause des Herrn Girondo, dem der junge Mann das Geschehene mittheilte, und der sich davon in solcher Maße erfreuen ließ, daß er bereits die schöne Fenicia zu besitzen glaubte.

Herr Timbreo, der die übrige Nacht wenig geschlafen, stand bei guter Zeit auf und ließ unverzüglich den messiner Bürger zu sich kommen, durch dessen Vermittelung er um Feniciens Hand bei ihrem Vater angehalten, und dem er sein gegenwärtiges Verlangen an ihn vortrug. Der Bürger hörte ihn an und leistete, wie ungern auch, seinem Willen Folge, mit seinem Auftrage zu Herrn Lionato zu gehen, den er in Erwartung des Mittagsessens in dem Saale auf- und abschreitend antraf, wo auch die schuldlose Fenicia mit ihren zwei jüngeren Schwestern und ihrer Mutter, gewisse Arbeiten in Seide durchnähend, anwesend war. Herr Lionato empfing den Bürger auf das Freundlichste, und derselbe sprach zu ihm: Herr Lionato, ich habe von Herrn Timbreo eine Botschaft an euch, an eure Hausfrau und an Fenicien. — Seid mir willkommen, erwiederte Lionato; was ist es? Frau, und du, Fenicia, kommt und vernehmt mit mir, was uns Herr Timbreo sagen läßt. — Hierauf fuhr der Bote folgendermaßen zu reden fort: Man pflegt gemeinhin zu sagen, daß ein Abgesandter für die Erfüllung seines Auftrages nicht leiden soll. Ich komme zu euch in dem Auftrage eines Anderen, und es schmerzt mich unendlich, daß ich euch etwas Unangenehmes zu hinterbringen habe. Herr Timbreo di Cardona läßt euch, Herr Lionato und eurer Gattin sagen, daß ihr euch einen anderen Eidam suchen möchtet, indem er euch nicht mehr als seine Schwiegereltern anerkenne, nicht etwa weil er etwas gegen euch habe, die er für treu und redlich erachte; sondern vielmehr, weil er mit seinen eignen Augen von Fenicien gesehen, was er ihr nimmermehr zugetraut. Dir selbst, Fenicia, aber sagt er seine Liebe ab, so wie er deinen Eltern die Verbindung mit ihnen absagt, und fordert dich auf, dir auch einen anderen Ehemann zu suchen, so wie du dir schon einen anderen Liebhaber gesucht habest, und wenn

es dir gefalle, lieber als ihm demjenigen deine Hand zu schenken, an den du bereits deine Jungfrauschaft verschenkt. — Fenicia eben so wie Herr Lionato und seine Gattin schienen durch diese bitteren und schmählichen Worte getödtet zu sein. Sie schöpften jedoch wieder Muth und Athem, der ihnen gleichsam in Ohnmacht vergangen war, und Herr Lionato gab dem Boten zur Antwort: Bruder, ich bezweifelte gleich vom ersten Anfange herein, als du mir den Antrag zu dieser Heirath machtest, daß Herr Timbreo es damit ernstlich meine, denn ich wußte immer recht wohl und weiß, daß ich als ein so armer Edelmann nicht seines Gleichen bin. Nichtsdestoweniger denke ich, hätte es ihm genügen sollen, wenn er es bereut, meine Tochter zur Ehe verlangt zu haben, einfach heraus zu sagen, er wolle sie nicht mehr, anstatt ihr, so wie er gegenwärtig thut, böslicherweise einen so häßlichen Schandfleck anzudichten. Es ist allerdings wahr, daß in der Welt kein Ding unmöglich ist; aber ich weiß, wie ich meine Tochter erzogen habe, und welche Sitten ihr zu eigen sind. Gott, der gerechte Richter, wird eines Tages, so hoffe ich, die Wahrheit an den Tag bringen. —

Hiermit entließ Herr Lionato den Abgesandten, und verblieb der Meinung, Herr Timbreo habe sich mit seiner Verlobung übereilt und halte jetzt dafür, daß er sich durch eine Heirath mit Fenicien gar zu sehr erniedrige und gegen seine Vorfahren ausarte. Herrn Lionatos Geschlecht war zwar, wie schon gesagt, vom ältesten und besten Adel Messinas, und wurde daselbst hochgeehrt; aber sein Vermögen war nur das eines gewöhnlichen Edelmanns, denn die verschiedenen Umwälzungen und Bürgerkriege der Insel hatten, so wie den manches Anderen, auch den Glanz dieses Hauses zerstört, das in früheren Zeiten gar viele Güter und Schlösser besessen und beherrscht hatte. Und also kam es denn, daß der gute Va-

ter, der von seiner Tochter niemals etwas Unehrbares gesehen, nicht anders glauben konnte, als daß Herr Timbreo angefangen habe, sich ihrer derzeitigen Armuth zu schämen. Fenicia auf der anderen Seite, der aus übermäßigem Leid und aus Herzensangst körperlich unwohl geworden, wußte sich als ein so zartes, an Mißgeschicke nicht gewöhntes Kind bei einer so schweren und höchst ungerechten Anschuldigung gar nicht zu lassen, und würde sich lieber todt als lebendig gesehen haben. Von einem durchdringenden Schmerz erfaßt, sank sie ohnmächtig zu Boden, und wurde plötzlich so kalt und bleich, daß sie eher einem Marmorbilde, als einem lebendigen Wesen glich, und mühsam auf ein Bett getragen werden mußte. Hier brachte man mit warmen Tüchern und anderen Mitteln ihre erstarrten Lebensgeister bald wieder zu erneuter Thätigkeit. Es wurden Aerzte herbeigeholt, und so geschah es, daß sich durch Messina das Gerücht verbreitete, Fenicia, die Tochter des Herrn Lionato, liege lebensgefährlich krank darnieder. Auf diesen Ruf strömten viele verwandte und befreundete Edelfrauen herbei, die unglückselige Fenicia zu besuchen, und bemühten sich, den Grund ihres Uebels erfahrend, sie, so gut es gehen wollte, zu trösten. So wie es bei der Mehrheit der Frauen hergebracht ist, wurden auch über diesen kläglichen Fall vielerlei Reden geführt, und Alle insgesammt schalten den Herrn Timbreo di Cardona und erhoben bittere Vorwürfe gegen ihn. Sie umstanden dabei meistentheils das Krankenlager der Jungfrau, und da Fenicia sonach Alles wohl verstanden hatte, beschwor sie, ein wenig wieder zu sich gekommen, die aus Mitgefühl mit ihr Weinenden, mit schwacher Stimme, sich ihretwegen zu beruhigen, indem sie hinzufügte: Ehrbare Mütter und Schwestern! trocknet eure Thränen, denn sie helfen euch zu nichts, und erneuern eben nur meinen Schmerz, ohne die Wunde

seines Quells zu heilen. Mein Unglück ist unseres Herrgotts Wille gewesen, und ich muß mich in Geduld darein fügen. Das herbe Leid, das ich fühle, und das mir allmälig den Faden meines Lebens zernagt, rührt nicht daher, wie schmerzlich mir dies auch an sich ist, daß ich verschmäht worden bin; sondern es ist die Art und Weise, wie dies geschehen, was mich in der tiefsten Seele kränkt. Sagte Herr Timbreo frei heraus, er möge mich zu seiner Gattin nicht, so war Alles gut; daß er mich aber gerade unter einem solchen Vorwande, wie es ihm gefallen hat, verstoßen mußte, das, ich weiß es, fügt mir bei den Messinern eine unauslöschliche Schmach um eines Verbrechens willen zu, dessen ich mich nicht einmal in Gedanken, geschweige denn in der That schuldig gemacht, und um dessetwillen man fortan mit Fingern auf mich zeigen wird. Ich habe es immer gesagt, und sage es jetzt wieder, daß mein Stand dem eines solchen Barons, wie Herr Timbreo, nicht entsprechend ist, meine unbemittelten Eltern strebten mit meiner Verheirathung niemals so hoch hinaus. Was aber den Adel und das Alter unseres Blutes anlangt, so sind die Lionati darin den edelsten und ältesten Häusern dieser Insel gleich, denn so wie alte Urkunden darthun, stammen sie von einer vor der Geburt unseres Herrn Jesus Christus blühenden römischen Patrizierfamilie ab. Ich sage nun zwar, daß ich um meiner Armuth willen des Ritters unwürdig bin; aber ich sage auch, daß er mir dies auf die unwürdigste Weise zu erkennen gegeben hat. Vielleicht war es indessen des allwissenden Gottes Wille, mich also zu erretten, da ich durch die Vermählung mit Herrn Timbreo so hoch erhoben, mich wohl in Hochmuth und Eitelkeit hätte der Demuth überheben können. Möge drum der Himmel mit mir nach seinem Gefallen thun, und diese Trübsal mir zum Heil meiner Seele gereichen lassen. Ich bete zu ihm,

daß er Herrn Timbreo die Augen öffne, nicht damit er wieder verlange, mich als Gattin zu besitzen, die ich mich allmälig sterben fühle, sondern auf daß er, der auf meine Treue wenig gibt, mit aller Welt von meiner Schuldlosigkeit an der jetzt auf mir haftenden Schmach überzeugt werde. Möge er sich des Besitzes eines anderen, ihm bestimmten Weibes erfreuen, und lange Zeit in Frieden leben! Binnen hier und wenigen Stunden reichen für mein Dasein wenige Fußbreit Erde hin. Ihr, meine Eltern, Freunde und Verwandte, tröstet euch mit dem festen Glauben an meine Reinheit. Der Richter, vor dem ich bald jenseit stehen werde, kennt sie, und ihm empfehle ich meine zu ihm verlangende Seele an. — Nachdem sie diese Worte gesprochen, wurde der ihr Herz bedrängende Schmerz so heftig, daß er ihr, die noch etwas sagen wollte, die Stimme erstickte, und nur unverständliche Laute hervorzubringen gestattete. Zu gleicher Zeit bedeckte ein eiskalter Schweiß alle ihre Glieder, und sie sank mit kreuzweise über einander geschlagenen Händen für todt nieder. Die noch anwesenden Aerzte vermochten, aller angewandten Mittel ungeachtet, keine Hülfe zu leihen, und verließen sie endlich mit der Erklärung, daß die Schärfe ihres Schmerzes sie getödtet habe; so wie denn auch ihre Verwandtinnen und Freundinnen, die sie so kalt und pulslos in ihren Armen hielten, bald nicht mehr an ihrem Tode zweifelten. Wie viele herzbrechende Klagen und Seufzer nun um sie ausgestoßen, wie viele Thränen geweint wurden, das werden nur die weichgestimmten Frauen mitfühlen können. Der arme weinende Vater, die trostlose, sich das Haar zerraufende Mutter hätten können Steine zum Mitleiden bewegen, und die anderen anwesenden Frauen erhoben ein erbärmliches Geschrei. Nach Verlauf von fünf oder sechs Stunden ordnete man für den nächstfolgenden Tag das Begräbniß an. Die

Menge der Anwesenden verlief sich nach und nach, und die mehr todte als lebende Mutter behielt nur eine Schwägerin, die Frau eines Bruders des Herrn Lionato, bei sich. Als sie Beide allein waren, ließ sie Wasser an's Feuer stellen, und verschloß sich mit ihr, allen anderen Beistand abweisend, in das Zimmer, wo dann sie Fenicien entkleideten und anfingen, sie mit heißem Wasser zu waschen. Feniciens erstarrte Lebensgeister waren nun aber sieben Stunden lang unthätig gewesen, als sie jetzt, von der Wärme des Wassers erregt, ihren Dienst wieder antraten, und die Jungfrau mehrfache Anzeichen des Lebens von sich gab, ja sogar ein wenig die Augen aufzuschlagen schien. Die Mutter und ihre Schwägerin waren nahe daran, vor Schreck aufzuschreien. Inzwischen faßten sie Muth und legten ihr die Hand aufs Herz, in dem sich einige Bewegung verspüren ließ. Also für gewiß versichert, daß Fenicia nicht gestorben, brachten sie es mit warmen Umschlägen und anderen Mitteln, ohne daß sie deswegen den mindesten Lärm gemacht, allmälig dahin, daß sie gänzlich wieder zu sich kam. Die Augen groß aufschlagend, sagte sie mit einem schweren Seufzer: Wehe mir! wo bin ich? — Siehst du nicht, sprach die Mutter, daß du bei mir und deiner Tante bist. Du warst in eine so tiefe Ohnmacht gesunken, daß wir dich gestorben glaubten; aber gelobt sei Gott, daß du noch am Leben bist! — Ach! erwiederte Fenicia, wie viel besser wäre es für mich, der Tod hätte meinem Elend ein Ende gemacht. — Tochter! sprachen Mutter und Tante, Gott will es einmal so, daß du leben sollst, und er wird für alles Andere Sorge tragen. — Die Fröhlichkeit ihres Herzens verhehlend, öffnete die Mutter hierauf ein wenig die Zimmerthüre und ließ Herrn Lionato herbeirufen, der augenblicklich kam. Ob er froh war, als er seine Tochter lebendig vor sich erblickte, ist wohl nicht zu

fragen. Vielerlei bei sich in Gedanken erwägend, verbot er zuvörderst, irgend wem von diesem Ereignisse etwas zu verrathen, und beschloß er dann, seine Tochter von Messina hinweg auf das Land zu seinem Bruder zu schicken, dessen Gattin eben bei ihm war. Fenicia wurde mit guten Speisen und köstlichem Weine gestärkt und erfrischt, und erlangte ihre frühere Schönheit und Gesundheit wieder, und alsbald kam auch der Bruder an, nach dem ausgeschickt worden, und wurde von Allem, was geschehen sollte, gehörig unterrichtet.

Der getroffenen Abrede gemäß, entführte nämlich Herr Girolamo, so war dessen Name, Fenicien bereits in der folgenden Nacht nach seinem Hause, wo er sie in Gesellschaft seiner Frau in der strengsten Verborgenheit hielt. Er selbst traf inzwischen auf seinem Landsitze die nöthigen Vorbereitungen, und sendete sie eines frühen Morgens mit eben seiner Gattin, seiner Tochter und einer dreizehnjährigen Schwester Feniciens, die selbst damals sechzehn Jahre zählte, hinaus. Daß sie dies thaten, geschah in der Absicht, Fenicien, die doch unterdeß erwüchse und sich mit der Zeit veränderte, nach Verlauf von zwei bis drei Jahren unter anderem Namen zu verheirathen.

An dem nach jenem Vorfalle folgenden Tage, als durch ganz Messina die Kunde von Feniciens Tode gedrungen war, veranstaltete Herr Lionato eine seinem Stande gemäße Begräbnißfeier, und ließ er einen Sarg fertigen, in den er, von Jedermann unbemerkt, da er nicht wollte, daß irgend wer die Hände mit im Spiele habe, etwas Gewichtiges legte, und den er darauf selbst verschloß und vernagelte, und verpichen ließ, so daß man allgemein des festen Glaubens war, Feniciens todter Leichnam befinde sich darin. Am Abende aber begleitete er, mit allen seinen Verwandten in Trauer geklei-

det, den Sarg zur Kirche, und beide Eltern bezeigten während der Bestattung ein eben so übermäßiges Leidwesen, als ob sie wirklich ihre Tochter zu Grabe gebracht hätten. Es gab in Messina keinen einzigen Menschen, der das junge Mädchen etwa nicht bemitleidete, denn so wie die Ursache ihres Todes bekannt wurde, hielten alle Messiner dafür, daß der Ritter Timbreo jene Anklage aus der Luft gegriffen. Der Sarg, dem so viele Thränen nachflossen, wurde in das Gewölbe beigesetzt und erhielt einen Einsatz von Stein, auf den das Wappen der Lionati gemalt, und in den eine Inschrift eingegraben wurde.

Wie nun dieses Begräbniß vorüber, und Feniciens vermeinter Tod vielfach in der Stadt besprochen wurde, auch die öffentliche Meinung durchweg zu ihrem Gunsten ausfiel, so fühlte Herr Timbreo darüber große Betrübniß und eine gewisse Herzensangst, die er sich gar nicht zu erklären wußte, da er in Betrachtung des Umstandes, daß er einen Mann in den Palast einsteigen gesehen, sein eigenes Betragen nicht tadelnswürdig finden konnte. Mittlerweile hatte er aber der Sache reiflich nachgedacht, die erste Hitze seines Zornes war verflogen, und wie ihm die Vernunft nun allmälig die Augen öffnete, so stellte er sich selbst die Frage auf, ob es denn nicht auch habe sein können, daß jener Mann zu einer Anderen, als zu Fenicien, oder wohl gar um zu rauben, eingestiegen? Er bedachte, daß des Herrn Lionato Haus übergeräumig und gerade in jener Gegend, wo der Fremde es erstiegen, nicht bewohnt sei, und daß Fenicia, die mit ihren Schwestern in einer, hinter dem Schlafgemache ihrer Eltern gelegenen Kammer geschlafen, unmöglich durch dasselbe hindurch habe in den entfernten Flügel des Palastes unbemerkt gelangen können. Und so geschah es, daß er von solcherlei Gedanken bestürmt und betrübt, nirgend mehr Ruhe fand.

Auf der anderen Seite war es aber auch dem Herrn Girondo, als ihm die Nachricht von Feniciens Tode zukam, und er daraus erkannte, daß er und nichts Anderes ihn verschuldet und ihr Mörder geworden war, als ob ihm das Herz vor überschwenglichem Leid brechen müsse, und er stand mehreremale im Begriff, sich aus Verzweiflung den Dolch in die Brust zu stoßen. Er war nicht mehr im Stande, zu essen und zu schlafen, ging wie sinnlos einher und redete einmal über das andere irre, indem er sich vor Unruhe nicht zu lassen wußte.

Am siebenten Tage, nachdem Fenicia begraben worden, war es ihm ganz unmöglich, länger zu leben, ohne Herrn Timbreo sein Verbrechen einzugestehen, und zur Stunde, da Jedermann nach Hause ging, zu Mittag zu essen, begab er sich nach dem Palaste des Königs und begegnete Herrn Timbreo, der so eben den Hof verließ. Er sagte zu ihm: Herr Timbreo, seid so gefällig, auf einen Augenblick mit mir zu kommen. — Dieser, der ihn als seinen Waffenbruder liebte, begleitete ihn, über dies und jenes sprechend, und nach wenigen Schritten kamen sie zu der Kirche, in der Feniciens Grab befindlich. Daselbst verbot am Eingange Herr Girondo seinen Dienern, ihm weiter zu folgen, und ersuchte Herrn Timbreo, auch die seinigen zurückzulassen. Herr Timbreo that es, und nun gingen Beide zusammen allein in die Kirche, in der Niemand war, und Herr Girondo führte seinen Begleiter nach Feniciens Grabkapelle, in der er vor der Gruft niederkniete, und einen Dolch, den er an seiner Seite trug, entscheidete und Herrn Timbreo entblößt in die Hand gab, der voller Verwunderung erwartete, was daraus werden solle, und noch gar nicht wahrgenommen hatte, vor welchem Grabe sie sich befanden. Darauf sprach Herr Girondo weinend und schluchzend solchergestalt zu ihm: Großherziger, edler

Ritter! ich habe dich, nach meinem Dafürhalten, tödtlich beleidigt, und bin hierher gekommen, nicht um dich für ein Verbrechen um Vergebung zu bitten, das dieselbe nicht verdient, sondern auf daß du, wenn du irgend eine ritterliche, deiner würdige, Gott und der Welt wohlgefällige That vollbringen willst, dieses Eisen in deiner Hand, in meine treulose, verrätherische Brust senkest, und mein Blut der schuldlosen, unglücklichen Fenicia opferst, deren Gebeine in diesem Sarge ruhen, und deren schmählicher unzeitiger Tod einzig und allein das Werk meiner Bosheit ist. Wofern du aber hiergegen, mitleidsvoller mit mir als ich es selbst bin, dich dessen weigertest, so werde ich an mir mit eignen Händen die mir gebührende Rache nehmen; ob ich zwar wohl glaube, daß es nicht soweit kommen soll, da ich dich als einen Edelmann kenne, der an seiner Ehre nicht den mindesten Flecken weder seither geduldet hat, noch ferner dulden wird. — Herr Timbreo sah, daß er vor Feniciens Gruft stand, hörte die Worte, die Herr Girondo an ihn richtete, und gerieth darob so außer sich selbst, daß er gar nicht wußte, was er davon denken sollte, und von einem ihm unerklärlichen Etwas bewegt, bitterlich zu weinen anfing, indem er, seinen Dolch weit von sich werfend, Herrn Girondo ersuchte, aufzustehen, und ihm die Geschichte deutlicher und ausführlich zu erzählen. Herr Girondo verstand sich endlich dazu, sich von seinen Knien zu erheben, und erwiederte unter häufigen Thränen Folgendes: Du mußt wissen, Herr, daß Fenicia auf das Feurigste und zwar in so hohem Grade von mir geliebt wurde, daß, als ich die Gewißheit erlangt hatte, von ihr keineswegs mit einer Erwiederung meiner Gefühle begünstigt zu werden, von der ich da hörte, daß sie dir zur Gemahlin beschieden, ich mich von meinem zügellosen Verlangen genugsam verblenden ließ, mir einzubilden, fände ich nur

Mittel und Wege auf, ihre Verbindung mit dir rückgängig zu machen, so würde sie ihr Vater leichten Kaufes mir selbst auf meine Bewerbung zugestehen. Meine inbrünstige Liebe wußte keinen anderen Rath, und ohne also etwas Weiteres zu bedenken, erfand ich den verwegensten Anschlag von der Welt, und ließ dich betrügerischerweise jenes Nachts in einem meiner Diener einen in ihr Haus einsteigenden Liebhaber sehen. Ebenso war auch derjenige, der dich von Feniciens vermeintlicher Untreue unterrichtete, von mir dazu angestellt. Des darauf folgenden Tages verstießest du Fenicien, und die Unglückliche, die hier begraben liegt, starb vor Gram. Ich bin ihr Schlächter und Mörder, und flehe dich demüthig an — er fiel von Neuem vor Herrn Timbreo auf die Knie — daß du meine Schandthat, um deretwillen mir das Leben fernerhin eine Last ist, mit meinem Tode rächen wollest. —

Als Herr Timbreo diese Worte vernommen, konnte er sich nicht enthalten, abermals in Thränen auszubrechen. Indessen war das Unglück einmal geschehen, die todte Fenicia ließ sich nicht wieder in das Leben zurückrufen; und so wollte er auch an Herrn Girondo keine Grausamkeit begehen, sondern ihm seine Schuld verzeihen, und sich begnügen, Feniciens mit so großem Unrecht beschimpfte Ehre und guten Ruf wieder herzustellen. Er hob den Knienden vom Boden auf und sprach zu ihm mit von Seufzern unterbrochener Stimme: Wie viel besser wäre es mir gewesen, mein Bruder, ich wäre nimmermehr geboren worden, oder doch, wenn es einmal hätte geschehen müssen, taub zur Welt gekommen, damit ich eine so trostlose Schreckensbotschaft nicht hätte vernehmen können. Ich werde um deretwillen niemals wieder froh werden, denn ich werde jederzeit eingedenk bleiben, daß doch nur meine Leichtgläubigkeit sie getödtet hat, deren Liebe zu mir und deren hohe Tugenden einen besseren Lohn, als

ihr geworden ist, verdient hätten. Gott, gegen dessen Willen sich kein Blatt auf dem Baume regt, hat es freilich also zugelassen, und so will ich mich darein ergeben, und mich nicht unbesonnenerweise auch noch des Freundes in dir berauben, dessen Tod ja Feniciens seligen Geist nicht in ihren keuschen Körper zurückführen würde. Nur deshalb will und muß ich dich schelten, daß du mir nicht deine Liebe zu Fenicien wissen ließest, der ich meinerseits um unserer Freundschaft willen die meinige so gern zum Opfer gebracht haben würde. Jetzt laß uns aber vor allen Dingen thun, was in unserer Macht steht, Feniciens erzürnten Schatten zu versöhnen. — Du hast zu gebieten, Herr, antwortete Herr Girondo, ich habe dir zu gehorchen. — Sie knieten hierauf Beide mit einander vor dem Grabmal nieder, und baten Gott unter heißen Thränen, ihnen ihr Verbrechen an der schönen Fenicia zu verzeihen. Sodann trockneten sie sich die Augen und begaben sich, wie Herr Timbreo es wollte, nach dem Hause Lionatos, der so eben mit einigen seiner Verwandten zu Mittag gegessen hatte, und, von Tafel aufgestanden, als er zu seinem Erstaunen hörte, daß die beiden Ritter mit ihm sprechen wollten, ihnen entgegen ging und sie bewillkommte. Die Ritter sahen Herrn Lionato und seine Gattin in Trauerkleidern, und konnten vor tiefem Leidwesen bei dieser Erinnerung an Feniciens Tod kaum zu Worte kommen. Es wurden ihnen Stühle gereicht, sie setzten sich zusammen nieder, und nach einigen Seufzern und tiefen Athemzügen erzählte Herr Timbreo, vor allen Gegenwärtigen, die klägliche Geschichte, bei deren Ende er mit Herrn Girondo, Vater und Mutter seiner unglücklichen Geliebten, fußfällig um Vergebung bat.

Vor Rührung und Freude über die erkannte Unschuld seiner Tochter weinend, pries Herr Lionato Gott und verzieh

den Beleidigern, indem er sie freundschaftlich in seine Arme schloß; Herr Timbreo aber sagte nach mancherlei Hin- und Widerreden ferner zu ihm: Mein schlimmes Geschick, Herr Vater, hat zwar nicht gewollt, daß ich, meinem höchsten Wunsche gemäß, euer Eidam würde; jedennoch gehe ich euch hiermit dringend an, daß ihr über mich und Alles, was ich mein nenne, so frei gebieten wollet, als ob wir wirklich durch eine nahe Verwandtschaft mit einander verbunden wären, denn ich werde euch gewiß jederzeit alle Ehrerbietung und Rücksichten durch die That bezeigen, die ein liebevoller und gehorsamer Sohn vor einem Vater hat, und verlange nichts sehnlicher, als, wenn auch in den schwierigsten Dingen, euch zu dienen. —

Der gute Alte dankte Herrn Timbreo herzlich für diese Anerbietungen und schloß mit den Worten: Da ihr euch mir also dienstwillig zu erkennen gebt, und da ein widerwärtiges Schicksal eine nähere Verbindung zwischen uns einmal nicht hat zu Stande kommen lassen wollen, so möchte ich wohl so kühn sein, eine Sache von euch zu erbitten, die ihr unschwer thun könnt. Ich fordere nämlich von euch, bei eurer euch innwohnenden Treue und Redlichkeit und bei der Liebe, die ihr für die arme Fenicia hegtet, daß ihr euch bescheidet, im Falle ihr euch jemals vermählen wollt, es mir zu wissen zu thun, und, wenn es euch gefällt, das Weib zu nehmen, welches ich euch gebe. — Herr Timbreo hielt dafür, daß der bedauernswerthe Greis in Ansehung seines schweren Verlustes hiermit doch nur eine äußerst geringe Entschädigung anspreche, reichte ihm die Hand und entgegnete, ihn auf den Mund küssend: Herr Vater, ihr verlangt so gar wenig von mir, daß ich mich euch nur desto mehr verpflichtet fühle, und um euch meine Dankbarkeit zu bethätigen, will ich nicht nur niemals ohne euer Vorwissen ein Weib nehmen, sondern sogar keine

Anderen mich vermählen, als derjenigen, die ihr mir zuführt und anempfehlt. Dies verspreche ich euch Angesichts dieser ganzen edlen Versammlung. — Herr Girondo brachte bei Herrn Lionato auch seine guten Worte an, und stellte sich unbedingt zu seiner Verfügung, indem er mit Herrn Timbreo von dannen schied, um zu Mittag zu speisen.

Die Kunde von diesen Dingen erscholl alsbald durch Messina und machte es Jedermann daselbst klar, daß Fenicia unverdienterweise bescholten worden. Sie selbst wurde zu ihrem wahrhaften Entzücken durch einen ausdrücklich von ihrem Vater abgesandten Boten von dem Geschehenen benachrichtigt, und dankte Gott für ihre wiedererlangte Ehre auf das demüthigste.

Es war etwa ein Jahr verflossen, seitdem Fenicia auf dem Lande lebte, und Alles ging so gut von statten, daß von ihrem Dasein Niemand eine Ahnung hatte. Herr Timbreo pflog derweil einen vertrauten Umgang mit Herrn Lionato, und dieser ermangelte unter Fenicias Mitwissen nicht, seinen Absichten möglichst vorzuarbeiten. Fenicia war unterdessen über alle maßen schön geworden, und mit ihrem vollendeten siebzehnten Lebensjahre solchergestalt gewachsen, daß man sie nimmermehr für die überdies todtgewähnte Tochter Lionatos wiedererkannt haben würde. Ihre funfzehnjährige Schwester, Belfiore, leistete ihr in ihrer Einsamkeit Gesellschaft, und entfaltete auch bereits ihrerseits so viele Reize, daß sie Fenicien kaum an Schönheit nachstand. Dieser Umstände versah sich Herr Lionato, der die beiden Jungfrauen häufig besuchte, und er beschloß denn, seine Gedanken unverzüglich ins Werk zu richten. Als er eines Tages mit den beiden Rittern zusammen war, sagte er nämlich lächelnd zu Herrn Timbreo: Es ist jetzt die Zeit gekommen, Herr, daß ich euch an eure Verpflichtung mahne, die ihr gegen mich

eingegangen seid. Ich bin der Meinung, euch zu eurer Gattin eine schöne und anmuthige Jungfrau ausgefunden zu haben, die euch ganz gewiß nicht übel anstehen wird, denn gesetzt auch, ihr empfändet weniger Liebe zu ihr, als dereinst zu Fenicien, so kann ich euch doch betheuern, daß sie nicht minder schön, tugendsam und edel als diese ist. Ihr sollt sie sehen, und sodann immer noch ihretwegen thun und lassen können, was euch beliebt. Sonntag Morgen komme ich mit einer Anzahl meiner Verwandten und Freunde zu euch. Haltet euch bereit, mir mit Herrn Girondo auf ein etwa drei Miglien von Messina entfernt gelegenes Landgut zu folgen. Daselbst hören wir die Messe und nächstdem speisen wir mitsammen zu Mittag, und sollt ihr das Fräulein, von dem die Rede ist, sehen. — Herr Timbreo willigte in Vorschlag und Anordnung des Herrn Lionato ein, und bereitete sich vor, nächsten Sonntag Morgen über Land zu reiten. Herr Lionato hatte die nothwendigen festlichen Vorbereitungen vorher getroffen und erschien zu rechter Zeit mit einer stattlichen Schaar Edelleute.

Der von seiner Ankunft benachrichtigte Herr Timbreo stieg mit seinem Freunde und seinen Dienern zu Pferde, und nach den gegenseitigen Begrüßungen setzte sich der ganze Zug zum Thore von Messina hinaus in Bewegung. Unter mancherlei Gesprächen in der Villa anlangend, ehe sie es sich versahen, wurden sämmtliche Gäste ehrenvoll empfangen, und nachdem sie angeordnetermaßen in der nahen Kirche die Messe gehört, begaben sie sich in den mit köstlichen Tapeten und Teppichen aufgeschmückten Festsaal, wo plötzlich die Thüren aufsprangen und aus einem anstoßenden Gemache, in Begleitung ihrer Schwester und vieler anderer Damen, Fenicia eintrat, die wohl dem Monde zu vergleichen war, wenn er in seinem vollsten Schimmer am Sternenhimmel aufgeht. Die beiden

Ritter begrüßten sie so wie die anderen Edelleute mit Ehrerbietung und Höflichkeit, und Herr Lionato nahm Herrn Timbreo bei der Hand und führte ihn zu Fenicien, die auf dem Lande fortwährend Lucilla genannt worden war. Siehe da, Herr Ritter! sagte er, das Fräulein Lucilla, die ich dir zur Gattin auserkoren, wenn sie dir gefällt, und die du, meinem Dafürhalten nach, wohl nicht ausschlagen dürftest, wenngleich du deinen eignen freien Willen hast. — Herr Timbreo hatte die schöne Jungfrau gleich auf den ersten Blick mit Wohlgefallen betrachtet, und bei sich beschlossen, nach Herrn Lionatos Willen zu thun. Er sagte daher nach kurzem Besinnen: Herr Vater, meinem Worte getreu, würde ich nicht nur eine jede Jungfrau, die ihr mir zugeführt, als meine rechtmäßige Gattin angenommen haben, sondern nehme ich auch gegenwärtig diese, die mir eine königliche zu sein scheint, in der That mit Freuden, wenn es mit ihrer eignen Zustimmung geschieht, als solche von euch an. — Die Jungfrau antwortete: sie sei bereit, in Allem nach dem Willen des Herrn Lionato zu thun; — und so gebiete ich dir denn, Mädchen, fügte dieser hinzu: daß du Herrn Timbreo, als deinem ehelichen Gemahle, deine Hand reichst; — worauf, einem gegebenen Winke gemäß, ein anwesender Doctor hervortrat, und ohne weiteren Verzug, die in der heiligen Kirche üblichen Worte sprach, durch die er Herrn Timbreo mit der vermeintlichen Lucilla verlobte. Gleich als Herr Timbreo den ersten Blick auf die eintretende Fenicia geworfen, hatte er in seinem Herzen ein leises Beben empfunden, weil es ihm bedünken wollte, in ihren Gesichtszügen eine gewisse Aehnlichkeit mit seiner ehemaligen Geliebten wahrzunehmen. Er konnte sich dann immer weniger satt an ihr sehen und fühlte bereits, wie sich alle seine Liebe zu Fenicien auf diese Jungfrau übertrug.

Unmittelbar nach der Verlobung wurde das Handwasser herumgereicht, und den Ehrenplatz an der Tafel erhielt die Braut, ihr zur Rechten kam Herr Timbreo zu sitzen, ihr zur Linken Belfiore, neben der wieder Herr Girondo seinen Platz fand, und auf diese Weise ging es in bunter Reihe abwärts. Die Speisen waren köstlich und ausgewählt, und das ganze Gastmahl ging mit Anstand und Ruhe, reich bedient ab, indem es derweil nicht an Tischgesprächen und Scherzen und Kurzweil gebrach. Als nun aber zuletzt die Früchte, die die Jahreszeit bot, herumgereicht wurden, und Feniciens Tante, die fast das ganze Jahr über auf dem Lande bei ihr gewesen, und jetzt neben Herrn Timbreo bei Tafel saß, sah, daß das Gastmahl zu Ende ging, so fragte sie ihren Nachbar, gleich als sie nichts von seinem Abenteuer mit Fenicien wisse, in allem Ernste, ob er schon einmal vermählt gewesen? — Bei dieser Frage der Matrone füllten sich Herrn Timbreos Augen mit Thränen, die ihnen entfielen, noch bevor er antworten konnte. Des ungeachtet überwand er die Weichheit seiner Natur und sagte: Gnädige Frau Base, eure Frage betrifft einen Gegenstand, der mir im Herzen immerdar vorschwebt und dessen Angedenken, wie ich glaube, meinen Lebenstagen ein baldiges Ziel setzen wird. Denn wiewohl ich mit der Signora Lucilla völlig zufrieden bin, so empfinde ich doch um einer Anderen willen, die ich liebte, und noch jetzt, nach ihrem Tode, mehr als mich selbst liebe, einen ununterbrochenen, so schmerzlichen Herzenskummer, daß ich fühle, wie er allmälig den Faden meines Lebens zernagt, der ich, höchst pflichtvergessen, ihr eigenes Leben zerstörte. — Herr Girondo wollte ihm in die Rede fallen, er wurde jedoch lange Zeit von seinem Schluchzen und von den zahlreichen Thränen, die seinen Augen entrollten, der Sprache beraubt gehalten. Am Ende sagte er mit halb erstickter

Stimme: Ich, Herr Timbreo, ich bin der strafbare Urheber des frühzeitigen Todes jener Jungfrau, deren seltene Tugenden sie eines langen Lebens so würdig machten; ihr habt nicht die mindeste Schuld daran. — Ueber diese Reden vergoß auch die Braut, im Angedenken an ihr vergangenes bitteres Leiden, Thränen, und die Base fuhr, zu Herrn Timbreo gewendet, zu reden fort: O, Herr Ritter, da das Geschehene einmal nicht zu ändern ist, so seid doch so gut, und erzählt mir das Ereigniß, das euch und diesen andern ehrenwerthen Herrn noch gegenwärtig in so tiefes Leid versenkt. — Wehe mir! antwortete Herr Timbreo, daß ihr mich auffordert, Frau Base, in mir den allerwildesten und trostlosesten Schmerz zu erneuen, den ich noch jemals erlitten, und der mir schon, wenn ich im entferntesten daran denke, alle Kraft und alles Bewußtsein entzieht. Indessen will ich, euch zu gefallen, meinen Schmerz und die Schande meiner Leichtgläubigkeit, dennoch einmal durchfühlen und euch Alles erzählen. — Worauf er also anhub, vom Anfang bis zu Ende, unter heißen Thränen und nicht ohne die Theilnahme aller Zuhörer zu erregen, die betrübte Geschichte vorzutragen. Als er geendet, sprach die Matrone zu ihm: Ihr habt uns da ein verwundernwerthes Ereigniß mitgetheilt, dessen Gleichen vielleicht noch nie auf Erden vorgekommen. Aber sagt mir, so wahr Gott euch helfe, wenn ihr, bevor ihr euch diesem Fräulein verlobtet, eure erste Geliebte wieder zum Leben hättet erwecken können, was würdet ihr darum gegeben haben? — Herr Timbreo erwiederte unter Thränen: Die Hälfte meines Lebens, Signora, all das Geld gar nicht gerechnet, das ich während desselben ausgegeben haben würde, denn ich liebte sie so aufrichtig, als nur ein Mann ein Weib lieben kann, und werde sie todt, wie sie ist, fort und fort lieben, wenn ich auch noch tausend Jahre zu leben hätte, so

wie mir, aus Liebe zu ihr, all die Ihrigen stets lieb und werth bleiben werden. — Hier vermochte Feniciens beglückter Vater nun nicht länger die Freude seines Herzens zurück zu halten, und er sagte, zu seinem Eidam gewendet, vor überströmendem Wohlwollen weinend: Mein Sohn und Eidam, denn so darf ich dich nennen, deine Werke vollbringen nicht, was deine Worte verheißen, denn du hast dich deiner so geliebten Fenicia vermählt, hast die ganze Zeit her an ihrer Seite zugebracht und sie doch nicht erkannt. Wohin hat sich denn deine inbrünstige Liebe verirrt? Hat sich Fenicia an Bildung und Gesicht so sehr verändert, daß sie sich wie früher nicht mehr ähnlich sieht? — Auf diese Aeußerungen erschlossen sich nun wohl die Augen des verliebten Ritters mit einemmale, und er warf sich seiner Fenicia an den Hals, küßte sie tausend und aber tausendmale, und konnte in seinem grenzenlosen Entzücken nicht aufhören, sie mit seinen thränenfeuchten Blicken unverwandt anzusehen, ohne dennoch eines einzigen Wortes fähig zu sein. Herr Lionato erzählte ihm danächst, wie sich Alles zugetragen, und es herrschte allgemein Freude und Fröhlichkeit; denn auch Herr Girondo, der von der Tafel aufgesprungen war und sich, um Vergebung flehend, zerknirscht und weinend ihr zu Füßen geworfen, war von ihr mit freundlicher Zusprache getröstet und aufgerichtet worden. Ihren Bräutigam, der sich sein unüberlegtes Betragen gegen sie unablässig selbst vorwarf, bat Fenicia wiederholt und inständigst, alles Vergangenen uneingedenk zu sein, und indem sich nun ein Jegliches dazu anschickte, bei Spiel und Tanz zu feiern, trat der Ritter Girondo auf Herrn Lionato zu, der sich vor Glückseligkeit in den dritten Himmel versetzt glaubte, und bat sich mit Zittern und Bangen eine ungewöhnlich große Gunst von ihm aus. Herr Lionato antwortete: er solle nur fordern, wofern es ihm ir-

gend möglich sei, werde er seine Wünsche ganz gewiß erfüllen. — Ich verlange also von euch, fuhr Herr Girondo fort, daß ihr, Herr Lionato, mein Schwiegervater werdet, und daß ihr mich eurer Tochter Fenicia und dem Herrn Timbreo verschwägert, indem ihr mir die hier gegenwärtige Belfiore zu meiner ehelichen Gemahlin gebt. — Der gute Vater wußte bei diesem neuen Zuwachs von Ueberraschung und Freude nicht, ob er wachte oder träumte, und entgegnete endlich, als er denn doch erkennen mußte, daß er nicht schlief, im Herzen Gott für so vielen unverhofften Segen dankend, dem Herrn Girondo freundlich zugewandt, er sei mit Allem zufrieden, was in seinem Belieben stehe. Zu seiner Tochter Belfiore aber, die er vor sich rufen ließ, sagte er: Du siehst, mein liebes Kind, wie der Himmel Alles schicken will, dieser edle Ritter bewirbt sich um deine Hand; willst du ihn zum Gatten haben, ich bin es zufrieden, du hast alle möglichen Gründe, es auch zu sein, also sage mir deine Meinung frei heraus. — Das schöne Mädchen erwiederte ihrem Vater mit leiser, bebender Stimme, daß sie zu Allem, was er von ihr wünsche, willig sei; und so steckte Herr Girondo der schönen Belfiore seinen Ring an, womit alle ihre Verwandten zufrieden waren, und worüber sich die festliche Versammlung erfreute. Herr Timbreo wiederholte seine Verlöbniß mit Fenicien, das vorher unter den Namen Lucilla statt gefunden, unter ihrem wirklichen, und es floß der ganze übrige Tag in Lust und Lachen hin.

Die schöne und liebreizende Fenicia war in ein Gewand vom feinsten schneeweißen Damast gekleidet und trug einen Kopfputz, der ihr ungemein zierlich stand. Sie hatte eine ihrer zarten Jugend angemessene Größe und ziemlich gerundete Formen, trotz dem daß sie noch im Wachsen begriffen war. Ihr Busen hob sich leise unter seiner seidenen Um-

hüllung und zeichnete darauf die zarten Umrisse zweier neben einander anschwellender Hügel ab. Die Farbe ihres Angesichtes war das reinste Weiß, von dem rosigen Hauche der Jungfräulichkeit überflogen, den die Kunst nicht, sondern die Meisterin Natur zuweilen, je nach ihren verschiedenen Seelenregungen, zu der lieblichsten Purpurgluth erhöhete. Ihr schlanker Hals glich einer Säule von lauterem Alabaster; wer aber ihren kleinen Mund anblickte, wenn er seine süßen Worte bildete, und sich öffnete und wieder schloß, der konnte in Wahrheit sagen, er habe den unschätzbarsten, mit Rubinen besetzten Perlenschmuck gesehen, wie ihn der weite duftende Orient nicht schöner aufzuweisen. Ihr Augenpaar glich weniger zwei funkelnden Sternen, als vielmehr zweien strahlenden Sonnen, und wenn sie sie hier- und dorthin wendete, mochte man wohl schwören, daß in ihrem milden Licht die Liebe wohne und an ihrem reinen Feuer ihre durchdringenden Pfeile zuspitze. Ihre gescheitelten Ringellocken kosten mit ihrer reinen offenen Stirne, und glichen röthlich glänzenden Goldfäden, mit denen der leise Zug der Luft sein üppiges Spiel trieb. Ihre Arme mit den schönen Händen waren so ziemlich gebildet, daß der Neid selbst daran nichts hätte ändern können. Ueberdies war jede ihrer Geberden und Bewegungen so zierlich und anmuthvoll, daß sie ganz und gar nicht umhin konnte, auch ohne es zu wissen und zu wollen, die Herzen Aller, die sie sahen, zu überwältigen.

Feniciens Schwester Belfiore war vielleicht nicht weniger schön als sie, nur hatte sie als ein jüngeres Kind, weniger Anmuth und Hoheit in ihrer Erscheinung, und stand darin ihrer älteren Schwester nach.

Als nun dieser beglückende Tag vorüber war, an dem besonders Herr Timbreo zuletzt nicht mehr wußte, ob ihn seine trunkenen Sinne in ihren Wahrnehmungen nicht etwa

täuschten, und sich mit Zauber umstricken ließen, und der nächstfolgende seine Stelle eingenommen, schickte man sich allgemein an, nach Messina zurückzukehren, und daselbst ein Hochzeitfest zu feiern, wie es dem Range der beiden verlobten Ritter angemessen wäre.

Diese hatten durch besondere Boten einen ihrer Freunde, der sehr viel beim Könige galt, von den Ereignissen in Kenntniß gesetzt, und ihm ihre Wünsche eröffnet. Der Freund wartete dem Könige Piero also noch an demselben Tage in ihrem Namen auf, und erzählte ihm, zu seiner großen Genugthuung, die Neuigkeit. Die Königin wurde herbeigeholt, der er vom Anfang bis zu Ende Alles haarklein noch einmal erzählen mußte, und da nun der König Piero freisinniger, als irgend ein anderer Fürst damaliger Zeit, herrschte, und auch die Königin, die sich von der Geschichte bis zu Thränen rühren lassen, eine milde, wohlwollende Dame war, so sagte der König ihr, die ihn in seinem Sinn bestärkte, was er zu thun Willens sei. Er ließ nämlich in aller Eile festliche Vorbereitungen bei Hofe treffen, den ganzen Adel von Messina, Männer wie Frauen, einladen, und veranstaltete, daß der Infant Don Giacomo, sein Erstgeborner, stracks mit einem stattlichen Gefolge von Rittern und Edlen den beiden Bräuten vor Messina hinaus entgegen ritte. Dieser sein Beschluß wurde mit pünktlicher Bereitwilligkeit ausgeführt, und in der Entfernung von etwa einer Miglie von der Stadt traf der Infant mit den Seinigen auf den heiteren Zug der beiden Schwestern und ihrer Verlobten.

Als er ihnen nahe war, begrüßte und beglückwünschte er die Brautpaare im Namen seines Vaters auf das Freundlichste, und ließ die Ritter, die aus Ehrfurcht vor ihm vom Pferde gestiegen waren, wieder aufsitzen, so wie denn auch der Empfang und die Artigkeiten, die die Höflinge und an-

deren Edlen aus Messina ihnen angedeihen ließen, hinter denen ihres Fürsten nicht zurückblieben. Die Ritter und ihre Damen entgegneten Allen, und insbesondere dem Infanten, ihre lebhaftesten Danksagungen, und darauf traten sie mit einander unter heiteren Scherzen und Gesprächen den Rückweg nach Messina an, während dessen Don Giacomo bald das Fräulein Fenicia, bald ihre Schwester unterhielt. Auch der König und die Königin waren mit ihrem gesammten männlichen und weiblichen Hofstaate zu Pferde gestiegen, und hatten ihre Zeit so abgepaßt, daß sie der rückkehrenden Schaar am Eingange der Stadt begegneten. Es sprang in der Nähe der Herrscher, die die gefeierten Paare mit vieler Huld und Gnade begrüßten, Alles ehrerbietig vom Pferde; nachdem aber, auf des Königs Befehl, Jedermann wieder aufgesessen war, ließ er selbst die Herren Lionato und Timbreo an seiner Seite reiten. Die Frau Königin nahm zu ihrer Rechten die schöne Fenicia, zur Linken deren Schwester Belfiore, und der Infant Don Giacomo ließ sich von Herrn Girondo begleiten. Also setzten sie sich nach dem königlichen Palaste zu in Bewegung, und die übrigen Hof- und Edelleute folgten in schönster Ordnung nach. Daselbst wurde ein prächtiges Mittagsmal eingenommen, zu dessen Schluß Herr Timbreo die Geschichte seiner Liebe nochmals öffentlich vortragen mußte, und am Abende war Ball. Auf diese Weise ging es dann die ganze Woche fort, während der König offne Tafel hielt und befohlen hatte, daß Jedermann bei Hofe speisen solle. Als die Feste zu Ende waren, ließ der König Herrn Lionato zu sich rufen und fragte ihn, welche Aussteuer er seinen Töchtern zugedacht? Herr Lionato antwortete: davon sei zwar noch keine Rede gewesen; er werde ihnen aber eine, seinen Kräften angemessene Mitgift zukommen lassen. — Der König sagte: Wir werden selbst euren Töchtern eine Aussteuer

geben, wie sie ihnen und meinen Rittern angemessen ist, und wollen nicht, daß ihr fürder irgend noch für sie zu sorgen habt. — Und also ließ der großherzige Monarch, der deshalb nicht nur von allen Sicilianern, sondern auch von Jedermann, der es hörte, höchlich gepriesen wurde, die beiden Ritter mit ihren Bräuten vor sich kommen, forderte sie auf, ihren Ansprüchen an das Vermögen des Herrn Lionato feierlich zu entsagen, was er mit einer königlichen Urkunde in aller Form bestätigte, und stattete sie nunmehr nicht als die Töchter eines einfachen Edelmanns, sondern vielmehr als seine eigenen, mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit aus, indem er die Gehalte der beiden Ritter überdies wesentlich erhöhte. Die Königin, die in den Beweisen ihrer Huld gegen die schönen Schwestern dem Könige nicht nachstand, beschenkte sie auch ihrerseits reichlich und ernannte sie zu ihren Hofdamen, als welche sie sich nicht allein fortwährend in ihrer höchsten Gunst zu erhalten, sondern auch durch ihr musterhaftes Betragen bei dem ganzen Hofstaate beliebt zu machen wußten. Auch Herr Lionato seinerseits erhielt vom Könige in Messina ein einträgliches Ehrenamt, das er so glücklich war, in der Folge der Zeit auf seinen Sohn übertragen zu sehen. Und einen solch erwünschten Ausgang nahm also die Liebe des Herrn Timbreo, und das Unheil, das Herr Girondo versucht hatte anzustiften.

Beide Ehepaare lebten mit einander lange Jahre glücklich und zufrieden, und Herr Timbreo wurde der Stammvater der vielen ausgezeichneten Männer, die dem Sicilianischen Zweige des erlauchten spanischen Hauses der Cardona entsprossen.

XIX.

Mehr Glück als Verstand!

In dem prächtigen Sevilla, das durch seine reichen Galeonen und Kaufleute mit allen vier Theilen der Welt verkehrt, lebte ein Rathsherr, Namens Alexandro, der aus einem der edelsten Geschlechter Genuas abstammte, sich in Sevilla mit einer reichen und vornehmen Dame aus dieser Stadt vermählte und mit ihr eine Tochter hatte, die er Doristea nannte, und an deren Geburt ihre Mutter starb. Das schöne Kind erwuchs bis zu dem Alter von sechszehn Jahren, und war mit allen Gaben der Natur so herrlich ausgeschmückt, daß ihr Vater sich in ihr wie in einem Spiegel beschaute, und sie so grenzenlos liebte, daß er dadurch, wie es so vielen Eltern mit ihren Kindern geschieht, die sie deswegen nicht von sich lassen wollen, die Ursache ihres Unglücks ward. Viele Edelleute bewarben sich zwar um sie; er wies aber alle unter dem Vorwande ab, daß sie noch ein Kind sei, weil er meinte, ihr Stand und Reichthum mache sie eines großen Herrn werth. Inzwischen starb er, bevor er seine Absicht mit ihr erreichte, und hinterließ sie, wie viele Verwandte er

auch hatte, in der Obhut einer Tante von ihr, der Schwester ihrer Mutter.

Doña Estefania war hochbejahrt, hatte zehntausend Ducaten im Vermögen, und liebte ihre Nichte so sehr, daß sie dieselbe dereinst, bei allem ihrem väterlichen Reichthume, auch zu ihrer Erbin machen wollte.

In der nämlichen Stadt lebte ein Edler, von besserem Adel als Vermögensumständen, der einen Sohn, Namens Claudio, hatte, eben so hervorstechend durch sein gefälliges Aeußere, als durch seinen ausschweifenden Lebenswandel, demzufolge er nicht nur die geringe Habe seines alten Vaters vergeudete, sondern auch dessen Lebenstage abkürzte, indem Claudio in einen großen Diebstahl, der in Sevilla geschah, anscheinend verwickelt, eingezogen wurde, und, da viele andere Anklagen gegen ihn dazu kamen, nicht anders als mit Aufopferung von sechstausend Ducaten von seinem Vater frei gemacht werden konnte, der aus Gram über diese Schande starb.

Der verschwenderische Jüngling sah sich also frei und arm, und gab sich nunmehr seinen üblen Neigungen völlig hin, indem er fortan ausschließlich nur von dem lebte, was er als ein erfahrner Spieler aus Spielhäusern davontrug. Indessen fiel es ihm beschwerlich, daß er nicht immer Jemand fand, der mit ihm spielte, und da kam es ihm in den Sinn, sich mit dem Reichthume Doristeens aus der Noth zu helfen, um die er also, auf seinen Adel pochend, anhielt. Doña Estefania antwortete mit gerechter Entrüstung über seine Frechheit: wie sich ein so übel berüchtigter Mensch unterfangen könne, auf die Hand ihrer Nichte Ansprüche zu machen, da er doch so bettelarm sei, daß er unter dem geringsten Diener ihres Hauses stehe! — und fügte auch noch andere verächtliche Reden hinzu. Claudio fühlte sich aber dadurch so schwer beleidigt, daß er sich zu rächen schwur, und

in der Annahme, daß er diese seine Absicht am ehesten erreiche, wenn er sich um die Gunst der jungen Dame bemühe; sogleich und zwar so erfolgreich Hand an sein Werk legte, daß ihm seine erheuchelte Verliebtheit einen Platz in ihrem Herzen verdiente, dessen er unwürdig war. Der Tante entging die Unruhe dieses Herzens nicht, und da sie erkannte, daß Claudio den Anlaß dazu gab, so nahm sie sich vor, Doristeen mit einem einflußreichen Indianer zu vermählen, und eröffnete ihr diesen, in zwei Tagen zu vollziehenden Beschluß, indem sie sie aufforderte, für den erforderlichen Brautschmuck Sorge zu tragen.

Das verliebte Mädchen verhehlte ihre wahren Gesinnungen, und als die Nacht kam, vertraute sie sich ihrem falschen Liebhaber in einem Briefe, den sie ihm durch ein Fenster zusteckte, und in welchem sie ihn ersuchte, ihr ungesäumt zu antworten. Claudio machte sich mit dem Inhalte bekannt, und da sie ihm sagte, daß sie ihn heirathen und keinem anderen Gatten zu Theil werden wolle, so dankte er ihr in seiner Antwort für diese Gunst mit verliebten Redensarten und fügte hinzu, da sie wisse, daß er arm sei, so möge sie nur Alles zusammenraffen, wessen sie an Geld und Juwelen habhaft werden könne. Er kehrte zurück, ihr diesen Zettel zuzustecken, und derweil die Tante ausgegangen, eine andere Dame zur Trauungszeugin einzuladen, fand das bethörte Mädchen Gelegenheit, ihr aus einem Schreibtische über achttausend Ducaten in blanken Dublonen und an Kostbarkeiten zu entwenden. Sie eilte damit an das Fenster zurück, sah, daß ihr Liebhaber noch wartete, und rief ihn mit dem Bedeuten zu sich heran, er soll den Mantel aufhalten, wodann sie ihm den ganzen Schatz, in einen Ueberzug von Taffet gewickelt, hinabwarf, und ihn bat, mit dem Anbruche der Nacht, wenn Alles schlafen gegangen, ihrer zu harren. Wohl

hätte Claudio sich mit dem begnügen können, was er gegenwärtig davon trug; aber sein Gemüth war so grundböse, daß er, es koste was es wolle, eine durch die Entehrung der Jungfrau zu vervollständigende Rache begehrte.

Er versah sich also mit zwei Maulthieren, bat einen Freund, der eben so nichtsnutzig war als er selbst, ihn an der Bittgangspforte zu erwarten, und gab ihm zu verstehen, wie ein anderer Freund, der nach Carmona gegangen, ihn beauftragt habe, ihm ein Weib, das er sich halte, nachzubringen. Er bildete sich ein, ein sehr vorsichtiger Mensch zu sein, und hatte sich diese Lüge ausgedacht, um durchaus keine Gefahr zu laufen.

Als Doña Estefania wiederkehrte, brachte sie ihrer Nichte eine sehr lange Schnur großer Perlen mit, an der ein Kleinod von Diamanten hing, und sagte zu ihr: Die Perlen sind von derjenigen, die bei deiner Trauung Zeugin sein wird, und die Juwelen habe ich dir gekauft, um dir zu zeigen, daß ich Gehorsamkeit zu belohnen weiß. Doristea nahm die Geschenke, froh, ihrem falschen Liebhaber noch etwas mit zu bringen, und als das Haus zu Ruhe gekommen war, gab sie sich in die Gewalt ihres Feindes, der sie dahin führte, wo sein Freund mit den Maulthieren seiner wartete. Hier hob er das betrogene Mädchen auf das eine, stieg hinter ihr auf, nachdem er sein Felleisen mit dem Geld und Geldeswerthe auf das andere gepackt, und ritt mit Doristeen die ganze Nacht hindurch zu, bis sie in eine dichtverwachsene Waldung kamen, die er sehr wohl kannte, weil er sich darin des öfteren schon vor den Nachstellungen der Gerechtigkeit verborgen gehalten hatte. Als er mit seiner Gefährtin in das tiefste Dickicht eingedrungen war, hielt er still, stieg ab und hob sie ebenfalls in seinen Armen von dem Thiere, indem er sagte: Ich bin müde, und vermöchte um eine Welt

nicht länger der Erholung zu entbehren. — Völlig versichert, sie in seiner Gewalt zu haben, warf er sich zugleich am Fuße eines steilaufragenden Felsen hin, von dem aus dunkelblauem Schiefer hervor ein klarer Quell auf die Erde niederstürzte, der der Fels also seine allgemeine Schuld auch seinerseits abtrug. Er entschlief sorglos und um seine entführte Geliebte im Geringsten nicht bekümmert, und als er gestärkt wieder erwacht war, richtete er sich zum Sitzen empor, sah sie mit finsterem Blicke an und fragte: Worüber weinst du? Ich bin wahrhaftig nicht gestimmt, das mit anzusehen! — Es ist nicht zu verwundern, daß ich weine, sprach Doristea, da ich sehen muß, wie verächtlich ihr mit mir umgeht. — Ich gehe noch besser mit dir um, als es recht ist, erwiederte der Unmensch. Ich habe dich aus deinem Hause nicht geraubt, um dich zu heirathen, sondern um mich an deiner abgelebten alten Tante zu rächen, denn wer sich so leichtfertigerweise in meine Hände gibt, der ist mir zu meiner Frau zu schlecht. — Was muß ich hören? undankbarer Claudio! Also behandelst du mich? rief das erschreckte Mädchen: Auf diese Weise vergiltst du mir, daß ich um deinetwillen meine Verwandten so schwer gekränkt habe? — Gerade deswegen schätze ich dich gering, antwortete er, denn nächster Tage würdest du mich ebensowohl kränken; das einzige, was mich ärgert, ist, daß du nicht noch mehr Geld und Gut mitgenommen, das ich an eine Andere wegschenken könnte, die es mehr verdient als du. Mache daß du bald wieder zu deiner albernen Tante kommst, und stiehl ihr vollends, was sie noch besitzt, einem Andern zu Liebe. — Geht mit Gott von dannen, sagte die Weinende, es ist zwar so wenig nicht, was ihr mit euch nehmt, denn es ist an achttausend Ducaten werth; aber wenn ich nur meine Ehre nicht verliere, so gilt mir alles Andere nichts. — Ich wäre doch

ein rechter Narr, antwortete der grausame Mensch, wenn ich euch so übermüthig ziehen ließe. Meine größte Rache soll sein, an dir meine Lust zu büßen. — Ehe daß ich, Schurke! meine jungfräuliche Reinheit beflecken lasse, sprach Doristea, sollen deine schändlichen Hände mir das Leben rauben! —

Unfern von den Beiden, jedoch an einer Stelle, wo er von ihnen nicht hatte wahrgenommen werden können, war schon vorher ein junger Edelmann verborgen gewesen. Voll Bewunderung des Muths der Jungfrau und voll Mitleiden mit ihrer Lage, trat er jetzt plötzlich mit den Worten hervor: Wie? Verwegener! willst du dich so schwer an dem Himmel versündigen, dieses Mädchen zu entehren? Du mußt ein verworfener Knecht sein, daß du es wagst, solche Schönheit zu beleidigen! So lang ich das Leben habe, soll dir deine Bosheit nicht gelingen, da mich ein gutes Glück zu ihrer Vertheidigung hierher sendete. — Indem er diese Worte sprach, sprang Claudio, ohne zu antworten, auf, eine Pistole zu ergreifen; der edle Fremde kam ihm aber zuvor, schoß eine andere Pistole, die er im Gürtel trug, auf ihn ab, und streckte ihn mit dem Schusse todt zu Boden, indem er sagte: Das ist der Lohn, der solchem Schelme zukommt! — Doristea warf sich ihm zu Füßen und dankte ihm für die Erhaltung ihres Lebens und ihrer Ehre; der kluge Ritter aber sagte: Wir haben jetzt keine Zeit zu verlieren und müssen eiligst von hinnen, — packte das Felleisen auf das Lastthier, hob die Dame in den Sattel und setzte sich hinter ihr auf, die Gefahr in großer Schnelligkeit fliehend. Vier Meilen von dem Orte, wo der Vorfall sich ereignet, gelangte er zu einem einsamen Wirthshause, in dem ein Sklave seiner wartete. Er rief ihn, ohne abzusteigen, zu sich und sagte: Mach dich zu deinem Kameraden auf den Weg und triff mich in dem Gasthause, du weißt wohin ich

gehe. — Der Diener gehorchte, ohne etwas zu erwiedern, da er sah, daß sein Herr eine Fremde bei sich hatte, und als dieser das Gasthaus erreichte, ließ er sich ein Zimmer anweisen und gab vor, daß die Dame seine Schwester sei, und daß er sich von seinen Leuten, die er hier erwarten wolle, verirrt habe. Darauf vermochte er Doristeen, sich zu Bett zu legen, schloß die Thüre des Zimmers hinter sich ab, und ging vor das Haus, um frische Luft zu schöpfen, da die Wärme bereits drückend wurde. Nachdem er bestellt, daß man ihm das Beste, was da sei, zu essen auftrüge, traf er mit einigen anderen Reisenden zusammen, die ihn veranlaßten, sich zur Unterhaltung mit ihnen auf ein Spiel einzulassen, und denen er im Laufe des Gesprächs zu wissen that, daß er seine, für ein Kloster in Ubeda bestimmte Schwester mit sich führe. Seine Diener kamen an, und er hielt es für gerathen, um alle Nachstellungen zu vereiteln, in der Herberge zu übernachten, weswegen er denn seine Reisegefährtin mit allem Nöthigen versehen, ihr Zimmer wieder zuschließen und sich den Schlüssel bringen; für sich und seine Diener aber ein zweites Zimmer zurecht machen ließ. Durch diese Fürsorglichkeit entfernte er allen Argwohn von sich. Am andern Morgen stand er sehr früh auf, noch ehe es tagte, und äußerte, er breche so zeitig wegen der Hitze auf, weil er sich diejenige zu verbinden wünschte, der er schon nicht mehr umhin konnte, alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er erkundigte sich, ob in dem Orte eine Kutsche oder Sänfte zu haben sei. Die Wirthin antwortete: Wenn euer Gnaden dem Hof angehörtet, so würdet ihr eine Sänfte, die dahin zurück geht, finden. — Es ist schon genug, daß eine da ist, sagte der erfahrne Kavalier, das Uebrige wird sich mit Geld machen lassen. Ruft den Mann herbei, ich will sehen, ob ich mit ihm fertig werde. — Die willige Hausfrau, die

dabei betheiligt war, weil er ihr Bruder, ließ den Führer der Sänfte rufen, und als derselbe kam, zog ihn der Edelmann bei Seite und vertraute ihm insgeheim an, daß seine Reise an den Hof gehe, und daß er, wie er ihm nicht verhehlen wolle, den er für einen wohldenkenden, zuverlässigen Mann halte, eine Dame mit sich führe, die ihm theuer sei, und von der er, zu seiner Sicherheit, ausgesagt, daß sie seine Schwester sei und daß er sie anderswohin bringe. — Der Führer erwiederte: Ich verwundere mich ganz und gar über nichts mehr, es gehen täglich so vielerlei Dinge vor, und wir sind an's Schweigen gewöhnt, euer Gnaden mögt euch immerhin beruhigen, ihr habt euren Mann an mir gefunden. — Ich werde euch gut bezahlen, sagte der zufriedene Edle, macht euch nur alsobald fertig, ich habe Eile. — Damit gab er ihm einige Dublonen Handgeld, und befand sich mit ihm bald unterwegs.

An dem zweiten Reisetage wünschte er zu erfahren, wer eigentlich seine Dame sei, und kam deswegen mit dem Sänftenführer überein, im Freien Mittag zu halten, wozu derselbe einen gelegenen Platz, etwa eine Meile von der Straße abseits erwählen solle. Da die Bezahlung gut war, so erwies der Mann sich in allen Dingen gefällig, und als ihnen demnach ein dichter Eichwald zu Gesicht kam, der ihrem Zwecke zu entsprechen schien, so machten sie darinnen Halt, und ließen sich an einer Stelle nieder, wo sie gegen die Sonne Schutz fanden, und wo dann der Edelmann, der wahrzunehmen glaubte, daß die Dame irgend einem geheimen Kummer Thränen gezollt, zu ihr sagte: Ihr werdet mich ohne Zweifel für unhöflich halten, Señora, daß ich euch die Zeit her ohne äußere Zeichen meiner Theilnahme gelassen; daran ist aber nur meine Sorge schuld, jegliche Gefahr von euch abzuwenden. Hier seid ihr in Sicherheit, und wenn

meine Liebe zu euch es verdient, so seid mir so günstig, mir zu sagen, wie ihr heißt und wer ihr seid. Ihr mögt dabei überzeugt sein, daß ich mich fortwährend nur eurem Dienste widmen werde, denn ich kann bereits nicht umhin, mich in der maße als den Eurigen anzusehen, daß ich euren Entführer entschuldige, weil ich es ganz gewiß auch geworden sein würde, wenn mir ein solches Glück jemals gelächelt, als dieser Unwürdige frevelnd von sich stieß. — Er schwieg, und Doristea, die ihn einer Antwort warten sah, sagte: Ich kann nicht leugnen, daß ich euch große Verbindlichkeiten schuldig bin, die mich zu dem lebhaftesten Danke gegen euch auffordern; ehe ich euch aber die gewünschte Auskunft über meine Person und Verhältnisse gebe, wünschte ich doch zu wissen, wem ich das Geheimniß meines betrübten Herzens anvertraue? — Was das betrifft, antwortete er, so will ich euch durch Eröffnung der Wahrheit alsbald genugthun. Ich bin, Señora, der Sohn eines Edelmanns, Namens Don Juan Manrique. Mein Vater ist ein großer Grundbesitzer und hält sich am Hofe auf, in der Absicht, von seiner Majestät eine Standeserhöhung zu erlangen. Ich habe eine Schwester, von der ich, wenn ich eure Schönheit nicht vor Augen hätte, mir getrauen möchte, zu sagen, daß sie eine der schönsten Frauen ihrer Zeit sei. Dicht neben unserem Hause an wohnte ein Edelmann aus Sevilla, den ich damals noch nicht kannte. Eines Abends trug es sich zu, daß ich sehr glücklich im Spiele war, ich verließ das Spielhaus spät in der Nacht, und als ich nach Hause ging, wurde ich plötzlich von mehreren Männern angefallen, die mich entweder berauben oder mir das Leben nehmen wollten. Und ohne Zweifel würden sie mich getödtet haben, wenn nicht zufälligerweise jener Edelmann auf seinem Wege nach Hause dazu gekommen wäre, und sich mit den Worten mir hülfreich zur Seite ge-

stellt hätte: Señor Don Carlos, ihr seht mich bereit, euer Leben zu vertheidigen! — Es eilten darauf auch noch zwei Diener zu meinem Beistande herzu, und wir fochten so wacker, daß von unseren sechs Gegnern zuletzt nur zwei übrig blieben, die um Gnade baten. Mein Retter forderte mich auf, uns zu entfernen, um nicht erkannt zu werden, und wir folgten ihm, aus Furcht wegen der Verwundeten, nach seinem Hause, wo er sogleich Licht bringen ließ, und wo von dem Augenblicke an, da ich ihn sah, mich eine solche unbegrenzte Zuneigung zu ihm erfaßte, daß ich nicht zu sagen wüßte, ob sie aus seiner Großherzigkeit, oder aus meinem Dankgefühle entstand. Indem ich euch sage, daß er sich Don Luis de Guzman nennt, gebe ich euch einen Maaßstab seines Werthes an. Er bezog fünf tausend Ducaten jährlicher Einkünfte wegen eines Alcantarakreuzes, das er auf der Brust trug, und führte einen Rechtshandel wegen eines Majorates, das ihm über das, was er schon besaß, noch dreitausend versprach. Er theilte mir dies Alles mit und gestand mir, er empfinde eine so große Freundschaft zu mir, daß er sich wahrhaft glücklich schätze, mir einen Dienst geleistet zu haben, wogegen ich nicht ermangelte, ihm weitläufig auszusprechen, wie sehr ich von den nämlichen Gesinnungen für ihn durchdrungen sei. Ich schied endlich von ihm, und als mein Vater hörte, welcher Unfall mich betroffen, und welchen Freund in der Noth ich an Don Luis gefunden, so nahm er denselben mit solcher Freundlichkeit in unseren Umgang auf, daß in Folge dessen unsere Freundschaft uns bald auf das Innigste verband. Eines Tages erklärte mir Don Luis, daß er zu Doña Fulgencia, meiner Schwester, eine heftige Leidenschaft gefaßt; aber besonders deswegen noch nicht gewagt habe, derselben durch eine Bewerbung um ihre Hand Genüge zu thun, weil er wisse, mein Vater liebe sie so zärt-

lich, daß er schon einmal einen anderen an sie ergangenen Heirathsantrag blos deswegen zurückgewiesen, weil der Freier sie vom Hofe entführt haben würde. Er fügte hinzu, wenn ich ihm seine Freundschaft zu mir vergelten wolle, so könne ich dies nicht besser thun, als indem ich ihm das Jawort meines Vaters vermittele, von dem er wisse, daß er in Alles willigen werde, was ich von ihm erbäte. Auf diese Erklärung hin stellte ich denn meinem Vater die Vortheile vor, die uns aus der Verwandtschaft mit einem so ausgezeichneten Edelmann erwachsen würden, und bewirkte dessen Einwilligung. Seit seiner Verheirathung hat Don Luis noch vier Monate in unserem Hause zugebracht, fortwährend ein so zärtlicher Liebhaber seiner Frau, daß meine Schwester sich in seinem Besitze glücklich zu preisen. Er gewann seinen Prozeß und schickte sich an, in sein Vaterland zurückzukehren, wohin er mich einlud, ihn zu begleiten, um Zeuge der Festlichkeiten zu sein, mit denen seine Verwandten und Freunde meine Schwester empfangen würden. Ich selbst trug Verlangen, Sevilla zu sehen, begleitete ihn, seinen Wünschen gemäß, und unterhielt mich während eines Monats, den ich dort zubrachte, so trefflich, daß ich, wenn ich auf die Einsamkeit meines Vaters keine Rücksicht zu nehmen gehabt, noch nicht sobald an den Hof zurückkehren würde. In der Verwirrung meiner Abreise vergaß ich, ein Kästchen mitzunehmen, das für mich, wegen der darin enthaltenen bedeutenden Reliquien, großen Werth hat. Ich schickte einen Diener danach zurück, und da mich jener Eichwald, in Betracht der Tageshitze, als besonders erquicklich lockte, so beschloß ich, eine Weile seiner Kühlung zu genießen, und schickte meinen anderen Diener derweil immer voraus, um mir in dem einsamen Wirthshause eine Mahlzeit zu bestellen, nach der ich daselbst die Siesta abzuhalten gedachte. Ich habe mir Glück

zu wünschen, daß ich mich in dem Walde erging, denn er bot mir Gelegenheit, euch aus den Händen eures Feindes zu befreien. Ist es euch gefällig, weiter mit mir zu ziehen, so sollt ihr an meiner Dienstbeflissenheit die Größe meiner Liebe ermessen, die ihr mir schon eingeflößt, und erkennen, wie wenig es etwa eine eitle Rede ist, wenn ich mich rühme, in so kurzer Zeit schon das Gefühl eures Werthes erfaßt und mich in Folge dessen euch völlig ergeben zu haben. — Während Don Carlos ihr diese Mittheilungen über sich selbst machte, bedachte Doristea, daß sie ihrer Ehre geradezu den Todesstoß geben würde, sagte sie ihm offen, wer sie sei, indem eben der genannte Don Luis einer der Edlen gewesen, die sich noch bei Lebzeiten ihres Vaters vergeblich um ihre Hand beworben hatten. Sie antwortete: Señor Don Carlos, ich bin die Tochter so edler Eltern, als es irgend welche gibt, und mein Name ist Clara de Quiros. Mehr bin ich indessen nicht im Stande, euch von mir auszusagen, angesehen, daß ich vor der Hand nicht in meine Heimath zurückkehren kann, wo mir mein erzürnter Vater ohne Zweifel das Leben nehmen würde, das ihr mir erhalten, und daß ich euch also nothgedrungen folgen und vertrauen muß, ein so edler Ritter, der sein Leben schon einmal an das meinige gesetzt hat, werde mir in allen Fährlichkeiten Schutz verleihen. Ich schätze eure Liebe hoch, und will nicht in Abrede stellen, daß ich euch dafür verpflichtet bin; für jetzt aber wollet mich nicht damit bestürmen, denn mein Herz bedarf der Schonung, und ich muß wohl oder übel noch von dem Schmerze durchdrungen sein, vor meinen Augen einen Mann todt gesehen zu haben, dem ich dereinst so thöricht gut war, daß ich, im Vertrauen auf seine erheuchelte Liebe und auf seine Ebenbürtigkeit mich mit Hintansetzung meiner Pflichten, zu der Seinigen machen wollte. Indessen wart ihr Zeuge, daß ich

um meiner Ehre willen, mein Leben aufgeopfert haben würde, und so dürft ihr nicht zweifeln, daß ich ferner entschlossen bin, lieber zu sterben, als ihre etwaige Beeinträchtigung im mindesten zu dulden. — Als sie diese Worte gesprochen hatte, vergoß sie so zahlreiche Thränen, daß ihr bewegter Liebhaber ihr tröstend zuredete: Seid überzeugt, Señora Doña Clara, daß ich mir lieber meine Augen aus dem Kopfe reißen, als jemals verschulden werde, daß den euren wieder solche Tropfen entquellen, die ich in meiner euch geweihten Brust aufsammele. Ich gedenke fernerhin ein solches Betragen gegen euch anzunehmen, daß ich mir die Gunst von euch verdiene, nach der mein Bestreben geht. — Hiermit ließ er durch seine Diener die Speisen auftragen, unterhielt seine Dame während der Mahlzeit mit Artigkeiten aller Art, und fand alsdann gerathen, zu Abkürzung der Reise bald wieder aufzubrechen.

In der Residenz angelangt, trat er, ehe er zu seinem Vater emporstieg, in ein unteres Stockwerk ein, und ersuchte die Bewohnerin desselben, seine Dame zu beherbergen und in ihre Obhut zu nehmen, von deren Schicksal und wie wunderbarerweise er mit ihr zusammen getroffen, er sie mit wenigen Worten unterrichtete. Doña Laura war eine Dame, die alles Zutrauen verdiente, und mit seinem Vater und seiner Schwester im besten Vernehmen stand, um dessetwillen sie gegenwärtig diese Gastfreundschaft mit Freuden ausübte. Don Carlos begab sich darauf in seine Wohnung, und die aufmerksame Wittwe ließ unterdeß durch ihre Dienerinnen ein Bett und weiße Wäsche für ihren Gast zurecht machen, und suchte das junge Mädchen dadurch zu trösten und von dem großen Kummer, den sie an den Tag legte, zu zerstreuen, daß sie ihr den hohen Werth ihres edlen Beschützers anpries. Don Carlos gab einem Diener Geld und trug ihm

auf, aus Speisehäusern die besten Leckerbissen und Zuckerwerk zum Abendessen herbeizuholen, und als der Diener meldete, daß Alles bereit sei, schützte er bei seinem Vater Müdigkeit vor, und ging von ihm zu seiner Geliebten, mit der er zu Abend aß, und in deren Betreff er dann nochmals mit Doña Laura sprach, die er ersuchte, die junge Dame in ihrer Gesellschaft zu dulden, jedoch seinem Vater ihre Gegenwart verborgen zu halten, weil derselbe als ein von den Gebrechen des Alters bereits geplagter, vornehmer Mann, in seinem Hause mit der äußersten Strenge auf Tugend und Sittlichkeit sah. Doña Lauras Wohnung war für zwei Personen geräumig genug, und da Don Carlos keine Kosten scheute, so wurde für die vermeintliche Doña Clara neben Doña Lauras Gemächern ein Saal mit dem prächtigsten Geräthe ausgestattet. Das Geld und die Kostbarkeiten, die sie von Hause mitgenommen, legte der großmüthige Liebhaber in einen ihrer Schränke, mit dem Bedeuten, daß sie nicht das Mindeste davon ausgeben dürfe, da er selbst für Alles, was ihr erforderlich, sorgen werde. Er versorgte sie überdies mit vier vollständigen Anzügen von kostbaren Stoffen, und mit dem, was irgend sonst zu ihrem Schmuck gehörte, und schlug damit allerdings den rechten Weg ein, ihr das Herz allmälig zu erleichtern, wenngleich sie nimmer vergaß, mit regem Eifer ihre Ehre zu bewachen, zu deren Schutze sie sogar für nöthig erachtete, sich trauriger anzustellen als sie wirklich war, um Don Carlos keine Gelegenheit zu verleihen, gegen sie kühner zu werden. Indessen konnte es nicht anders sein, als daß bei dem fortgesetzten traulichen Umgange, den Don Carlos mit der schönen Fremden pflog, seine Wünsche allmälig einen kühneren Schwung nahmen und seine Gegenwart ihr selbst immer gefährlichere Augenblicke bereitete. Als sie daher, nachdem ihre Tugend schon mehreremale in den

Fall gekommen war, seiner Leidenschaft und ihrem eigenen Herzen mit ernstlichem Widerstande begegnen zu müssen, am Ende sogar erkannte, daß auch Doña Laura, ohne es gerade zu wissen und zu wollen, geneigt war, gegen sie für Don Carlos Partei zu nehmen, so setzte sie sich vor, zu ihrer Sicherheit entschiedenere Maßregeln zu ergreifen. Doña Laura hatte in einem Kloster der Stadt eine Schwester, Namens Leonor, die sie mit Doristeen zuweilen besuchte, und die sich so wie noch eine andere sehr geachtete Nonne, in Folge dessen mit der letzteren nahe befreundete. Auf dieses Verhältniß nun ihren Plan gründend, sagte Doristea eines Tages zu ihrer Hausgenossin: Gehen wir nicht bald wieder zusammen in das Kloster? Ich wünschte so sehr gern, Doña Ines zu sehen. — Doña Laura begegnete ihrem Wunsche, um sich ihr gefällig zu erweisen, ohne Verzögerung, und als sie vor dem Gitter angelangt waren und die beiden Klosterschwestern begrüßt hatten, sagte die fromme Besucherin zu Doña Ines: Laß uns in ein anderes Sprachzimmer mit einander gehen; ich wünsche, dir den Hof zu machen, ohne daß die Damen etwas davon merken. — Doristea wußte in Alles, was sie sagte, Anmuth zu legen, Doña Laura und Leonor nahmen dies also von der scherzhaften Seite auf und erwiederten in demselben Sinne: Es ist nur gut für uns, daß Doña Ines ihrer Gunstbezeigungen unter vier Augen theilhaft wird, sonst würde uns die Eifersucht allzusehr quälen. — Damit entfernten sich die Beiden in ein anderes Zimmer, und Doristea eröffnete daselbst Doña Ines ihre ganze klägliche Geschichte, vertraute ihr ihren wahren Namen und ihre Herkunft an und schloß damit, daß sie, viele Thränen vergießend, zu ihr sagte: Ich befinde mich gegenwärtig wieder in einer großen Gefahr, Doña Laura ist meine Feindin, da Don Carlos sie für sich gewonnen hat, und ich will dir nicht leugnen, daß

ich ihn so hoch schätze, als er es durch seinen Werth und durch das, was er für mich gethan, verdient, und daß es mir äußerst schwer fällt, von ihm zu scheiden. Da ich nun aber freilich nicht umhin kann, zu bedenken, daß ein so vornehmer Mann wie er, der alle Tage erwarten darf, sich durch Erlangung einer hohen Würde noch mehr ausgezeichnet zu sehen, kein Gatte für mich ist, deren Unglück er kennt, so bitte ich dich, auf deine Liebe vertrauend, daß du mir eheſtmöglichst Aufnahme in dies Kloster bereiten wollest. Ueber welche Summe Geld ich verfügen kann, habe ich dir gesagt. Indem ich das Gelübde ablege, werde ich meine Tante benachrichtigen, daß ich noch am Leben bin, und also gedenke ich meine Verwandten zu überzeugen, daß ich, wenn ich auch fähig war, einen so argen Fehltritt zu begehen, doch die Mittel und Wege erkannt habe, ihn wieder gut zu machen. — Doña Ines wollte diese traurige Anrede nicht unterbrechen, wiewohl sie mit ihrer Freundin herzliches Mitleid fühlte, da es ihr schien, als fände dieselbe darin einige Erleichterung; als sie aber sah, daß sie ausgesprochen hatte, erwiederte sie: Liebe Freundin, du würdest dich an meiner Liebe versündigen, wenn du nicht eben dein volles Vertrauen in mich setztest, wie du thust. Ich verspreche dir, daß ich dir den Dienst, den du von mir forderst, leisten will, ehe noch zwei Tage vergehen, und wenn du meinen Rath befolgen magst, so wirst du, wenn du erst hier bist, deine eigentlichen Verhältnisse auch Don Carlos kund thun. Liebt er dich wahrhaft, wie ich glaube, so heirathet er dich dennoch sicherlich, im entgegengesetzten Falle gewinnt er aber die Ueberzeugung, daß er unehrbare Absichten mit dir nicht erreicht. Die Frau Priorin werde ich mit deiner Erlaubniß sogleich in dein Geheimniß ziehen, damit sie dich nicht der Leichtfertigkeit zeihe, wenn du in dem günstigen Falle, auf den ich

rechne, von der Religion ablässest. — Doristea war mit ihrer klugen Freundin einverstanden, und billigte im Voraus, was dieselbe in dieser Angelegenheit für sie thun werde, indem sie sie nur zur Eile antrieb. Sie trennten sich von einander, und die geschäftige Nonne wußte es so einzurichten, daß sie Doristeen schon nach Verlauf von zweien Tagen schreiben konnte, sie möge kommen. Doristea äußerte gegen Doña Laura die Absicht, eine ihrer Nachbarinnen zu besuchen, nahm ihre Juwelen und ihr Geld, das sie in ein Tuch schlug, warf ihren Schleiermantel über und ging in Begleitung einer Dienerin zu jener Nachbarin, die sie, sobald sie mit ihr allein war, ersuchte, ihr eine andere Dienerin mitzugeben, weil sie ein Geschäft abzumachen, von der ihre Wohnunggenossin nichts wissen solle. Da sie bei allen ihren Bekannten beliebt und gern gesehen war, so entgegnete die Dame, sie wolle selbst mit gehen, wenn es ihr angenehm sei. Doristea lehnte jedoch dies Anerbieten ab, machte sich ungesäumt wieder auf den Weg, mit dem Bedeuten, sie werde bald zurückkommen, und begab sich in das Kloster, wo sie blieb, und zu ihrer Begleiterin sagte: Gehe nach meiner Wohnung und hinterbringe Doña Laura, ich befände mich in der Magdalena, und sie möchte meinetwegen unbesorgt sein. — Die Botin erfüllte diesen Auftrag und kam zu Doña Laura, eben als Don Carlos bei ihr war, der sich nicht wenig gewundert, als er von ihrem Ausgange gehört hatte, da sie seit ihrem Aufenthalt in seinem Hause noch niemals einen in der Weise unternommen. Er geberdete sich nun vor Schrecken über die unerwartete Botschaft ganz närrisch, sprang, ohne ein Wort zu sagen, auf und von dannen, und eilte schnurstracks an das Drehfenster des Klosters, wo er mit Doña Ines zu sprechen verlangte. Doña Ines begab sich zu ihm herab und steckte ihm durch das Drehfenster einen

Zettel mit den Worten zu: Ich kann mir wohl denken, daß euer Gnaden über das, was sich zugetragen, unzufrieden ist; aber das Sprachzimmer ist zu dieser Stunde nicht geöffnet. Dieser Zettel ist von Doña Clara, lest ihn, wenn es euch gefällt, ich weiß, ihr werdet mein Betragen entschuldigen, sobald ihr von dem Laufe der Dinge unterrichtet seid. — Don Carlos beherrschte sich und wollte seine Beschwerden nicht eher laut werden lassen, bis er wisse, was darinnen stehe. Er ging also nach Hause zurück, erzählte Doña Laura, was er gehört, und erbrach das Briefchen, das folgendermaßen lautete:

Obschon es bei mir beschlossen war, nicht zu entdecken, wer ich sei, so vermag mich Doña Ines dennoch, dies zu thun, um den Schein der Undankbarkeit, der mich sonst betreffen könnte, von mir zu entfernen, die ich in Wahrheit von Dankbarkeit für die von euch empfangenen Wohlthaten tief durchdrungen bin. Meine Heimath ist Sevilla, mein Name Doristea, ich bin die Tochter des Rathsherrn Alexandro und der Doña Escolastica Pardo de Santoyo. Da Don Luis de Guzman euer Schwager ist, so berufe ich mich wegen dessen, was ich sonst noch von mir zu sagen hätte, um nicht weitläufig zu sein, auf ihn. —

Solchergestalt, sagte Doña Laura, hat uns Doña Clara hintergangen? — Da ich sie in so bedenklicher Lage in einem Walde gefunden, nahm Don Carlos das Wort, verdenke ich es ihr nicht, daß sie mir erst jetzt auf diese Weise die Wahrheit von sich aussagt. Wenn sie denn nun wirklich von so gutem Hause ist, so stehe ich nicht an, mich mit ihr zu vermählen, denn ich bin verliebt und überzeugt, daß ihre Ehre durch Claudio nicht beeinträchtigt wurde, da sie sich mit Gefahr ihres Lebens vertheidigte, als sie sich seiner schändlichen Absicht versah, für die ich ihn mit dem Tode

bestrafte. — Damit begab er sich in sein Zimmer, rief einen Diener vor sich, dem er befahl, Post zu bestellen, und sagte zu ihm: Kehre alsbald wieder, ich schreibe unterdessen einen Brief, und du mußt damit auf der Stelle nach Sevilla aufbrechen, von wannen ich dich spätestens in acht Tagen mit der Antwort zurück erwarte. Wenn du dich recht dazu hältst, so verspreche ich dir einen neuen Anzug zum Botenlohn. — Der Diener war treu und rechtschaffen, hielt sich mit seiner Reise dazu und gab, in Sevilla angekommen, seinen Brief ab, indem er hinzufügte, er solle sich nicht länger aufhalten, als zu der Antwort erforderlich. Doña Fulgencia trug für seine Bewirthung Sorge, und da sie und ihr Gatte begierig waren, zu erfahren, was der Brief enthielt, so las Don Luis ihr denselben vor, und verwunderte sich nicht wenig über den Antheil, den Don Carlos an Doristeen nahm, da derselbe ihm von dem, was mit ihm vorgegangen, gar nichts mitgetheilt hatte. Nichtsdestoweniger setzte er sich nieder und beantwortete seine Anfrage, indem er ihm sein Erstaunen aussprach, daß er sich um die nun schon vor so langer Zeit aus Sevilla verschwundene Dame bekümmere, ihm ihr Verhältniß zu Claudio der Wahrheit gemäß vortrug, und sodann folgendermaßen fortfuhr: Am Tage nach Claudios Flucht stellte man ihm auf allen Wegen, die er hatte einschlagen können, nach, und fand ihn in einem Walde todt wieder. Von der Dame hat man weiter nichts erfahren; das Gerücht geht, einige Straßenräuber, die sie des vielen Geldes und Geldwerthes, das sie bei sich geführt, beraubt, hätten sie umgebracht. Was ihr Vermögen anlangt, so beträgt dies mehr als zwanzigtausend Ducaten, ohne die Erbschaft der Schwester ihrer Mutter, in deren Hause sie lebte, und die man auf zehntausend schätzt. Ihr Vater, Alexandro, war zwar Rathsherr von Genua, gehörte aber

auch, was noch mehr ist, zu den bedeutendsten Männern der Stadt, gleich wie ihre Mutter und ihre Verwandten aus den edelsten Geschlechtern entsprossen sind. Wofern dies sonst für alle diese Angaben ein glaubwürdiges Zeugniß ablegen kann, bemerke ich überdies, daß ich selbst, von ihrer Schönheit überwunden, um ihre Hand, wiewohl vergeblich, anhielt, weil ihr Vater sie mir aus dem Grunde verweigerte, daß ich ihm ein nicht genügend vornehmer Eidam zu sein schien. —

Don Carlos gerieth über diesen Brief so außer sich vor Freude, daß er mit den Worten zu seinem Vater in das Zimmer stürmte: Mein gnädigster Vater! wenn euch mein Leben lieb ist, so lest diesen Brief. — Don Juan kam es seltsam vor, daß ihn sein Sohn in dem Tone anredete, denn Don Carlos hatte sich sonst immerdar bedächtig und gehorsam gegen ihn gezeigt. Er las den Brief durch und sprach sodann: Aus dem, was Don Luis schreibt, ersehe ich, daß du ihn um eine gewisse Dame befragt hast. — Don Carlos bejahte es, und sein Vater fuhr fort: Was ist es also mit dieser Doristea? Verhehle mir nichts; du weißt, ich liebe dich. Sie ist vornehm und reich genug. Wer ist aber der Claudio? — Don Carlos gab Auskunft über Alles und sagte: Seit sechs Monaten bin ich ihr nun mit meiner Liebe so dienstbar, daß, wenn ich nicht ein Zeuge ihres Werthes gewesen wäre, um dessetwillen ihr Feind sie gewiß getödtet haben würde, hätte der Himmel mich nicht zu ihrer Errettung und zur Bestrafung seines Uebermuthes hinzugesendet, ich jetzt wohl gegen sie Klage führen dürfte, daß sie mir entflohen und sich vor zehn Tagen in das Magdalenenkloster geborgen hat, von wannen sie mir diesen ihren Schritt und ihren Stand und Namen zu wissen gethan, ohne jedoch all meiner brieflichen Bitten und Vorstellungen ungeachtet, mich

ihr je wieder vor Augen kommen zu lassen. — Sein Vater erwiederte: ich erstaune über das, was du mir sagst, und wiewohl man es sich kaum vorstellen kann, daß ein Weib, das aus Liebe zu einem Manne ihre Pflichten in dem Grade außer Acht zu lassen vermag, desungeachtet den Tod dem Verluste ihrer Ehre vorzieht, so messe ich dir doch, bei deiner mir bekannten Klugheit, vollen Glauben bei, und möchte, wenn sie auch nicht so vornehmen Standes und so reich wäre, als sie ist, doch um ihrer Tugend willen, mich deinen Wünschen mit ihr geneigt erweisen. Laß uns mit einander zu ihr gehen, denn ich bin ihr schon so herzlich gut, daß ich es nicht erwarten kann, sie in meinem Hause zu sehen. — Don Carlos wollte seinem Vater die Füße küssen; der verhinderte ihn aber daran und sagte: Es ist ein mißlich Ding um die Liebe, da sie die Menschen zu Narren macht; mäßige dich und laß anspannen; und schicke immer einen Diener voraus, der uns anmeldet, damit wir sie im Sprachzimmer finden. — Es geschah Alles, wie es befohlen ward, und die Priorin empfing sie im Kloster mit Zorvorkommenheit. Don Juan ersuchte sie, ihre junge Flüchtlingin herbei holen zu lassen, und die Priorin erwiederte:

Euer Gnaden darf es mir hochaufnehmen, wenn meine Verehrung vor euch mich zu der Selbstverleugnung zwingt, euch willig zu gehorchen, denn unser junger Gast im Kloster ist so liebenswürdig, daß wir Alle auf das Schmerzlichste sein Scheiden von uns empfinden werden, das doch ohne Zweifel euer jetziger Besuch zur Folge hat. — Don Juan sagte: Ich kann euer Gnaden allerdings nicht bergen, daß ich gekommen bin, euch die junge Dame zu entführen, und ich bitte daher, sie mir an das Hauptthor zu bringen, damit ich sie destomehr in der Nähe sehe. — Die Priorin leistete seinem Wunsche Folge, und als die junge Novize er=

schien, äußerte ihre Schönheit eine so große Gewalt auf ihren Geliebten, daß er gegen sie in die Worte ausbrach: Gewiß, wenn ich nicht allzuviel Ursache hätte, dem entgegen zu sein, daß ihr dieses Gewand zu dem eurigen macht, so würde ich euch in keinem anderen zu sehen verlangen, weil es mir an euch so schön erscheint, daß es mir fast bedünken will, es gäbe keinen höheren Schmuck auf Erden. — Sie erwiederte: Wer mich mit so günstigen Augen ansieht, dem kann ich freilich leicht als schön erscheinen. — Und Don Juan sagte zu ihr: Auch meine Augen müssen dann ohne Zweifel sehr günstig sehen, meine Tochter, denn sie lassen dich mir in einem solchen Lichte erscheinen, daß ich, wenn ich nicht gar zu alt wäre, Carlos wohl um seine Braut bringen möchte. — Die Nonnen freuten sich über die Heiterkeit des alten Herrn und die zufriedene Jungfrau sprach: Da euer Gnaden mir den Namen Tochter gebt, so berechtigt ihr mich zu der Freiheit, euch als meinem Vater die Hand zu küssen. — Er gab ihr beide Hände mit den Worten: Nimm beide hin, denn ich vermag dir nichts zu verweigern, um was du mich bittest, — ergriff die eine Hand seiner neuen Tochter, steckte ihr daran einen großen Diamantring, den er am kleinen Finger trug und sagte: Da ich nun wohl der Führer dieser Braut sein werde, so ist es billig, daß ich ihr den Trauring gebe. — Der Bräutigam war vor innerem Behagen so sprachlos, daß Doña Ines fragte: Señor Don Carlos, wißt ihr denn gar nichts zu sagen? Kommt doch näher heran, die Frau Priorin gestattet es. — Er kam und sagte: Verwundert euch nicht, daß ich so still bin, ich denke noch immer, Alles sei ein Traum. Aber seid versichert, daß ich euch den innigsten Dank für mein Glück weiß, das euer Werk ist, wie mir Señora Doristea schreibt. — Sie antwortete: sie freue sich, Gelegenheit gehabt zu haben, ihm zu dienen,

und Doristea bat ihn, was er auch versprach und that, ihr aus ihrer Wohnung ihre übrigen Sachen in ihre Zelle zu schicken. Don Juan seinerseits wünschte sie nicht eher, als an dem Hochzeittage abzuholen, um dazu ungestört alle Zurüstungen treffen zu können. Inzwischen besuchte er sie jedoch alle Tage, und sendete ihr so viele Geschenke zu, daß die ganze Schwesternschaft an dem Ueberflusse Theil hatte, aus dem besonders eine Sänfte hervorstach, in der sie abgeholt werden sollte, und die auf tausend Escudos geschätzt war.

Als der Tag der Trauung genaht, holte er sie, begleitet von vier und zwanzig Edelleuten und großen Herren in Kutschen, und von zwölf vornehmen Damen in Sänften, aus dem Kloster ab, die allesammt von solcher Bewunderung ihrer Schönheit ergriffen wurden, daß sie nicht aufhören konnten, dem beseligten Bräutigam Glück zu wünschen.

Zwei Monate nach der Vermählung des jungen Paares erreichte Don Juan das Ziel seines Bestrebens, indem Seine Majestät ihm den Titel als Herzog, nach dem Namen einer seiner Besitzungen, gewährte. Seiner Schnur zu gefallen, erwählte er Sevilla zu seinem Aufenthaltsorte, ihre edlen Verwandten daselbst durch sie zu ehren, auch theilte er diesen Entschluß seinem dort lebenden Eidam mit, auf daß derselbe ihm eine Wohnung zu seinem Empfange bereit hielte, und veranlaßte Doña Fulgencia, Doña Estefania einen Besuch abzustatten und sie von dem Geschehenen zu unterrichten. Doña Fulgencia befolgte das Geheiß ihres Vaters, und die erfreute Tante theilte die frohe Kunde ihren Verwandten und Freunden mit; welchergestalt dann bald auch ein armer, in Cordova lebender Oheim Claudios, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, davon Kenntniß gewann. Er kam nach Sevilla und machte wegen der Tödtung seines Neffen bei Gericht eine Klage anhängig; wogegen aber Don Juan

mit ihm in Unterhandlung trat und ihn mit einer Buße von zweitausend Ducaten abfand, derweil er auch bei der Gerechtigkeit für Don Carlos dadurch Verzeihung auswirkte, daß er die gewöhnlichen Geldstrafen und Unkosten zu völliger Schlichtung des Handels entrichtete.

Don Juan genoß der Vortheile seiner neuen Würde noch vier Jahre lang, und als er nach Ablauf dieser Zeit starb, hinterließ er dieselbe und alle seine Güter seinem Sohne, dessen Gattin durch die also ererbte Grandeza ihr Glück erhöht fühlte.

XX.

Mass für Mass.

Der durch seine Leutseligkeit, Großmuth und Gerechtigkeit ruhmwürdige römische Kaiser Maximilian sendete dereinst einen seiner Diener Namens Juriste, der ihm sehr lieb war, nach Inspruck, um allda als sein Statthalter zu herrschen, und sagte zu ihm, als derselbe seinen Weg antrat: Juriste! du hast mir durch deine mir geleisteten Dienste eine so gute Meinung von dir eingeflößt, daß ich dich jetzt als Gouverneur der schönen Stadt Inspruck dahin sende. Ich könnte dir in Betreff dieses Amtes viele Vorschriften mitgeben; aber ich will sie alle in der einzigen zusammenfassen: Diene unbestechlich der Gerechtigkeit, sogar wenn sie gegen mich, deinen Gebieter, spräche. Alle andere Vergehungen, etwa aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit, die du zwar ebenfalls beflissen sein magst zu vermeiden, könnte ich dir verzeihen; aber wenn du jemals gegen die Gerechtigkeit fehlen solltest, so würdest du mich unerbittlich finden. Fühlst du nun vielleicht, daß du nicht also bist, wie ich dich wünsche, denn ein Mensch ist nicht zu Allem gut, so enthalte dich, diese Würde anzunehmen, und bleibe lieber hier am Hofe bei mir, in deinen

gewohnten Beschäftigungen, in denen du mir werth bist. Denn, wie gesagt, machst du dich als mein Statthalter in Inspruck einer absichtlichen Ungerechtigkeit schuldig, so zwingst du mich, wie sehr auch wider meinen Willen, dir ein gestrenger Richter zu sein. —

Hier schwieg der Kaiser still, und Juriste, der sich viel weniger selbst kannte, als über das ihm zuertheilte Amt erfreut war, dankte seinem Gebieter für sein huldreiches Angedenken und sagte: Er werde zwar schon durch sich selbst zur Ausübung der Gerechtigkeit angetrieben; zum Ueberflusse sollten ihm aber nun diese seine Worte als eine Fackel dienen, die ihm auf dem Wege der Erfüllung seiner Pflichten vorleuchte. — Der Kaiser nahm Juristes Worte wohlgefällig auf, und äußerte gegen ihn den Wunsch, daß seine Thaten, denselben entsprechend, eben so löblicher Art sein möchten, worauf er seinen schon ausgefertigten Bestallungsbrief ihm einzuhändigen befahl, und ihn aus seiner Gegenwart entließ.

Juriste begann die Stadt mit Umsicht und Eifer zu beherrschen, besorgte ihre Angelegenheiten mit gewissenhafter Treue, und war in der Besetzung von Aemtern, eben so wie in der Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters, billig und gerecht. Es dauerte auch gar nicht lange, so gewann er durch ein solches Verfahren die Zufriedenheit seines Herrn und die Liebe des Volkes in so hohem Grade, daß er, wenn er dabei beharrt wäre, in der That würde glücklich zu preisen gewesen sein.

Da geschah es jedoch, daß ein Jüngling vom Lande, Namens Vico, einer jungen Bürgerin aus Inspruck Gewalt anthat und deshalb bei Juriste angeklagt wurde. Dieser ließ ihn alsbald festnehmen, brachte ihn zum Geständniß seines Verbrechens, und verurtheilte ihn, den Gesetzen der Stadt gemäß, die da besagten, daß einem Schuldigen dieser Art,

auch wenn er die Entehrte heirathen wolle, der Kopf abzuschlagen sei. Der Jüngling hatte eine Schwester, eine Jungfrau von etwa achtzehn Jahren, die mit einer ungemeinen Schönheit ausgestattet war, und in Allem was sie sprach und that, einen süßen Liebreiz kund gab, den die ihr eigenthümliche reine Weiblichkeit wesentlich erhöhte. Epitia, so war ihr Name, wurde von dem bittersten Schmerze durchdrungen, als sie das Todesurtheil ihres Bruders vernahm, und ging alsbald in der Hoffnung, wo nicht ihn zu befreien, jedoch wenigstens sein schlimmes Schicksal zu mildern, zu Juriste, den sie durch die Vorstellungen des noch so zarten Alters von sechszehn Jahren, in dem der Jüngling stand, seiner geringen Erfahrungen im Leben, und der Allgewalt der Leidenschaft, die ihn verführt, zu Mitleiden mit ihm zu bewegen suchte. Sie machte ihm ferner bemerklich, daß ihr Bruder sein Vergehen im Wesentlichen dadurch, daß er jenes Mädchen heirathen wolle, wieder gut zu machen bereit sei, und daß es ihm, als dem vom Kaiser eingesetzten lebendigen Gesetze, doch so leicht falle, den todten Buchstaben in einer Sache mild auszulegen, die, wie die vorliegende ihres Bruders, so viele gültige Gründe an die Hand gebe, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Ja, sie fügte schlüßlich hinzu, wie es ihre feste Ueberzeugung sei, er handele als ein gütiger Richter vielmehr als ein hartherziger in dem eigenen Geiste des Kaisers, der das strenge Gesetz doch offenbar nur um zu schrecken, und nicht um vollzogen zu werden, gegeben habe, insofern es eine arge Grausamkeit sein würde, ein Vergehen, das im Leben auf eine völlig genugthuende heilige Weise wieder gut zu machen sei, mit dem Tode zu bestrafen. Also war Epitia geschäftig, mit mannichfalten Gründen die Sache ihres bedauernswerthen Bruders gegen seinen Richter zu vertreten, und Juriste seinerseits fand eine so übergroße Wonne

daran, sie anzusehen und reden zu hören, daß er nicht umhin konnte, sie noch ein zweitesmal vor sich zu bescheiden. Epitia meinte in diesem Umstande eine gute Vorbedeutung zu sehen, und sprach dieses zweitemal noch viel besser und eindringlicher für ihren Bruder. Juriste wurde nun aber dabei so unwiderstehlich von ihr hingerissen, daß alsobald in ihm die schmähliche Begierde entbrannte, an ihr das nämliche Verbrechen zu begehen, um dessetwillen ihr Bruder zum Tode verdammt war. Er sagte: Epitia, deine Fürsprache hat so viel über mich vermocht, daß ich beschlossen habe, die auf morgen angesetzte Vollstreckung der Todesstrafe an deinem Bruder bis dahin zu verschieben, wann ich die mir von dir angegebenen Gründe reiflich erwogen haben werde. Erscheinen sie mir am Ende wirklich stark genug, deinen Bruder in den Augen der Gerechtigkeit zu entschuldigen, so soll mir seine Begnadigung zu desto größerem Vergnügen gereichen, als es mir herzlich leid gethan hat, in dieser Sache dem Rechte seinen Lauf lassen zu müssen. — Epitia schöpfte aus diesen Worten gute Hoffnungen und dankte Juriste vielemale, daß er sich ihr so gnädig bezeigt, weil sie glaubte, der Meinung sein zu dürfen, er werde ihr die völlige Freisprechung ihres Bruders eben so willig, wie die jetzige Fristung seines Lebens, zugestehen. Sie fügte hinzu, sie erkenne, daß sie ihm innig verpflichtet sei, und zweifele nicht daran, er werde ihre guten Gründe, bei wiederholter Erwägung, billigen, und er versicherte ihr abermals, er werde, wenn er es irgend mit der Gerechtigkeit verträglich finde, ihre Wünsche gern befriedigen.

Hierauf begab sich Epitia hocherfreut zu Vico in den Kerker, trug ihm zu seinem Troste den anscheinend guten Erfolg der Schritte vor, die sie für ihn bei Juriste gethan, und versprach ihm, der sie in seiner verzweifelten Lage dringend

beschwor, ihn zu erretten, dem auf jede mögliche Weise nachzustreben. Juriste hingegen fühlte immer entschiedener, wie tief sich ihm das Bild des schönen Mädchens in die Seele geprägt hatte, und richtete alle seine Gedanken darauf, seine unkeusche Leidenschaft in ihrem Besitze zu stillen, deren erneutem Besuche er entgegen sah.

Epitia ließ drei Tage vergehen, und erschien darauf wieder bei Juriste mit der bescheidenen Frage: was er über Vico beschlossen habe? — Sobald Juriste sie vor sich sah, wurde er ganz Feuer und Flamme und sprach: Sei mir willkommen, schönes Mädchen! Ich habe inzwischen nicht nur die Gründe, mit denen du deinen Bruder gegen mich vertheidigest, nochmals wohl erwogen; sondern deren sogar neue aufgesucht, um dich zufrieden zu stellen. Aber leider! habe ich mich überzeugen müssen, daß ihm Alles nur den Tod zuspricht, da nach dem allgemeinen Gesetze kein Mensch, der wonicht etwa ohne sein Vorwissen sündigt, etwas zu seiner Rechtfertigung vorzubringen hat, insofern ein Jeder wissen muß, daß wir Alle Gutes thun sollen, und eben Keiner sich damit entschuldigen kann, daß er dieses nicht gewußt habe. Dein Bruder ist in dem Falle, weil es ihm bekannt war, daß das Gesetz einem Jungfrauenschänder den Tod zuerkennt, und er muß also sterben, da ich ihm von Rechtswegen keine Gnade angedeihen lassen darf. Es ist freilich wahr, daß ich dir zu Gefallen im Stande sein würde, alles Mögliche zu thun, und wenn du daher, die du deinen Bruder doch so sehr liebst, dich um seinetwillen mir ergeben wolltest, so wäre ich gern bereit, ihm das Leben zu schenken und sein Todesurtheil zu mildern. — Epitien stieg bei diesen Worten das Blut in's Gesicht und sie sagte: Das Leben meines Bruders ist mir allerdings viel werth; aber weit theurer ist mir doch meine Ehre, und ich wollte meinen

Bruder lieber mit dem Verluste meines Lebens, als mit dem meiner Jungfräulichkeit erretten. Steht also zwar von diesem eurem unehrbaren Gedanken ab; haltet euch aber für versichert, daß ich mit Freuden für Vico handeln werde, insofern ich es mit Ehren kann. — Etwas Anderes, als ich dir genannt, sprach Juriste, kannst du nicht für ihn thun; auch solltest du nichts weniger als so spröde mit mir sein, da es sich leicht fügen könnte, daß ich dich in Folge unserer ersten Zusammenkünfte zu meiner Frau erköre. Denke reiflich darüber nach, und laß mich morgen deine Antwort wissen. — Ich gebe euch meine Antwort auf der Stelle, sprach Epitia, denn ich will meine Ehre nicht gefährden, und wofern ihr mich nicht zu eurem Weibe nehmt, da denn die Befreiung meines Bruders einmal davon abhangen soll, so redet ihr in den Wind. — Juriste beharrte desungeachtet dabei, sie möge es sich nochmals überlegen und ihm morgen ihren Entschluß zu wissen thun, bei dessen Gestaltung sie doch auch nicht außer Acht lassen dürfe, wer er sei und welche Macht in seinen Händen liege; und Epitia ging höchst bestürzt von ihm zu ihrem Bruder, dem sie hinterbrachte, was zwischen ihr und Juriste vorgefallen, und zu bedenken gab, daß sie doch ihre Ehre nicht dafür hingeben könne, ihm das Leben zu erretten. Als sie ihn nun aber ferner unter Thränen bat, sich vorzubereiten, sein unvermeidliches trauriges Geschick mit geduldigem Muthe zu ertragen, so begann Vico plötzlich heftig zu weinen und seine Schwester zu beschwören, sie möge ihn nicht sterben lassen, da sie auf die ihr von Juriste angedeutete Weise sein Leben zu erretten im Stande sei. Willst du, Epitia! sprach er, mir das Henkerbeil am Halse und den Kopf von diesem Körper abschlagen sehen, den eben der Vater und eben die Mutter, die auch die deinen sind, erzeugt und geboren haben? Willst du mich,

der ich seither mit dir gelebt und mit dir von Jugend auf ernährt und erzogen worden bin, von dem Henker zu Boden geworfen sehen? Ach, Schwester! laß dich von den Banden des Blutes, der Natur und der Liebe, die uns vereinen, bewegen, mich, solange es noch in deiner Gewalt steht, aus einem so schmählichen, elendiglichen Tode zu befreien. Hilf mir, Schwester! und verlaß mich nicht in dieser äußersten Noth. Juriste hat dir ja gesagt, vielleicht nehme er dich zu seinem Weibe. Sieh! warum könnte das nicht wahr werden? Du bist so schön und anmuthvoll, als ob dazu geboren, eine vornehme Edelfrau zu werden. Du bist so artig und schmiegsam, du hast eine solche Ueberredungskraft in deinen Worten und Mienen, was vermöchte dem vereint zu widerstehen! da doch schon ein einziger von diesen Vorzügen hinreichen würde, dich, ich sage nicht Juristen, nein, dem Kaiser der Welt, lieb und werth zu machen? Also zweifele nicht, daß Juriste dich zu seiner rechtmäßigen Gattin erwählt, und stelle mein Leben sicher, da du es deiner Ehre unbeschadet thun kannst. — Vico weinte unaufhörlich, während er dies sagte, und auch Epitia vergoß Thränen seinethalb. Vico warf sich ihr um den Hals und ließ nicht eher wieder von ihr, bis sie, von Mitleiden überwunden, ihm versprach, seinen Wünschen gemäß und um ihn vom Tode zu erretten, sich Juristen, in der Hoffnung daß er sich ihr vermählen werde, zu ergeben.

Des ersten Tages nach diesem zwischen ihnen gefaßten Beschluß trat die Jungfrau vor Juristen und sagte zu ihm: die Hoffnung, die er ihr gegeben, sie nach ihren ersten Zusammenkünften zu seiner Gattin zu machen, und insonderheit das Versprechen, gegen die Bewilligung ihrer Gunst ihrem Bruder das Leben zu schenken, das er durch sein Verbrechen verwirkt habe, vermöchten sie, sich hiermit seiner

Willkühr anheim zu stellen. Juriste hielt sich für den beglücktesten Sterblichen, daß er also dies schöne und reizende Mädchen besitzen sollte und sagte: Er erneue ihr die Hoffnung, die er ihr schon gegeben, und verspreche ihr ganz gewiß, am anderen Morgen ihren Bruder aus dem Gefängnisse zu befreien. Darauf speiste er mit ihr zu Abend, und brachte die Nacht mit ihr zu; anstatt aber ihren Bruder Vico dafür in Freiheit zu setzen, befahl er, ihm sofort den Kopf abzuschlagen.

Das arme Mädchen konnte vor Ungeduld den Anbruch des Tages nicht erwarten, und es kam ihr vor, als habe die Sonne noch niemals so lange als in dieser Nacht gezögert. Als der Morgen endlich dennoch erschienen, entwand sie sich den Armen Juristes, und bat ihn mit ihren süßesten Tönen, daß es ihm gefallen wolle, ihr die ihr gegebene Hoffnung zu verwirklichen; mittlerweile aber ihren Bruder in Freiheit zu setzen. Er erwiederte ihr, er fühle sich durch die Freuden, die sie ihm in dieser Nacht bereitet, hoch beglückt, und wünsche nicht allein, daß sie fortfahren möge, von ihm das Beste zu hoffen, sondern werde ihr auch ihren Bruder ungesäumt nach Hause senden. Nachdem er sie mit dieser Zusicherung getröstet hatte, ließ er den Kerkermeister vor sich rufen und sprach zu ihm: Gehe hin und bringe der Frau ihren Bruder in das Haus. — Epitia verließ ihn also in der höchsten Fröhlichkeit und ging nach Hause, wo sie Vicos gewärtigte. Der Kerkermeister ließ dessen Körper auf eine Bahre und den Kopf ihm zu Füßen legen, ein schwarzes Tuch darüber breiten, und die Bahre, der er voranging, nach Epitia's Wohnung schaffen. Daselbst angekommen, verlangte er die Jungfrau zu sprechen. Dies, sprach er, ist euer Bruder, den der Herr Statthalter, aus dem Gefängnisse befreit, euch sendet. — Zugleich ließ er die

Bahre aufdecken und vor Epitiens Augen ihren Bruder sichtbar werden.

Keine menschliche Zunge würde es aussprechen, kein menschliches Gemüth es ermessen können, welcher Schmerz und welcher Schrecken über Epitien kam, indem sie jetzt auf diese Weise, getödtet, ihren Bruder erblickte, den sie erwartet hatte, mit frohlockendem Herzen sobald als lebend und frei begrüßen zu können. Wie unsäglich groß aber auch ihr Entsetzen über diesen Anblick war, so verschloß sie doch ihre Gefühle in ihr Inneres, und wo jedes andere Weib geweint und geschrieen haben würde, blieb sie scheinbar ruhig und zufrieden. Sie sagte zu dem Kerkermeister: Hinterbringe deinem und meinem Herrn wieder, daß ich meinen Bruder annehme, sowie es ihm gefallen hat, ihn mir zu senden, und daß es mir, da er meinen Willen nicht habe thun wollen, recht sei, den seinigen erfüllt zu haben, den ich zu dem meinen mache, insofern ich glauben will, er habe an dem, was er gethan, eben recht gehabt. Empfiehl mich ihm und sage ihm, daß ich zu jederzeit bereit sei, ihm zu dienen. —

Der Kerkermeister sagte dem Statthalter Wort für Wort wieder, was Epitia ihm für ihn aufgetragen, und fügte dazu seine Wahrnehmung, daß das junge Mädchen bei dem entsetzlichen Anblicke auch nicht das mindeste Zeichen von Unmuth kund gegeben, worüber denn Juriste sich bei sich selbst sehr freute, und der Meinung ward, die Jungfrau möchte ihm wohl nach wie vor ihren Besitz gestatten, gleich als ob sie sein Weib und ihr Bruder am Leben und in Freiheit wäre.

So wie der Kerkermeister fortgegangen, hub Epitia an, ihren todten Bruder bitterlich zu beweinen, und lange und schmerzliche Klagen über ihn zu erheben. Sie verwünschte Juristes Grausamkeit und ihre eigne Einfalt, sich ihm vor

der Befreiung ihres Bruders zu ergeben. Nachdem sie demselben aber den Zoll ihrer Thränen entrichtet hatte, ließ sie seinen Leichnam zur Erde bestatten, und zog sich selbst in ihre einsame Kammer zurück, wo sie, von gerechtem Unwillen erregt, zu sich sagte: Also willst du es ruhig dulden, Epitia, daß dieser Schurke dir deine Ehre geraubt und dich verhöhnt und gemishandelt hat, ohne daß es dir in den Sinn kommt, dich dafür an ihm, so wie er es verdient, zu rächen? — Darauf sich mit immer heftigeren Worten zum Zorne entzündend, sagte sie ferner: Meine Einfalt hat dem Bösewichte den Weg gebahnt, das Ziel seiner schändlichen Wünsche zu erreichen. Seine Lüsternheit soll meine Rache vermitteln, und wenn mir diese gleich meinen Bruder nicht wieder lebendig macht, so soll sie mir doch das Gemüth erleichtern helfen. — Sie bestärkte sich in dieser Sinnesart immer mehr, und wartete nur darauf, daß Juriste sie wieder eines Nachts zu sich bescheiden lassen werde, wodann sie heimlich ein Messer mit sich nehmen, und ihn, wachend oder schlafend, je nachdem sich die Gelegenheit dazu erböte, ermorden, ja selbst womöglich ihn den Kopf abschneiden wollte, um ihn auf das Grab ihres Bruders zu tragen, und dem Schatten desselben zu weihen. Sie dachte dieser Sache freilich auch wieder reiflicher nach, und sah ein, daß, wenn es ihr selbst gelänge, den Schuldigen zu tödten, doch ziemlich gewiß dafür zu halten sei, daß man sie ein ehrloses Weib nennen, und glauben werde, sie habe diese That vielmehr aus Bosheit und Eifersucht, als aus einem edleren Bedürfniß der Rache vollbracht. Da ihr nun die große Gerechtigkeitsliebe des Kaisers wohlbekannt war, der sich damals in Villaco aufhielt, so beschloß sie, zu ihm zu gehen, und sich bei Seiner Majestät über Juriste's Undankbarkeit und Treulosigkeit gegen sie, in der festen Ueberzeugung, zu beschweren, ihn den ver-

dienten Lohn dafür empfangen zu sehen. Sie legte Trauerkleider an, machte sich ganz allein auf den Weg und begab sich zu Maximilian, bei dem sie um Gehör bat und es erhielt, und dem sie sich zu Füßen warf, indem sie mit betrübter Stimme zu ihm sagte: Erhabenster Kaiser! mich führt eine unglaubliche Undankbarkeit und Ungerechtigkeit vor euer Angesicht, die mir euer Statthalter zu Inspruck, Juriste, angethan, und ich hoffe und flehe zu euch, daß ihr auch mir die Gerechtigkeit angedeihen lasset, die ihr dem Geringsten eurer Unterthanen nicht versagt. — Sie hub darauf an, unter so herzbrechenden Thränen und Seufzern dem Kaiser zu erzählen, wie Juriste mit ihr und ihrem Bruder umgegangen, daß sie ihn und alle Hofleute, die ihn umgaben, mit Verwunderung und Mitleiden erfüllte. Nichtsdestoweniger lieh doch Maximilian, der sie am Ende ihrer Rede nöthigte aufzustehen, Epitien nur das eine Ohr und hob das andere dem Beklagten auf. Er entließ die Jungfrau von sich, um sich auszuruhen, und ließ Juristen vor sich entbieten, indem er den Seinigen, die sie mit angehört, so lieb ihnen seine Gnade wäre, untersagte, ein Wort von der gegen ihn vorgebrachten Klage irgend gegen ihn oder Andere verlauten zu lassen.

Juriste, der alles Andere eher geglaubt hätte, als daß Epitia ihre Zuflucht zum Kaiser genommen, kam getrosten Muthes bei diesem an, wartete ihm in schuldiger Ehrerbietung auf und fragte, was Seiner Majestät zu Gebote stehe? — Du wirst es sogleich erfahren, sprach Maximilian und ließ Epitien vorführen. Als Juriste die von ihm so schwer Gekränkte vor seinen Augen sah, wurde er von seinem Gewissen und von der äußersten Bestürzung so plötzlich übermannt, daß fast alle Lebensgeister von ihm wichen und er am ganzen Körper zu erzittern anhub. Maximilian versah

sich dessen und war überzeugt, die Jungfrau habe die lautere Wahrheit ausgesagt. Er wendete sich ihm mit einem so gestrengen Angesichte, als der Gewichtigkeit des Falles entsprach, zu, und sagte: Vernimm, wessen dich diese Jungfrau hier beschuldigt, und gebot Epitien, ihre klägliche Geschichte von neuem vorzutragen. Epitia that es, indem sie den Kaiser nochmals um Gerechtigkeit anflehte. Juriste versuchte zwar, sie durch Schmeicheleien zu bethören und sagte: Ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß ihr, die ich so sehr liebe, mich bei des Kaisers Majestät solcher Dinge beschuldigen könntet. Aber Maximilian that seinen Worten Einhalt und sagte: Es ist hier nicht an der Zeit, daß du den Liebhaber vorstellst; steh Rede und Antwort auf das, wessen du geziehen wirst. — Juriste ließ nunmehr von dem ab, was ihm nachtheilig wurde und sprach: es ist allerdings wahr, daß ich den Bruder dieser Jungfrau habe enthaupten lassen, weil er eine andere Jungfrau geschändet; aber ich habe dies nur zur Aufrechterhaltung der Gesetze und der Gerechtigkeit zu Liebe gethan, die mir eure Majestät so dringend anbefohlen hat, und gegen die die Fortdauer seines Lebens allzusehr verstoßen haben würde. — Hier fiel ihm Epitia in's Wort: Wenn du nun aber die Gerechtigkeit dabei also vor Augen hattest, wie kam es, sprich, daß du mir doch Leben und Freiheit meines Bruders gegen die Ueberlassung meiner Person zusichertest, die du mich überdies hoffen ließest, mir durch die Ehe mit dir zu vergelten? Verdiente mein Bruder wegen seiner einen Versündigung den Tod, so spricht ihn die Gerechtigkeit dir auf doppelte und dreifache Weise zu. — Juriste stand wie betäubt ihr gegenüber, und der Kaiser nahm hiernächst das Wort: Meinst du, Juriste, sagte er, daß es der Gerechtigkeit dienen heißt, sie also, wie du gethan, zu beleidigen, ja zu ertödten? Du hast gegen diese Jungfrau

gehandelt wie der gemeinste Bösewicht; aber es soll dir nicht so leer ausgehen, das glaube mir. — Juriste fing nun an, um Gnade zu bitten, und Epitia fuhr fort, um Gerechtigkeit zu flehen. Maximilian erwog die Einfalt der Jungfrau und Juristes Bösartigkeit, und wußte anfänglich nicht gleich, wie er sowohl der Ehre Epitias, als auch den Forderungen der Gerechtigkeit genügen sollte. Endlich äußerte er den Beschluß, Juriste habe sich der Jungfrau zu vermählen. Epitia weigerte sich zwar, darein zu willigen und behauptete, sie könne nicht erwarten, in der Ehe mit ihm etwas Anderes, als Leiden und Mishandlungen zu erleben; aber der Kaiser beharrte auf seinem Sinne.

Juriste wurde mit Epitien getraut, und meinte nun, seine Noth überstanden zu haben; aber er hatte weit gefehlt. Maximilian ertheilte der Jungfrau das Geheiß, in ihre Herberge zurückzugehen und wendete sich zu Juriste mit folgenden Worten: Was du verbrochen, ist zweierlei, eines nicht minder schlimm als das andere. Erstens hast du einer Jungfrau, so wie man mit Recht zu sagen pflegt, ihre Ehre geraubt, und sodann, wider dein ihr gegebenes Versprechen, ihrem Bruder den Kopf abschlagen lassen, der allerdings von Rechtswegen den Tod verdient hatte, dem du aber bei so bewandten Umständen dennoch schuldig warst, das Leben zu erhalten. Damit, daß du auf meinen Befehl die Jungfrau geheirathet, hast du, wie du weißt, jenes erste Verbrechen noch nicht gesühnt, sondern habe ich ihre Ehre nur ihretwegen wiederherstellen wollen. Deine Schuld an dem einen wie dem andern Verbrechen ist noch eben so groß wie zuvor, und also will ich, daß du sie ebenfalls, so wie jener von dir getödtete Bruder Epitiens die seinige, mit dem Verluste deines Kopfes abbüßest. — Wie groß Juristes Schrecken und Bestürzung über diesen kaiserlichen Beschluß sein mußten, ist

leicht zu erachten. Er wurde den Schergen übergeben, um des nächstfolgenden Morgens abgeführt zu werden, und erwartete selbst nur in kurzem unter den Händen des Henkers sich zu befinden.

Mittlerweile vernahm Epitia den Urtheilsspruch des Kaisers, und wie erbittert sie vorher auch gegen Juriste gewesen war, so trug doch gegenwärtig ihre natürliche Herzensgüte über ihren Zorn den Sieg davon, und es wollte ihr eben däuchten, als ob es ihrer unwürdig wäre, wenn sie zugäbe, daß Juriste, den sie einmal als ihren Gatten vom Kaiser angenommen, um ihretwillen den Tod erlitte. Sie fürchtete, man werde den Beweggrund zu solchem Betragen ihrerseits vielmehr in einem unersättlichen Durst nach Rache, als in dem Verlangen nach Gerechtigkeit sehen, und deshalb, ihr ganzes Sinnen und Trachten dahin richtend, ihren ehemaligen Feind am Leben zu erhalten, begab sie sich zu dem Kaiser, und sagte zu ihm, nachdem es ihr gestattet worden war, zu reden: Mein höchster Herr! Juriste's vorgängige Ungerechtigkeit und seine Undankbarkeit gegen mich trieben mich an, bei eurer Majestät Klage gegen ihn zu erheben, und ihr waret so gnädig und gerecht, meine verlorne Ehre dadurch wieder herzustellen, daß ihr ihn nöthigtet, mir seine Hand als Gatte zu reichen, und eben so auch sein eigenes Verschulden dadurch zu bestrafen, daß ihr ihn zum Tode verdammtet. Aber, mein erhabener Fürst, wenn ich vorher, ehe ich seine Gattin war, nach seinem Tode ein gerechtes Verlangen tragen mußte, so würde ich gegenwärtig, nachdem es eurer Majestät gefallen, mich durch das Sakrament der Ehe mit Juristen zu verbinden, nicht umhin können, mich selbst für ein höchst unbarmherziges und verderbtes Weib anzusehen, wenn ich noch in seinen Tod willigte, und ihr würdet durch den Beschluß vielmehr meine Schande vor

der Welt befördert, anstatt, wie es eure Gerechtigkeit beabsichtigte, meine Ehre errettet zu haben. Darum bitte und beschwöre ich euch, mein Herr und Kaiser! auf das demüthigste und ehrerbietigste, wollet nicht durch einen solchen Urtheilsspruch gewissermaßen mit dem Schwerte der Gerechtigkeit die Bande durchschneiden, die ihr selbst um mich und um Juristen geschlungen habt, und bethätiget mir nun auch, nachdem ihr gerecht gewesen seid, eure Milde, die den Herrscher nicht minder ziert als die Gerechtigkeit, dadurch, daß ihr mir Juristen lebendig übergebt. Ich würde euch für diese unermeßliche Gnade ewig dankbar sein, und, wie eine getreue Magd für die Wohlthaten ihres Herrn, den reichsten Segen Gottes durch mein Gebet auf euer geheiligtes Haupt dafür hernieder erflehen. — Hier hörte Epitia auf zu sprechen, und den Kaiser bedünkte es wie ein Wunder, sie uneingedenk des schweren Unrechts, das ihr Juriste angethan, so warm und eindringlich für ihn bitten zu hören. Er hielt dafür, so viele Güte als dieses Weib zu erkennen gab, verdiene, daß er Gnade vor Recht ergehen lasse, und ihr den zum Tode verurtheilten Uebelthäter schenke. Er ließ Juristen, der nicht anders meinte, als bereits seinen letzten Gang zu thun, unverzüglich vor sich führen, und sagte zu ihm: Die Barmherzigkeit Epitiens gegen dich, du Treuvergessener, hat mein Herz gerührt, und anstatt, daß ich, so wie du es verdienst, dich für deine Schandthaten mit zwiefachem Tode bestrafen sollte, schenke ich dir hiermit dein Leben, das du, werde dessen niemals uneingedenk! ihr allein zu verdanken hast. Lebe mit ihr fernerhin in der einmal geschlossenen Ehe, in der sie großherzig genug ist, mit dir leben zu wollen, und behandele sie jederzeit so liebevoll und würdig, wie sie es um dich verdient, wofern du nicht meine allerhöchste Ungnade auf dich laden willst. — Mit diesen Worten faßte der

Kaiser Epitiens Hand und gab sie Juristen. Sie und Juriste mit einander dankten ihm für seine Huld und Gnade, und Juriste vergaß nimmermehr, wieviel Epitia für ihn gethan hatte, sondern behielt sie deswegen herzlich lieb, und führte mit ihr, so wie sie mit ihm, ein glückliches und zufriedenes Leben bis an das Ende ihrer Tage.

XXI.

Die Verwechslungen.

Als die Kaiserlichen Truppen im Jahre funfzehnhundert sieben und zwanzig die Stadt Rom erobert hatten und plünderten, wurde unter Anderen auch ein Märker aus Esi, Namens Ambrogio Nanni, gefangen genommen, ein wohlhabender rechtlicher Handelsmann, der Witwer und Vater zweier Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, war.

Diese beiden Kinder waren über die Maßen schön, und einander so ähnlich, daß sie, etwa gleich gekleidet, kaum von einander zu unterscheiden; ja, da ihr Vater eben zuweilen zu seinem Ergötzen sie bald so bald so übereinstimmend kleiden ließ, geschah es wohl, daß er selbst sich über sie täuschte, die als Zwillinge überdies von einer Größe waren. Ambrogio hatte sie unterrichten, sie singen und musiziren lehren lassen, und ihnen alle Bildung gegeben, die ihrem Alter angemessen war.

Bei der Plünderung Roms nun zählten sie gerade funfzehn Jahre oder etwas darüber. Der Knabe, der sich Paolo nannte, fiel als Beute einem Deutschen zu, der von den Seinigen als ein tapferer Degen sehr geschätzt wurde,

und da derselbe auch andere bedeutende Gefangene gemacht, die ihm ein starkes Lösegeld zahlen mußten, so war er in den Besitz gar vielen Goldes und Silbers und vieler Kleinodien und kostbarer Sachen gekommen, mit welchen Allem er Rom verließ und sich, in Gesellschaft Paolos, den er wie seinen Sohn behandelte, nach Neapel begab, wo er seine Kostbarkeiten zu Gelde machte, und seine Schlüssel Paolo anvertraute.

Das Mädchen, deren Name Nicuola war, gerieth zweien spanischen Fußsoldaten in die Hände, und bereitete sich ein leidliches Geschick dadurch, daß sie ihnen sagte, sie sei eines reichen Mannes Tochter, weil die beiden Gesellen sie deshalb, in Hoffnung auf einen reichlichen Gewinn, höflich behandelten.

Ambrogio entging mit Hülfe einiger Neapolitaner, seiner Freunde, die sich unter den Spanischen Schaaren befanden, der Gefangenschaft, und fand auch Gelegenheit, sein Geld und Silberzeug, das er in einem Stalle vergraben, zu retten; all seine sonst im Hause befindliche Habe wurde aber geraubt. Sich hierauf nach seinen Kindern umthuend, fand er Nicuolo, die er mit fünfhundert Golddukaten auslöste; von Paola aber konnte er aller angewandten Mühe ungeachtet nichts entdecken, und verfiel deswegen in einen schweren Kummer, da ihm der Verlust dieses Sohnes unendlich schmerzlicher als alles Andere war, was er sonst Werthvolles eingebüßt hatte. Da er nun am Ende seine Hoffnungen scheitern sah, von dem Knaben jemals wieder zu hören, so konnte er nicht mehr umhin, anzunehmen, er müsse umgekommen sein, und kehrte also, unwillig längere Zeit in Rom zu verweilen, tief betrübt und niedergeschlagen nach Esi zurück, wo er sein Haus in Ordnung brachte, und, in Betracht seines erlangten Wohlstandes, seinen Handel aufgab,

und seine Rechnung mit Jedermann abschloß, so gut es angehen wollte.

Es lebte mit ihm in derselben Stadt ein reicher Bürger, Namens Gherardo Lanzetti, ein großer Freund Ambrogios, dem auch seine Frau gestorben war, und der sich in die Reize Nicuolas dermaßen verliebte, daß er, ihrer Jugend und seines fast sechszigjährigen Alters uneingedenk, sie und zwar ohne sich eine Aussteuer zu bedingen, von ihrem Vater zur Ehe verlangte. Ambrogio hatte zwar eben keine Lust, seine Tochter mit einem Greise zu vermählen, indessen sagte er nicht ja, nicht nein, und wollte in keinem Falle gern ihr Schicksal bestimmen, bevor er nicht etwa, was er immer noch erhoffte, von Paolo Nachrichten empfangen hätte. Nicuolas Schönheit stand in Esi in großem Rufe, und war das allgemeine Stadtgespräch. Man zeigte mit Fingern auf sie, wann sie ausging, und Viele gingen an ihrem Hause vorüber, nur um sie zu sehen.

Zu derselben Zeit geschah es, daß ein vater- und mutterloser, an Glücksgütern reicher Jüngling von ein und zwanzig Jahren, Lattanzio Puccini Nicuola sah und von ihr gesehen wurde, um sie eben so sehr in Liebe zu sich zu entzünden, als er selbst für sie entbrannte. Lattanzio trachtete nur danach, sie Tag für Tag zu sehen und ihr durch seine Augen zu verstehen zu geben, was er für sie fühlte, und da sie nicht unterließ, sich ihm immerdar freundlich gesinnt zu bezeigen, so überzeugte sich der Jüngling am Ende, von ihr geliebt zu sein und hielt sich für den glücklichsten Liebhaber auf Erden. Nicuola ihrerseits fand eben so großes Vergnügen an Lattanzios Wohlgestalt und guter Sitte, und ließ die Leidenschaft ihrer zarten Brust so sehr überhand nehmen, daß sie sich seines Anblicks bald weder mehr entschlagen konnte noch wollte.

Es ist selten der Fall, daß zwei Liebende nicht erlangen, was sie übereinstimmend wünschen. Es gelang Lattanzio, ihr einen Brief zuzustellen und sich von ihr Antwort zu verschaffen, und eben so hatte er auch mehrmalige Zusammenkünfte mit ihr, bis Ambrogio in gewissen Geschäftsangelegenheiten dereinst eine Reise nach Rom machen und sich auf längere Zeit von Hause entfernen mußte. Er wollte Nicuola nicht anders als in zuverlässiger Obhut zurücklassen und gab sie zu seinem Schwager in Fabriano, der Frau und Töchter hatte; was übrigens so schnell vor sich ging, daß Nicuola nicht im Stande war, vorher Lattanzio davon zu benachrichtigen.

Lattanzio hörte, Ambrogio sei verreist, und glaubte nicht anders, als er habe seine Tochter mit sich genommen. Er stellte Nachforschungen an, konnte aber nichts Gewisses erfahren und wollte vor Aerger und Leidwesen darüber fast verzweifeln. Als ein vornehmer lüsterner Jüngling kannte er freilich keine rechte Beständigkeit, und so geschah es, daß er, darauf die schöne und anmuthige Tochter Gherardo Lanzettis erblickend, seine ehemalige Geliebte völlig über sie vergaß. Die arme Nicuola führte dagegen ein sehr betrübtes Leben und härmte und grämte sich, also von Esi entfernt worden zu sein, ohne daß sie von ihrem Lattanzio, den sie fortwährend im Herzen und im Sinne trug, hätte schriftlich oder durch mündliche Botschaft Abschied nehmen können. An ihn dachte sie Tag und Nacht, und jede Stunde, die ihr Vater ausblieb, dehnte sich ihrer Sehnsucht zu Jahren aus. Der Oheim, bei dem sie lebte, war überdies ein eigensinniger strenger Mann, der es für unschicklich hielt, daß junge unverheirathete Mädchen mit Jemand sprächen, den sie nicht genau kannten, oder etwa hin und her schweiften, und so mußte sie unablässig über ihren weiblichen Arbeiten sitzen, und

fand niemals Gelegenheit, an Lattanzio zu schreiben. Ihre Muhmen leisteten ihr fortwährend Gesellschaft und suchten sie nach ihrem besten Wissen zu trösten, weil sie dafür hielten, ihre Schwermuth rühre von der Trennung von ihrem Vater her.

In dieser bedrängten Lage brachte die trostlose Nicuola an die sieben Monate zu, als wie lange Geschäfte ihren Vater in Rom zu verweilen zwangen. Nach deren Beseitigung kehrte er über Fabriano zurück, von wo er seine Tochter nach Esi abholte. Ihr war es geradezu, als ginge sie aus der Hölle in das Paradies ein, so fröhlichen Muthes begleitete sie ihren Vater. Kaum aber in Esi wieder angekommen, wandelte sich ihre Freude in bitteres Herzeleid und tödtliche Eifersucht um, indem sie fand, daß sich ihr Geliebter anderswo als bei Juden verpfändet, und was noch schlimmer war, sie so ganz und gar vergessen hatte, als hätte er sie im Leben nicht gesehen. Die leidenschaftliche Nicuola mochte ihn wie sie wollte durch Briefe und Botschaften jeder Art an das, was zwischen ihnen vorgegangen, mahnen lassen, es blieb Alles vergebens, und so nagte denn der Kummer ihrer Liebe solange an ihrem wunden Herzen, bis sie endlich bei sich beschloß, sich entweder die verlorne Zuneigung ihres Geliebten wieder zu erwerben, oder zu sterben, weil sie es, sowie es mit ihr stand, nicht mehr aushalten konnte.

In dieser ihrer Bedrängniß wurde ihr Vater veranlaßt, abermals nach Rom zu gehen. Nicuola wollte sich durchaus nicht wieder nach Fabiano zu ihrem Oheim begeben und so brachte ihr Vater sie in ein Kloster zu ihrer Muhme, der Schwester Camilla Lizza. Dasselbe Kloster hatte sonst in dem Geruche großer Heiligkeit gestanden; jetzt aber sah und hörte Nicuola darinnen anstatt frommer Werke und heiliger

Reden nichts als die ärgerlichsten Dinge. Sie hatte vorher gemeint, alle Nonnen seien Heilige, und wie groß war nun ihr Erstaunen, als sie wahrnahm, daß dieselben den ganzen Tag von nichts als der üppigsten Liebe sprachen, anstatt der härenen, Hemden von der feinsten ausländischen Leinwand und die köstlichsten Stoffe zu Kleidern trugen, mit ihren natürlichen Reizen nicht zufrieden, sich durch Schminke, Puder, Essenzen und Moschus das Gesicht glatt und schöner machten, und mit vielen Jünglingen der Stadt unablässig die vertrautesten Zusammenkünfte hielten. Nicuola ging allmälig mit Einer wie mit der Anderen um, und erfand sie allesammt unkeusch und verdorben.

In diesem Kloster ging nun auch Lattanzio ein und aus, weil er sich allda des öfteren Hemden und andere Wäsche nähen ließ, und eines Tages wurde Schwester Camilla von ihm bei Seite gerufen. Nicuola hörte es, und eine brennende Gluth drang ihr durch alle Glieder, die gleich darauf wieder an einer eisigen Kälte erstarrten. Wer sie in diesem Augenblick angesehen, würde bemerkt haben, wie sie bei dem Namen ihres Geliebten hundertmal die Farbe wechselte. Sie begab sich an einen Ort, von wannen sie ihn ungesehen sehen und sprechen hören konnte, und da sie auch anderemale, wann er also im Kloster erschien, auf solche Weise Auge und Ohr an ihm weidete, so geschah es eines Tages, daß sie ihn über den Verlust eines Peruginer Pagen klagen hörte, der ihm zu Hause am eintägigen Fieber gestorben war. Er äußerte sich ferner seinethalb, wie zufrieden er mit ihm die drei Jahre her, die er ihm gedient, gewesen sei, und fügte hinzu, daß er sich glücklich schätzen würde, seines Gleichen jemals wieder zu finden. Als er fort war, kam Nicuola auf den Gedanken, sich männliche Kleidung zu verschaffen, und bei ihrem Geliebten als Page in Dienste

zu gehen; daß sie aber nicht wußte, wie sie dies anfangen solle, machte sie übler Laune. Ihre Amme, die ihr als Kind die erste Nahrung gereicht, war von ihr in das Geheimniß ihrer Liebe gezogen worden, und besuchte sie im Kloster alle Tage, denn Ambrogio hatte sie bei seiner Abreise gebeten, dies zu thun, und ihr auch, was die Nonnen wußten, gestattet, sie, wenn sie wolle, mit sich in ihre Wohnung zu nehmen. Sie ließ nun diese ihre Vertraute sogleich zu sich holen und schloß ihr, als sie sich mit ihr allein befand, ihr Herz auf. Pippa, so nannte sich die Amme, suchte ihr zwar ihr tollkühnes Vorhaben auszuschwatzen, und gab ihr die Gefahren und Aergernisse zu bedenken, die daraus leicht erwachsen dürften; sie überredete sie aber nimmermehr eines Besseren, und führte sie darum mit sich nach Hause, wo sie ihr Gelegenheit gab, sich wie ein armer Knabe in die Sachen zu kleiden, die einem kürzlich verstorbenen Sohne der Pippa angehört hatten. Ohne weiter zu zögern, ging Nicuola hierauf des nächsten Tages verwandelt nach der Stadtgegend, wo ihr Geliebter wohnte. Das Glück wollte ihr so wohl, daß Lattanzio gerade vor seiner Thüre weilte. Als Romulo, denn diesen Namen wollte sich Nicuola beilegen, ihn erblickte, faßte sie Muth und fing an, sich umschauend ab und zu zu wandeln, wie Kinder zu thun pflegen, wenn sie an einen ihnen noch unbekannten Ort gelangen. Lattanzio warf sein Auge auf ihn und hielt ihn für einen Knaben, der zum erstenmale nach Esi gekommen, um einen Dienst zu suchen. Sobald Romulo dann seiner Hausthüre genaht war, rief er ihm zu: Junger Mensch, bist du von hier? — Romulo entgegnete: Herr, ich bin ein armer Junge aus Rom, der ich Vater und Mutter schon vor vielen Jahren durch den Tod verloren habe, und jetzt obdachlos umirre, ich weiß nicht wohin, weil die Herren, denen ich seither diente,

von mir verlangten, ich solle die Pferde und Mäuler striegeln, was ich doch nicht gewohnt bin und nicht verstehe. Ich war wohl auch einmal Page bei einem Herrn in Rom; aber der Arme wurde bei der Plünderung verwundet in die Tiber geworfen und ertrank; und mir, der ich ihn beweinte, gab ein schurkischer Spanier viele Schläge in's Gesicht, das er mir damit übel zugerichtet hat. — Wenn du bei mir bleiben und mir, so wie du sagst, dienen willst, sprach Lattanzio hierauf, so will ich dich annehmen. Führst du dich so auf, daß ich mit dir zufrieden bin, so sollst du dich gewiß einer guten Behandlung zu rühmen haben. — Herr, antwortete Romulo, ich bleibe bei euch, und verlange sonst nichts von euch, als daß ihr mich behandelt, wie ich es verdiene. — Und also folgte er seinem Gebieter in sein Haus und trat den Dienst bei ihm mit solchem Eifer, solchem Geschick und solcher Höflichkeit an, daß er ihn in wenigen Tagen schon jenen Peruginer vergessen machte. Lattanzio war außerordentlich zufrieden mit ihm und rühmte sich, den artigsten, klügsten und gesittetsten Pagen von der Welt gefunden zu haben. Er kleidete ihn auf das zierlichste und ließ ihm unter anderen einen vollständigen weißen Anzug machen. Romulo schätzte sich höchst glücklich und meinte, im Paradiese zu sein.

Nun aber liebte, wie schon gesagt, dieser Lattanzio auf das leidenschaftlichste Catella, die Tochter Gherardo Lanzetti's, und ging tagtäglich an ihrem Hause vorüber, um ihr durch Winke und Geberden seine Gefühle zu verstehen zu geben. Catella dagegen bezeigte ihm zwar keine besondere Abneigung; war aber nichtsdestoweniger weit entfernt, sich etwa viel aus ihm zu machen, da ihr junger Busen für die Liebe noch unempfänglich war. Er hatte sie mit Briefen und Botschaften aller Art bestürmt; aber eben noch keine weder

schlimme noch gute Entscheidung von ihr herbeigeführt. Ihr Vater war sehr reich an Vermögen, wiewohl dabei über die Maßen geizig, und hatte Niemand im Hause als eine uralte Frau, die schon vor ihm daselbst geboren worden, eine Magd, und einen jungen Menschen, den Sohn eines Feldbauers von ihm, der ihn immer begleitete. So hatte Catella unbeschränkte Freiheit, an das Fenster zu treten und mit wem es ihr beliebte sich zu unterhalten, weil die gute Alte nicht vom Heerde wich und wankte, wo sie die Aufsicht führte, und die Magd ihrerseits ihr das Feld frei ließ und Lattanzio Vorschub lieh, der sie mit gelegentlichen kleinen Geschenken bestochen hatte. Lattanzio war also in seinen Bestrebungen um Catellas Huld, die er in der That übermäßig liebte, durch nichts eingeschränkt, und da er fand, daß Romulo seine Worte trefflich zu setzen wußte, so sendete er denselben in seinem Namen zu Catellen, nachdem er ihm seine Absichten auf sie gehörig eröffnet hatte. Romulo, der vielemale vorübergegangen, wußte wo das Haus war und kannte die Magd, mit der er seinen Herrn öfters reden gesehen; er ging also mit seinem Auftrage an Ort und Stelle, und es läßt sich denken, ob er dies mit Vergnügen thun mochte. Zuvor begab er sich indessen noch einmal zu der Pippa in ihr Haus und sagte ihr unter Anderem: Liebes Mütterchen, ich befinde mich in der ärgsten Verlegenheit von der Welt, denn ich habe durchaus den Muth nicht, mich meinem Geliebten zu entdecken, und muß ihn so heftig in Catella Lanzetti verliebt erblicken, daß ich für meine Liebe nimmermehr etwas Gutes hoffen kann. Ja, was mich dabei am meisten schmerzt und ärgert, ist, daß ich überdies noch in Lattanzios Namen mit ihr reden und sie für seine Liebe gewinnen soll, die er dann von ihrem Vater zur Gattin verlangen will. So siehst du denn, wie weit es mit mir gekommen

ist, und wie schlimm es das Schicksal mit mir meint. Wenn sich Catella dazu versteht, ihn zu lieben und zu heirathen, so vermag ich keine Stunde länger zu leben, denn es würde mir unmöglich sein, ihn am Leben und in einer Anderen als in meinen Armen mir zu denken. Rathe mir darum, meine gute Amme, was ich thun soll, und steh mir in meiner Noth hülfreich bei. Ich hoffte immer, mich durch mein Dienen Lattanzio angenehm zu machen, und ihn zu bewegen, eines Tages, wann ich mich entdeckte, Mitleid mit mir zu haben; aber nun sind alle meine Hoffnungen in den Wind verweht, und ich kann Tag und Nacht an nichts Anderes als an mein Unglück denken. Ach, ich Arme! wenn mein Vater wieder käme und erführe, was ich gethan, was würde aus mir werden? Er brächte mich ganz gewiß um's Leben und ließe mir keine Entschuldigungen zu. Amme, liebe Amme, hilf mir; nimm dich um Gottes willen meiner an! — Sie sprach diese Worte unter einem Strome bitterer Thränen und rührte dadurch die Pippa so sehr, daß auch sie mit weinen mußte; jedoch trocknete diese alsbald ihre Thränen wieder und sagte: Siehst du, meine Tochter! Du weißt, was ich immer zu deiner Liebe gesagt und hast mir nicht glauben wollen. Ich bin der Meinung, und das ist ganz gewiß das Beste, daß du hier bleibst und auf solange bis dein Vater zurückgekehrt, dich von mir wieder in dein Kloster bringen läßt; auf diese Weise will ich es schon machen, daß noch Alles gut werden soll. Wenn man aber jemals von dir hörte, daß du in männlicher Kleidung bei Lattanzio in Diensten gestanden und so viele Nächte in seiner Kammer geschlafen habest, was, denkst du wohl, daß man dir dann alles nachsagen würde! Ich versichere dich, du bekämest in deinem ganzen Leben keinen Mann. Du magst mir schwören wie du willst, daß kein Mensch dich als ein

Frauenzimmer erkannt, ich glaube es dir nicht. Die Rückkehr deines Vaters kann sich nicht lange mehr verzögern, und ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß er etwas von deinem Unterfangen ahnete, denn es würde dir und mir übel bekommen. Siehst du, daß Lattanzio nun einmal so erpicht auf Catella ist und kannst du es alle Tage mit Händen greifen, wie heftig er sich in sie verliebt hat, was mühst du dich denn noch so unablässig ab und setzest Leben und Ehre auf ein verlornes Spiel? Alles Leiden sucht seine Freuden, und es ist Thorheit, freiwillige Leiden zu ertragen, die zu nichts führen. Was hast du von deinem unbedachten Thun sonst zu erwarten als ewige Schmach? Was liebst du den, der dich nicht liebt, folgst dem, der dich flieht? Ich würde nimmer eine solche Närrin sein! Laß davon ab, meine Tochter, und stelle deinen Sinn anderswohin. Es wird dir in dieser unserer Stadt gar nicht an Jünglingen fehlen, die dich lieben und heirathen möchten. Lattanzio hat dich zwar seither noch nicht erkannt, aber wie leicht kann dies jeden Augenblick geschehen, und wie sehr steht zu fürchten, daß er sich alsdann auf unehrbare Art mit dir vergnügen und dich zu einer Frau machen würde, auf die man mit Fingern zeigte, wenn sie über die Straße ginge. Darum laß dir rathen, Töchterchen, und bleibe bei mir. — Nicuola stand eine Weile in Gedanken und erwiederte mit einem bangen Seufzer: Meine liebe Mutter! Ich weiß, wie gut du es mit mir meinst; aber da ich einmal so weit gegangen bin, will ich auch zu einem Ende kommen, es mag daraus entstehen was da will. Ich gehe jetzt zur Catella, um zu sehen, ob sie sich rühren läßt, denn bisher hat Lattanzio nur unbestimmte Antworten von ihr empfangen. Gott wird mir beistehen, denn er kennt mein Herz und weiß, daß es nur ehrsame Wünsche hegt. Ich werde alle Tage zu dir kommen und mich mit dir besprechen,

und kehrt mein Vater wieder, so werden wir ja thun, was sich eben thun läßt, warum wollen wir uns schon vorher deswegen unnütze Sorge machen? —

Von der Pippa scheidend, begab sie sich nunmehr unverzüglich nach Lanzetti's Wohnung, bei der sie gerade anlangte, als Gherardo in Geschäften ausging. Catellas Magd stand an der Thüre, und sobald Romulo ihr ein Zeichen gab, wegen dessen sie mit seinem Herrn einverstanden war, führte sie ihn in das Haus in eines der Zimmer im Erdgeschosse ein. Sie ging darauf zu ihrer Herrin empor und sagte: Madonna kommt hinunter, Lattanzio hat seinen schönen Pagen, der euch, wie ihr mir sagtet, so wohl gefällt, mit einer Botschaft an euch hergesendet. Catella verfügte sich in das Gemach, worin Romulo sie erwartete, und als sie seiner ansichtig wurde, meinte sie in seiner Schönheit und Anmuth einen Engel vor Augen zu haben. Romulo bezeigte ihr seine Ehrfurcht und entledigte sich des Auftrags, den sein Herr ihm gegeben. Catella empfand ein ungemeines Vergnügen, ihn reden zu hören, warf ihm verliebte Blicke zu und berauschte dagegen an den seinigen ihr Herz mit solcher Wonne, daß sie beinahe vor Sehnsucht verging, ihn zu küssen. Romulo ließ sich zwar angelegen sein, ihr Lattanzios Wünsche an das Herz zu legen; aber sie hörte gar nicht auf das, was er sagte, und verlor sich ganz in sein Anschauen, indem sie sich eingestand, noch niemals einen so lieblichen Jüngling gesehen zu haben. Am Ende hatte sie solange mit ihm geliebäugelt und sich sein Bild so tief in das Herz geprägt, daß sie sich nicht mehr zurückhalten konnte, sondern ihm die Arme um den Hals schlug und ihn fünf oder mehremale inbrünstig auf den Mund küßte. Weißt du denn auch, sagte sie, welch großer Gefahr du dich aussetzest, Jüngling, wenn dich mein Vater auf einer solchen

Botschaft betrifft, als du mir jetzt bringst? — Romulo konnte leicht erkennen, daß Catella in ihn verliebt war, die tausendmal erblaßte und erröthete, und antwortete: Gebieterin, wer Anderen dienstbar ist, muß solche und ähnliche Aufträge vollziehen, je nachdem sein Herr es von ihm fordert; ich thue es selber ungern; aber der Wille meines Herrn ist der meinige. Ich ersuche euch drum, ihr wollet mir eine geneigte Antwort ertheilen und euch meines Herrn erbarmen, der euch so sehr liebt und ergeben ist, damit ich ihm bei meiner Rückkehr gute Nachricht zu überbringen habe. — Sie sprachen also eine Weile miteinander, doch als Catella, auf deren Gemüth des Pagen Schönheit und Wohlgestalt immer tieferen Eindruck machte, zuletzt an die Trennung von ihm denken mußte, empfand sie darob einen so stechenden Schmerz in sich, daß sie beschloß, ihm ihre Leidenschaft einzugestehen, und deswegen folgendermaßen zu ihm redete: Ich weiß, beim Himmel! nicht, was du mir angethan hast und glaube für gewiß, von dir behext zu sein. — Signora, sprach Romulo, ihr verspottet mich, ich habe euch nichts angethan, und bin weder ein Zauberer noch Uebelthäter, sondern wohl euer Diener, als welcher ich euch dringend angehe, mir eine günstige Antwort zu geben, die meinen Herrn am Leben erhalte und mich in seiner Gunst steigen lasse. — Catella, ihrer selbst nicht mehr mächtig und vor Verlangen nach des Pagen Küssen glühend, sagte: Siehst du, mein Leben und Seele meiner Seele, kein anderer Jüngling auf Erden hätte mich zu dem verleiten können, was ich gegenwärtig um deinetwillen gethan habe. Aber deine Schönheit und meine unendliche Liebe zu dir, von dem Augenblicke an, da ich dich zum erstenmale hinter deinem Herrn erblickte, haben mich überwunden. Ich will nicht, daß du mir dienest, sondern, wenn es dir recht ist, sollst du für mein Leben lang mein

Herr sein und mit mir in allen Dingen nach deinem Willen thun. Ich frage nicht danach, wer du bist, ob du reich oder arm, noch welchem Blute du entsprossen seist? Mein Vater, Gott sei es gedankt, ist für dich und mich reich und so alt, daß er nicht lange mehr leben kann. Widme du dich also fortan nur der Sorge für dein eignes Wohl und sei Lattanzios nicht weiter eingedenk; denn ich meinerseits werde ihn ganz gewiß niemals lieben und ihm von heute an kein freundliches Gesicht mehr zeigen. — Wie Romulo sah, welchen Ausgang die Sache nahm, versprach er nach einigen Einwendungen Catellen, ihren Willen zu befolgen und bezeigte ihr für ihre Gesinnungen gegen ihn seine grenzenlose Dankbarkeit, wenngleich er die Bemerkung hinzufügte, daß es nothwendig sei, vorsichtig zu Werke zu gehen, damit Lattanzio durchaus keinen Argwohn schöpfen könne. Sie verständigten sich hierauf miteinander über das, was Romulo diesem zu sagen habe, küßten einander vielemale auf das verliebteste und trennten sich am Ende wieder, indem Romulo zu dem seiner sehnsüchtig harrenden Gebieter heimkehrte. Hier entschuldigte er sein längeres Ausbleiben zuvörderst damit, daß er habe eine lange Weile warten müssen, ehe er dazu gekommen, Catella zu sprechen, und als dies geschehen, habe er sie in einem gewaltigen Zorne betroffen, der theils daher gerührt, daß ihr Vater sie an demselben Tage ihrer Liebe wegen heftig ausgescholten; theils aber auch durch die ihr zugekommene Kunde von seiner Liebe zu einem andern Mädchen erregt worden sei. Ich habe mir alle Mühe gegeben, sprach Romulo, ihr diesen Wahn zu benehmen, und ihn mit tausendfachen Gründen bestritten; aber es blieb Alles vergebens. — Lattanzio wurde durch diese unangenehme Nachricht sehr betrübt und übellaunig und ließ sich von Romulo wohl zehnmal sagen und wiedersagen,

welche Worte er mit Catella gewechselt. Er bat seinen Pagen sodann, die günstige Gelegenheit zu erspähen, um nochmals zu Catella zu gehen und ihr in seinem Namen zu versichern, daß er kein anderes Weib auf Erden liebe und jemals lieben werde als sie, was er bereit sei, ihr auf alle nur erdenkliche Weise zu bethätigen, und Romulo gab zur Antwort, daß er thun werde, was er vermöge, um seinen desfallsigen Wünschen zu entsprechen.

Als nun am nächstfolgenden Tage Catella eben an ihrem Fenster stand, als Lattanzio in diese Stadtgegend kam, so machte sie ihm eine verächtliche Geberde, indem er an ihrem Hause vorüberging und zog sich vom Fenster in die Tiefe des Zimmers zurück. Dadurch empfing Lattanzio eine unwidersprechliche Bestätigung dessen, was ihm sein Page Uebles hinterbracht, und er begab sich danächst in höchster Verstimmung nach Hause, wo er sich gegen Romulo über sein Mißgeschick beklagte, und in seinem Unwillen unter Anderem äußerte, wie Catella doch eben auch weder für die schönste, noch, bei solchem Betragen, für die edelste Jungfrau zu halten sei. Hierauf ließ sich Romulo an, seinem Gebieter sehr geschickt bemerklich zu machen, wie ja solcherlei Fälle entweder in Folge von Aufregung, oder von Verleumdung oder von Verschiedenheit des Sinnes gar häufig im Leben vorkämen, und wie es desselben gleichen eben zu geschehen pflege, daß ein Mann ein Frauenzimmer anbete, die sich nimmer dazu verstehe, ihn zu lieben, und daß hingegen wieder ein anderes Weib in ihn verliebt sei, der ihr nicht mit der mindesten Neigung zugethan.

Als sie über diesen Gegenstand noch mancherlei hin und wieder gesprochen, sagte zuletzt Lattanzio: In der That, Romulo, du triffst mit deinen Reden den Nagel auf den Kopf, denn es verhält sich mit mir wirklich ungefähr also. Ich

erfreute mich in den verflossenen Monden der Liebe einer sehr schönen Jungfrau dieser Stadt, die erst kürzlich von Rom hierhergekommen und mir von Herzen wohlwollte, so wie ich ihr auch meinerseits in inniger Liebe zugethan war; sie kam aber plötzlich von hier hinweg, ich weiß nicht wohin, und blieb geraume Zeit aus, und währenddessen ersahen meine Augen diese herrliche Catella, bei deren Anblick mir jene erstere Liebe verging und die Jungfrau in Vergessenheit kam, an deren statt ich dieser Undankbaren mich ganz zu eigen ergab. Die Andere bestürmte mich bei ihrer Rückkunft nach der Stadt mit schriftlichen und mündlichen Botschaften aller Art; aber ich kehrte mich daran im geringsten nicht. — Mein lieber Herr, sagte Romulo: Da geschieht euch ja eben recht so wie ihr es verdient; denn wenn ihr von einem so schönen Mädchen, wie ihr sagt, treu geliebt wurdet, so thatet ihr doch höchlich Unrecht, sie um dieser willen zu verlassen, die sie nun, ohne es zu wissen, an euch rächt. Man muß lieben, von wem man geliebt, und nicht verfolgen, von wem man geflohen wird. Wer weiß, ob jenes schöne Mädchen euch nicht immer noch liebt und sich um euch abhärmt! denn ich habe wie oft sagen hören, daß die Frauen in ihrer ersten Liebe weit zärtlicher und beständiger sind, als die Männer. Es ist mir, als ob mein Herz mir sagte, welch schmerzenreiches Leben ihr Ungetreuer der Armen bereitet. — Ich weiß nicht, wie es damit aussieht, sagte Lattanzio; aber leugnen kann ich freilich nicht, daß sie mich ungewöhnlich liebte, und so reizend ist, daß Catella neben ihr wohl häßlich erscheinen möchte. Ueberdies muß ich dir sagen, daß ich schon vielemale gedacht, du, in Frauenkleidern müßtest ihr durchweg ähnlich sehen, so sehr erinnerst du mich an sie, obwohl ich der Meinung bin, daß, was das Alter betrifft, einiger Unterschied zwischen euch statt finden, und daß sie auch ein

wenig größer sein mag als du bist. Aber laß uns wieder von der Spitzbübin Catella sprechen, die ich mir nicht aus dem Sinne schlagen kann, und an die ich Tag und Nacht denke, ohne irgend einer anderen Vorstellung fähig zu sein. Sprich, willst du so viel für mich thun, noch einmal zu ihr zu gehen und meiner Liebe das Wort zu führen? — Ich will thun, was in meinen Kräften steht, sagte Romulo, und wenn ich gleich den Tod vor Augen sähe, noch einmal zu ihr gehen. —

In der Zwischenzeit, während diese Dinge in Esi vorgingen, hatte jener Deutsche, dem Ambrogios Sohn, Paolo, zugehörte, sich von Neapel hinweggewandt, und war nach Acquapendente gekommen, wo eine heftige Kolik, die ihn befiel, binnen dreien Tagen seinem Leben ein Ende setzte. Als er zu sterben kam und fühlte, daß es geschah, machte er seinen letzten Willen und hinterließ demgemäß Alles was er hatte, Paolo. Paolo veranstaltete ihm ein ehrenvolles Begräbniß, bezahlte den Wirth und setzte seine Reise fort, indem er rechtshin den Weg nach Esi einschlug, an welchem Orte er kurz vor der Plünderung Roms in Geschäften seines Vaters etwa einen Monat lang verweilt hatte. In Esi angelangt, nahm er seinen Aufenthalt, gleichviel aus welcher Ursache, nirgend anders als in dem Wirthshause, ließ sein Gepäck von den Lastthieren abladen, gab es seinem Wirthe zur Aufbewahrung, und wanderte, nachdem er sich ein wenig gestärkt und erfrischt, seine Leute im Wirthshause zurücklassend, ganz allein in der Stadt umher. Einem Gelübde zufolge, war er eben so wie Romulo weiß gekleidet. Er ging auf seines Vaters Haus zu, um zu sehen, ob es offen sei, und unterweges kam er zufällig vor Catellas Haus vorüber, die am Fenster stand und mit der er, da er sie nicht kannte, sich natürlich nicht einverstanden bezeigte. Dar-

über höchlich staunend, sendete ihm das Mädchen, das ihn für Romulo hielt, ihre Magd nach. Es war eben die Nonenzeit und die Straße deshalb ziemlich menschenleer. Die Magd rief ihn Romulo und sagte: Kommt geschwind herein, Madonna läßt euch rufen; so daß er leicht und um so leichter schließen konnte, sie halte ihn für einen Anderen, als sie ihn so vertraut wie einen alten Bekannten anredete. Nichtsdestoweniger wollte er doch erfahren, wer die Dame sei, die ihn zu sich bestelle, und ging geradesweges auf das Haus zu. Er war indessen noch nicht dabei angekommen, so erschien an der Straßenecke Gherardo, und rief ihm die Magd, den wahrnehmend, zu: Romulo, sieh! da kömmt der Herr, geh einstweilen vorüber und kehre dann wieder um. — Er ging die Straße fort, wie sie ihm geheißen, gab aber acht, in welches Haus sie schlüpfte und wer der Herr desselben war. Die Magd schloß den Eingang hinter sich zu, als ob sie den Hausherrn gar nicht gewahrt, und er selber kam nach Greisenart bedächtigen Schrittes gegangen und hatte sie nicht bemerkt. Bei der Thüre angekommen, klopfte er daran und wurde eingelassen. Paolo hatte sich das Haus wohlgemerkt und Catella am Fenster gesehen, die ihm über die Maßen wohlgefiel und so schön und anmuthig zu sein däuchte, daß ihm deswegen mancherlei Gedanken im Kopfe herumgingen. Er ging nun dem Hause seines Vaters zu und fand Thüren und Fenster verschlossen, woraus er abnahm, daß sein Vater nicht an diesem Ort wohnen müsse. Jedoch fragte er, um ganz sicher zu gehen, einen Schneider, der seine Werkstatt in der Nähe hatte, was aus Ambrogio Nanni geworden sei? Der Schneider erwiederte, der sei seit vielen Tagen nicht in Esi gesehen worden, und Paolo kehrte, in Gedanken immer mit dem schönen Mädchen beschäftigt, nach seiner Herberge zurück, wo er überlegte, ob er allein

wieder nach ihr ausgehen oder einige der Diener mit sich nehmen solle, die noch von seinem alten Gebieter her bei ihm waren.

Gleich hierauf kehrte Ambrogio von Rom zurück und begegnete auf seinem Wege nach Hause Gherardo, der zu ihm nach den ersten Begrüßungen sagte: Ambrogio, du kommst mir eben recht, denn hätte ich deiner die vergangenen Tage her habhaft werden können, so wäre meine Heirath mit deiner Tochter entweder schon abgemacht, oder ich wüßte für gewiß, woran ich damit wäre; ich habe mir wenigstens vorgesetzt, nicht länger in Zweifel zu bleiben, ob du sie mir geben willst oder nicht? — Ich komme eben im Augenblicke an, wie du siehst, antwortete Ambrogio, und werde vor der Hand sobald nicht wieder von hinnen gehen; also bleiben wir beisammen und haben Zeit und Weile vollauf, die Sache zu besprechen. — So unterhielten sie sich beide noch miteinander, Ambrogio zu Pferde und Gherardo zu Fuß, als Romulo, im Begriffe, wieder zu Catella zu gehen, wie es ihm sein Herr geheißen, aus der Ferne dazukam und seinen Vater erblickte. Er bog also stracks nach einer anderen Seite ein und eilte zu der Pippa, zu der er sagte: Wehe mir! Mütterchen, ich bin verloren, mein Vater ist zurückgekommen und ich weiß nicht, was ich anfangen soll. — Nur getrost! sagte Pippa, sei er es mit Gott, rühre du dich nicht vom Flecke, und laß mich machen; vor allen Dingen zieh mir aber die Kleider aus und lege deine drinnen in der Kiste wieder an. — Die Pippa ging unverzüglich nach Ambrogios Wohnung, die sie erreichte, als derselbe eben vom Pferde stieg und begrüßte ihn freundlich mit den Worten: I, seid mir tausendmal willkommen, mein theurer Herr! Wie geht es euch? — Gott grüße dich, Pippa! entgegnete Ambrogio. Wo willst du so eilig hin?

— Ich komme eurethalb, antwortete sie, denn Giannelloccio Bindi sagte mir, er habe euch zur Stadt hereinreiten gesehen, und ich wollte für euch sorgen, wenn ihr was bedürft, da eure Leute nachgerade wohl keine großen Köche sein werden. — Ich danke dir, sagte Ambrogio, du hättest dich nicht zu bemühen gebraucht, denn ich habe schon nach der Margarita ausgeschickt, die sonst bei mir im Hause ist und gleich bei der Hand sein wird. Aber sage mir, wann hast du unsere Nicuola zuletzt gesehen? — Ich sehe sie alle Tage, Herr, versetzte Pippa, und bin heute Morgen noch eine gute Weile mit ihr zusammen gewesen. Sie hat sich was gesehnt, euch wieder zu sehen. Ich habe sie zuweilen zwei drei Tage lang bei mir behalten. Sie ist meiner Treu, ein gar schönes liebes Kind, und das kann ich euch sagen, die Arbeit geht ihr tüchtig von Händen. — Ueber dies Geplauder kam auch Margarita an, und ging an ihre häuslichen Verrichtungen, bei denen ihr die Pippa eine Weile hülfreich war; zuletzt aber, vor Ungeduld das Haus zu verlassen, fast vergehend, hub sie an: Mein guter Herr, wenn es euch recht ist, so will ich eure Nicuola zu Nacht aus dem Kloster abholen und in meinem Häuschen beherbergen; morgen in der Frühe bringe ich sie euch hierher, oder auch behalte ich sie auf ein paar Tage bei mir, bis ihr euch wieder eingerichtet habt. — Mache du das, wie du willst, entgegnete Ambrogio, und hinterbringe der Schwester Camilla meine schönsten Empfehlungen, auch gib meinem Töchterchen einen Kuß von mir, und geh übrigens mit Gott. — Die Pippa entfernte sich und suchte, noch ehe sie nach Hause ging, die Schwester Camilla auf, mit der sie für den Fall, daß Ambrogio in's Kloster käme, das Nöthige zu Nicuolas Sicherheit verabredete.

Schwester Camilla, die in solchen Fällen wohlerfahren

war, sagte der Pippa, sie möge nur ganz und gar keine Sorge haben, es werde Alles gut gehen; und so eilte sie, daß sie heim kam, wo Nicuola, die durch den Kleiderwechsel unterdessen aufgehört, Romulo zu sein, und sich auch ihr Haar bereits wieder auf Mädchenart geordnet, voll Ungeduld und Spannung auf sie wartete. Die Pippa erzählte ihr, was sie mittlerweile für sie gethan, und fragte: ob sie schon des nächsten Tages zu ihrem Vater zurückkehren oder noch einen oder zwei Tage in ihrer Freiheit bleiben wolle? Nicuola aber beschloß, noch den nächstfolgenden Tag bei ihrer Amme zuzubringen, und hörte nicht auf, sie mit ihrem Lattanzio zu plagen, den sie um jeden Preis zum Mann haben wollte, die Pippa mochte ihr noch so dringend vorstellen, daß Alles vergebens sei und daß sie besser thue, an etwas Anderes, als an den verliebten Lattanzio zu denken, der ja am Ende ganz gewiß seinen Zweck erreichen und seine Catella von ihrem Vater erhalten werde, wenn er sich um sie bewerbe. — Das ist es eben, was mich quält und worüber ich verzweifle, sagte Nicuola; denn wenn mein Vater nicht so bald gekommen wäre, würde es mir gelungen sein, Lattanzio bei Catella in solche Ungunst zu bringen, daß sie einen Bauer lieber als ihn geheirathet hätte, wogegen nun die unvermuthete Dazwischenkunft meines Vaters Alles verdirbt. — Verdirbt oder erst ins Geschick bringt? nahm Pippa das Wort auf. Denn angenommen, daß es wahr ist, was du mir von Catella sagst, wie bald würde sie nicht hinter dein Geschlecht gekommen sein, hättest du sie wiederholt besucht, und was, frage ich dich selbst, würde sie dann nicht haben von dir denken müssen? Müßte es dir nicht zu einer ewigen Schmach gereicht haben, wenn sie dich für Lattanzios Dirne gehalten? — Meinetwegen hätte sie das immer thun mögen, fügte Nicuola hinzu: was wäre es wei-

ter gewesen! Sie hätte doch nicht gewußt, daß ich Ambrogios Tochter sei, und Lattanzio wäre ihr darüber so verhaßt geworden, daß sie ihn gewiß nie mehr würde haben sehen und seinen Namen nennen hören wollen, was mir dann wieder Hoffnung gegeben, Lattanzios Liebe neuerdings zu verdienen. — Die Pippa konnte nicht umhin, über diese Folgerungen Nicuolas zu lachen, und sagte zu ihr: Meine Tochter! gib dich nur zufrieden. Ist es einmal Gottes Wille, daß Catella Lattanzios Gattin werde, so wirst du es nicht hindern, du magst ersinnen und beginnen, was du willst. Du bist ein junges, schönes, reiches Mädchen, denn wenn dein Bruder Paolo, der arme Junge, noch lebte, hätte man doch schon wieder von ihm gehört, er ist also gestorben, möge Gott seiner armen Seele gnädig sein! und du bist, wenn du dich klug aufführst, dereinst die alleinige Erbin deines Vaters, als welche es dir nicht fehlen kann, daß die reichsten und edelsten jungen Männer um dich freien wollen. Darum schlage dir die unnützen Einbildungen aus dem Sinn, die dir nichts als Aerger und Unlust zu Wege bringen.

Derweil die Beiden miteinander dieses Gespräch führten, hatte Paolo beschlossen, sich ohne Begleitung zu Catella zu begeben, und ging er gegen Abend an ihrem Hause vorüber, obwohl er, da er sie nicht erblickte, in seine Herberge mit dem Vorsatze zurückkehrte, an diesem Tage nicht weiter auszugehen. Lattanzio, dem das Warten sehr schwer ankam, sah mit Verwunderung, daß es Nacht wurde, ohne daß Romulo wiederkehrte, und ihm über das was er etwa bei Catellen für ihn durchgesetzt, Bericht erstattete. Er hoffte noch ein oder zwei Stunden in die Nacht hinein; da er aber endlich sah, daß es vergebens war, wurde er sehr übler Laune und nahm an, es müsse ihm irgend ein Unglück widerfahren sein, ja, war in der Ungewißheit, was aus ihm

geworden und von mannichfachen Gedanken deshalb bestürmt, nicht im Stande, die ganze Nacht hindurch ein Auge zuzuthun. Er liebte Romulo in der That, als einen bescheidenen, gesitteten Jüngling, der ihn zu seiner Zufriedenheit bediente, und noch mit Niemand sonst im Hause ein unnöthiges Wort gesprochen hatte, und sein Verlust schmerzte ihn also auf das empfindlichste. Auf der anderen Seite verlangte aber auch Catellas Leidenschaft zu Romulo auf das sehnlichste nach seiner Nähe, und sie legte sich äußerst verstimmt zu Bette, ihren Romulo, für den sie Paolo gehalten, seit Gherardos Rückkehr nach Hause nicht wieder gesehen zu haben. Nicuola plauderte die ganze Nacht über mit ihrer Amme von Lattanzio und schlief weder selbst noch ließ sie die Pippa schlafen, so sehr seufzte und klagte sie.

Es wurde Tag, und da Romulo noch nicht nach Hause gekommen war, schickte Lattanzio nach allen Seiten Leute aus, ihn aufzusuchen oder Erkundigungen über ihn einzuziehen, die am Ende zur Folge hatten, daß Einer nach der Schilderung seiner Kleidung und Person behauptete, ihn vergangenen Tages in das Haus der Pippa des Giacomaccio nahe bei der Hauptkirche gehen gesehen zu haben. Lattanzio kannte die Pippa, und ging auf diese Nachweisung etwa um die Mittagszeit zu ihr, wo er durch Klopfen an ihre Thüre Einlaß begehrte. Die Pippa trat an das Fenster, erkannte den Jüngling zu ihrer Verwunderung und vermuthete gleich, er möge um Nicuolas Aufenthalt in ihrem Hause wissen. Sie fragte: Was sucht ihr, junger Herr? — Frau Pippa, entgegnete er, wenn es euch genehm wäre, möchte ich gern ein paar Worte mit euch sprechen. — So viel es euch gefällt, sagte sie, that der Nicuola zu wissen, daß Lattanzio unten sei, und stieg die Treppe hinab, ihm die Thüre zu öffnen. Der Jüngling trat ein, ließ sich neben der Pippa zum Sitzen

nieder, wo Nicuola, ohne gesehen zu werden, Alles mit anhören und ansehen konnte, und hub also an, mit ihr zu reden: Frau Pippa, obwohl ich euch niemals einen Dienst erwiesen, der mich berechtigte, euch um eine Gegengefälligkeit zu ersuchen, so komme ich doch freimüthig zu euch, die man allgemein als eine dienstfertige Frau kennt, voll Zuversicht, ihr werdet mir eine Bitte freundlich gewähren, die eben nichts Anderes betrifft, als daß ich gern von euch erfahren möchte, was aus einem jungen weißgekleideten Menschen von etwa siebenzehn Jahren, Namens Romulo, geworden, der mir als Page dient, und seitdem er gestern in euerm Hause gewesen, nicht wieder zu mir zurückgekehrt ist. Ich bitte euch dringend, mir so viel von ihm zu sagen, als ihr wißt, ihr erzeigt mir dadurch einen außerordentlichen Gefallen und ich werde euch deswegen immerdar verpflichtet bleiben. — Mein lieber Sohn, antwortete Pippa, ich danke euch für eure gute Meinung, die ihr von mir hegt, und freue mich der Ehre, die ihr mir durch den Besuch meines armen Häuschens anthut, um so mehr, als ich schon seit langer Zeit nach der Gelegenheit getrachtet habe, mit euch zu sprechen, die ich nun heute nicht verlieren will. Um zuvor auf das zu antworten, was ihr von mir verlangt, so sage ich euch, daß ich von eurem Knaben gar nichts weiß, denn weder gestern noch seit vielen Tagen ist meines Wissens ein solcher oder ein junger Mann hier gewesen, und ich müßte es wohl wissen, wenn dem also wäre. — Ihr denkt vielleicht, fuhr Lattanzio fort, daß ich dem Knaben Strafe auferlegen könnte, weil er nicht zurückgekommen ist; aber ich verpfände euch mein Wort, daß ihm nichts geschehen soll, wenn er mir nur die Wahrheit eingesteht. — Ihr gebt euch eine vergebene Mühe, versetzte Pippa, denn es ist kein Mann im Hause hier und hat es gestern keiner betreten. Es thut mir

wirklich leid, daß ich euch in dem Falle nicht, wie ich gern wollte, dienen kann. — Während die Pippa mit ihm sprach, stieß Lattanzio schwere Seufzer aus, und sie sagte daher zu ihm: Junger Mann, ihr seid so leidenschaftlich aufgeregt, daß Jedermann, der euch so stöhnen hört, euch in diesen Pagen verliebt glauben möchte. — Ach! sagte Lattanzio, wollte Gott! ich wäre nicht verliebt, so würde ich heiterer und zufriedener sein als ich bin. In den Pagen bin ich freilich nicht verliebt, wohl aber in eine Jungfrau, die mir theurer als meine Augen, ja sogar als meine Seele ist. — Indem er diese Worte sprach, füllten sich ihm, wider seinen Willen, beide Augen mit heißen Thränen, ja rannen ihm einige bereits die Wangen herab, derweil er nicht abließ, tief aus der Brust aufzuseufzen. Die Pippa meinte, hier sei die günstige Gelegenheit da, was sie im Sinne hatte, zu versuchen und sie sagte: Ich weiß nur zu gut, mein Sohn, daß es die Wahrheit ist, was ihr sagt, da ihr, wie ihr zeigt, in Liebe befangen seid und kein Leid in der Welt herber und peinvoller ist als das, zu lieben und nicht wieder geliebt zu werden. Es ist mir ferner wohlbewußt, daß die Jungfrau, die ihr liebt, euch um eines Andern willen, den sie liebt, ganz und gar nicht leiden kann. — Und woher wißt ihr das, Frau Pippa? fragte Lattanzio voll Verwunderung. — Bestrebt euch nicht, das zu erfahren, antwortete sie: es genüge euch, zu sehen, daß ich weiß, wie ihr gegenwärtig unerwiedert liebt, nachdem ihr noch vor nicht gar vielen Monden eine Jungfrau liebtet, die weit schöner als eure jetzige Geliebte ist und euch nicht nur auf das inbrünstigste wieder liebte, sondern sogar noch immer unvermindert liebt, trotz dem, daß ihr euch ihrer so wenig mehr erinnert, als ob ihr sie niemals gesehen hättet. — Meiner Treu, ich weiß nicht, was ich sagen soll, sprach Lattanzio, da ich euch so wohl von meinen Angelegenheiten

unterrichtet sehe; aber das sagt mir doch gefälligst, bitte ich, wie wißt ihr, daß diejenige, die ich jetzt liebe, nicht mich, sondern einen Anderen liebt? — Das kann ich euch nicht sagen, entgegnete Pippa, weil es mir nicht schicklich scheint; aber wohl mag ich euch zu Gemüthe führen, daß es eben recht so ist, wenn ihr, diejenige verschmähend, die euch liebt, auch keine Gegenliebe einerndtet, wo ihr liebt, denn dies läßt eben Gott zur Strafe eurer Undankbarkeit also geschehen. Ach, unglückselige Nicuola, wie konntest und kannst du doch einen solchen Mann lieben, und was hast du Alles vergebens für ihn gethan! Ihr, Lattanzio, werdet euren sündigen Irrthum am Ende dennoch einsehen und ihn vielleicht wieder gut machen wollen, wann es nicht mehr an der Zeit ist. — Der Jüngling war über alle diese Einzelheiten, die er hörte, wie außer sich selbst versetzt und wußte nicht, was er antworten sollte. Anderseits wäre Nicuola, die Alles hörte und sah, so gern hervorgekommen, um auch ihren Antheil am Gespräche zu nehmen; jedoch entschlossen, abzuwarten, was am Ende daraus werden würde, verhielt sie sich ruhig. Die Pippa wartete gespannt darauf, was der Jüngling sagen werde, und, wie aus schwerem Traume erwachend, hub er nunmehr an: Frau Pippa, ich will ohne Rückhalt mit euch sprechen, da ihr ja so gut Bescheid um meine Angelegenheiten wißt. Es ist wahr, ich habe Nicuola Nanni geliebt, von der ich weiß, daß sie mir zugethan ist. Sie wurde von ihrem Vater aus der Stadt entfernt, ich erfuhr nicht, wohin; und um des Umstandes willen, fing ich an, Catella, die Tochter Gherardo Lanzettis, zu lieben, die sich mir einige Tage lang geneigt erwies. Sodann aber wurde sie mit einemmale, ich weiß nicht wie, scheu und störrisch gegen mich, und wollte von meinem Verlangen sogar nichts mehr wissen, daß sie, wenn sie an der Thüre oder am Fenster steht,

indem ich vorbei gehe, mich nicht sobald wahrnimmt, als sie auch zurückfährt, und daß sie alle meine Liebesboten und Botschaften abweist. Gestern sandte ich ihr nun eben meinen Pagen zu, um in meinem Namen mit ihr zu sprechen; aber er ist noch mit der Antwort nicht zurückgekehrt, und es scheint, ich habe also die Geliebte und einen getreuen zierlichen Diener zugleich eingebüßt. Bin ich nur erst gewiß, daß sie in ihrer Unerbittlichkeit beharrt, so will ich sie gar nicht länger mehr belästigen und mich bald einer Anderen zuwenden, der meine Dienste angenehmer sind; denn in Wahrheit bedünkt es auch mir keine geringe Thorheit, die zu verfolgen, die mich flieht, die zu lieben, die mich haßt, und nach der zu verlangen, die von mir nichts wissen will. — Nun, das läßt sich hören! rief die Pippa aus, und ich nehme euch beim Worte, junger Herr. Aber seid einmal so gefällig, mir zu sagen, wenn nun die Nicuola euch noch zugethan wäre, ja euch mehr als jemals liebte, was meintet ihr dazu? Würde es euch bedünken, daß sie eurer Gegenliebe werth wäre? — Beim Himmel! erwiederte der Jüngling, sie würde verdienen, daß ich sie mehr als mich selbst liebte. Aber was ihr da sagt, kann gar nicht sein, denn sie muß mir nothwendigerweise höchlich zürnen, daß ich mich gar nicht um sie bekümmert, nachdem sie mir doch seit ihrer Rückkehr zu wiederholtenmalen geschrieben hat. Ich weiß gar nicht einmal, wo sie gegenwärtig sein mag, so lange ist es her, daß ich sie nicht gesehen habe. — O! sagte die Pippa, ich weiß, daß ihr sie die letzten Tage her unzähligemale gesehen und auf das vertrauteste mit ihr gesprochen habt. — Frau Pippa, entgegnete Lattanzio, darin täuscht ihr euch. — Ich täusche mich wahrhaftig nicht, fuhr sie fort, ich werde doch wohl wissen was ich sage, und nicht ungereimtes Zeug reden! Aber sagt einmal, wenn dem wirklich

also nach meinen Worten wäre, und ich ließe es euch mit Händen greifen, daß euch die Nicuola noch immer liebt, was würdet ihr dann thun? Ja, gesetzt, sie wäre bei euch im Hause gewesen, und hätte euch wie ein Diener seinen Herrn bedient, ohne von euch erkannt zu werden, wie würdet ihr da wohl von ihr denken? Findet es nicht seltsam, daß ich so mit euch rede, und bezeigt mir kein so gewaltiges Erstaunen, denn die Sache verhält sich in der Wahrheit so, und ich bin erbötig, euch alsbald dafür den unumstößlichsten Beweis zu führen. Vorher antwortet mir aber auf meine Frage: Was hätte Nicuola dafür verdient? — Ihr tragt mir Märchen oder Träume vor, antwortete Lattanzio: indessen, verhielte es sich damit wirklich so, so wüßte ich sonst nicht, was ich sagen sollte, als daß ich sie dafür gewiß unendlich lieben und ihr eine unbegrenzte Herrschaft über mich einräumen müßte. — So ist es recht! sagte Pippa und rief Nicuola zu, sie solle hereinkommen und ihren Pagenanzug mitbringen. Der Nicuola war kein Wort von dem ganzen Gespräche entgangen, und sie trat denn auf diesen Ruf, ihre männliche Kleidung in der Hand haltend, im ganzen Gesichte vor Schaam erglühend, in das Gemach und näherte sich ihrer Amme und ihrem Geliebten. Da ist deine Nicuola, Lattanzio, sagte die Pippa, dein Romulo, dein verlorner Page, der Tag und Nacht bei dir war, und Ehre und Leben für seine Liebe zu dir auf das Spiel setzte. Ja, sie hat die ganze Welt um deinetwillen außer Acht gelassen, und du hast sie nicht erkannt. — Sie erzählte ihm hierauf mit allen kleinen Umständen, wie die Jungfrau dazu gekommen, ihm als Page zu dienen, und was ihr derweil begegnet war, und schloß endlich mit der Frage: Nun, was sagt ihr denn dazu? — Lattanzio stand halb bewußtlos da, sah Nicuola an, glaubte zu träumen und wußte recht eigentlich

nicht, was er zu dem Allem sagen sollte? Als er aber wieder ein wenig zu sich selbst gekommen war und der Grausamkeit Catellas gedachte, die an Schönheit sich mit Nicuola bei weitem nicht messen konnte, so wie der großen Liebe Nicuolas zu ihm, und wessen sie sich um seinetwillen ausgesetzt, so sagte er fast weinend zu ihr: Nicuola, ich will mich weiter nicht in halbwahre Ausreden und Entschuldigungen verwickeln; aber wofern du wirklich so gesinnt bist, wie die Pippa mich versichert, und mich noch haben willst, so nehme ich dich zur Frau. — Nicuola, die in der Welt nichts weiter als dies wünschte, und die eine solche Herzensfreudigkeit überkam, daß sie sie gar nicht fassen konnte, warf sich ihm zu Füßen und sagte: Sieh mich, da du dich herablassen willst, mich zu der Deinigen zu machen, bereit, Herr, mich dir und deinem Dienste gänzlich hinzugeben. — Lattanzio zog hierauf einen Ring vom Finger, verlobte sich in Pippas Gegenwart mit Nicuola und sprach: Damit unsere Liebe in allen Ehren und nach dem Herkommen ausgehe, so werde ich noch an diesem Nachmittage mich zu deinem Vater begeben und um deine Hand bei ihm anhalten, die er mir gewiß ohne Widerrede zugestehen wird, damit wir unsere Hochzeit feiern, wie es sich gebührt. — Frau Pippa fand für gerathen, nach diesem die Liebenden in einer Kammer allein zu lassen, und als der beglückte Lattanzio seine schöne Braut wieder verließ, begab er sich zu Mittag nach Hause, um nach Tische sein wichtiges Vorhaben auszuführen. Nicuola ging mit der Pippa nach dem Hause ihres Vaters zurück, und wurde von demselben freundlich bewillkommt.

Sobald Paolo sein Mittagsmahl zu sich genommen hatte, machte er sich nach Catellas Wohnung ganz allein auf den Weg, und als er an die Straßenecke gekommen war, sah er Gherardo eben aus dem Hause gehen. In dem

Augenblicke, als er den Rücken gewendet, zeigte sich Catella auch am Fenster, erblickte Paolo, den sie für Romulo hielt, und winkte ihm, da er dicht am Hause war, einzutreten. Entschlossen, sich in dieser Sache Licht zu verschaffen, befolgte er ihren Willen, und auf der Stelle eilte Catella die Stiege zu ihm herunter, umarmte und küßte ihn inbrünstig und sagte: Du mein süßes Leben und Ziel meiner Gedanken, was machst du dich mir doch so selten! Du bist mir lange nicht so gut als ich dir; ich sagte dir doch vor zwei Tagen schon, mein Herz, daß ich keinen andern Mann als dich haben mag. Komm hier herein, laß uns miteinander in das Zimmer gehen. — Sie stellte hierauf die Magd an, es ihr sogleich zu wissen zu thun, wenn ihr Vater wiederkäme, und küßte Paolo so leidenschaftlich, sagte ihm so zärtliche Worte, und sank so vor Liebe schmachtend in seine Arme, daß er, den die Natur eben nicht unempfänglich und stumpfsinnig geschaffen, auf das leidenschaftlichste von ihrer Schönheit gereizt wurde und vor Liebesgluth nichts Anderes thun konnte, als sie wiederholt stumm zu küssen und zu seufzen. Mein Liebchen, sagte sie, ich wollte, du befreitest dich von deinem Herrn, damit wir zu jederzeit ungehindert bei einander sein könnten. — Sei darum unbesorgt, erwiederte Paolo, ich werde es einzurichten wissen, daß uns Niemand im Wege ist. — Thue das, mein Süßer, sagte Catella, und ließ nicht ab, ihn an sich zu pressen und mit Küssen zu bedecken. So konnte es nicht anders kommen, als daß des keinem Widerstande begegnenden Paolo Kühnheit ihn bald in den völligen Besitz der Jungfrau setzte, die Stunden entflohen ihnen unbemerkt wie Minuten, und die Magd ging mittlerweile wieder an ihre Arbeit, indem sie unbedachtsam die Hausthüre offen stehen ließ.

Da kehrte Gherardo endlich wieder, trat in das Haus

ein, und kam unbemerkt bis zu dem Zimmer, in dem das junge Paar unter zärtlichen Gesprächen auf einer Bank saß und von den genossenen Freuden seiner Liebe ausruhete. Gherardo hörte, daß Jemand darinnen war, fragte: Wer ist da? stieß aber schon in demselben Augenblicke die Thüre mit dem Fuße ein. Paolo bei seiner Tochter erblickend, glaubte er nicht anders, als daß es nicht Paolo, sondern Nicuola sei, in die er, wie schon gesagt, sich heftig verliebt hatte, ließ daher allen Zorn fahren, den ihm der Gedanke erregt, bei seiner Tochter einen Mann zu überraschen, und überzeugte sich, je näher er Paolo ansah, desto mehr, daß es wirklich Nicuola sei. Catella, die bei der Ankunft ihres Vaters vor Schrecken halbgetödtet worden, und Paolo, der am ganzen Leibe zitterte, wie sie sahen, daß der alte Mann, ohne ein Wort zu sagen, vor ihnen stehen blieb, erwarteten, mit etwas getrosterem Muthe, was daraus entstehen werde. Wie bereits gesagt worden, sahen sich nämlich Paolo und seine Schwester Nicuola so überaus ähnlich, daß sie in ihren Gesichtszügen und ihrer Gestalt nur schwer von einander zu unterscheiden waren. Nachdem also Gherardo Paolo eine Weile mit Verwunderung betrachtet und bei sich bedacht hatte, daß Ambrogios Sohn nicht mehr vorhanden sei, so gewann er die Ueberzeugung, Nicuola müsse sich als Mann verkleidet haben, und sagte zu Paolo: Nicuola, Nicuola! wenn du nicht die wärst, die du bist, so glaube mir, sollte der Spaß dir und Catellen übel bekommen; darauf wendete er sich zu der Tochter und gebot ihr, in das obere Gestock zu gehen, und Nicuola unten zu lassen, der er bessere Gesellschaft leisten werde, als sie. Catella ging, indem sie sich Glück wünschte, bis hierher so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu sein; konnte sich aber allerdings nicht zusammen reimen, aus welchem Grunde ihr Vater ihren

Geliebten Nicuola nannte. Als sie fort war, sagte Gherardo: Meine liebe Nicuola, was soll die Verkleidung, in der ich dich erblicke, bedeuten? Wie kann dein Vater Ambrogio dir gestatten, so allein auszugehen? Gestehe mir die Wahrheit ein, was hast du hier vorgehabt? Bist du vielleicht gekommen, nachzusehen, wie ich mein Hauswesen in Ordnung halte und welche Lebensart ich führe? Vor zwei Tagen als dein Vater zurückkehrte, sprach ich mit ihm und fragte ihn ernstlich, ob er dich mir zur Frau geben wolle oder nicht, worauf er mir zur Antwort gab, er werde das mit mir bereden. Ich verspreche dir, du sollst gute Tage bei mir haben, und der Herr im Hause sein. — Paolo dachte bei sich: Da werde ich heute nun schon zum zweitenmale verkannt. Das Mädchen hält dafür, ich sei ihr gewisser Romulo, und der alte Mann verwechselt mich mit meiner Schwester; aber jene soll sich doch nicht völlig in mir geirrt haben. — Gherardo fuhr zu reden fort: Nicuola, du antwortest mir nichts? Sprich, mein Schätzchen! ich will in Allem deinen Willen thun. — Er wollte ihn auch küssen; Paolo stieß ihn aber von sich und sagte: Wenn ihr etwas von mir wollt, so sprecht mit meinem Vater, und laßt mich gehen, ich bin hierher gerathen, ich weiß selbst nicht wie? Der immerdar in seinem Irrthum befangene Alte sagte: Nun, so geh nur hin, ich werde mit deinem Vater sprechen, und den Handel zum Abschluß bringen. — Paolo entfernte sich und ging gerades weges zu seinem Vater nach Hause, wo er Lattanzio antraf, der so eben bei Ambrogio um Nicuola geworben, und sie, da er ein edler und begüterter Jüngling war, von ihm zugesichert erhalten hatte. Als Paolo in das Zimmer trat, blieb Lattanzio über seinen Anblick wie versteinert, und würde ihn für Nicuola gehalten

haben, hätte Ambrogio nicht in eben dem Momente seiner Tochter Hand in die seinige gelegt.

Die grenzenlose Freude, die Ambrogio über das Wiedersehen seines von ihm todtgeglaubten Sohnes empfand, läßt sich nicht ausdrücken, die Freude über die ehrenvolle Verheirathung seiner Tochter kam dazu, und so konnten alle Vier gar nicht aufhören, einander zu liebkosen und Glück zu wünschen.

Das Vesperbrod wurde hereingebracht, und indem sie darüber saßen, siehe! da kam Gherardo dazu, der, wie er Nicuola mit Lattanzio scherzen und Paolo, den er für Nicuola hielt, mit seinem Vater sprechen sah, fast außer sich in die Worte ausbrach: Herr Gott, helfe mir! ich weiß nicht, ob ich träume oder wie mir geschieht? und mit in einander gefalteten Händen staunend stehen blieb. Paolo, dem Catellas wollüstige Küsse höchlich wohlgefallen hatten, bat seinen Vater um die Gunst, ihn mit Gherardo's Tochter zu vermählen. Ambrogio, mit der Verwandtschaft zufrieden, erzählte also dem Alten, wie er Nicuola Lattanzio gegeben, und ging ihn an, Catella Paolo zur Frau zu überlassen, worein Gherardo denn auch am Ende willigte.

Der reiche Paolo ließ demnächst sein Hab und Gut aus dem Gasthause herbeischaffen, und verabschiedete die ehemaligen Diener seines Gebieters, alle freigebig beschenkt, bis auf zwei, die er bei sich behielt; und so war Alles froh und glücklich bis auf Gherardo, der sich lange nicht darüber zufrieden geben wollte, daß er die Nicuola nicht selbst habe als sein Weib heimführen können.

XXII.

Unverhofft, kommt oft!

In der alten und namhaften Stadt Avila in Spanien wurde Laura von edeln Eltern erzeugt und geboren, deren Vorfahren, da der Adel aus Waffenthaten hervorzugehen pflegt und das Kriegswesen in Avila überhaupt geblüht, mit ihrem eignen Blute das ihrer Nachkommenschaft mannichfach geadelt hatten. Sie waren mäßig reich und liebten ihre Tochter als ihr einziges, wohlgerathenes Kind außerordentlich, und Laura besaß in der That eine so keusche Schönheit, daß zugleicher Zeit ihre Reize sie liebenswerth und ihre Sittsamkeit sie achtungswerth machte. Sie war so verständig, daß sie sich hätte für häßlich ausgeben dürfen, wäre sie nicht von der Vollkommenheit ihres Angesichts Lügen gestraft worden. Viele warfen wohl ihr Auge auf sie, um sie zur Gattin zu erwerben, Einige im Vertrauen auf ihren Stand, Andere auf ihre Persönlichkeit, noch Andere auf ihren Reichthum, und diesen Letzteren war es am wenigsten zu verdenken, wenn sie sich dazu für berechtigt hielten. Aber Lauren war es unangenehm, sich schmeicheln zu hören, wenn sie dahinter Liebe verborgen sah, denn sie wollte nichts von der Ehe wissen,

was bei einem schönen sechszehnjährigen Mädchen allerdings wunderbar genug zu nennen war. Ihr Widerwille reizte ihre Liebhaber zu erhöhtem Eifer an, denn Sprödigkeit, die aus Ehrbarkeit, und zumal bei Derjenigen erwächst, die wir zu unserer dereinstigen Gattin auserkoren, spornt nur unser Verlangen nach ihr an, anstatt die Begierde abzukühlen. Laura war keine der Jungfrauen, die, wann die Sonne sinkt, das Nähkissen bei Seite schieben, an das Fenster treten und um die Mitternacht Ständchen anhören und Liebesbriefe annehmen, womit sie die erste Staffel zu ihrer Entehrung betreten. Sie erhörte keinen ihrer Anbeter, und ließ sich von nichts bestechen, was sie thaten, denn sie liebte schon und hatte eben das Bildniß eines Mannes in ihr Herz eingeschlossen, das es ganz erfüllte und ihrem Sinne nicht gestattete, noch einem Anderen darin eine Statt einzuräumen. Ihr Vater hatte nämlich einen Bruder, der kürzlich Witwer geworden, und nachdem er bedeutenden Reichthum besessen, durch die Schuld seines verschwenderischen Weibes in die äußerste Armuth versunken war, in der ihn seine Schulden nöthigten, sein Haus zu verlassen und nach Indien zu gehen, wo er unbekannt war und seine Umstände zu verbessern hoffte. Damit er dies desto besser bewirken könnte, ließ er seinen Sohn, der Lisardo hieß, unter der Obhut seines Bruders zurück, und dieser nahm den Jüngling als seinen leiblichen Neffen in sein Haus auf, indem er dafür hielt, der Himmel habe ihm in demselben einen Sohn geschenkt, der ihm, nach der dereinstigen Verheirathung seiner Tochter, Gesellschaft leisten und sein hinfälliges Alter ertragen helfen werde. Lisardo war eben so alt wie Laura, schön, wohlerzogen, aufgeweckten Geistes und in seinem Muthwillen doch so anmuthig, daß ihn sein Oheim bald nicht weniger wie seine eigne Tochter liebte, mit der zusammen er wie ein Bruder auferzogen wurde.

Die beiden jungen Leute liebten sich so innig, als es nur die Unschuld vermag, Laura that nichts, was Lisardo unlieb war, und Lisardo theilte ihr alle seine Gedanken mit, so daß es schien, als ob ihre Leidenschaft zu einander sich also für wichtigere Aeußerungen üben und vorbereiten wolle. Laura hörte endlich auf, Kind zu sein, und Lisardo entfaltete seinen reichen Geist, dessen Fähigkeiten ihn allgemein beliebt machten. Er liebte seine Muhme über die Maßen und eben mehr als seine Klugheit ihm verstatten wollte, denn er betrachtete sie schon mit anderen Augen, und sie flößte seiner erwachenden Sinnlichkeit schon kühnere, mit der Zeit immer mehr erwachsende Wünsche ein. Auf der anderen Seite gab auch Laura sich ganz ihrer natürlichen Neigung und ihren Hoffnungen hin, wiewohl ihr vor ihrem alten, zur Habsucht geneigten Vater bange war, der einen im Lande sehr viel vermögenden Mann zum Freunde hatte, welcher mit dem Gedanken umging, sie zur Gattin seines dermaßen in Liebe zu ihr entbrannten Sohnes zu machen, daß für seine Gesundheit zu besorgen stand. Laurens Vater war nun dieser Absicht gar nicht abhold, denn Octavio, so hieß der Liebeskranke, war von anerkannt edler Familie und würde, wenn er es auch nicht gewesen, mit seinen zweitausend Ducaten Einkünften leicht diesem Mangel abgeholfen haben. Er sprach deswegen des öfteren zu Gunsten Octavios mit seiner Tochter, der er also manche vor Kummer schlaflose Nacht und üble Stunde bereitete, die sie in der Einsamkeit durchweinte, obwohl sie Lisardo, um ihm keine Sorgen zu verursachen, nichts davon sagte, und nach Verlauf von wenigen Tagen entschloß sich der alte Mann sogar, Lauren, die lieber in ihr Grab gegangen, mit dem Jünglinge zu verbinden. Inzwischen wollte er über diese Angelegenheit doch seinen Neffen zu Rathe ziehen, von dessen Einsicht und Verstand er hin-

längliche Beweise hatte, und als er sich daher eines Tages mit ihm im Freien befand, wo nur Bäume und Wellen seine Zeugen waren, redete er Lisardo folgendermaßen an: Du weißt, Lisardo, wie vielen Dank du mir dafür schuldest, daß ich dich, der du doch mein Sohn nicht bist, gleich wie dein leiblicher Vater in meinem Hause von Kindheit auf ernährt und erzogen habe, und Gott weiß! wie gern ich dir immer alles Gute erwiesen, da du meiner Sorgfalt für dich durch dein löbliches Betragen und deine erfreuliche Ausbildung sowohl gelohnt hast. Ich sage dir dies aber jetzt nur darum, daß du dich für verpflichtet haltest, mit deiner Klugheit meinen Jahren, deren Erfahrungen ich nicht genugsam vertraue, räthlich beizustehen. Ich fühle nämlich, daß ich alt und kränklich werde und allmälig dem Ende meiner Lebenstage entgegengehe, und deswegen macht es mir Sorgen und Unruhe, daß ich deine Muhme Laura noch unverheirathet sehe, und vielleicht, wenn mich der Tod plötzlich überraschen sollte, dereinst in Ungewißheit über ihr Schicksal, mit Reue und Bedauern verlassen würde, dasselbe nicht vorher, als es noch in meiner Macht stand, gesichert zu haben. Ich besitze nicht übrig viel Hab' und Gut, um über ihre Zukunft völlig beruhigt zu sein. Die Mitgift, die ich ihr bestimmen kann, ist nur eine mäßig große; sie ist zwar reichlich mit Vorzügen und Tugenden ausgestattet; aber in unseren Zeiten stehen diese Dinge in so geringem Werthe, daß sie das Letzte sind, wonach man bei einer Heirath fragt. — Also begann Laurens Vater, sich vernehmen zu lassen, und Lisardo hörte dem Trauerspiele seines Willens zu, ohne fähig zu sein, ihm ein Wort zu erwiedern. Er drängte einige Thränen zurück, die der Schmerz in seine Augen gelockt, und verschluckte einige Seufzer, wiewohl er beide aufbewahrte, um sie bei schicklicherer Gelegenheit Lauren kund zu geben und sich in

Gemeinschaft mit ihr zu betrüben. Er verstellte sich auf diese Weise so gut er konnte, und alsbald fuhr sein Oheim zu reden fort: Du mußt nun ferner wissen, daß Octavio Lauren schon lange und zwar so leidenschaftlich liebt, daß sein eigner Vater sich mit Bitten und Geschenken für ihn um sie beworben hat. Er ist so reich, wie du weißt, und von so hohem Adel, daß ich nicht leicht eine bessere Versorgung für meine Tochter finden dürfte. Ich gedenke morgen die Pakten zu vollziehen, und bin von Laurens Folgsamkeit überzeugt, da sie keinen anderen Willen hat, als den meinigen; dir habe ich mich indessen vorher anvertrauen wollen, um, ob ich wohl meiner Sache gewiß bin, doch in meiner Wahl von deiner Billigung bestärkt zu werden. —

Lisardo hatte seinem Oheim so tiefbetrübt zugehört, daß er kaum Athem schöpfen konnte, um gegen seinen Beschluß etwas vorzubringen. Er hätte zu dem Himmel, als zu der letzten Zufluchtsstätte Unglücklicher, aufschreien mögen; aber seine Pflicht und sein Unglück ließen es ihm nicht zu, und er sah sich sterben, ohne daß er zu klagen vermochte, da ihm eben sein Seelenschmerz den Mund verschloß. Alle seine Besinnungskraft zusammennehmend, antwortete er indeß mit möglichster Sanftmuth, indem er seinem Oheim das Verderbliche unbedachter Entschließungen und das Gefährliche zu bedenken gab, irgend wem etwas mit seinem Worte zu versprechen, dessen Vollbringen einem Anderen zustehe, ja wie ein Weib zuweilen bei aller Folgsamkeit nicht Gehorsam in einer Sache leisten könne, die dem Himmel nicht angenehm sei, und forderte ihn endlich auf, da Laura denn doch ihr Leben mit jenem Jünglinge zubringen solle, sie selbst zu Rathe zu ziehen, und unter Vorstellung der Vortheile, die eine solche Verbindung ihr einbringe, sie um ihre eigne Willensmeinung darüber zu befragen. Lisardo sagte dies in der Absicht, durch

einen Aufschub vielleicht eine Abhülfe des ihn bedrohenden Unglücks zu gewinnen, und sein Oheim nahm auch die Aeußerung seiner Meinung gar nicht übel auf, indem er wirklich beschloß, Lauren in sein Geheimniß zu ziehen. Wie erschrak aber Lisardo nicht, als derselbe damit sonder Verzug zur That schreiten wollte! Er traute seinen Ohren nicht, recht gehört zu haben, und hielt dafür, seine Einbildungskraft habe ihm etwas vorgegaukelt. Von Gedanken bestürmt, ging er nach Hause, wo ihn Laura mit einer Umarmung empfing; er erfreute sich aber dieser Gunst nicht, da sie ihm fast wie ein Abschied vorkam. Die beiden Liebenden pflegten in dem Zimmer einer Dienerin zusammen zu kommen, die es ihnen zu wissen that, wenn ihre Herrschaft sich der Nachtruhe ergeben, und blieben dann bis zur Morgenröthe bei einander, ohne daß Lisardo den Genuß anderer, als der keuschesten Freuden der Liebe von ihr forderte. Er sagte seiner Muhme gegenwärtig, daß er sie in der nächstfolgenden Nacht zu sprechen wünsche; als er nun aber bei ihr war, erlaubte ihm sein Schmerz, bei der Vorstellung, daß sie für ihn verloren und bald in dem Besitze eines Anderen sei, lange kein Wort hervorzubringen, bis er endlich unter Vergießung unzähliger Thränen begann, ihr den Entschluß ihrer Eltern zu eröffnen, den sie errieth, ehe er noch ausgeredet. Sie tauschten ihr gerechtes Leid gegen einander aus; beschämt, einen Augenblick an sich selbst und ihrer Stärke verzweifelt zu haben, tröstete Laura jedoch gleich darauf Lisardo, und versicherte ihn, daß sie lieber dies ihr betrübtes Leben aufgeben, als nach dem Willen ihrer Eltern thun werde. Sie schieden zuletzt von einander, als ihr Schmerz etwas milder geworden, der Morgen kam, und ihre Eltern, die die ganze Nacht über nachgesonnen, wie sie ihre Tochter am ersten nach ihren Wünschen stimmen möchten, entboten sie zu sich, erinnerten

sie daran, wie großen Dank sie ihnen für die Sorgfalt und den Eifer schulde, mit denen sie auf die Sicherstellung ihrer Zukunft bedacht wären, und erklärten ihr, welchen würdigen Gemahl sie ihr in Octavio auserwählt hätten. Laura hörte sie an und versuchte, sie anderen Sinnes zu machen, indem sie zu ihnen sagte: nicht allein, daß sie um keines Ehegatten willen so unbillig sein möge, sie zu verlassen, so sei überdies ihr Alter allzugering dazu, und wünsche sie lieber, ihre jungen Jahre zu genießen, als für einen Mann zu leben, den sie nicht kenne, und als all die Unbill und Sorgen des Ehestandes für Mann, Kinder und Hausstand einzugehen. Sie hätte ihren Eltern gern die wahre Ursache ihrer Weigerung eingestanden; aber sie fürchtete, sie möchten sie des Leichtsinns zeihen, wo die reinste Zuneigung ihr Herz leitete, oder sich gar über ihre Liebe erzürnen, und Lisardo aus ihrer Nähe entfernen. Kurz, sie wußte sich mit solchem Geschick zu benehmen, daß ihre Eltern sie vor der Hand in Frieden ließen, und daß sie einen so guten Erfolg ihres Widerstandes ihrem geliebten Vetter zu wissen thun konnte, der ihr mit einer Umarmung dafür dankte.

Alsbald nach dieser Unterredung sahen aber ihre Eltern plötzlich Octavios Vater bei sich eintreten, der ihnen seinen Jammer verkündigte: sein Sohn geberde sich vor Liebe ganz närrisch, und es ließe sich von seiner Verzweiflung für sein Leben das Schlimmste fürchten, da er um der Verschmähung seiner Liebe willen, den Himmel der Grausamkeit und Ungerechtigkeit anklage.

Lauras Vater glaubte ganz gewiß, ihre Weigerung sei vielmehr durch Verschämtheit, als durch Abneigung hervorgerufen, und da er dem Gehorsam und der Tugend seiner Tochter vertraute, so gab er unbesonnenerweise sein Wort ab, schon des nächstfolgenden Tages den Heirathsvertrag abzu-

schließen, und begab sich zu Lauren zurück, um fürder entschiedener gegen sie aufzutreten, wiewohl er durch seine diesmalige Strenge eben nichts weiter erlangte, als daß sie ihm alle Beredtsamkeit der Liebe entgegensetzte. Ihre desfallsige Hartnäckigkeit brachte ihn nun zwar allerdings gegen sie auf, indessen strebte er doch, ihr seinen Unwillen zu verbergen, so lange er ihren guten Willen nöthig habe, und hielt also dafür, daß es das Beste sei, mit Lisardo zu reden, von dessen Gewandtheit und Einfluß auf Lauren er die Meinung hegte, sie würden ihre Widerspenstigkeit mit leichter Mühe beseitigen. Er rief ihn bei Seite und klagte ihm den Starrsinn seiner Tochter, der freilich der Art war, daß Lisardo wenigstens nicht darüber klagen konnte. Er bat ihn, zu ihr zu gehen und ihr Vorwürfe zu machen, und durch seine Vorstellungen wo möglich zu verhüten, daß er nicht genöthigt werde, strengere Maßregeln, zu denen er übrigens entschlossen sei, gegen sie zu ergreifen. Lisardo sagte ihm hierin zwar seinen Beistand zu; aber sein Oheim begnügte sich nicht damit, sondern verlangte von ihm noch zweierlei, erstens, daß er seinem Versprechen unverzüglich nachkomme, und zweitens, daß er selbst ein Ohrenzeuge dessen sei, was er für ihn thue, damit er sich von seinem Diensteifer und von Lauras Gesinnungen überzeuge. Zu diesem Ende erdachte er die etwas gewagte, wiewohl zweckmäßige List, daß Laura unter dem Vorgeben, ihr Vetter wünsche sie zu sprechen, herbei gerufen würde, und er seinerseits, hinter den Vorhängen eines Bettes versteckt, ihr Gespräch behorche. Lisardo beklagte sich zwar gegen ihn, daß er ihm so wenig vertraue; der Greis beharrte indessen auf seinem Willen und schickte, ohne auf eine Einrede zu hören, nach Lauren aus. Laura kam, ohne irgend den Betrug zu ahnen, und Lisardo kam beinahe von Sinnen, sich zwischen Liebe und Pflicht also in die Klemme

kommen zu sehen, daß er sich verdächtig machte, wenn er schwieg, sich selbst den Tod gab, wenn er gehorchte, und Lauren zu Grunde richtete, wenn er seine Liebe an den Tag legte. Er hätte seiner geliebten Muhme gern ein geheimes Zeichen gegeben; aber es war ihm unmöglich, da ihr Vater alle seine Geberden beaufsichtigte. Laura verwunderte sich, daß er schwieg, nachdem er sie doch zu sich beschieden, und wollte ihn schon mit vertrauten Worten darum fragen, als Lisardo sich noch zu rechter Zeit dessen, was da kommen sollte, versah, und schnell zu ihr sagte: Du weißt, schöne Laura, daß Kinder ihren Eltern Gehorsam und Dankbarkeit schuldig sind, und dies zwar insbesondere dann, wann diese sie ihrem Stande gemäß verheirathen wollen. Die deinigen haben mir ihr Verlangen ausgesprochen, für deine Jugend, auf den Fall ihres dereinst doch unumgänglichen Todes, in der Art zu sorgen, daß ein Gatte, der dich achte, dir sodann an ihrer Statt seinen Schutz verleihe. Es ist ihnen leid, daß du dieser ihrer wohlgemeinten Absicht mit Abneigung begegnest, und du hast wirklich Unrecht, dies zu thun, denn Octavio liebt dich und ist deiner würdig, die ganze Stadt hält ihn werth, sein Alter ist dem deinigen angemessen, sein tüchtiger Verstand wird von Niemand in Zweifel gezogen, der ihn kennt, und sein großes Vermögen ist eine allbekannte Sache. Und wenn auch von allen diesen Umständen keiner für ihn spräche, so müßte schon der eine dir deine Einwilligung abgewinnen, daß es dein Vater ist, der dir diesen Gatten zuführt. Thue also, was deine Kindespflicht von dir fordert, und was Jedermann von dir erwartet und wünscht. Im Namen deiner Eltern bitte ich dich darum inständigst und versichere dich, daß es mir zur größten Freude gereichen wird, dich mit ihnen in gutem Einverständniß zu erblicken. — Alles dieses sprach Lisardo in solcher Aufregung, daß jedes

Wort auf der Zunge ihm zu Gift ward und jede Vorstellung, die er ihr machte, ihm den Tod gab. Laura sah ihn in solcher Verwirrung an, daß sie zu träumen glaubte, wie sie denjenigen, der sie seither, wie sie meinte, so heiß geliebt, sie bitten hörte, einen Andern zu lieben. Indessen sammelte sie sich, dachte über Lisardos Worte von allen Seiten nach, legte sie sich bald so, bald anders aus, und sprach bei sich selbst: Indem ich also den Gehorsam gegen meine Eltern aus den Augen setze und die Marter ihrer Drohungen seinetwegen erdulde, redet er mir so unumwunden zu, meine Liebe einem Andern zuzuwenden? Wie vermöchte er so zu handeln, wenn er mich achtete, oder sich irgend um meinen Verlust grämen würde? Wer mich bittet, daß ich ihn vergessen möge, den verdrießt es offenbar, daß ich ihn liebe. Steht es nun wohl einer Frau von Stande und von Einsicht an, sich einem Manne aufzuopfern, der sie verschmäht, weil er ihrer Schönheit müde ist? Die Männer sind veränderlich und unbeständig, und ihre Liebe nutzt sich mit der Zeit ab, wann sie sich erst wieder geliebt und ihre Ungewißheit und ihr Zagen gehoben sehen. Lisardo ist ein Mann, hat sich geliebt gesehen, und erweist sich nun wie Andere. Er weiß, daß ich thöricht genug bin, ihn anzubeten, und stellt also meine Geduld durch seine schnöden Kränkungen auf die Probe. Aber beim Himmel! ich will diesmal seinen Undank rächen und ihn seinen guten Rath theuer entgelten lassen; ich mag nun um deswillen Octavio zu Theil werden oder einem Anderen. —

O, arme Laura! möchte man ihr zurufen, halte ein, du gehst deinem Verderben entgegen, und richtest auch den zu Grunde, der dich eben nur aus Liebe zu dir beleidigt. Wüßtest du, was Lisardo um dich leidet, und daß dein Vater euch Beide im Auge hat. Laura, sieh dich vor, Lisardo

ist dir treu und betet dich an. Aber wer vermöchte ein zürnendes Weib zu bedeuten, das sich ein ungerechtes Vorurtheil einmal in den Kopf gesetzt hat! Laura bestärkte sich in dem ihrigen überdies dadurch, daß sie wußte, eine Dame, und zwar keine von den mindest schönen ihrer Stadt, liebe Lisardo, denn dieselbe hatte sich ihr als seiner Freundin und Muhme, in der Hoffnung, daß sie etwas über ihn vermöge, anvertraut; und wiewohl sie wußte, daß Lisardo weit entfernt war, ihre Neigung zu erwiedern, so überredete sie sich dennoch, da er sie zu bewegen suche, ihre Hand Octavio zu reichen, so müsse er etwa in Jener Vorzüge vor ihr wahrgenommen haben und den Wunsch hegen, frei zu sein, um ihr ganz anzugehören. Diese Eifersucht erregte ihr ein bedenklicher Anlaß, der sie allerdings rechtfertigen konnte, wenn er in ihren Augen einem bis dahin offenbar grundlosen Verdachte den Anschein der Wahrheit lieh. Sie legte Alles auf das ungünstigste aus, verschloß zu ihrer eigenen Qual ihre Ohren ihrer besseren Ueberzeugung, und sprach, ohne an etwas Anderes als an Rache zu denken, zu Lisardo: sie sei sehr wohl mit diesem Heirathsantrage zufrieden, es genüge ihr, zu wissen, daß er Octavio begünstige, um ihre wesentlichsten Bedenken zu beseitigen, sie selbst liebe und schätze Octavio, und er möge also ihren Eltern immerhin sagen, daß sie mit dessen Liebe sehr zufrieden, und wenn sie sich seither nicht so gezeigt habe, so sei dies nicht deswegen geschehen, weil sie ihn etwa nicht geliebt, sondern weil ihr der Gedanke, von ihnen zu scheiden, allzu schmerzlich gefallen. — Nach diesen Worten entfernte sie sich von Lisardo, ohne seine Antwort abzuwarten, und zog sich in ihr Zimmer zurück, ihr Unglück zu beweinen, bald zufrieden mit dem, was sie gethan, bald es bereuend, daß sie sich selbst ihrer Rache opfere, indem sie sich einem Manne ergebe, den sie zwar nicht haßte, mit dem sie aber,

einen Anderen liebend, doch nicht leben konnte, ohne dem Tode zu verfallen. Ihr Vater brach hervor, umarmte Lisardo tausendmale und eilte mit seiner frohen Zeitung zu seinen und Octavios Verwandten von dannen. Es wurden Festlichkeiten angeordnet und Festkleider bestellt, und um Lisardo stand es eben wie um einen Menschen, der zärtlich liebt, und den geliebten Gegenstand, den er in so vielen Jahren erworben, in einer Stunde verloren gehen sieht. Er zieh Lauren allerdings des Leichtsinns, sich so rasch entschlossen zu haben; aber er wußte auch, daß es nicht sowohl ihre Neigung, als ihr Zorn war, dem sie dabei nachgegeben hatte. Er wollte zu ihr gehen und ihr erklären, warum er sie zu einer That aufgemuntert, durch die sie sein betrübtes Leben wie mit einem scharfen Schwerte durchschnitt; aber es war schon Nacht. Er eilte, sich auszuweinen, hinaus ins Freie, wo man sich immer am besten das Herz von einem Leid erleichtert. Lauras Vater kehrte außer sich vor Freude nach Hause zurück und brachte den Bräutigam mit sich, ihn der Gesellschaft seiner Braut genießen zu lassen.

Laura empfing ihn mit niedergeschlagenen Augen, und Octavio sah darin eine ehrbare Verschämung; aber Lauras Augen wollten dies nicht zu erkennen geben, sondern nur einige Thränen verhehlen, die ihnen zwar nicht entfielen, sie jedoch erfüllten. Octavio war froh, daß am nächstfolgenden Tage seine Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten, und Laura verbarg sich mit ihrem Grame und ihrem Unwillen vor Lisardo, der wohl hundertmal vergebens den Versuch machte, sie zu sprechen, deren Standhaftigkeit ihm kein Wort und keinen Blick mehr gönnte. Die beiden Liebenden verbrachten die Nacht so übel, wie ihr so nahe drohendes Unglück sie ihnen bereiten mußte, und da dasselbe überdies wollte, daß die drei nächsten Festtage dicht hinter einander fielen, so war

das Aufgebot alsbald abgethan. Laura und Lisardo hatten sich mittlerweile weder gesprochen, noch auch würden sie sich gesehen haben, wenn ihre Augen sich nicht zuweilen eine verstohlne Freiheit genommen hätten. Laura verstellte sich, und Lisardo duldete; Beide aber schwiegen und brannten doch vor Ungeduld, ihre Noth zur Sprache zu bringen.

Der Hochzeitstag kam heran, und Alles war in festlicher Unruhe und Aufregung, nur Lisardo nicht, der den Tod anrief, der nicht kam, weil er gerufen ward. Da fand Lisardo eines Abends eine unerwartete Gelegenheit, mit Lauren allein zu sein, und dem gewaltigen Strome seiner Angst und Pein folgend, ihr mit wenigen Worten seine treue Liebe und die List zu schildern, mit der sein grausamer Oheim ihn genöthigt, selbst der Urheber seines Todes zu werden. Die Thränen und Seufzer, die er dabei vergoß und ausstieß, waren so herzbrechend, daß sie Lauren gerührt haben würden, wäre auch die Wahrheit von Lisardos Betheuerungen weniger überzeugend gewesen, als sie war. Laura sah ihr Unrecht unverzüglich ein, und bereuete es schmerzlichst, sie entschuldigten einander Beide und kehrten zu ihrer früheren Vertrautheit zurück, wie man sich ja gewöhnlich vergleicht, wenn man untergeht. Laura umarmte Lisardo und wollte sich damit zum Widerstande gegen einen Vater, der sie verfolgte, und gegen einen Gatten, den sie verschmähte, weihen; und darauf schieden sie ohne viele Worte von einander, da die vielen Besuche und die Unruhe im Hause ihnen nicht einmal so viel Zeit ließ, zum vollen Gefühl ihrer Bedrängniß zu gelangen.

Der allerunglücklichste Tag für Lisardo erschien, an dem Laura Octavios Armen übergeben werden sollte. Er verließ das Haus und ging zu einem Freunde, Namens Alexandro, der der Vertraute seiner Leiden war, schüttete sein Herz gegen ihn aus und bat ihn, ihm eines seiner Pferde zur Flucht zu

leihen, indem er zwar seine tödtlichen Wunden ertragen, aber die Hand, die sie ihm schlage, nicht sehen, sondern nach Sevilla gehen wolle, um sich die Erlaubniß auszuwirken, sich nach Los Reyes einzuschiffen, wo, wie er wisse, sein Vater sei. Alexandro billigte es, daß er sich entferne, weil er dafür hielt, daß Abwesenheit das beste Heilmittel der Erinnerung sei, und Lisardo, bevor er es ausführte, sendete noch Lauren eine schwarze Schärpe mit seinem Namenszuge, die er getragen, zum Angedenken zu, und ließ ihr seine Grüße zum Abschiede hinterbringen. Laura empfing Beides und versank in Betrachtungen über das traurige Leben, das sie ohne Lisardo, in eines Andern Besitz erwartete, während ihren Geliebten am Ende der Unwille über ihre Nachgiebigkeit, oder gar die Liebe selbst, in die Arme jener anderen Dame, die ihn liebte, führe.

Die Nacht überraschte sie über diesen Gedanken, sie sah das Getümmel und die Menge Menschen im Hause, denn sie schon hatte viele Verwandten, da sie von Adel; Octavio aber noch mehrere, weil er reich war. Sie erkundigte sich nach Lisardo und hörte, daß er im Hause jenes Freundes sei, den sie kannte. Da schnürte es ihr das Herz zusammen, und es wollte ihr unmöglich scheinen, mit einem anderen Manne, als mit Lisardo zu leben. Sie verfolgte diesen Gedanken, berieth ihre Leidenschaft, die sie ermunterte, sich ihrem Vetter in die Arme zu werfen, und also ihrem eignen Tode zu entfliehen, indem sie sich und ihm eine glückliche Zukunft bereite. Mit diesen Vorstellungen schmeichelte die Hoffnung ihr immer mehr, sie scheute sich zwar auch vor der Strenge ihrer Eltern und vor dem öffentlichen Aegerniß, das solche Schritte zu geben pflegen; aber alsbald besann sie sich wieder und sprach zu sich selbst: Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, und noch kein Vater ist grausam genug gewesen, von den Bitten kindlicher Liebe und Ehrerbietung auf

die Dauer ungerührt zu bleiben. Was können die Leute weiter dagegen haben, wenn ich mich Demjenigen ergebe, der mein rechtmäßiger Gemahl ist? Würde es nicht viel schlimmer sein, wenn ich mich der Gefahr aussetzte, als verheirathetes Weib Uebles von mir zu reden zu geben, da bekanntlich ein solches, das es wider seinen Willen geworden, leicht geneigt ist, eine Thorheit zu begehen? Sei also getrost, mein Herz, du sollst nimmermehr einen andern Gebieter erhalten, als Lisardo, für den du geboren bist, und keine thörichte Rücksicht soll soviel über mich vermögen, auf Leben und Glück zu gleicher Zeit zu verzichten.

Rasch entschlossen, hüllte sie sich hierauf in ihren Schleier, faßte ihre Juwelen und Kostbarkeiten in ein Tuch zusammen, und benutzte die Verwirrung, die im Hause herrschte, dazu, ohne von Jemand bemerkt zu werden, durch die Masken, die sich als Gäste eingefunden, zu entfliehen. Sie befand sich auf der Straße, ehe sie noch recht zur Besinnung kam, und eilte nach der Wohnung Alexandros, den sie betrübter fand, als ihr lieb war, denn als sie ihn nach ihrem geliebten Lisardo fragte, antwortete er: der sei schon vor drei Stunden auf einem schnellfüßigen Rosse nach Sevilla enteilt, weil er, von seinem Unglück entmuthigt, nicht länger in seiner Heimath habe verweilen wollen. Laura hörte ihn an, und es war viel, daß eine Neuigkeit sie am Leben ließ, die jede That der Verzweiflung gerechtfertigt haben würde, indem eine Ohnmacht ihrem Antlitz einige Rosen raubte, die sich für Lilien ausgaben, nachdem sie waren für Nelken gehalten worden. Alexandro hätte Laurens Tröstung gern zweien Pferden übertragen; aber er wagte nicht, es zu thun, da sie mehr todt als lebendig war, und der Erholung von ihrem Unglück nothwendig bedurfte. Ueberdies war es wahrscheinlich, daß sie, wann vermißt, auf allen Wegen und Stegen verfolgt

würde, und sodann in die Hände ihrer Feinde fiele; und also hielt er, was er denn auch that, für das Sicherste, Lauren in das Haus einer seiner Verwandtinnen zu bringen, auf die er sich verlassen konnte, und die sie als ihre Freundin mit Bereitwilligkeit bei sich aufnahm. Er traf diese Maßregel in der Absicht, sich in zwei oder drei Tagen selbst auf den Weg zu machen, um Lisardo zu suchen und ihn von der Fortsetzung seiner Reise abzuhalten, indem er ihn durch seine Mittheilungen überzeuge, wie er eben doch noch nicht hoffnungslos unglücklich sei.

Inzwischen war Lauras elterliches Haus bereits in gewaltigen Aufruhr gerathen, Octavio wollte ganz närrisch werden, die Seinigen waren aufgebracht, Lauras Eltern bestürzt, und Einer rannte zwecklos wider den Anderen. Man gewahrte endlich, daß auch Lisardo verschwunden war, und nun beschuldigte man allgemein ihn des Verrathes, und nannte ihn den Urheber des Unglücks. Lauras Vater beschloß, ihn zu verfolgen und sich an ihm zu rächen, indem er ihn die härteste Strafe seines Verbrechens erdulden ließe. Octavio wünschte ihn zu begleiten, um zu beweisen, daß seine Liebe sich auch von so offenbaren Enttäuschungen nicht besiegen lasse, und da Lisardo geäußert, daß er die berühmte Stadt Madrid zu sehen verlange, in welcher damals König Philipp IV. seinen Hof hielt, so kamen sie mit einander überein, ihn allda aufzusuchen, derweil ihn selbst sein Kummer in den Tod und sein Reiseplan gen Sevilla führte. Alexandro war über ihre vorgefaßte falsche Meinung und über ihre Abreise ungemein erfreut, und wollte auch seinerseits alsbald mit dem Versprechen von Lauren scheiden, Lisardo aufzusuchen, da er überzeugt war, daß er denselben bei längerem Zögern leicht nicht mehr antreffen dürfte; nur willigte Laura, die übrigens einerlei Meinung mit ihm war, durchaus nicht

darein, ohne ihn zurückzubleiben, und verließ also in seiner Begleitung die Stadt, indem Beide, um der Gefahr willen, erkannt zu werden, zur Nachtzeit reisten. Alexandro nahm einen einzigen zuverlässigen Diener, und für den Fall, daß ihre Reise nicht von so kurzer Dauer sei, als sie wünschten, eine gewisse Summe Geld mit sich.

Lisardos Wünsche, sein Leben geendet zu sehen, schien unterdessen der Himmel erhören zu wollen, denn an dem Eingange eines kleinen Ortes mußte sein Pferd so unglücklicherweise straucheln, daß es, da er darauf nicht vorbereitet war, einen für ihn äußerst schmerzlichen Fall that; der ihn besorgen ließ, er möge einen wesentlichen Schaden genommen haben, denn er war nicht im Stande, sich zu regen, bis einige, von seinen Klagen gerührte Landleute ihre Arbeit verließen, und ihn in ihren Armen in ein unfern einzeln stehendes Wirthshaus trugen, wo er geheilt wurde. Seine Verletzung war jedoch so bedeutend, daß er nach mehr als acht Tagen erst wieder genugsam zu Kräften kam, seine Reise fortzusetzen, und zwar als Laura und Alexandro ihm bereits einen Vorsprung von zweien Tagen abgewonnen, und an dem Orte, wo er krank darnieder lag, vorbeigekommen waren.

Eines Abends, bei guter Zeit, gelangte er nach Adamuz; wollte sich aber, wiewohl er es nöthig hatte, nicht zu Bette legen, weil ihm der peinliche Gedanke an Lauren und ihren vermeinten Gatten Octavio, in dessen Armen sie vielleicht schon seiner Liebe uneingedenk geworden, keine Ruhe ließ. Gegen die Mitte der Nacht verließ er den Ort wieder, und es waltete eine so dicke Finsterniß um ihn, daß er die Gegend, durch die er reiste, gar nicht erkennen konnte, und wohl einige Besorgnisse hegte, da er sie als unsicher kannte. Da vernahm er plötzlich neben sich ein Geräusch, das ihn zu dieser Stunde erschreckte und ihn vermochte, vom Pferde zu

springen und seinen Degen zu ziehen. Gleich nachher nahm er eine Gestalt wahr, die sich unter dem Schirme der Nacht vorsichtig zwischen Gebüsch verborgen hatte. Sie anzurufen, wer sie sei, und ihr den Degen auf die Brust zu setzen, war bei Lisardo das Werk eines Augenblicks. Der Mensch kam aber im mindesten nicht aus der Fassung, sondern erwiederte, wenn er sein Leben lieb habe, so möge er hergeben, was er besitze, denn wenn er sich dessen weigere, sei er verloren, und werde von seinen Kameraden, deren Anzahl größer sei, als er sich vielleicht einbilde, in Stücke gehauen werden. Lisardo hielt dafür, dies könne eine eitle Drohung sein, und antwortete daher nicht anders als mit seiner Klinge, indem er so gewaltig auf den Räuber eindrang, daß derselbe in seiner Vertheidigung weichen mußte. Alsbald aber zog sein Pfeifen und das Geklirre der Schwerter eine solche Menge von Feinden auf Lisardo herbei, daß er sich nach allen Seiten gegen sie zu wehren hatte und, der Nothwendigkeit nachgebend, suchen mußte, sich, so geschickt als möglich, kämpfend vor ihnen zurückzuziehen. Er legte dabei eine solche Tapferkeit an den Tag, daß es einem seiner Feinde leid that, ihn, der sein Leben so entschlossen vertheidigte, etwa einen schmählichen Tod erleiden zu sehen. Er pflanzte sich deswegen neben ihn hin, hielt mit seinem Zuruf und seiner Waffe seine stürmenden Gefährten ab und wendete sich dann zu Lisardo, indem er zu ihm sagte, seine und seiner Genossen Absicht sei nicht, zu morden, sondern zu rauben, wenngleich bei hartnäckigem Widerstande ihre Habsucht sich in Rachedurst verwandele. Er möge sich also nicht muthwillig in seinen Tod stürzen, sondern mit ihnen kommen, und um dem Drohen des Himmels zu entgehen, die Nacht bei ihnen zubringen, wo sie ihm die kleine Wunde, die sie ihm in die rechte Hand beigebracht, verbinden wollten. — Lisardo erwiederte: er achte das Leben

nicht so hoch, daß er es etwa sonderlich ungern verliere, jedoch wolle er es auch nicht ohne Noth von sich werfen, und gehe darum auf diesen Vorschlag ein. — Er übergab ihnen also seinen Degen, deutete ihnen die Gegend an, wo er sein Pferd hatte stehen lassen, und folgte ihnen, in Betrachtung der seltsamen Mißgeschicke versunken, mit denen ihn sein Unstern heimsuchte, und die ihm, nachdem er sich einmal in den Verlust seiner Geliebten finden müssen, doch nicht eben schwer zu ertragen fielen. Sie gelangten zu einigen verborgenen Höhlen, deren eine sie betraten, und hier bestrichen zwar die Räuber Lisardos Wunde mit Balsam, entäußerten ihn aber zu gleicher Zeit alles dessen, was er Werthvolles bei sich hatte, und überließen ihn sich selbst und seiner Schwermuth, die seinem Geiste immer nur in Gedanken Laurens Abbild vorspiegelte, dessen von ihm so fern gewähntes Urbild, einer wunderbaren Laune des Schicksals nach, ihm gegenwärtig so nahe war, daß nur eine einzige Felsenwand es von ihm trennte.

Laura war nämlich gleichfalls zur Nachtzeit in Alexandros Begleitung durch diese Gegend gekommen, und mit ihm so unerwartet von sechs Männern überfallen worden, daß ihrem Beschützer nicht einmal die Zeit geblieben war, ihnen seine Ritterlichkeit zu bethätigen, indem sie ihn seines Schwertes und seiner Habseligkeiten fast in einem Augenblicke beraubt hatten. Einer von ihnen, und zwar der Verwegenste, hatte während dessen ein Auge auf Lauren geworfen, und wollte, um sich ihre Gunst zu erwerben, nicht zulassen, daß ihr irgend etwas von dem, was sie bei sich führte, genommen ward, indem er sie wieder auf ihr Maulthier hob, und sie nach seinem Verstecke mit der Absicht abführte, sich in dieser Nacht ihrer Schönheit zu erfreuen, die ihre Klagen, Seufzer und Thränen über ihre verzweifelte Lage in den Augen seiner Begierde nur erhöhten. Sie kamen in der unwirthlichen

Höhle an, die an jene andere gränzte, in die Lisardo geführt worden war, und der verwilderte Liebhaber schickte sich sogleich an, dem Gegenstande seiner Wünsche verschiedene Kleinodien zu verehren, mit denen er sich auf Kosten benachbarter Ortschaften bereichert hatte. Alexandro war mit gekommen, der von seiner Freiheit um Laurens willen keinen Gebrauch machen wollte, und die Räuber behandelten ihn ihrethalb auch mit einiger Rücksicht, da er sich für ihren Bruder ausgegeben. Das schöne Mädchen zitterte vor dem, ihr in der Gewalt dieser Menschen bevorstehenden Schicksale, das ihr nur zwischen Tod und Entehrung die Wahl zu lassen schien; indessen wollte ihr das Glück insofern wohl, als der Hauptmann der Bande, ein entschlossener Raufbold, sich in ihr Gesicht verliebte, und ihren Besitz demjenigen, dessen Gefangene sie war, nicht gönnen wollte, wiewohl derselbe, seinem Nebenbuhler an Ansehen kaum etwas nachgebend, den nicht minder festen Willen zu erkennen gab, sie gegen jedweden fremden Anspruch zu vertheidigen. Laura freute sich dieser Entzweiung, da sie zu hoffen wagte, Einer werde ihr also vor dem Anderen Schutz verleihen, und indem nun die beiden Nebenbuhler, um sie zu unterhalten, sie in ihrer Wohnung umherführten, und ihr alle Einrichtungen derselben zeigten, waren sie eben auch in die Höhle gekommen, wo Lisardo, in den Armen eines wohlthätigen Schlafes von der ermüdenden Anstrengung des Kampfes ausruhete, als plötzlich die Nachricht einlief, daß die Justiz einer Ortschaft, die den Untergang der Räuber besonders eifrig betrieb, mit einer Schaar Bewaffneter gegen sie anrücke. Alle erschraken hierüber auf das Aeußerste, und die Beiden vergaßen augenblicklich ihrer Liebe und eilten von dannen, sich zu vertheidigen und die Gefahr in das Auge zu fassen. Laura blieb allein zurück, wenn gleich nicht so ganz allein, daß sie nicht mit wenigen

Schritten das Ziel ihrer höchsten Wünsche hätte erreichen können. Sie ging tiefer in die Höhle hinein und stieß mit dem Fuße an einen vor ihr liegenden Körper. Sie blieb stehen, erkannte ihn für den eines schlafenden Mannes, und neigte sich mit dem Lichte zu ihm nieder, um ihn näher in Augenschein zu nehmen, da eben die Neubegier nicht von einer Frau läßt, wenn sie auch in den äußersten Nöthen ist. Sie sah ihn an, wurde bewegt, sah ihn wieder und aufmerksamer an, und fand, daß er ein kleines Bild in seinen Händen hielt. Sie nahm es ihm aus denselben, und führte es zu ihren Augen, die sich selbst darin wieder sahen. Sie wendete es hundertmal hin und wieder, der Meinung, daß über dem Blatt ein Stück Krystall angebracht sei, in dem sie sich spiegele, sie wandte sich zu dem Schläfer zurück, daß er ihr die Wahrheit sage, und sie erkannte in ihm alsbald ihren Geliebten Lisardo, an dessen Seite sie sich niedersetzte, und den sie durch ihre Umarmungen und die lauten Ausbrüche ihrer Freude aus seinem Schlummer erweckte, obwohl sie sich vorher das Antlitz verschleierte, um seine Freude ihn nicht allzu plötzlich überraschen zu lassen.

Lisardo verwunderte sich, in Gesellschaft zu sein, und da ihm Lauras anständige Kleidung sofort in die Augen fiel, so bat er sie, ihm zu sagen, wer sie sei, und welche widerwärtigen Begegnisse auch sie in die Hände dieser Barbaren geführt hätten? — Laura wußte ihm nicht anders zu antworten, als indem sie sich ihm mit einer Umarmung zu erkennen gab, und Lisardo war anfangs über das, was er hörte und sah, dermaßen erstaunt, daß er nicht wußte, ob er wachte oder träumte, bis er am Ende alle seine Zweifel an der Wirklichkeit beseitigte und mit seiner Geliebten sich nunmehr dem Gefühle seines Glückes so ganz hingab, daß weder er noch sie lange Zeit über gar nicht das Bedürfniß

fühlten, ihre Abenteuer einander mitzutheilen. Nachdem sie dies zuletzt dennoch gethan, sagte Lisardo, daß es für sie wohl gerathen sein würde, ihre Einsamkeit zur Flucht vor den sie umdrohenden Gefahren zu benutzen.

Sie brachen also auf, um ihren Freund Alexandro, der sich dies Zusammentreffen nicht träumen ließ, davon zu benachrichtigen; nicht sobald traten sie aber vor die Höhle hinaus, siehe! so kehrten eben auch die Räuber wieder, die sich, wiewohl mit Unrecht, überzeugt zu haben glaubten, von einem blinden Lärm erschreckt worden zu sein; denn die Gerichte von Cordova hatten ihnen die ganze Nacht hindurch nachgespürt und waren nur in Folge der Finsterniß von der rechten Spur abgeirrt, bis sie mit dem Anbruche des Tages wieder darauf kamen, Geräusch hörten, dem sie vollends nachgingen, und also bald nach der Ankunft der Räuber die Höhle erreichten, in der sie dieselben umzingelten und gefangen nahmen, ohne daß sie an Flucht oder Widerstand hätten denken können. Einem der Liebhaber der unglücklichen Laura, und zwar dem Hauptmanne der Räuberbande, gelang es nichtsdestoweniger, sie mit sich in die Höhle, in der sich Alexandro befand, und durch einen geheimen Ausgang, in das Freie zu schleppen, wo er für solche Fälle ein Pferd bereit stehen hatte, das er bestieg, und auf dem er mit seiner schönen Beute, die er bewußtlos zu sich hinauf hob, weil sie über den abermaligen plötzlichen Wechsel ihres Schicksals in Ohnmacht gesunken war, von dannen flüchtete.

Lisardo mußte es sich gefallen lassen, trotz aller Einwendungen, mit unter der Zahl der Verbrecher als Gefangener abgeführt zu werden, denn da Einige von der Bande sich auch für unschuldige Schlachtopfer auszugeben versucht hatten, um auf solche Weise ihre Freiheit zu erwerben, so ließen die Gerichte die Wahrheit aller Aussagen vorläufig auf sich be=

ruhen, und brachten ihre Gefangenen sämmtlich ohne Unterschied in den öffentlichen Kerker der Stadt Cordova unter. Der arme Lisardo betheuerte nun zwar auch hier seine Unschuld wiederholt und forderte laut Gerechtigkeit; da er aber weder Freunde noch Geld besaß, das für ihn sprechen konnte, so blieben seine Beschwerden stumm, die Rechtsanwälde taub und die Richter übel berichtet. Ueberdies schlug es Lisardo zumeist nieder, daß er weder von seiner geliebten Laura, noch von seinem getreuen Alexandro etwas hörte, welcher letztere dermaßen sein wahrer Freund war, daß er, als er wahrnahm, wie der verwegene Räuber Lauren entführte, sich eilig des in der Nähe stehenden Pferdes bemächtigte, das Lisardo geritten hatte, und jenen auf demselben Wege, den er eingeschlagen, verfolgte. Er erreichte ihn früher als er es selbst gehofft, da das doppelt belastete Pferd des Hauptmanns nicht mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit laufen konnte, und sobald sich dieser der unausweichlichen Gefahr versah und bedachte, daß jede Vertheidigung seine Gefangennahme zur Folge haben müsse, entledigte er sich Laurens zu seiner Selbsterrettung und stieß sie vom Pferde, wiewohl er dennoch nicht seinen Zweck damit erreichte, weil er nach einer kleinen Weile von Feldbauern aufgehalten und zu den übrigen Gefangenen nach Cordova eingebracht wurde.

Der Danksagungen, womit Laura Alexandro diesen abermaligen Ritterdienst vergalt, konnte sie lange kein Ende finden. Sie erfuhr, auf ihre Erkundigungen, die sie mit ihrem Erretter in dem nächsten Orte einzog, an den sie gelangten, daß Lisardo wahrscheinlich mit der ganzen Bande in Cordova gefangen gesetzt worden, und so schlugen sie mit einander den Weg nach dieser Stadt ein.

Lisardo saß eben eines Morgens in schwermuthvolle Betrachtungen über sein Schicksal versunken, in seinem Kerker da, als er mit einemmale einen Kavalier und eine verhüllte

Dame hereintreten und in seine Arme eilen sah, in denen er zuerst Alexandro und sodann ohne große Mühe seine Geliebte erkannte, denen er, wie denn vom Unglück heimgesuchte Menschen immer höher aufgeregt sind als Andere, aus Dankgefühl zu Füßen stürzte. Alle drei besprachen hierauf zusammen, wie Lisardo schnellmöglichst zu befreien sei, und Laura händigte zu dem Ende Alexandro einige Kleinodien ein, die dieser mit Verlust zu Gelde machte. Auch wurde man durch dasselbe in den Stand gesetzt, von Lisardos Seite Klage vor Gericht einzureichen, und schon war es dahin gediehen, daß die Gerichte Lisardo wieder in völlige Freiheit setzen wollten, da es ihnen allmälig selbst vor ihrer Verwegenheit bangte, einen Edelmann in einem öffentlichen Kerker zurück zu halten, als unerwarteterweise der höhere Befehl einlief, ihn um anderer Ursachen willen zu deportiren. Welch neuer Schreck, welche Verwirrung und welch tödtliche Ungewißheit für alle drei! Indeß wurden sie aus dieser letzteren alsbald dadurch gezogen, daß in Lisardos Gefängniß Octavio und Laurens gestrenger Vater vor ihnen erschienen, die, nachdem sie die Flüchtigen vergebens am Hofe gesucht, sich anschickten, die vornehmsten Städte Andalusiens nach ihnen zu durchstreifen, und als sie deshalb gerade jetzt nach Cordova kamen, von einem Freunde des alten Mannes, der da lebte, als zufällige Neuigkeit vernahmen: wie in dem Stadtgefängnisse ein von Straßenräubern ausgeplünderter Kavalier festgehalten werde, den sie kennen müßten, weil er, seinen Aussagen nach, aus Avila gebürtig sei. Der Greis stutzte über diese Zeitung, forschte weiter nach und erfuhr, daß der Gefangene der Feind war, den er suchte. Da er nun auch hörte, daß derselbe drauf und dran war, aus der Haft entlassen zu werden, so sprach er mit den Richtern, und führte gegen sie über die Verrätherei seines Neffen so laute Beschwerde, daß sie sogleich

erkannten, ihm nicht nur seine Freiheit nicht zu gewähren, sondern ihn sogar in strengeren Gewahrsam zu setzen.

Nachdem er so viel erlangt, kam er also mit Octavio selbst zu Lisardo, um zu hören, was er für sich anführen könne, und Laura hatte Geistesgegenwart genug, sich so viel wie möglich zu verhüllen, so wie auch Alexandro that, mit dem sie sich darauf von Lisardo ab, und im Gespräche zu anderen Gefangenen wendete. Ihr Vater trat mit Octavio dagegen auf Lisardo zu, begrüßte ihn und fragte ihn, wo er Laura hingebracht habe? Lisardo antwortete, er habe sie weder entführt, noch jemals in seinem Leben den verwegenen Gedanken gehegt, dies zu thun; der alte Mann erzürnte sich aber über dies Läugnen, weil er glaubte, sein Neffe wolle ihn damit nur verhöhnen, und Octavio sagte ihm einige Beleidigungen, zu denen ihn seine Liebe, seine Eifersucht und der wehrlose Zustand seines Nebenbuhlers antrieben. Sie gingen hiernächst Beide von ihm, um es der Justiz anheimzustellen, ihm das Bekenntniß abzunöthigen, das er ihnen vorenthielt, und Lisardo erzählte seinem Freunde und seiner Geliebten, was sie mit ihm gesprochen hatten. Alexandro rieth zu eheſtmöglicher Trauung, wodurch Octavios Ansprüche ein für allemal vereitelt würden, und den Liebenden selbst war dieser Vorschlag eben recht; nur standen seiner Ausführung ihre nahe Blutsverwandtschaft und der Mangel kirchlichen Erlasses entgegen. Alexandro sagte ihnen aber, sie sollten getrosten Muthes sein, und auf einen erwünschten Ausgang hoffen, denn er habe in Madrid einen Oheim, der im geheimen Staatsrathe seiner Majestät sei, und an den er schreiben werde, um den Erlaß alsbald durch seine Vermittelung herbeizuschaffen. Alexandro erfüllte dies Versprechen, indem er seinem Oheime die klägliche Lage des Liebespaares schilderte, und da Laurens Vater seine zugleicherzeit eingereichte

Klage mit erforderlichem Gelde zu unterstützen wußte, an dem es auch Lisardo zu seiner Vertheidigung nicht gebrach, so wurde dieser Rechtshandel mit vielem Eifer für und wider betrieben.

Alexandro ließ Lauren in dem Hause einer vornehmen Dame, die sich ihrer als einer Fremden von Stande annahm, und er selbst miethete ein Maulthier und ritt nach dem Orte, wo Lisardo so lange an seinem Falle darnieder gelegen, und wo er ein gerichtliches und von Zeugen beschworenes Erkenntniß aufsetzen ließ, daß er während seines Daseins keinen anderen Menschen bei sich gehabt. Diese Schrift übergab er seinem Anwalde; derselbe rieth ihm aber an, sich verborgen zu halten, denn die Räuber hätten in ihren Verhören ausgesagt, in ihrer Höhle eine Nacht lang eine Dame, Namens Laura, beherbergt zu haben, die nicht in Lisardos, sondern in eines anderen Kavaliers Gesellschaft gewesen sei, dessen Name ihnen unbekannt geblieben. Alexandro wollte es allerdings auch scheinen, daß seine Person Gefahr liefe, insofern man aus seiner Freundschaft zu Lisardo leicht schließen konnte, daß er der Urheber des ganzen Anschlags sei, und er begab sich also in ein Kloster. Der Prozeß währte mehrere Monate, und da Lauras Vater am Ende sah, daß Lisardo beharrlich läugnete, was derselbe, seiner Ueberzeugung nach, ganz gewiß gethan, so beschloß er, ihm durch die Folter ein Bekenntniß abzuzwingen, dem er mit lauter Schlichen und Listen auszuweichen suche. Der alte Mann hatte größeres Ansehen bei den Richtern als der Beklagte, es fehlte auch nicht an geheimem Beistande gegen ihn, und da überdies sehr viele Umstände wider ihn sprachen, so ging der Antrag, ihm oder vielmehr Lauren die Folter zu geben, durch, die sich in Thränen auflöste, und unfähig, wie sie war, die Vollziehung dieses ungerechten Beschlusses zu dulden, mit der öffentlichen Erklärung auftrat: sie habe ihr väterliches Haus

aus keinem anderen Beweggrunde verlassen, als um sich vor einem Gemahle zu erretten, den sie so sehr verabscheue, daß sie lieber ihren guten Ruf der gemeinen Menge habe preisgeben, als ihm angehören wollen; übrigens sei sie aber ganz allein geflüchtet, und wisse von dem Manne, der mit ihr zusammen von den Räubern eingefangen worden, nichts weiter, als daß er ihr, als einem hülflosen Weibe, Schutz verliehen habe. In der großen Aufregung, worein sie durch diesen Schritt gerathen, zählte sie nunmehr, in Angst und Bangen irgend einen neuen Schlag des Schicksals erwartend, ihre Augenblicke, als der Himmel, der es besser mit ihr beschlossen, ihr plötzlich durch Alexandro und die Vermittelung ihres Anwaldes die Nachricht von der mit den nöthigen Zeugnissen eingegangenen Dispensation zukommen ließ, und sie also in den Stand setzte, sich mit Lisardo, der deswegen eine Vollmacht ausstellte, trauen zu lassen. Es wurde der Gegenpartei eröffnet und bewiesen, daß Lisardo Laurens Gatte und Gebieter sei.

Ihr alter Vater wurde nun aber hierdurch dermaßen erzürnt, daß er, alle Bande des Blutes verleugnend und nur des Reichthumes eingedenk, um den sein Neffe ihn in Octavio brachte, Lisardo und Laura desto unerbittlicher zu verfolgen beschloß. Er schilderte deswegen den Richtern auf das Uebertriebenste die Kränkung, die seinem Hause widerfahren sei, brachte desgleichen unverzüglich eine peinliche Klage gegen Alexandro vor, der ungefährdet öffentlich erscheinen zu dürfen geglaubt: daß er nämlich das Hauptwerkzeug zum Einsteigen in sein Haus und zum Raube seiner Tochter gewesen sei, mit der er zusammen gefunden worden, und erreichte durch diese Maßregel so viel, daß man Alexandro gleichfalls gefänglich einzog und zu Lisardo einkerkerte.

Hier ertrugen nun die beiden Freunde ihre Noth mit Gelassenheit, die ihnen auch Lauras fast unablässige Gegen-

wart beibehalten half; jedoch sahen sie allerdings keiner erfreulichen Zukunft entgegen, denn ihre Gegner wurden immer erbitterter, und nicht allein, daß die Kosten ihrer Vertheidigung von Lauras Juwelen immer mehrere verschlangen, sondern auch Alexandros Verwandte ermüdeten am Ende, einen Rechtshandel zu beschützen, der ihnen doch keine Theilnahme erregen konnte. Lisardo sah sich angefeindet von dem, der eigentlich von der Natur dazu bestimmt war, sein Freund zu sein, er sah sich im Kerker und verarmt, er sah, daß er seinen getreuesten Freund und seine geliebte Gattin mit sich in sein Unglück gezogen, welche letztere um seinetwillen von ihrem Vater verstoßen worden war, und wie hätte ihn diese Erkenntniß nicht auf das tiefste niederschlagen müssen! Laura suchte ihn fortwährend zu trösten und aufzumuntern, und versicherte ihn, sie habe noch Standhaftigkeit und Kraft genug, viel größere Leiden zu ertragen; um aber doch kein Mittel unversucht zu lassen, ihr Unglück abzuwenden, bat sie endlich eines Abends die Dame, die sich ihrer angenommen, Octavio sagen zu lassen, eine Dame, die keine geringe Meinung von ihm habe, wünsche ihn an einem gewissen Orte vor der Stadt zu sprechen, um zu erfahren, ob sein Inneres eben so wohlbeschaffen sei, als sein Aeußeres. Dieser ihr beabsichtigter Versuch, Octavio durch eine Ansprache seiner Höflichkeit und Ritterlichkeit zur Versöhnung zu vermögen, wurde von ihrer Freundin gebilligt, und dieselbe ließ daher durch eine ihrer Dienerinnen eine schriftliche Einladung an ihn ergehen. Octavio las den Brief und zweifelte nicht, sonach irgend eine zärtliche Neigung erweckt zu haben; indessen theilte er sich für den Fall, daß man etwas Anderes mit ihm vorhabe, Laurens Vater mit, und bat denselben, ihm zu folgen. An Ort und Stelle angekommen, erkannte er, daß man ihn nicht getäuscht. Die Damen erwarteten ihn in ei-

ner Kutsche, in die sie ihn einzusteigen nöthigten, da sie sahen, daß er allein war, und hierauf begann nun Laura ihn mit Bitten und Thränen zu bestürmen, ihm ihre Leiden um seinetwillen zu schildern, und ihm vorzuhalten, wie es ihn so gar nicht beleidigen könne, daß sie ihn nicht liebe, da sie ihm ja nur einen Anderen vorziehe, dem sie schon seit Jahren zu eigen sei. Während sie also sprach, hatte sich aber auch ihr Vater der Kutsche genähert, in der ihm Octavio allzulange auszubleiben schien, und zwar dauerte es nicht lange, so erkannte er seine Tochter, und erhitzte sich über ihren Anblick und über den Gedanken an all die Noth, die er mit ihr hatte, dergestalt, daß er mit Thätlichkeiten an ihr die Rache nehmen wollte, die ihm kein Verklagen und Verhaftenlassen zuwege gebracht. Laura schrie, Octavio beschützte sie, und die Dame, die ihr Gesellschaft leistete, erzürnte sich mit vollem Recht über seine Rücksichtslosigkeit. Ja, der Lärm, den Alle machten, wuchs am Ende solchergestalt an, daß er einen mit seiner Gattin vorüberfahrenden Kavalier veranlaßte, auszusteigen, und mit einigen seiner Diener hinzuzukommen, um nach der Ursache des Zwistes zu fragen. Der Kavalier war ein Mann von angenehmem soldatischem Wesen, und da er sah, welche Grobheiten Lauras Vater gegen Damen beging, so fiel er ihm in den Arm, ihn abzuhalten, sich etwa noch mehr zu vergessen.

Der alte Mann wendete sich gegen den Fremden, um zu sehen, mit welchem neuen Gegner er es zu thun habe, auch alle Anderen richteten ihm ihre Blicke zu, dessen würdevolle äußere Haltung Ehrerbietung einflößen konnte, und wie stutzte und erstaunte Laurens Vater nicht, als er in dem Fremden seinen Bruder erkannte, der in seiner ruhigen Gemüthsstimmung auch seinerseits nicht anstand, in Lauren und ihrem Vater alsbald Nichte und Bruder wieder zu finden,

und als solche in seine Arme zu schließen. Der Willkommen, den der erzürnte Greis ihm angedeihen ließ, war freilich nicht der schmeichelhafteste, und wie daher Lisardos Vater ihn fragte, wie es geschehen könne, daß er ihm, der nach so vieljähriger Abwesenheit und aus weiter Entfernung jetzt wieder komme, so kalt begegne, so nahm es Laura auf sich, ihrem Oheime Alles, was sich in ihrer Familie seitdem zugetragen, zu erzählen, und ihm auch zu bekennen, wie es eben nicht habe anders kommen können, als daß sie ihrem theuren Vetter, mit dem sie auferzogen, in Liebe zugethan worden sei. Der gerührte Oheim belohnte ihre guten Gesinnungen für seinen Sohn mit den herzlichsten Umarmungen, und berichtete dagegen mit kurzen Worten von sich selbst, daß er in der indischen Stadt de los Reyes, die als eine Silberstadt mit Recht nach Königen benannt werde, einem Caziken als Verwalter seines großen Vermögens von mehr als achtzigtausend Ducaten, bis zu seinem Tode gedient, und daß sodann dessen hinterlassene Wittwe, die ihm ihre Zuneigung geschenkt, ihn als ihren zweiten ehelichen Gemahl angenommen, ja sogar, da er ihr den Wunsch geäußert, nach Spanien zurückzukehren, Vaterland und Verwandte um seinetwillen mit ihm verlassen habe.

Sie schlossen einander hierauf wiederholt in die Arme, Laura stieg aus der Kutsche, und man begab sich insgesammt zu der schönen Indianerin, deren sorgenfreies Leben sie noch viel jünger aussehen ließ, als sie war, und die man mit ihrem Sohne, durch dessen Geburt das Band der Ehe zwischen ihr und ihrem Gatten um so fester verschlungen worden, zu der Kutsche der Dame aus Cordova abholte, um sie darin vollends nach der Stadt zu bringen. Laurens Freundin wollte hier, daß dieselbe mit ihrem Gatten in ihrem Hause absteige, und bewirthete Beide auf das festlichste und ehrenvollste.

So geschah es denn auch bald, daß die streitenden Par-

teien sich gütlich mit einander verständigten, und zufrieden gestellt wurden, und es fühlte sich eben nur Laurens Vater in hohem Grade beschämt, daß sein Bruder selbst ein Zeuge der Tyrannei werden müssen, mit der er seinem Sohne begegnet war, dem man, ohne den mindesten Verzug, bei der Rückkehr nach der Stadt, die frohe Botschaft von der Ankunft seines Vaters zu wissen that.

Lisardo dankte dem Himmel für diese Wohlthat, sein Vater besuchte ihn in seinem Gefängnisse, und von Mitleid mit dem Zustande durchdrungen, in dem er ihn antraf, begab er sich, bevor er ihm etwas Näheres von seiner gegenwärtigen Lage erzählte, mit seinem Bruder vor Gericht, und ruhte nicht eher, bis man ihn und seinen Freund Alexandro noch an dem nämlichen Abende auf seine Bürgschaft freigab. Lisardos erster Gang in seiner neuen Freiheit führte ihn zu seiner geliebten Laura, deren Besitz ihm fortan Niemand mehr streitig machte, und zu seiner zweiten Mutter, die bei den so glücklichen Verhältnissen, als sie nun in ihrer neuen Heimath fand, ihr altes Vaterland nicht vermißte. Octavio tröstete sich, da er erkannte, daß ihm sein erhofftes Glück, nicht etwa weil er es nicht verdient, sondern weil es das Schicksal so haben wollte, nicht zu Theil ward. Lauras Vater war zufrieden, weil er seine anfänglichen Absichten nun dennoch in Erfüllung gehen sah, und aus Dankbarkeit für die treue Anhänglichkeit seines Freundes brachte es Lisardo dahin, daß Alexandro eine Schwester seiner Gattin, die ihren Vater begleitete, und auf die Alexandro ein Auge des Verlangens geworfen, mit dreißigtausend Ducaten Mitgift zur Ehe erhielt.

Darauf reiste die ganze Familie nach Avila zurück, und Lisardo führte daselbst mit seiner Laura das glücklichste Leben von der Welt, hatte sich auch im Verlaufe der Zeit schöner und gesunder Kinder mit ihr zu erfreuen.

XXIII.

Der Sklave seines Sklaven.

Als die Grafschaft Barcelona noch nicht an die königliche Krone von Spanien übergegangen war, herrschte in Catalonien ein Graf, Namens Rodolfo, der von den Großen seines Landes insonderheit zweien der edelsten und meistvermögenden seine Gnade zugewendet hatte. Der eine hieß Don Felix Centellas, der andere Feliciano Torrellas. Don Felix hatte die oberste Leitung der Landesangelegenheiten in seinen Händen. Der tapfere Feliciano Torrellas vertheidigte den Staat gegen die auswärtigen Feinde des Grafen, und zunächst gegen die Mauren von Algier, deren König Catalonien beunruhigte, um wegen eines Paschas Rache zu nehmen, den ihm die Catalonier in einer Schlacht getödtet hatten.

Don Felix hatte in Folge seiner öfteren Anwesenheit im Palaste die Gunst Blancas, der Schwester des Grafen, gewonnen, deren Schönheit so groß war, daß viele Fürsten sich um ihre Hand bewarben, die der Graf aber nicht vermählen wollte, weil er, unfähig wie er war, selbst Kinder zu zeugen, fürchtete, Blancas Gatte möge ihm seine Krone rauben.

Blanca ihrerseits verdachte ihrem Bruder diese unbillige Strenge gegen sie um ihrer Liebe willen zu Don Felix nicht. Da sie, so lange ihr Bruder lebte, nicht daran denken konnte, ihren Liebhaber zu ihrem Gemahl zu erheben, so behandelte sie denselben aus zaghafter Ehrbarkeit anfänglich allerdings mit genugsamer Sprödigkeit und Zurückhaltung. Mit der Zeit konnte sie aber dennoch nicht umhin, menschenfreundlicher gegen ihn zu werden, und so geschah es am Ende, daß sie aus Mitleiden mit seiner Leidenschaft und aus wärmerem Mitgefühl derselben, ihrem Herzen keine längere Gewalt gegen ihn anthat, und ihm einen Hauptschlüssel ihrer Wohnung zu geheimen nächtlichen Zusammenkünften einhändigte, die in Zeit von wenigen Monaten zur Folge hatten, daß sie sich schwanger fühlte.

Don Felix hatte einen Geheimschreiber, Alberto genannt, dem er es wagte, seine Liebesnoth anzuvertrauen, und dem er auftrug, ihm auf das schleunigste eine Amme zu verschaffen, gegen die er vorzugeben habe, das zu stillende Kind sei das seinige.

Blanca äußerte gegen ihren Bruder den Wunsch, das Meer zu sehen, und der Graf liebte sie um ihres sonstigen Gehorsams willen so sehr, daß er ihr die Erlaubniß dazu mit Vergnügen gab. Sie kam auf dem Schlosse von Monjuique an, und verlebte daselbst vierzehn Tage, derweil sie mit dem Beistande einer ihr ganz ergebenen Dame eine Tochter gebar, die Matilde genannt wurde. Alberto stand auf der Lauer, nahm den Säugling in Empfang und trug ihn unverzüglich in das Haus der sich bereithaltenden Amme. Dieselbe zog das Kind bis zu dem Alter von sechs Jahren allein bei sich auf; da es aber inzwischen seiner Mutter so durchaus ähnlich geworden, daß es gleichsam ihr Abbild war, so fürchtete Don Felix, durch diesen Umstand sein Geheimniß

verrathen zu sehen, und sendete daher vorsichtigerweise seinen Diener Alberto mit Kind und Amme nach dem unfernen Meereshafen Piana, wo sie vier Jahre verblieben. Die beiden Eltern waren über die Trennung von ihrem Kinde ungemein betrübt, denn, um keinen Verdacht zu erregen, durfte sogar Don Felix nicht wagen, es zuweilen zu besuchen. Indessen trug derselbe Alberto auf, die kleine Matilde malen zu lassen, um durch ihr Bildniß ihre Mutter wenigstens einigermaßen über ihre Abwesenheit zu trösten. Alberto vollzog diesen Auftrag und war eben im Begriff, das Gemälde nach Barcelona zu bringen, als er, kurz vor seiner Abreise, die auf den folgenden Tag festgesetzt war, noch eine Spazierfahrt auf dem Meere mit dem jungen Mädchen unternahm, um es in ihrer Betrübniß über die ihr bevorstehende Trennung von ihm zu zerstreuen.

Hier wollte nun aber ihr Unglück, daß sie sich in ihrer Feluke etwas zu weit hinaus wagten, und von einem sie plötzlich überraschenden Seeräuber gefangen genommen wurden, der sie mit nach Algier nahm, und, die Schönheit des Kindes sehend, in Hoffnung auf einen reichen Gewinn, es der Königin Sultanin anbot. Erfreut darüber, ließ ihm dieselbe zweihundert Goldstücke für das Mädchen auszahlen, und da der Maure von dem Handel mit Sklaven lebte, so verkaufte er auch Alberto, der von edlem Aeußern und Betragen war, an einen Mauren, Namens Audalia, der ihn um einen guten Sklaven angegangen. Audalia stand um seiner Tapferkeit willen bei dem Könige in großem Ansehen. Er liebte eine Dame der Königin, Namens Xarifa, und wiewohl seinem Könige ein getreuer Unterthan, war er doch den Christen sehr zugeneigt. Wie er also von Alberto hörte, daß er der Vater des Mädchens sei, das der Pirat in den Palast verkauft, so tröstete er ihn mit der Zusicherung, er wolle seine

Gebieterin Xarifa bitten, sich ihrer anzunehmen. Inzwischen bedurfte es für sie Audalias Verwendung gar nicht, denn die Herrscher Beide gewannen die Gefangene so lieb, daß sie den Gedanken faßten, sie ihrem Glauben abtrünnig zu machen, und für den muhamedanischen zu gewinnen, und sie aus dem Grunde nicht nur ungemein freundlich behandelten, sondern sie auch in die reichsten und kostbarsten Gewänder auf Maurenart kleiden ließen. Der Sultanin zu Gefallen, versammelte der König desgleichen seine Paschas und vornehmsten Diener, und gab ihnen die Wünsche seiner Gattin kund, indem er ihnen gebot, bei allen Festen und Lustbarkeiten im Palaste die Christenklavin mit Auszeichnung zu behandeln, und sodann demjenigen, der von ihnen etwa Liebe für sie fühle, und sie dahin bringe, ihren Glauben abzuschwören, versprach, sie ihm mit einer reichen Ausstattung zur Frau zu geben.

Alberto hatte vorausgesehen, daß Matilde in diese Gefahr kommen würde, und ihr deshalb gleich nach ihrer Gefangennahme, während das Galeerenvolk schlief, ihre vornehme Geburt und die Namen ihrer Eltern entdeckt, und sie unter vielen Thränen beschworen, in dem katholischen Glauben auszuharren. Auch hatte sie ihm die Antwort gegeben, er solle unbesorgt um sie sein, denn wiewohl sie noch ein Kind, werde sie doch, wenn es darauf ankomme, für ihre Religion zu sterben wissen.

Da nun Matilde einen hellen Verstand besaß, und dieser Worte Albertos eingedenk geblieben, so gab sie der Königin dereinst unwillig zur Antwort, als dieselbe ihr gesprächsweise ihre Absichten mit ihr zu eröffnen begann, sie sei und bleibe eine Christin, und werde sich niemals einem Mauren vermählen. Die Sultanin nahm ihr diese Aeußerung so übel auf, daß, ohne ihre Liebe zu ihr, es Matilden hinfort übel

ergangen sein würde; so milderte diese Liebe aber die Heftigkeit ihres Zornes und vermochte sie, von der Zeit und den Geschenken, mit denen sie das junge Mädchen fortwährend überhäufte, zu erwarten, daß beide dasselbe am Ende dennoch nach ihren Wünschen lenken würden.

Etwa um dieselbe Zeit geschah es, daß Audalia mit seinen Galeotten in See stach, um an den Küsten von Catalonien zu kreuzen und, nach Gelegenheit, etwa eine gewinnbringende Landung zu bewerkstelligen. Feliciano erhielt davon Wind und zog zu so guter Stunde gegen ihn aus, daß er Audalia gefangen nahm. Die Galeotten kehrten nach Algier zurück, und der Maurenkönig, dem Audalias Verlust höchst empfindlich war, sendete Feliciano viele und reiche Geschenke und tausend Goldstücke als Auslösung für ihn zu. Der edle Catalonier ehrte Audalia wegen seiner Tapferkeit so hoch, daß er ihn mit an seine Tafel zog und seine Leute anwies, dessen Befehlen so gut wie seinen eignen Folge zu leisten; wofür der dankbare Maure eine so aufrichtige Freundschaft zu ihm faßte, daß er, ohne seine Liebe zu Xarifa, seine Gefangenschaft gesegnet haben würde. Die Gesandten des Maurenkönigs kamen an und entledigten sich ihres Auftrags; Feliciano erwiederte ihnen aber, er werde Audalia nicht für die königliche Krone herausgeben, insofern derselbe dem Lande des Grafen, seines Herrn, so vielen Schaden zufüge, vor dem es nur gesichert sei, wenn man ihn gefangen halte. Die Gesandten kehrten zurück, und der niedergeschlagene Maure begab sich in sein Zimmer, wo er, in solcher Wuth gegen sich selbst entbrannt, sein Gesicht zerschlug und seinen Körper verwundete, daß es seinen Dienern nicht gelang, ihm Einhalt zu thun. Als sie zuletzt ihren Gebieter von seinem Thun benachrichtigten, eilte Feliciano zu Audalia und fragte ihn verwundert: Was ist das, Audalia? Warum überläßt du

dich einer so unerhörten Wuth, daß du dich selbst mißhandelst? Erweise ich dir nicht alles Gute und alle Ehren? Du vergiltst meinen guten Willen schlecht. — Geliebter Herr meiner Seele! antwortete Audalia, nicht daß ich in deiner Gewalt bin, zwingt mich, so zu verzweifeln, mein Unglück ist ein viel größeres. — Feliciano sprach: Nun so gib mir an, was dir fehlt, ich schwöre dir, bei meinem Leben! daß ich dich von deinem Kummer befreien will, wenn es mir möglich ist. — Audalia entgegnete: Wenn du mir dein Wort erfüllst, edler und gewaltiger Catalonier, so schwöre ich dir bei Allah! daß ich und meine geliebte Xarifa für alle Zeiten deine Sklaven sein werden. — Sodann erzählte er ihm die Geschichte seiner Liebe und schloß mit den Worten: Bedenke nun, geliebter Herr! wohl, ob ich Ursache habe, zu weinen, da ich ein Gefangener bin, und Xarifa, eine der schönsten Jungfrauen Algiers, beschützt von der Sultanin und beworben von den vornehmsten Mauren, in meiner Abwesenheit so gar leicht mein vergessen und ihre Liebe einem Andern zuwenden kann. — Er brachte diese Worte unter so herzbrechenden Thränen hervor, daß der gerührte Feliciano zu ihm sagte: Dir deine Freiheit zu schenken, ist mir ein Leichtes; nur mußt du mir deinerseits dein Ehrenwort verpfänden, nimmer wieder gegen den Grafen die Waffen zu führen. — Darauf stürzte Audalia ihm zu Füßen hin und rief: Seither war ich dein Gefangener, von jetzt an bin ich dein dir so ergebener Sklave, daß ich dir zuschwöre, in deine Gewalt zurück zu kehren, sobald ich im Besitze meiner Geliebten bin. — Ich verlange nicht, daß du wieder kömmst, sprach Feliciano, halte mir nur dein Wort und beunruhige nicht mehr die Küste von Catalonien; — worauf er ihm einen Paß und ein mit Allem ausgerüstetes Schiff gab, und ihn ziehen ließ. In Algier angelangt, begab sich Audalia sogleich in den Pa-

last, und daselbst fragte ihn der über seinen Anblick verwunderte und erfreute König: Welch ein Glücksfall führt dich wieder hierher, nachdem all mein Gold dich nicht auslösen konnte? — Audalia gab ihm von dem Geschehenen Rechenschaft, und bat ihn, sich in Zukunft seiner gegen andere Feinde zu bedienen, und ihm zu erlauben, sein Wort zu halten. — Du bist mir so werth, sprach der König, daß ich deine Person gar nicht mehr gefährden will, und dir hiermit befehle, meinen Hof fürder nicht ohne meine Einwilligung zu verlassen. Und so Xarifa es ist, die mir das Glück verschafft, dich wieder zu sehen, so sollst du ihr unverzüglich deine Hand geben. — Audalia küßte ihm die Füße und sprach ihm seinen Dank aus, und des nächstfolgenden Tages feierte er seine Hochzeit. Ueber diese entbrannte nun ein mächtiger Pascha, der auch Xarifen liebte, in so leidenschaftlicher Eifersucht, daß er sich entschloß, bei dem Könige um die Erlaubniß anzuhalten, anstatt Audalias einen Kriegszug gegen die catalonische Seeküste zu machen. Der König war dies zufrieden, und der Pascha segelte ab. Da Feliciano gewiß wußte, Audalia werde sein Wort halten, so wollte er sich einige Tage Ruhe gönnen, und bestimmte sie dazu, verschiedene Häfen zu besichtigen, nach denen er, in die, wie er meinte, sichere See, mit nur geringem Kriegsbedarfe und mit nicht mehr als hundert Soldaten absegelte. So wurde er plötzlich von den außer Vergleich stärkeren Galeotten des Paschas unvorbereitet angefallen, und nach einem kurzen Widerstande übermannt. Zufrieden mit seinem Fange, den er allerdings für nicht unbedeutend hielt, fuhr der Pascha nach Algier zurück; war aber doch zu Felicianos gutem Glücke weit entfernt, dessen ganze Größe zu ahnen. Als er sich ausgeschifft hatte, befahl er einem öffentlichen Ausrufer, die gemachten Sklaven, zur Bezahlung des Soldes seiner Leute,

zum Verkaufe feil zu bieten. Sie wurden auf den Sklavenmarkt gebracht, und da er hörte, daß es Catalonier seien, ging auch Audalia hin, sie in Augenschein zu nehmen. Als er Feliciano erkannte, erschrak er so sehr, daß es ihm nicht leicht wurde, sich zu fassen. Er trat auf den Ausrufer zu und fragte ihn, was der Preis dieses Sklaven sei? — Der Ausrufer verlangte für ihn dreihundert Zechinen, und Audalia kaufte ihn, ohne zu handeln, und nahm ihn mit sich. Der niedergebeugte Kavalier erkannte ihn in der prachtvollen Kleidung, die er trug, nicht. In seinem Hause angelangt, hieß er Feliciano, ihn in einem Saale erwarten, ging zu seiner Gemahlin in ihr Zimmer, aus dem er die Sklavinnen fortschickte, und sagte, sobald er mit ihr allein war: Geliebtes Weib! in meiner Gewalt befindet sich mein angebeteter Herr, der mir das Leben gab, weil er mich in den Stand setzte, mir den Besitz deiner Schönheit zu erwerben. —

Audalia und Xarifa waren schon mit einander einverstanden, die christliche Religion anzunehmen, und nur Xarifas zärtliche Liebe zu Matilden hatte sie bisher abgehalten, zu fliehen, weil sie immer auf eine Gelegenheit hofften, sie mit sich zu entführen. Sie begaben sich jetzt Beide in den Saal, worin Feliciano wartete, und warfen sich vor ihm auf die Knie nieder, indem Xarifa sagte: Theurer Herr! reiche deinen Sklaven deine Hand! Mein Audalia hat dich gekauft, dir die Freiheit wieder zu geben, und von nun an der getreue Sklave seines Sklaven zu sein. — Feliciano stand, über sein unverhofftes großes Glück, lange sprachlos da, warf seinem edlen Sklaven die Arme um den Hals und brach endlich gegen ihn in die Worte aus: O, Audalia, mein Freund! wie segne ich mein Mißgeschick, das mich also dein großes Herz kennen lehrt. — Audalia bat Feliciano, sich zu setzen, und theilte ihm ihre Absicht, Christen zu werden

und sich in seine Macht zu begeben, ebensowohl wie die Gefangennahme Matildens mit, die das königliche Herrscherpaar für sich und seinen Glauben zu gewinnen trachte, und deren Vater in seinen Gärten arbeite. Feliciano wünschte, daß dieser Sklave gerufen würde; Audalia warf ihm aber ein, es würde besser sein, sie gingen Beide zu ihm in den Garten hinab, damit seine Mauren nicht aufmerksam auf ihn gemacht würden, so wie es überdies auch gerathen sein dürfte, daß er selbst bis zu seiner Abreise in Audalias Gesellschaft arbeite. Feliciano antwortete, er möchte Algier nicht anders wieder, als in seiner und seiner Gattin Begleitung verlassen, und also noch so lange da zubringen, bis auch ihre Flucht ihnen möglich würde. Als sie in den Garten gekommen waren, sagte Audalia zu Alberto: Siehe hier, edler Christ! Feliciano, meinen Gebieter, von dem ich schon so vielemale mit dir geredet. Ich habe ihm von deiner gefangenen Tochter erzählt, und hoffe zu Gott, daß uns sein Hiersein Heil bringen wird. Das Einzige, was ich fürchte, ist nur, daß der Graf Lösegeld für ihn sendet, noch ehe unsre Flucht zu Stande kömmt. — Das ist nicht zu besorgen, meinte Feliciano, denn seine Hoheit befindet sich so schlecht, daß ich an seiner Wiedergenesung zweifle, und man wird also nicht wagen, ihm etwas Unangenehmes zu hinterbringen. — Audalia ließ sich damit beruhigen und trug Alberto auf, für Feliciano Sorge zu tragen, worauf er sich entfernte und eine Gefangene anstellte, für ihn ein Gemach in Ordnung zu bringen.

Sobald Alberto sich mit Feliciano allein befand, sagte er zu ihm: Da das Glück mir so wohl gewollt hat, euch zu mir zu führen, so betrachtet, Herr Feliciano, hier dieses Bildniß, und vernehmt von mir ein Geheimniß, das noch nicht über meine Lippen gekommen. — Feliciano warf seinen

Blick auf das Gemälde und fragte, über die seltene Schönheit staunend, ob das Mädchen seine von ihm getrennte Tochter sei? — Alberto erwiederte: Ja, Herr, jedoch folgt mir an einen Ort, wo ich mich euch ungestörter anvertrauen kann. — Er setzte sich sodann mit ihm an einen schönen Quell in den Schatten einiger buschigten Pomeranzenbäume nieder, und erzählte ihm, wer die für seine Tochter fälschlich gehaltene Matilde in Wahrheit sei, indem er ihn zugleich dringend ersuchte, mit Hülfe Audalias, des Günstlings des Königs, für ihre Befreiung mitzuwirken; Feliciano jedoch gab ihm dagegen zu seinem Troste zu verstehen, daß an ihre Entführung bereits ernstlich gedacht werde.

Des anderen Tages kam Audalia in den Garten zu Feliciano herab, und fragte ihn, wie er die Nacht zugebracht? Feliciano entgegnete: sehr gut, und erklärte ihm, wie er schon gegenwärtig in den Fall gekommen, ihn um eine Vergeltung des Ritterdienstes anzusprechen, mit dem er ihm zu dem Besitze seiner geliebten Xarifa verholfen habe, indem er nach dem Erblicken ihres Bildes in solcher Leidenschaft zu Matilden entbrannt sei, daß er nicht mehr leben könne, ohne sie zu sehen, und keinen sehnlicheren Wunsch kenne, als den, bis zu ihrer Abreise in der Gegenwart der schönen Jungfrau im Palaste zu verweilen. — Audalia machte ihm bemerklich, daß, wenn er ihn als Sklaven dahin bringe, er keine Gelegenheit haben werde, in Matildens Nähe zu kommen, und schlug ihm vor, maurische Kleidung anzulegen, wodann er ihn, den doch in Algier Niemand kenne, als seinen lange Zeit in Gefangenschaft gewesenen Verwandten dem Könige vorstellen und denselben bitten werde, ihn in seine Dienste zu nehmen. Feliciano war mit der arabischen Sprache genugsam bekannt, und da er den Anschlag des listigen Mauren völlig billigte, so ersuchte er diesen, ihn sogleich ins Werk

zu setzen. Es wurden Kleider für Feliciano zurecht gemacht, und Audalia veranlaßte Xarifa, zu der Königin zu gehen, und Matilden heimlich zu sagen, wer Feliciano sei, damit sie ihn nicht etwa für einen Mauren halte, und sich ihm besonders abgeneigt erzeige. Xarifa wurde im Palaste von der Sultanin freundlich willkommen geheißen, unterrichtete Matilden von der List ihres Gatten und von den Absichten Felicianos, und versicherte ihr, wie sehr derselbe ihre Hand und ihre Liebe verdiene. Wogegen Matilde, die Xarifen wegen ihrer ihr bekannten Neigung zu dem Christenthume vertraute, derselben unter vielen Danksagungen für ihre Freundschaft versprach, sich nach ihren guten Rathschlägen zu richten.

Audalia glaubte, daß der Ausführung seines Planes nichts weiter im Wege stehe, und befahl also Alberto, einen Blumenstrauß für die Königin zu binden, um ihm Gelegenheit zu geben, mit seiner Tochter zu sprechen. In dem Palaste mit Feliciano angelangt, eröffnete er dem Könige seine Wünsche in dessen Betreff, und fügte hinzu, eben dieser Mustafa, sein Vetter, sei seiner selbst so gewiß, daß, wenn er ihm erlauben wolle, sich um die Gunst der Christin zu bewerben, er an einem guten Erfolge nicht zweifle. Dem Könige gefiel Felicianos Aeußeres wohl, und er übertrug ihm das Amt seines Geheimschreibers, indem er ihm versicherte: gelänge es ihm, die Sprödigkeit der Gefangenen zu überwinden, so solle ihm, wie er es versprochen, ihre Hand zuertheilt werden, und indem er ihn deshalb überdies zu einem Tanzfeste einlud, das diesen Abend im Palaste stattfinden werde.

Die beiden Freunde gingen, ihres guten Glückes froh, nach Hause zurück, und namentlich vermochte Feliciano gar nicht genugsam seine Zufriedenheit zu schildern. Audalia sagte: Nun aber ist vor allen Dingen noch das Wichtigste

zu thun. Alberto muß nämlich mit einem Briefe von dir nach Barcelona abreisen, für den Tag unserer Flucht um Hülfe zu bitten, und ich werde dann den König um die Erlaubniß angehen, gegen die Algier bedrohenden Galeotten auszulaufen, weil wir auf jede andere Weise gefährdet sein würden, auf das härteste bestraft zu werden, wofern sich der König unserer Absichten versähe, und uns verhindern könnte, sie völlig auszuführen. In dem Briefe müßt ihr verlangen, Herr, daß die Galeotten ohne alle Heimlichkeit zu der ausgesprochenen Bestimmung, eine Schlacht zu liefern, ausgerüstet werden, damit die Spione Zeit und Gelegenheit haben, hierher Bericht davon zu erstatten. Damit es uns aber auch nicht schwer falle, uns nehmen zu lassen, so braucht ihr in dem Briefe nur ferner zu erwähnen, daß die Galeotte, in der wir uns befänden, in dem Mastkorbe eine Fahne ausgesteckt haben würde. — Feliciano umarmte Audalia, seine kluge Umsicht preisend, und sobald es Zeit war, zu dem Feste zu gehen, brachte Alberto die Blumensträuße, und wählte Feliciano einen von kleinen weißen Rosen, worauf sie zusammen in den Palast gingen, in dem das Fest bereits begonnen hatte, und warteten, bis der Tanz zu Ende war, den einige Mauren mit Damen aufführten. Sodann trat Alberto ein, seinen Blumenstrauß abzugeben, und sagte den Musikern, sie sollten einen canarischen Tanz nach maurischer Weise aufspielen, den Mustafa vor den Herrschern tanzen wolle. Die Musik erklang, und Feliciano trat in den Saal, dem Könige und der Königin seine Ehrfurcht bezeigend, und führte den Tanz, mit dem Rosenstrauße in der Hand und ein arabisches Lied dazu singend, auf. Als er zu Ende war, bog er wieder das Knie vor dem königlichen Paare, trat zu dem Estrado der Damen heran, küßte den Strauß und überreichte ihn Matilden. Sie nahm ihn mit den Worten:

Maure, ich kann dir hierfür noch nicht die Zusage dessen geben, um was du mich bittest; es genüge dir die Gunst, die ich dir erzeige, diese Blumen von dir anzunehmen, was ich eigentlich nicht thun sollte, da ich eine Christin bin, die dich als Mauren weder lieben, noch sich von dir lieben lassen darf. — Der König und die Königin waren zufrieden, sie so milde zu finden; nicht wenig eifersüchtig wurden aber ob dieser Rede Matildens Freier, von denen Einer sogar sich gegen den König beschwerte, daß er Feliciano zu dem Feste zugelassen. Der König erwiederte: Was hast du zu klagen? Mostafa ist von Adel und Audalias Vetter, und weißt du nicht, daß ich gesagt, nur derjenige von euch solle die Christin als sein Weib heimführen, dem es gelinge, sie zum Abfalle von ihrem Glauben und zur Annahme des unsrigen zu bewegen? Bewirke dies, und sie ist die Deinige! — Damit wurde das Fest geschlossen, und Feliciano begab sich so wie die übrigen Gäste nach Hause. Des nächsten Tages wurde Alberto unter dem Vorgeben nach Catalonien eingeschifft, die Redemtoristen, die damals in Algier anwesend waren, hätten ihn mit anderen Sklaven losgekauft, die sie eben dahin absendeten.

Wind und Wetter waren ihm auf seiner Fahrt günstig, und so langte sein Schiff schon nach wenigen Tagen im Hafen von Barcelona, wohin es bestimmt, an. Das Erste was Alberto daselbst vernahm, war die Nachricht, daß der alte Graf gestorben sei, und Blanca ihre Hand Don Felix, als ihrem Gemahle, gereicht habe. Entzückt über diese Ereignisse, bat er den Pater Redemtor, ihn auf der Stelle zu dem Grafen zu entlassen, und versprach ihm dafür ein reiches Almosen. Er durfte gehen, und als er in den Palast kam, wurde er von Jedermann sogleich wieder erkannt und vor Don Felix geführt, der nach ihm verlangte und unter vier Augen

mit ihm ihn fragte: Was ist das, Alberto? Wo hast du meine Tochter? Welche Rechenschaft kannst du mir von dem Juwel ablegen, das ich dir anvertraut hatte? Muß ich nicht dafür halten, daß du von dem Tage an, wo du verschwandest, an mir zum Verräther wardst? — Les't diesen Brief, gnädiger Herr, antwortete Alberto, nachdem er dem Grafen zu seiner neuen Würde Glück gewünscht, und ihr werdet daraus ersehen, wo eure Tochter weilt und was ihr meiner Treue verdankt. — Der Graf öffnete den Brief, las und staunte, daß Feliciano gefangen sei, von dem in Barcelona das Gerücht ging, daß er in seiner gewohnten Lebensweise auf den Meeren umirre. Er ließ sich von Alberto alles Geschehene genau und ausführlich erzählen, und bewunderte den hohen Sinn Audalias, worauf er mit seiner frohen Botschaft in das Zimmer seiner Gemahlin eilte und ihr ankündigte, daß er in Person seine Tochter einholen wolle. Er gab sogleich Befehl, in Eile sechs Galeeren mit dem nöthigen Kriegsbedarf und Mundvorrath auszurüsten, gebrauchte die ihm angerathene Vorsicht, dies möglichst öffentlich geschehen zu lassen, und stach, als Alles fertig war, in See. Wenige Tage später, als er seine Rüstungen begonnen, kam durch Kundschafter die Nachricht davon in Algier an. Der Maurenkönig erschrak über diesen unerwarteten Angriff, und traf in der Eile seine Anstalten dagegen. Audalia und Feliciano baten den König um Erlaubniß, ihn abzuwehren, und Audalia erklärte, daß er seines gegebenen Wortes sich für ledig erachte, insofern der Catalonier sie jetzt selbst bekriege. Der König setzte sein ganzes Vertrauen auf Audalias Tapferkeit, und dieser brachte bei der Ausrüstung seiner Galeotten so viel Christen als irgend möglich, unter dem Vorgeben, auf seiner eigenen zusammen, diese Hunde befänden sich in der Stadt zu wohl, und es sei besser, sie an die Ruder zu schmieden.

Am Tage vor der Einschiffung ersuchte Xarifa die Königin, ihren Damen zu erlauben, mit ihr der festlichen Abfahrt ihres Gatten zuzuschauen. Die Sultanin gestand ihr diese Bitte zu, und Matilde bat, auch mitgehen zu dürfen. Die Sultanin sprach: Wenn du meine Wünsche mit dir erfüllen wolltest, so würde ich auch gern thun, was du von mir verlangst. — Darauf versetzte Matilde: Wenn du mich mit Mostafa vermählen willst, Gebieterin, so verspreche ich dir, gehorsam zu sein, denn eben meine Liebe zu ihm flößt mir den Wunsch ein, ihn vor seiner Abreise noch einmal zu sehen. — Diese Aeußerung erfreute die Sultanin so sehr, daß sie den König dahin stimmte, in Matildens Bitte zu willigen.

Als nun Alle, von den Wachen des Königs begleitet, an das flache Ufer des Meeres gelangt waren, forderte Audalia die Damen auf, seine Galeotte zu besteigen, die schon segelfertig da lag, um von ihr aus die Einschiffung in Augenschein zu nehmen. Die Damen sträubten sich dagegen, aus Furcht vor dem Meere; Matilde aber schlug Xarifen vor, mit ihr allein hinzufahren, damit sie Mostafa sähe. Die Maurinnen schöpften aus dieser Neigung die Hoffnung, sie in kurzer Zeit zu ihrem Glauben schwören zu sehen, und vermochten also den Hauptmann der Wachen, ihr, in Berücksichtigung dessen, daß auch der König diese Liebe billige, ihren Willen zu thun. Audalia, froh, daß Alles so gut ging, holte sie und Xarifa nach dem Schiffe ab, in das er über Nacht alle seine Schätze und Reichthümer hatte schaffen lassen, und wartete der Sicherheit wegen nur noch so lange, bis alle Hauptleute mit ihren Schaaren eingeschifft und abgesegelt waren. Sodann ließ er die Taue kappen, die Anker lichten, und fuhr so schnell mit vollen Segeln den Anderen nach, daß sein Schiff vielmehr in der Luft zu fliegen, als von den Wellen getragen zu werden schien.

Ueber seine Abfahrt bestürzt, statteten die am Ufer Gebliebenen dem Könige Bericht davon ab; indessen meinte die Sultanin, daß daran sicherlich nur eine Unachtsamkeit der Seeleute schuld sei, und die Galeotte die beiden Damen alsbald in den Hafen zurückbringen würde. — Nichtsdestoweniger, sprach der König, werde stracks eine Feluke ausgerüstet und ihnen nachgesandt, damit Audalia der Mühe überhoben bleibe! — Sein Befehl wurde ins Werk gesetzt, jedoch ging darüber so viele Zeit hin, daß inzwischen der günstige Wind Audalia auf die hohe See getragen, und in die Nähe der ihm entgegen gelaufenen Galeeren hatte gelangen lassen.

Feliciano steckte das verabredete Zeichen auf, und sobald Don Felix sah, welches die Galeotte seiner Freunde war, befahl er seinen übrigen Galeeren, die anderen feindlichen Galeotten zu verhindern, der mit der kleinen Fahne zu Hülfe zu kommen, und ließ danächst von seiner Galeere einen Signalschuß thun, auf welchen jene das angeordnete Manöver vollzogen und sich aufstellten. Er selbst ruderte mit voller Kraft zum Angriff auf Audalias Galeotte los, die sich scheinbar zum Widerstand bereitete, ließ, ohne daß Audalia ihn hinderte, die Enterhaken nach ihr auswerfen, und hatte sie in wenigen Augenblicken in seiner Gewalt, da die darauf gegenwärtigen vielen Christen, die insgeheim bewaffnet worden, ihm die geringe maurische Besatzung ohne große Schwierigkeit übermannen halfen.

Die übrigen christlichen und maurischen Schiffe hatten unterdessen ihr Feuer gegeneinander begonnen. Kaum sahen aber die letzteren, daß Audalia und Mostafa überwunden waren, so flohen sie entmuthigt von dannen, und wurden von den Galeeren eine weite Strecke verfolgt, bis diese endlich wieder umkehrten, um die Galeere des Grafen nicht ganz aus dem Gesichte zu verlieren. Die Galeotten begegneten

auf ihrer Flucht der Audalia nacheilenden Schaluppe, die sich durch das, was geschehen war, genöthigt sah, mit ihnen wieder in den Hafen einzulaufen, und als der König nun von seinem Unglück Kunde erlangte, empfand er Audalias und Matildens Verlust so schmerzlich, wie es sich gar nicht aussprechen läßt.

Don Felix lief mit seinen Galeeren wieder im Hafen von Barcelona ein und stieg ans Land, und hier begrüßte Blanca ihre geliebte Tochter mit so unversiegbaren Thränen, daß Alle davon gerührt wurden. Xarifen schloß sie in ihre Arme und versicherte sie ihrer unbegrenzten Dankbarkeit; die edle Maurin kniete aber mit den Worten vor ihr nieder: Sie wünsche nichts als Christin zu werden, und für sich und ihren Gemahl die heilige Taufe zu empfangen. Blanca sagte ihr die Erfüllung dieser Bitte zu, wann sie bei der heiligen Jungfrau von Monserrate angekommen sein würden, die sie gelobt hatte, zu besuchen, um ihr für die Wiedererlangung ihrer Tochter ihren Dank darzubringen. Es wurden zu dem Ende vier Lampen, jede zu viertausend Ducaten an Werth, angefertigt, reiche Stoffe zu Altardecken und Ausschmückungen mitgenommen, und zweitausend Ducaten zu Almosen bestimmt, die man den vielen Pilgrimen nach dem Heiligthume zu geben pflegt. Sie verweilten alle zusammen neun Tage daselbst, wo sich auch die beiden Mauren, gleich nach ihrer Ankunft, taufen ließen, und Xarifa wurde nach der heiligen Jungfrau, Maria von Monserrate, Audalia dagegen auf sein Verlangen, nach seinen beiden Beschützern, Felix Feliciano, genannt.

Als sie wieder in der Residenz zur Ruhe gekommen, machte der Letztere den Grafen darauf aufmerksam, daß es rathsam sein würde, dem Könige für die gute Behandlung Matildens, sich durch ein Geschenk dankbar zu beweisen. Don

Felix billigte diesen klugen Rath, befahl, daß alle Mauren aus Algier auserlesen und neugekleidet würden, ließ durch Audalia reiche königliche Gewande für die Sultanin anfertigen, und bestimmte für den König selbst hundert gezäumte und gesattelte, und mit Brocat bedeckte edle Rosse, so wie eine große Summe Geld, und schickte diese ansehnlichen Geschenke durch zwei seiner Großen nach Algier ab. In einem Briefe, den er dazu an den König schrieb, sagte er diesem: Dies Alles sende er als Lösegeld für seine Tochter Matilde; was aber Audalia und Xarifa selbst anlange, so blieben sie bei ihm in Barcelona zurück, weil sie nach ihrem freien Willen die heilige Taufe empfangen hätten.

Dieses Schiff langte in dem Hafen von Algier an, und als der König erfuhr, daß es des Friedens wegen gekommen, gab er den Befehl, es landen zu lassen. Die Gesandten begaben sich mit ihren Geschenken nach dem Palaste und überreichten dem Könige das Schreiben ihres Herrn. Der Maure erkannte, daß das Geschehene nicht zu ändern war, nahm daher in Betrachtung der Großmuth der edeln Catalonier ihre Gaben freundlich an, und schrieb dem Grafen seinerseits zurück, daß er in Ansehung seiner großen Liebe zu der schönen Matilde, einen ewigen Frieden mit ihnen halten wolle, und ihm hiermit sein königliches Wort gebe, sein Land niemals wieder zu beunruhigen. Die Gesandten kehrten mit dieser frohen Zeitung in ihr Vaterland zurück, wo dieselbe mit Jubel und Festlichkeiten gefeiert wurde, und Don Felix ließ darauf zum Angedenken dieser glücklichen Ereignisse und zu Ehren Audalias, dem er so Vieles schuldig geworden, an öffentlicher Stätte in einer hohen Wand eine Blende in Form einer Kapelle anbringen, und befahl einem geschickten Maler, nicht allein ein darein passendes kleines Bild der heiligen Jungfrau von Monserrate, zu deren beiden Seiten Audalia

und Xarifa in Christenkleidern knieten, sondern auch noch eine zweite Tafel zu malen, auf der alle einzelnen Begebenheiten dieser Geschichte in kleinen Bildern vorgestellt wären. Diese Bilder wurden glücklich entworfen und ausgeführt, und als sie vollendet waren, wurden die Straßen von Barcelona mit prächtigen Tapeten ausgehangen und mit reichen Altären geschmückt, und die Schilderung der heiligen Jungfrau in feierlicher Prozession durch dieselben hindurch nach der kleinen Kapelle getragen, wo man es oben in der Nische und unter ihm die zweite Tafel hinter einem vergoldeten Gitter an der Wand befestigte.

Audalia wurde bald hierauf von Don Felix mit der Würde eines Oberfeldmarschalls bekleidet, und Xarifa zur Oberhofmeisterin der Gräfin ernannt, Alberto heirathete eine Dame Blancas, die ihm vier ansehnliche Besitzungen mit einbrachte, und da endlich auch Matilde, deren Liebe zu Feliciano von ihren Eltern gebilligt und durch ihre Vermählung mit ihm gekrönt worden, mit der Zeit zwei Söhne gebar, auf die späterhin die Herrschaft über Catalonien vererbte, so konnte es nicht fehlen, daß Alle mit einander fortan ein glückliches und zufriedenes Leben führten.

XXIV.

Die Herzogin von Savoyen.

Zwischen den beiden edlen Geschlechtern der Mendoza und der Toledo, die an Gütern und Vasallen zu den reichsten und mächtigsten Spaniens gehörten, hatte sich vor Zeiten eine bittere Feindschaft und blutige Fehde entsponnen, und es wurde zum empfindlichen Schaden des einen wie des anderen vielemale zwischen ihnen gekämpft. Als ihre Zwietracht und Feindschaft nun eben am stärksten im Schwange war, und ein tiefer Haß in ihre ergrimmten Herzen gewurzelt hatte, da geschah es, daß Don Giovanni di Mendoza, ein reicher und sehr muthvoller Jüngling, das Haupt der Seinigen war, und daß beide Parteien einander mit zahlreichen Schaaren schlagfertig gegenüber standen.

Die Schwester Don Giovanni's, eines edlen Spaniers Wittwe, die bei ihrem Bruder, den sie wie ihr Leben liebte, sich aufhielt, sah diesen bedenklichen Stand der Dinge vor sich und betete zu Gott: den Frieden zu stiften und so vielem Elende doch ein Ende zu setzen; als sie dann aber zu der Einsicht gelangte, daß keine andere Entscheidung als die der Waffen möglich sei, so gelobte sie Gott, wenn er ihren Bruder siegreich diesen Tag bestehen lasse, zu der heiligen

Peterskirche nach Rom zu wallfahrten. Die wilde Schlacht wurde geschlagen und die Toledo's erlitten eine gänzliche Niederlage, während Don Giovanni mit nur geringem Verluste der Seinigen das Feld behauptete. Frau Isabella, denn so hieß die junge Wittwe, theilte ihr Gelübde ihrem Bruder mit, und wie ungern dieser sie auch eine so weite Reise zu Fuße unternehmen ließ, gab er dazu doch seine Einwilligung, und veranstaltete nur, daß sie wohl begleitet und mit allen Bequemlichkeiten versehen, in kleinen Tagereisen ihren Weg antrat. Frau Isabella stieg über die Pyrenäen nach Frankreich hinüber, überschritt die Alpen ebenfalls und gelangte nach Turin, wo sie Verlangen trug, die Gemahlin des Herzogs von Savoyen, die eine Schwester des Königs von England war, mit Augen zu sehen, um sich zu überzeugen, ob ihre Schönheit, die damals für die größte des ganzen Abendlandes galt, dieses Rufes wirklich würdig sei. Der Zufall war ihr in dieser Absicht ungemein günstig, denn indem sie in Turin einwanderte, fanden sich an dem Thore der Stadt gerade so viele Fuhrwerke zusammen, daß sie Pferde und Wagen auf eine Weile den Weg versperrten, und daß darum auch die Herzogin, die in einem leichten zierlichen Wagen, an dem späten Sommerabende eine Spazierfahrt ins Freie machen wollte, so lange still halten mußte, bis die einfahrenden Wagen vorüber waren. Die Pilgerin hingegen gelangte mit ihren Begleitern zu Fuße leicht durch das Thor, und als sie hörte, daß die Dame im Wagen die gefeierte Herzogin sei, so stellte sie sich ihr, die am Schlage saß, gegenüber und betrachtete ihre Schönheit lange Zug für Zug mit prüfendem Auge, bis sie zu der Erkenntniß in sich kam, daß sie niemals etwas Vollkommeneres als diesen Reiz und diese Lieblichkeit gesehen habe, die sich nur anstaunen und bewundern, durchaus aber nicht beschreiben oder ermessen

ließ, so daß denn auch der von ihr in alle Welt gedrungene Ruf unendlich weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Außer sich vor Entzücken brach sie ganz laut auf spanisch in die Worte aus: O, Herr Gott! das ist ja das schönste und vollkommenste Weib, das jemals auf Erden gelebt hat. Was für Kinder würde die zur Welt bringen, wenn sie die Frau meines Bruders wäre! Es müßten geradezu Engel werden! — Don Giovanni war nämlich allerdings einer der schönsten und stattlichsten Männer seiner Zeit und seines Landes. Die Herzogin, die das Spanische, das sie noch in England gelernt, sehr wohl verstand, rief einen ihrer Diener zu sich, und trug ihm auf, der spanischen Pilgerin in ihre Herberge zu folgen, und sie zu ihr auf das Schloß zu führen, was von dem Diener pünktlich vollzogen ward. Die ganze Zeit über, die die Herzogin darauf an den Ufern des Po lustwandelte, konnte sie nicht aufhören, an die Worte der Pilgerin zu denken und sich tausend und abertausend Vorstellungen über sie zu bilden. In das Schloß zurückkehrend, traf sie dieselbe darin an, die ihrer, in Folge der Anordnungen ihres Dieners mit ihren Begleitern wartete. Die Herzogin zog sie bei Seite und fragte, aus welcher Gegend Spaniens und aus welchem Hause sie sei und wohin sie gehe? Die Pilgerin antwortete auf Alles mit Ueberlegung und entdeckte der Herzogin die Ursache, warum sie nach Rom wallfahrte. Ihre hohe Geburt vernehmend, entschuldigte sich die Herzogin gegen sie, sie aus Unwissenheit nicht gleich Anfangs mehr geehrt zu haben, und wechselte nun eine lange Weile mit ihr höfliche Reden, bis sie endlich zur Sache kam und die Fremde geradezu fragte: wie sie die Worte, die sie bei ihrem ersten Erblicken im Wagen fallen lassen, verstanden habe? — Frau Isabella antwortete unbefangen: Frau Herzogin, Don Giovanni Mendoza, mein Bruder,

ist einer der schönsten jungen Männer, die es gegenwärtig gibt, wie eben ein Jeder sagt, der ihn sieht, und wie ich selbst es gar nicht wissen würde, wenn es nicht die öffentliche Meinung von ihm durchweg behauptete. Von seiner Tapferkeit und den anderen edlen Eigenschaften, die ihn auszeichnen, steht es mir als seiner Schwester auch nicht zu, viel Rühmens zu machen, aber wenn ihr seine Feinde danach fragtet, so würdet ihr hören, daß er ein gewaltiger, untadeliger Ritter ist. — Die Herzogin war schon in Folge jener Worte, die sie im Wagen vernommen, ein wenig in Liebe zu ihm entbrannt und trug Verlangen, ihn zu sehen. Wie sie nun aber jetzt seine Schwester auf diese Weise von ihm sprechen hörte, so ließ sie die Flammen der Leidenschaft ungestört in ihrem Herzen aufschlagen, ja schürte sie sogar sorgfältig selber an, daß sie bald vor Sehnsucht nach Don Giovanni zu vergehen meinte, und sich in der tiefen Innigkeit ihrer Gefühle wie außer sich selbst versetzt fand. In ihrem eigenen Sinne keine Abhülfe ihrer Noth findend, und je hoffnungsloser, desto verlangender, beschloß sie, eine ihrer getreuesten Kammerfrauen in ihr Vertrauen zu ziehen. Diese Kammerfrau hieß Giulia und war sehr anmuthig und schön und so liebenswürdig, daß sie von dem ganzen Hofe fast auf den Händen getragen wurde. Ihr also vertraute sich die Herzogin an und sie bat sie um Rath und Hülfe. Giulia, die ihre Gebieterin mehr als ihr Leben liebte, empfand über ihre Mittheilungen großes Mitleiden und tröstete sie so gut es ihr möglich war mit dem Versprechen, ihr nach Kräften zu Erreichung ihrer Absicht beizustehen. Die Herzogin gewann in ihrem Kummer dadurch einige Erleichterung, und Giulia ergab sich ihretwegen reiflichen Betrachtungen, deren Ergebniß allerdings die Einsicht war, daß ohne den Beistand eines klugen und erfahrenen Mannes

dem Herzensweh ihrer Gebieterin nicht wohl abzuhelfen sein werde. Es ist ein an Höfen allerwärts geltender Gebrauch, daß die Höflinge den Damen den Hof machen, und so hatte denn seither auch der Arzt der Herzogin, ein Mailänder Bürger, Meister Francesco Appiano, sich um Giulia's Liebe sehr angelegentlich, obwohl nicht eben erfolgreich beworben. Wie Gulia nun aber gegenwärtig bedachte, was doch für ein wohlgesitteter, umsichtiger und einnehmender Mann derselbe sei, der gewiß jegliches Unternehmen von der rechten Seite anzufassen verstehe, so erkannte sie leicht, daß er besser als jeder Andere sich dazu eigne, den Absichten der Herzogin zu dienen. Darüber mit sich selbst einig, besprach sie es auch mit ihrer Gebieterin. Dieselbe billigte ihre Gründe und forderte sie auf, den Arzt fortan durch süße und verliebte Blicke so nah wie möglich an sich zu locken, was diese mit so gutem Geschicke anzufangen verstand, daß sie den wahrhaft in sie verliebten Mann zu den freudigsten Hoffnungen für seine Leidenschaft zu ihr aufregte. Als sie ihn endlich genugsam entzündet zu haben meinte, sagte sie eines Abends zu ihm: die Frau Herzogin befindet sich unwohl und wünscht, daß ihr Morgen früh, bevor sie aufsteht, zu ihr kommt und euch von ihr sagen laßt, was ihr fehlt, damit ihr ihrem Uebel vielleicht Abhülfe leiht. — Der Arzt versprach zu kommen, und als es am anderen Morgen an der Zeit war, ging er auf das Schloß und wartete in dem Vorzimmer auf Einlaß. Die Herzogin hatte bereits mit Giulien besprochen, wie weit ihm zu vertrauen sei, und sobald seine Ankunft gemeldet wurde, ließ sie ihn in ihr Schlafgemach führen und entfernte daraus alle anderen dienenden Frauen außer Giulia, wodann sie, mit beiden allein, sich mit folgender Anrede an ihn wendete: Wofern ihr, Meister Francesco, der feine, lebenskluge Mann seid, für den ich

euch halten darf, so hoffe ich, in Betreff dessen was ich euch sagen werde, zweierlei in euch vorzufinden, erstens eine unverbrüchliche Treue und Verschwiegenheit, und zweitens Mitleiden mit meiner Noth und Linderung derselben, die ihr, als ein für die Seele gewiß eben so geschickter Arzt wie für den Körper mir gewähren könnt. Es wird euch nämlich nicht unbekannt sein, in welcher Lage ich als ein junges, lebensvolles Weib einem alternden Manne gegenüber mich als Gattin befinden muß, der sich, um frei mit euch heraus zu sprechen, so ganz und gar nicht auf den Frauendienst versteht; wiewohl ich nichtsdestoweniger nichts im Sinne habe, was etwa die ehelichen Rechte des Herrn Herzogs an mich beeinträchtigte. Aber es ist eben in mir seit einigen Tagen ein so heißes Verlangen nach dem Anblicke eines Mannes entbrannt, den ich noch niemals gesehen, daß ich überzeugt bin, ohne Befriedigung desselben nicht länger leben zu können. Ich habe mir alle nur erdenkliche Mühe gegeben und Mittel und Wege die Menge versucht, mir diese Grillen aus dem Sinn zu schlagen, jedoch es ist alles vergebens geblieben, und im Gegentheile, jemehr ich mich anstrenge, diese Begierde in mir zu lindern, ich will nicht sagen zu stillen, desto mehr entbrennt sie und desto stärker schwillt sie an, so daß ich, voraussehend, ich würde sonst einem unvermeidlichen Tod zur Beute werden, bei mir beschlossen habe, mich auf alle Weise vor ihm zu schützen, die ich nach meinem Sinn gar nicht spät genug würde sterben können. — Die Herzogin erzählte nach dieser Einleitung, was sie Alles die Pilgerin von ihrem Bruder hatte sagen hören, welchen berühmten Ritter sie eben so gern sehen möchte, bat und beschwor den Arzt, ihr in diesem Unternehmen beizustehen, und versprach ihm dafür nicht allein goldene Berge, sondern schließlich noch die Hand ihrer Kammerfrau Giulia. So

wie die Herzogin diese letztere Seite berührte, hatte sie auch schon den verliebten Arzt durch die Vermittelung seines Herzens für sich gewonnen, und er erklärte ihr, daß er ihr zu allen Diensten, die sie von ihm fordere, ergeben sei, und erbat sich nur, die Wichtigkeit der Sache angesehen, in der sie gegenwärtig seine Mitwirkung in Anspruch nehme, zwei Tage Bedenkzeit, um sie von allen Seiten in reifliche Erwägung zu ziehen. Inzwischen hatte er bereits einen Anschlag in Gedanken aufgefaßt und ermahnte die Herzogin, vorläufig nur im Bette liegen zu bleiben, und sich unwohl zu stellen, indem er selbst, der Sicherheit wegen, ihr eine Latwerge und andere Arzeneien verordnete. Darauf verließ er sie und ging nach Hause, wo er so lange Zeit mit seinen Geisteskräften klügelte und grübelte, bis er, von allerlei Hirngespinnsten und seltsamen Ränken zurückkommend, dabei verblieb, daß es für die Herzogin bei weitem das Beste und Sicherste sei, unter dem Vorwande eines Gelübdes zu dem heiligen Jakob nach Galizien zu wallfahrten. Der schlaue Appiano wartete nach diesem Beschlusse seiner Gebieterin wieder auf und eröffnete ihn ihr in Giulias Gegenwart, indem er hinzufügte: um die Ausführung zu erleichtern, werde es nöthig sein, daß sie ihre vorgebliche Unpäßlichkeit allmälig scheinbar bis zu einer bedeutenden Krankheit steigere, die am Ende wie durch ein Wunder des genannten Heiligen gehoben werden müsse. Die Herzogin ging auf diesen Anschlag ein, und that dies zwar um so lieber, als der bequeme Arzt ihr überdies angab, wie sie ihren Frauen und Zofen mit guter Art einbilden könne, mit eigenen Augen gesehen zu haben, daß der heilige Apostel ihr in Person erschienen sei. Die Herzogin fing an, sich übelgelaunt zu betragen, vor allen Speisen, die man ihr vorsetzte, Ekel zu erkennen zu geben und heftig über Magenschmerzen zu klagen. Sie hatte

sich auf Appiano's Anrathen Bähungen von Mutterkümmel und anderen Kräutern gemacht, so daß sie leichenblaß geworden war. Noch andere Aerzte wurden zu ihrer Wiederherstellung herbeigerufen, die gewaltig erschraken, da sie sie so blaß sahen, und nachdem ihnen Appiano von einem Gewirre von Zufällen vorgelogen, die die Herzogin gehabt haben sollte, so verließen sie sich in dem, was die Beurtheilung der Krankheit anlangte, auf ihn, den damit Vertrauteren, allein, und hießen alle Mittel gut, die er für nöthig fand, zu verschreiben. Indessen schien sich der Zustand der Herzogin von Tag zu Tage zu verschlimmern, sie nahm keine anderen Speisen zu sich, als solche von der nahrhaftesten Art, die ihr Appiano heimlich mitbrachte und so verbreitete sich durch Turin alsbald die Zeitung, daß die Herzogin in Todesgefahr sei, weil auch die anderen Aerzte, durch die übelsten Anzeichen getäuscht, die Appiano mit Giulia's Hülfe hervorzubringen gewußt, sie bestätigten.

Es befand sich in der Stadt Turin ein dem Erzbischofe untergeordneter armer Weihbischof, dessen Bisthum in den Ländern der Ungläubigen lag, und der selbst ein einfältiglicher Mann war und einen heiligen Lebenswandel führte. Bei diesem nahm sich die Herzogin vor, zu beichten, und vollbrachte dies zwar wie Ser Ciappelletto zu seiner Zeit, indem sie ihm zu verstehen gab, wie sie allmälig ihre Lebenskräfte hinschwinden und sich sterben fühle, und ihn bat, für sie zu beten. Der leichtgläubige Alte tröstete sie dagegen mit frommen Worten und ermahnte sie, ihre Seele Gott zu empfehlen und auf sein himmlisches Erbarmen zu hoffen; auch veranstaltete er, daß Tages darauf eine große Procession gehalten und von dem ganzen Klerus der Stadt für die Gesundheit der Herzogin gebeten wurde. Appiano hatte mit eigener Hand ein meisterliches Abbild Sankt Jakobs

von Galizien, so wie man ihn gemeiniglich vorstellt, verfertigt. Es war zusammengepappt und mit schönen Farben angestrichen, wie denn Appiano eben nicht allein ein gelehrter Arzt, sondern auch in mancherlei Künsten und Handarbeiten sehr geschickt war. Er legte diese Figur in einen Kasten zu leinenen Tüchern, die er vorher wohl mit gebrannten Wassern durchnäßt und in Spiritus getränkt hatte, und übergab die Kiste Giulien, die sie als voll ihr zugehöriger Kleider auf das Schloß schaffen und hinter das Bett der Herzogin stellen ließ. Für die Dauer ihrer erdichteten Krankheit hatte die Herzogin außer Giulien zwei einfältige alte Weiber erwählt, die Nacht in ihrem Schlafzimmer mit zu verweilen. Nachts darauf nun, als die erwähnte Prozession gehalten worden, bemerkte Giulia etwa gegen Mitternacht, daß die beiden überwachten Wärterinnen, endlich von der Müdigkeit überwältigt, in einen tiefen Schlaf versunken waren. Sie öffnete also leise ihren Kasten, zog den heiligen Jakob hervor, und befestigte ihn mit Hülfe der Herzogin an die Wand hinter dem Bette, worauf sie, die Bettvorhänge zurückschlagend, dicht am Bilde die leinenen getränkten Tücher anzündete. Die Figur des Heiligen war so eingerichtet, daß sie, wenn man einen daran befestigten weißen Faden Zwirn anzog, den Arm wie zur Segenspende erhob. Da stieß Giulia plötzlich einen lauten Schrei aus, so daß die beiden Alten erwachen mußten, warf sich zwischen Wand und Bette auf die Knie nieder und zog an dem Faden: ein Wunder! ein Wunder! rufend. Die Herzogin sprang aus dem Bette, stürzte ebenfalls vor dem Heiligen nieder und flehte ihn an, sie zu heilen, wofür sie ihm zu wiederholtenmalen gelobte, zu seinen heiligen Gebeinen eine Wallfahrt zu unternehmen. Die alten Frauen sahen, wie das Bild die Herzogin segnete, und wie die am Boden verbrennenden

Tücher einen so schönen buntfarbigen Schein um dasselbe verbreiteten, glaubten daher steif und fest, den heiligen Jakob den älteren, den Bruder des Evangelisten Sankt Johannes, zu erblicken, und knieten auch ihrerseits, vor Andacht Thränen vergießend, im Gebete nieder, währenddessen sie das mehrmals ausgesprochene Gelübde der Herzogin hörten. Sobald diese Letztere sah, daß der Schimmer der brennenden Tücher geringer ward, befahl sie den Wärterinnen, das Zimmer zu verlassen, und den Arzt hereinzurufen, dem in einem anstoßenden Gemache des Schlosses ein Nachtlager bereitet worden. Währenddes die beiden Frauen nach dem Arzte fortgeeilt, nahmen die Herzogin und Giulia die papperne Figur und legten sie wieder in den Kasten; die Wärterinnen machten aber einen solchen Lärm, daß sie nicht allein Appiano weckten, sondern mit ihrem Geschrei: ein Wunder! ein Wunder! das ganze Schloß in Aufruhr brachten. Der Herzog selbst wurde dadurch aus dem Schlafe erweckt, und begab sich mit vielen Anderen in das Zimmer seiner Gemahlin. Die Herzogin war schon angekleidet und strahlte im ganzen Angesicht vor Freude. Sobald sie den Herzog sah, ging sie ihm entgegen, ihn zu begrüßen, und sagte, voll Heiterkeit: Ich bin das glücklichste Weib auf Erden, mein Gemahl, seitdem es unserem Herr Gott gefallen hat, mich mittelst seines glorreichen Apostels Sankt Jakob von Galizien wieder gesund zu machen. — Sie erzählte ihm darauf, welch schönes Wunder sich zugetragen und die beiden Alten so wie Giulia betheuerten, den Apostel mit ihren sichtlichen Augen erblickt zu haben. Appiano, in den der Herzog ein großes Vertrauen setzte, versicherte, daß bei seinem Eintritt der Heilige noch in einem hellen Strahlenglanze dagestanden und gleich darauf, fast in demselben Augenblicke als der Herzog die Thüre geöffnet, urplötzlich verschwunden sei. Es würde zu weit führen, Alles

geben, wie sie ihnen und meinen Rittern angemessen ist, und wollen nicht, daß ihr fürder irgend noch für sie zu sorgen habt. — Und also ließ der großherzige Monarch, der deshalb nicht nur von allen Sicilianern, sondern auch von Jedermann, der es hörte, höchlich gepriesen wurde, die beiden Ritter mit ihren Bräuten vor sich kommen, forderte sie auf, ihren Ansprüchen an das Vermögen des Herrn Lionato feierlich zu entsagen, was er mit einer königlichen Urkunde in aller Form bestätigte, und stattete sie nunmehr nicht als die Töchter eines einfachen Edelmanns, sondern vielmehr als seine eigenen, mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit aus, indem er die Gehalte der beiden Ritter überdies wesentlich erhöhte. Die Königin, die in den Beweisen ihrer Huld gegen die schönen Schwestern dem Könige nicht nachstand, beschenkte sie auch ihrerseits reichlich und ernannte sie zu ihren Hofdamen, als welche sie sich nicht allein fortwährend in ihrer höchsten Gunst zu erhalten, sondern auch durch ihr musterhaftes Betragen bei dem ganzen Hofstaate beliebt zu machen wußten. Auch Herr Lionato seinerseits erhielt vom Könige in Messina ein einträgliches Ehrenamt, das er so glücklich war, in der Folge der Zeit auf seinen Sohn übertragen zu sehen. Und einen solch erwünschten Ausgang nahm also die Liebe des Herrn Timbreo, und das Unheil, das Herr Girondo versucht hatte anzustiften.

Beide Ehepaare lebten mit einander lange Jahre glücklich und zufrieden, und Herr Timbreo wurde der Stammvater der vielen ausgezeichneten Männer, die dem Sicilianischen Zweige des erlauchten spanischen Hauses der Cardona entsprossen.

XIX.

Mehr Glück als Verstand!

In dem prächtigen Sevilla, das durch seine reichen Galeonen und Kaufleute mit allen vier Theilen der Welt verkehrt, lebte ein Rathsherr, Namens Alexandro, der aus einem der edelsten Geschlechter Genuas abstammte, sich in Sevilla mit einer reichen und vornehmen Dame aus dieser Stadt vermählte und mit ihr eine Tochter hatte, die er Doristea nannte, und an deren Geburt ihre Mutter starb. Das schöne Kind erwuchs bis zu dem Alter von sechszehn Jahren, und war mit allen Gaben der Natur so herrlich ausgeschmückt, daß ihr Vater sich in ihr wie in einem Spiegel beschaute, und sie so grenzenlos liebte, daß er dadurch, wie es so vielen Eltern mit ihren Kindern geschieht, die sie deswegen nicht von sich lassen wollen, die Ursache ihres Unglücks ward. Viele Edelleute bewarben sich zwar um sie; er wies aber alle unter dem Vorwande ab, daß sie noch ein Kind sei, weil er meinte, ihr Stand und Reichthum mache sie eines großen Herrn werth. Inzwischen starb er, bevor er seine Absicht mit ihr erreichte, und hinterließ sie, wie viele Verwandte er

auch hatte, in der Obhut einer Tante von ihr, der Schwester ihrer Mutter.

Doña Estefania war hochbejahrt, hatte zehntausend Ducaten im Vermögen, und liebte ihre Nichte so sehr, daß sie dieselbe dereinst, bei allem ihrem väterlichen Reichthume, auch zu ihrer Erbin machen wollte.

In der nämlichen Stadt lebte ein Edler, von besserem Adel als Vermögensumständen, der einen Sohn, Namens Claudio, hatte, eben so hervorstechend durch sein gefälliges Aeußere, als durch seinen ausschweifenden Lebenswandel, demzufolge er nicht nur die geringe Habe seines alten Vaters vergeudete, sondern auch dessen Lebenstage abkürzte, indem Claudio in einen großen Diebstahl, der in Sevilla geschah, anscheinend verwickelt, eingezogen wurde, und, da viele andere Anklagen gegen ihn dazu kamen, nicht anders als mit Aufopferung von sechstausend Ducaten von seinem Vater frei gemacht werden konnte, der aus Gram über diese Schande starb.

Der verschwenderische Jüngling sah sich also frei und arm, und gab sich nunmehr seinen üblen Neigungen völlig hin, indem er fortan ausschließlich nur von dem lebte, was er als ein erfahrner Spieler aus Spielhäusern davontrug. Indessen fiel es ihm beschwerlich, daß er nicht immer Jemand fand, der mit ihm spielte, und da kam es ihm in den Sinn, sich mit dem Reichthume Doristeens aus der Noth zu helfen, um die er also, auf seinen Adel pochend, anhielt. Doña Estefania antwortete mit gerechter Entrüstung über seine Frechheit: wie sich ein so übel berüchtigter Mensch unterfangen könne, auf die Hand ihrer Nichte Ansprüche zu machen, da er doch so bettelarm sei, daß er unter dem geringsten Diener ihres Hauses stehe! — und fügte auch noch andere verächtliche Reden hinzu. Claudio fühlte sich aber dadurch so schwer beleidigt, daß er sich zu rächen schwur, und

in der Annahme, daß er diese seine Absicht am ehesten erreiche, wenn er sich um die Gunst der jungen Dame bemühe; sogleich und zwar so erfolgreich Hand an sein Werk legte, daß ihm seine erheuchelte Verliebtheit einen Platz in ihrem Herzen verdiente, dessen er unwürdig war. Der Tante entging die Unruhe dieses Herzens nicht, und da sie erkannte, daß Claudio den Anlaß dazu gab, so nahm sie sich vor, Doristeen mit einem einflußreichen Indianer zu vermählen, und eröffnete ihr diesen, in zwei Tagen zu vollziehenden Beschluß, indem sie sie aufforderte, für den erforderlichen Brautschmuck Sorge zu tragen.

Das verliebte Mädchen verhehlte ihre wahren Gesinnungen, und als die Nacht kam, vertraute sie sich ihrem falschen Liebhaber in einem Briefe, den sie ihm durch ein Fenster zusteckte, und in welchem sie ihn ersuchte, ihr ungesäumt zu antworten. Claudio machte sich mit dem Inhalte bekannt, und da sie ihm sagte, daß sie ihn heirathen und keinem anderen Gatten zu Theil werden wolle, so dankte er ihr in seiner Antwort für diese Gunst mit verliebten Redensarten und fügte hinzu, da sie wisse, daß er arm sei, so möge sie nur Alles zusammenraffen, wessen sie an Geld und Juwelen habhaft werden könne. Er kehrte zurück, ihr diesen Zettel zuzustecken, und derweil die Tante ausgegangen, eine andere Dame zur Trauungszeugin einzuladen, fand das bethörte Mädchen Gelegenheit, ihr aus einem Schreibtische über achttausend Ducaten in blanken Dublonen und an Kostbarkeiten zu entwenden. Sie eilte damit an das Fenster zurück, sah, daß ihr Liebhaber noch wartete, und rief ihn mit dem Bedeuten zu sich heran, er soll den Mantel aufhalten, wodann sie ihm den ganzen Schatz, in einen Ueberzug von Taffet gewickelt, hinabwarf, und ihn bat, mit dem Anbruche der Nacht, wenn Alles schlafen gegangen, ihrer zu harren. Wohl

hätte Claudio sich mit dem begnügen können, was er gegenwärtig davon trug; aber sein Gemüth war so grundböse, daß er, es koste was es wolle, eine durch die Entehrung der Jungfrau zu vervollständigende Rache begehrte.

Er versah sich also mit zwei Maulthieren, bat einen Freund, der eben so nichtsnutzig war als er selbst, ihn an der Bittgangspforte zu erwarten, und gab ihm zu verstehen, wie ein anderer Freund, der nach Carmona gegangen, ihn beauftragt habe, ihm ein Weib, das er sich halte, nachzubringen. Er bildete sich ein, ein sehr vorsichtiger Mensch zu sein, und hatte sich diese Lüge ausgedacht, um durchaus keine Gefahr zu laufen.

Als Doña Estefania wiederkehrte, brachte sie ihrer Nichte eine sehr lange Schnur großer Perlen mit, an der ein Kleinod von Diamanten hing, und sagte zu ihr: Die Perlen sind von derjenigen, die bei deiner Trauung Zeugin sein wird, und die Juwelen habe ich dir gekauft, um dir zu zeigen, daß ich Gehorsamkeit zu belohnen weiß. Doristea nahm die Geschenke, froh, ihrem falschen Liebhaber noch etwas mit zu bringen, und als das Haus zu Ruhe gekommen war, gab sie sich in die Gewalt ihres Feindes, der sie dahin führte, wo sein Freund mit den Maulthieren seiner wartete. Hier hob er das betrogene Mädchen auf das eine, stieg hinter ihr auf, nachdem er sein Felleisen mit dem Geld und Geldeswerthe auf das andere gepackt, und ritt mit Doristeen die ganze Nacht hindurch zu, bis sie in eine dichtverwachsene Waldung kamen, die er sehr wohl kannte, weil er sich darin des öfteren schon vor den Nachstellungen der Gerechtigkeit verborgen gehalten hatte. Als er mit seiner Gefährtin in das tiefste Dickicht eingedrungen war, hielt er still, stieg ab und hob sie ebenfalls in seinen Armen von dem Thiere, indem er sagte: Ich bin müde, und vermöchte um eine Welt

nicht länger der Erholung zu entbehren. — Völlig versichert, sie in seiner Gewalt zu haben, warf er sich zugleich am Fuße eines steilaufragenden Felsen hin, von dem aus dunkelblauem Schiefer hervor ein klarer Quell auf die Erde niederstürzte, der der Fels also seine allgemeine Schuld auch seinerseits abtrug. Er entschlief sorglos und um seine entführte Geliebte im Geringsten nicht bekümmert, und als er gestärkt wieder erwacht war, richtete er sich zum Sitzen empor, sah sie mit finsterem Blicke an und fragte: Worüber weinst du? Ich bin wahrhaftig nicht gestimmt, das mit anzusehen! — Es ist nicht zu verwundern, daß ich weine, sprach Doristea, da ich sehen muß, wie verächtlich ihr mit mir umgeht. — Ich gehe noch besser mit dir um, als es recht ist, erwiederte der Unmensch. Ich habe dich aus deinem Hause nicht geraubt, um dich zu heirathen, sondern um mich an deiner abgelebten alten Tante zu rächen, denn wer sich so leichtfertigerweise in meine Hände gibt, der ist mir zu meiner Frau zu schlecht. — Was muß ich hören? undankbarer Claudio! Also behandelst du mich? rief das erschreckte Mädchen: Auf diese Weise vergiltst du mir, daß ich um deinetwillen meine Verwandten so schwer gekränkt habe? — Gerade deswegen schätze ich dich gering, antwortete er, denn nächster Tage würdest du mich ebensowohl kränken; das einzige, was mich ärgert, ist, daß du nicht noch mehr Geld und Gut mitgenommen, das ich an eine Andere wegschenken könnte, die es mehr verdient als du. Mache daß du bald wieder zu deiner albernen Tante kommst, und stiehl ihr vollends, was sie noch besitzt, einem Andern zu Liebe. — Geht mit Gott von dannen, sagte die Weinende, es ist zwar so wenig nicht, was ihr mit euch nehmt, denn es ist an achttausend Ducaten werth; aber wenn ich nur meine Ehre nicht verliere, so gilt mir alles Andere nichts. — Ich wäre doch

ein rechter Narr, antwortete der grausame Mensch, wenn ich euch so übermüthig ziehen ließe. Meine größte Rache soll sein, an dir meine Lust zu büßen. — Ehe daß ich, Schurke! meine jungfräuliche Reinheit beflecken lasse, sprach Doristea, sollen deine schändlichen Hände mir das Leben rauben! —

Unfern von den Beiden, jedoch an einer Stelle, wo er von ihnen nicht hatte wahrgenommen werden können, war schon vorher ein junger Edelmann verborgen gewesen. Voll Bewunderung des Muths der Jungfrau und voll Mitleiden mit ihrer Lage, trat er jetzt plötzlich mit den Worten hervor: Wie? Verwegener! willst du dich so schwer an dem Himmel versündigen, dieses Mädchen zu entehren? Du mußt ein verworfener Knecht sein, daß du es wagst, solche Schönheit zu beleidigen! So lang ich das Leben habe, soll dir deine Bosheit nicht gelingen, da mich ein gutes Glück zu ihrer Vertheidigung hierher sendete. — Indem er diese Worte sprach, sprang Claudio, ohne zu antworten, auf, eine Pistole zu ergreifen; der edle Fremde kam ihm aber zuvor, schoß eine andere Pistole, die er im Gürtel trug, auf ihn ab, und streckte ihn mit dem Schusse todt zu Boden, indem er sagte: Das ist der Lohn, der solchem Schelme zukommt! — Doristea warf sich ihm zu Füßen und dankte ihm für die Erhaltung ihres Lebens und ihrer Ehre; der kluge Ritter aber sagte: Wir haben jetzt keine Zeit zu verlieren und müssen eiligst von hinnen, — packte das Felleisen auf das Lastthier, hob die Dame in den Sattel und setzte sich hinter ihr auf, die Gefahr in großer Schnelligkeit fliehend. Vier Meilen von dem Orte, wo der Vorfall sich ereignet, gelangte er zu einem einsamen Wirthshause, in dem ein Sklave seiner wartete. Er rief ihn, ohne abzusteigen, zu sich und sagte: Mach dich zu deinem Kameraden auf den Weg und triff mich in dem Gasthause, du weißt wohin ich

gehe. — Der Diener gehorchte, ohne etwas zu erwiedern, da er sah, daß sein Herr eine Fremde bei sich hatte, und als dieser das Gasthaus erreichte, ließ er sich ein Zimmer anweisen und gab vor, daß die Dame seine Schwester sei, und daß er sich von seinen Leuten, die er hier erwarten wolle, verirrt habe. Darauf vermochte er Doristeen, sich zu Bett zu legen, schloß die Thüre des Zimmers hinter sich ab, und ging vor das Haus, um frische Luft zu schöpfen, da die Wärme bereits drückend wurde. Nachdem er bestellt, daß man ihm das Beste, was da sei, zu essen auftrüge, traf er mit einigen anderen Reisenden zusammen, die ihn veranlaßten, sich zur Unterhaltung mit ihnen auf ein Spiel einzulassen, und denen er im Laufe des Gesprächs zu wissen that, daß er seine, für ein Kloster in Ubeda bestimmte Schwester mit sich führe. Seine Diener kamen an, und er hielt es für gerathen, um alle Nachstellungen zu vereiteln, in der Herberge zu übernachten, weswegen er denn seine Reisegefährtin mit allem Nöthigen versehen, ihr Zimmer wieder zuschließen und sich den Schlüssel bringen; für sich und seine Diener aber ein zweites Zimmer zurecht machen ließ. Durch diese Fürsorglichkeit entfernte er allen Argwohn von sich. Am andern Morgen stand er sehr früh auf, noch ehe es tagte, und äußerte, er breche so zeitig wegen der Hitze auf, weil er sich diejenige zu verbinden wünschte, der er schon nicht mehr umhin konnte, alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er erkundigte sich, ob in dem Orte eine Kutsche oder Sänfte zu haben sei. Die Wirthin antwortete: Wenn euer Gnaden dem Hof angehörtet, so würdet ihr eine Sänfte, die dahin zurück geht, finden. — Es ist schon genug, daß eine da ist, sagte der erfahrne Kavalier, das Uebrige wird sich mit Geld machen lassen. Ruft den Mann herbei, ich will sehen, ob ich mit ihm fertig werde. — Die willige Hausfrau, die

dabei betheiligt war, weil er ihr Bruder, ließ den Führer der Sänfte rufen, und als derselbe kam, zog ihn der Edelmann bei Seite und vertraute ihm insgeheim an, daß seine Reise an den Hof gehe, und daß er, wie er ihm nicht verhehlen wolle, den er für einen wohldenkenden, zuverlässigen Mann halte, eine Dame mit sich führe, die ihm theuer sei, und von der er, zu seiner Sicherheit, ausgesagt, daß sie seine Schwester sei und daß er sie anderswohin bringe. — Der Führer erwiederte: Ich verwundere mich ganz und gar über nichts mehr, es gehen täglich so vielerlei Dinge vor, und wir sind an's Schweigen gewöhnt, euer Gnaden mögt euch immerhin beruhigen, ihr habt euren Mann an mir gefunden. — Ich werde euch gut bezahlen, sagte der zufriedene Edle, macht euch nur alsobald fertig, ich habe Eile. — Damit gab er ihm einige Dublonen Handgeld, und befand sich mit ihm bald unterwegs.

An dem zweiten Reisetage wünschte er zu erfahren, wer eigentlich seine Dame sei, und kam deswegen mit dem Sänftenführer überein, im Freien Mittag zu halten, wozu derselbe einen gelegenen Platz, etwa eine Meile von der Straße abseits erwählen solle. Da die Bezahlung gut war, so erwies der Mann sich in allen Dingen gefällig, und als ihnen demnach ein dichter Eichwald zu Gesicht kam, der ihrem Zwecke zu entsprechen schien, so machten sie darinnen Halt, und ließen sich an einer Stelle nieder, wo sie gegen die Sonne Schutz fanden, und wo dann der Edelmann, der wahrzunehmen glaubte, daß die Dame irgend einem geheimen Kummer Thränen gezollt, zu ihr sagte: Ihr werdet mich ohne Zweifel für unhöflich halten, Señora, daß ich euch die Zeit her ohne äußere Zeichen meiner Theilnahme gelassen; daran ist aber nur meine Sorge schuld, jegliche Gefahr von euch abzuwenden. Hier seid ihr in Sicherheit, und wenn

meine Liebe zu euch es verdient, so seid mir so günstig, mir zu sagen, wie ihr heißt und wer ihr seid. Ihr mögt dabei überzeugt sein, daß ich mich fortwährend nur eurem Dienste widmen werde, denn ich kann bereits nicht umhin, mich in der maße als den Eurigen anzusehen, daß ich euren Entführer entschuldige, weil ich es ganz gewiß auch geworden sein würde, wenn mir ein solches Glück jemals gelächelt, als dieser Unwürdige frevelnd von sich stieß. — Er schwieg, und Doristea, die ihn einer Antwort warten sah, sagte: Ich kann nicht leugnen, daß ich euch große Verbindlichkeiten schuldig bin, die mich zu dem lebhaftesten Danke gegen euch auffordern; ehe ich euch aber die gewünschte Auskunft über meine Person und Verhältnisse gebe, wünschte ich doch zu wissen, wem ich das Geheimniß meines betrübten Herzens anvertraue? — Was das betrifft, antwortete er, so will ich euch durch Eröffnung der Wahrheit alsbald genugthun. Ich bin, Señora, der Sohn eines Edelmanns, Namens Don Juan Manrique. Mein Vater ist ein großer Grundbesitzer und hält sich am Hofe auf, in der Absicht, von seiner Majestät eine Standeserhöhung zu erlangen. Ich habe eine Schwester, von der ich, wenn ich eure Schönheit nicht vor Augen hätte, mir getrauen möchte, zu sagen, daß sie eine der schönsten Frauen ihrer Zeit sei. Dicht neben unserem Hause an wohnte ein Edelmann aus Sevilla, den ich damals noch nicht kannte. Eines Abends trug es sich zu, daß ich sehr glücklich im Spiele war, ich verließ das Spielhaus spät in der Nacht, und als ich nach Hause ging, wurde ich plötzlich von mehreren Männern angefallen, die mich entweder berauben oder mir das Leben nehmen wollten. Und ohne Zweifel würden sie mich getödtet haben, wenn nicht zufälligerweise jener Edelmann auf seinem Wege nach Hause dazu gekommen wäre, und sich mit den Worten mir hülfreich zur Seite ge-

stellt hätte: Señor Don Carlos, ihr seht mich bereit, euer Leben zu vertheidigen! — Es eilten darauf auch noch zwei Diener zu meinem Beistande herzu, und wir fochten so wacker, daß von unseren sechs Gegnern zuletzt nur zwei übrig blieben, die um Gnade baten. Mein Retter forderte mich auf, uns zu entfernen, um nicht erkannt zu werden, und wir folgten ihm, aus Furcht wegen der Verwundeten, nach seinem Hause, wo er sogleich Licht bringen ließ, und wo von dem Augenblicke an, da ich ihn sah, mich eine solche unbegrenzte Zuneigung zu ihm erfaßte, daß ich nicht zu sagen wüßte, ob sie aus seiner Großherzigkeit, oder aus meinem Dankgefühle entstand. Indem ich euch sage, daß er sich Don Luis de Guzman nennt, gebe ich euch einen Maaßstab seines Werthes an. Er bezog fünf tausend Ducaten jährlicher Einkünfte wegen eines Alcantarakreuzes, das er auf der Brust trug, und führte einen Rechtshandel wegen eines Majorates, das ihm über das, was er schon besaß, noch dreitausend versprach. Er theilte mir dies Alles mit und gestand mir, er empfinde eine so große Freundschaft zu mir, daß er sich wahrhaft glücklich schätze, mir einen Dienst geleistet zu haben, wogegen ich nicht ermangelte, ihm weitläufig auszusprechen, wie sehr ich von den nämlichen Gesinnungen für ihn durchdrungen sei. Ich schied endlich von ihm, und als mein Vater hörte, welcher Unfall mich betroffen, und welchen Freund in der Noth ich an Don Luis gefunden, so nahm er denselben mit solcher Freundlichkeit in unseren Umgang auf, daß in Folge dessen unsere Freundschaft uns bald auf das Innigste verband. Eines Tages erklärte mir Don Luis, daß er zu Doña Fulgencia, meiner Schwester, eine heftige Leidenschaft gefaßt; aber besonders deswegen noch nicht gewagt habe, derselben durch eine Bewerbung um ihre Hand Genüge zu thun, weil er wisse, mein Vater liebe sie so zärt-

lich, daß er schon einmal einen anderen an sie ergangenen Heirathsantrag blos deswegen zurückgewiesen, weil der Freier sie vom Hofe entführt haben würde. Er fügte hinzu, wenn ich ihm seine Freundschaft zu mir vergelten wolle, so könne ich dies nicht besser thun, als indem ich ihm das Jawort meines Vaters vermittele, von dem er wisse, daß er in Alles willigen werde, was ich von ihm erbäte. Auf diese Erklärung hin stellte ich denn meinem Vater die Vortheile vor, die uns aus der Verwandtschaft mit einem so ausgezeichneten Edelmann erwachsen würden, und bewirkte dessen Einwilligung. Seit seiner Verheirathung hat Don Luis noch vier Monate in unserem Hause zugebracht, fortwährend ein so zärtlicher Liebhaber seiner Frau, daß meine Schwester sich in seinem Besitze glücklich zu preisen. Er gewann seinen Prozeß und schickte sich an, in sein Vaterland zurückzukehren, wohin er mich einlud, ihn zu begleiten, um Zeuge der Festlichkeiten zu sein, mit denen seine Verwandten und Freunde meine Schwester empfangen würden. Ich selbst trug Verlangen, Sevilla zu sehen, begleitete ihn, seinen Wünschen gemäß, und unterhielt mich während eines Monats, den ich dort zubrachte, so trefflich, daß ich, wenn ich auf die Einsamkeit meines Vaters keine Rücksicht zu nehmen gehabt, noch nicht sobald an den Hof zurückkehren würde. In der Verwirrung meiner Abreise vergaß ich, ein Kästchen mitzunehmen, das für mich, wegen der darin enthaltenen bedeutenden Reliquien, großen Werth hat. Ich schickte einen Diener danach zurück, und da mich jener Eichwald, in Betracht der Tageshitze, als besonders erquicklich lockte, so beschloß ich, eine Weile seiner Kühlung zu genießen, und schickte meinen anderen Diener derweil immer voraus, um mir in dem einsamen Wirthshause eine Mahlzeit zu bestellen, nach der ich daselbst die Siesta abzuhalten gedachte. Ich habe mir Glück

zu wünschen, daß ich mich in dem Walde erging, denn er bot mir Gelegenheit, euch aus den Händen eures Feindes zu befreien. Ist es euch gefällig, weiter mit mir zu ziehen, so sollt ihr an meiner Dienstbeflissenheit die Größe meiner Liebe ermessen, die ihr mir schon eingeflößt, und erkennen, wie wenig es etwa eine eitle Rede ist, wenn ich mich rühme, in so kurzer Zeit schon das Gefühl eures Werthes erfaßt und mich in Folge dessen euch völlig ergeben zu haben. — Während Don Carlos ihr diese Mittheilungen über sich selbst machte, bedachte Doristea, daß sie ihrer Ehre geradezu den Todesstoß geben würde, sagte sie ihm offen, wer sie sei, indem eben der genannte Don Luis einer der Edlen gewesen, die sich noch bei Lebzeiten ihres Vaters vergeblich um ihre Hand beworben hatten. Sie antwortete: Señor Don Carlos, ich bin die Tochter so edler Eltern, als es irgend welche gibt, und mein Name ist Clara de Quiros. Mehr bin ich indessen nicht im Stande, euch von mir auszusagen, angesehen, daß ich vor der Hand nicht in meine Heimath zurückkehren kann, wo mir mein erzürnter Vater ohne Zweifel das Leben nehmen würde, das ihr mir erhalten, und daß ich euch also nothgedrungen folgen und vertrauen muß, ein so edler Ritter, der sein Leben schon einmal an das meinige gesetzt hat, werde mir in allen Fährlichkeiten Schutz verleihen. Ich schätze eure Liebe hoch, und will nicht in Abrede stellen, daß ich euch dafür verpflichtet bin; für jetzt aber wollet mich nicht damit bestürmen, denn mein Herz bedarf der Schonung, und ich muß wohl oder übel noch von dem Schmerze durchdrungen sein, vor meinen Augen einen Mann todt gesehen zu haben, dem ich dereinst so thöricht gut war, daß ich, im Vertrauen auf seine erheuchelte Liebe und auf seine Ebenbürtigkeit mich mit Hintansetzung meiner Pflichten, zu der Seinigen machen wollte. Indessen wart ihr Zeuge, daß ich

um meiner Ehre willen, mein Leben aufgeopfert haben würde, und so dürft ihr nicht zweifeln, daß ich ferner entschlossen bin, lieber zu sterben, als ihre etwaige Beeinträchtigung im mindesten zu dulden. — Als sie diese Worte gesprochen hatte, vergoß sie so zahlreiche Thränen, daß ihr bewegter Liebhaber ihr tröstend zuredete: Seid überzeugt, Señora Doña Clara, daß ich mir lieber meine Augen aus dem Kopfe reißen, als jemals verschulden werde, daß den euren wieder solche Tropfen entquellen, die ich in meiner euch geweihten Brust aufsammele. Ich gedenke fernerhin ein solches Betragen gegen euch anzunehmen, daß ich mir die Gunst von euch verdiene, nach der mein Bestreben geht. — Hiermit ließ er durch seine Diener die Speisen auftragen, unterhielt seine Dame während der Mahlzeit mit Artigkeiten aller Art, und fand alsdann gerathen, zu Abkürzung der Reise bald wieder aufzubrechen.

In der Residenz angelangt, trat er, ehe er zu seinem Vater emporstieg, in ein unteres Stockwerk ein, und ersuchte die Bewohnerin desselben, seine Dame zu beherbergen und in ihre Obhut zu nehmen, von deren Schicksal und wie wunderbarerweise er mit ihr zusammen getroffen, er sie mit wenigen Worten unterrichtete. Doña Laura war eine Dame, die alles Zutrauen verdiente, und mit seinem Vater und seiner Schwester im besten Vernehmen stand, um dessetwillen sie gegenwärtig diese Gastfreundschaft mit Freuden ausübte. Don Carlos begab sich darauf in seine Wohnung, und die aufmerksame Wittwe ließ unterdeß durch ihre Dienerinnen ein Bett und weiße Wäsche für ihren Gast zurecht machen, und suchte das junge Mädchen dadurch zu trösten und von dem großen Kummer, den sie an den Tag legte, zu zerstreuen, daß sie ihr den hohen Werth ihres edlen Beschützers anpries. Don Carlos gab einem Diener Geld und trug ihm

auf, aus Speisehäusern die besten Leckerbissen und Zuckerwerk zum Abendessen herbeizuholen, und als der Diener meldete, daß Alles bereit sei, schützte er bei seinem Vater Müdigkeit vor, und ging von ihm zu seiner Geliebten, mit der er zu Abend aß, und in deren Betreff er dann nochmals mit Doña Laura sprach, die er ersuchte, die junge Dame in ihrer Gesellschaft zu dulden, jedoch seinem Vater ihre Gegenwart verborgen zu halten, weil derselbe als ein von den Gebrechen des Alters bereits geplagter, vornehmer Mann, in seinem Hause mit der äußersten Strenge auf Tugend und Sittlichkeit sah. Doña Lauras Wohnung war für zwei Personen geräumig genug, und da Don Carlos keine Kosten scheute, so wurde für die vermeintliche Doña Clara neben Doña Lauras Gemächern ein Saal mit dem prächtigsten Geräthe ausgestattet. Das Geld und die Kostbarkeiten, die sie von Hause mitgenommen, legte der großmüthige Liebhaber in einen ihrer Schränke, mit dem Bedeuten, daß sie nicht das Mindeste davon ausgeben dürfe, da er selbst für Alles, was ihr erforderlich, sorgen werde. Er versorgte sie überdies mit vier vollständigen Anzügen von kostbaren Stoffen, und mit dem, was irgend sonst zu ihrem Schmuck gehörte, und schlug damit allerdings den rechten Weg ein, ihr das Herz allmälig zu erleichtern, wenngleich sie nimmer vergaß, mit regem Eifer ihre Ehre zu bewachen, zu deren Schutze sie sogar für nöthig erachtete, sich trauriger anzustellen als sie wirklich war, um Don Carlos keine Gelegenheit zu verleihen, gegen sie kühner zu werden. Indessen konnte es nicht anders sein, als daß bei dem fortgesetzten traulichen Umgange, den Don Carlos mit der schönen Fremden pflog, seine Wünsche allmälig einen kühneren Schwung nahmen und seine Gegenwart ihr selbst immer gefährlichere Augenblicke bereitete. Als sie daher, nachdem ihre Tugend schon mehreremale in den

Fall gekommen war, seiner Leidenschaft und ihrem eigenen Herzen mit ernstlichem Widerstande begegnen zu müssen, am Ende sogar erkannte, daß auch Doña Laura, ohne es gerade zu wissen und zu wollen, geneigt war, gegen sie für Don Carlos Partei zu nehmen, so setzte sie sich vor, zu ihrer Sicherheit entschiedenere Maßregeln zu ergreifen. Doña Laura hatte in einem Kloster der Stadt eine Schwester, Namens Leonor, die sie mit Doristeen zuweilen besuchte, und die sich so wie noch eine andere sehr geachtete Nonne, in Folge dessen mit der letzteren nahe befreundete. Auf dieses Verhältniß nun ihren Plan gründend, sagte Doristea eines Tages zu ihrer Hausgenossin: Gehen wir nicht bald wieder zusammen in das Kloster? Ich wünschte so sehr gern, Doña Ines zu sehen. — Doña Laura begegnete ihrem Wunsche, um sich ihr gefällig zu erweisen, ohne Verzögerung, und als sie vor dem Gitter angelangt waren und die beiden Klosterschwestern begrüßt hatten, sagte die fromme Besucherin zu Doña Ines: Laß uns in ein anderes Sprachzimmer mit einander gehen; ich wünsche, dir den Hof zu machen, ohne daß die Damen etwas davon merken. — Doristea wußte in Alles, was sie sagte, Anmuth zu legen, Doña Laura und Leonor nahmen dies also von der scherzhaften Seite auf und erwiederten in demselben Sinne: Es ist nur gut für uns, daß Doña Ines ihrer Gunstbezeigungen unter vier Augen theilhaft wird, sonst würde uns die Eifersucht allzusehr quälen. — Damit entfernten sich die Beiden in ein anderes Zimmer, und Doristea eröffnete daselbst Doña Ines ihre ganze klägliche Geschichte, vertraute ihr ihren wahren Namen und ihre Herkunft an und schloß damit, daß sie, viele Thränen vergießend, zu ihr sagte: Ich befinde mich gegenwärtig wieder in einer großen Gefahr, Doña Laura ist meine Feindin, da Don Carlos sie für sich gewonnen hat, und ich will dir nicht leugnen, daß

ich ihn so hoch schätze, als er es durch seinen Werth und durch das, was er für mich gethan, verdient, und daß es mir äußerst schwer fällt, von ihm zu scheiden. Da ich nun aber freilich nicht umhin kann, zu bedenken, daß ein so vornehmer Mann wie er, der alle Tage erwarten darf, sich durch Erlangung einer hohen Würde noch mehr ausgezeichnet zu sehen, kein Gatte für mich ist, deren Unglück er kennt, so bitte ich dich, auf deine Liebe vertrauend, daß du mir ehestmöglichst Aufnahme in dies Kloster bereiten wollest. Ueber welche Summe Geld ich verfügen kann, habe ich dir gesagt. Indem ich das Gelübde ablege, werde ich meine Tante benachrichtigen, daß ich noch am Leben bin, und also gedenke ich meine Verwandten zu überzeugen, daß ich, wenn ich auch fähig war, einen so argen Fehltritt zu begehen, doch die Mittel und Wege erkannt habe, ihn wieder gut zu machen. — Doña Ines wollte diese traurige Anrede nicht unterbrechen, wiewohl sie mit ihrer Freundin herzliches Mitleid fühlte, da es ihr schien, als fände dieselbe darin einige Erleichterung; als sie aber sah, daß sie ausgesprochen hatte, erwiederte sie: Liebe Freundin, du würdest dich an meiner Liebe versündigen, wenn du nicht eben dein volles Vertrauen in mich setztest, wie du thust. Ich verspreche dir, daß ich dir den Dienst, den du von mir forderst, leisten will, ehe noch zwei Tage vergehen, und wenn du meinen Rath befolgen magst, so wirst du, wenn du erst hier bist, deine eigentlichen Verhältnisse auch Don Carlos kund thun. Liebt er dich wahrhaft, wie ich glaube, so heirathet er dich dennoch sicherlich, im entgegengesetzten Falle gewinnt er aber die Ueberzeugung, daß er unehrbare Absichten mit dir nicht erreicht. Die Frau Priorin werde ich mit deiner Erlaubniß sogleich in dein Geheimniß ziehen, damit sie dich nicht der Leichtfertigkeit zeihe, wenn du in dem günstigen Falle, auf den ich

rechne, von der Religion ablässest. — Doristea war mit ihrer klugen Freundin einverstanden, und billigte im Voraus, was dieselbe in dieser Angelegenheit für sie thun werde, indem sie sie nur zur Eile antrieb. Sie trennten sich von einander, und die geschäftige Nonne wußte es so einzurichten, daß sie Doristeen schon nach Verlauf von zweien Tagen schreiben konnte, sie möge kommen. Doristea äußerte gegen Doña Laura die Absicht, eine ihrer Nachbarinnen zu besuchen, nahm ihre Juwelen und ihr Geld, das sie in ein Tuch schlug, warf ihren Schleiermantel über und ging in Begleitung einer Dienerin zu jener Nachbarin, die sie, sobald sie mit ihr allein war, ersuchte, ihr eine andere Dienerin mitzugeben, weil sie ein Geschäft abzumachen, von der ihre Wohnunggenossin nichts wissen solle. Da sie bei allen ihren Bekannten beliebt und gern gesehen war, so entgegnete die Dame, sie wolle selbst mit gehen, wenn es ihr angenehm sei. Doristea lehnte jedoch dies Anerbieten ab, machte sich ungesäumt wieder auf den Weg, mit dem Bedeuten, sie werde bald zurückkommen, und begab sich in das Kloster, wo sie blieb, und zu ihrer Begleiterin sagte: Gehe nach meiner Wohnung und hinterbringe Doña Laura, ich befände mich in der Magdalena, und sie möchte meinetwegen unbesorgt sein. — Die Botin erfüllte diesen Auftrag und kam zu Doña Laura, eben als Don Carlos bei ihr war, der sich nicht wenig gewundert, als er von ihrem Ausgange gehört hatte, da sie seit ihrem Aufenthalt in seinem Hause noch niemals einen in der Weise unternommen. Er geberdete sich nun vor Schrecken über die unerwartete Botschaft ganz närrisch, sprang, ohne ein Wort zu sagen, auf und von dannen, und eilte schnurstracks an das Drehfenster des Klosters, wo er mit Doña Ines zu sprechen verlangte. Doña Ines begab sich zu ihm herab und steckte ihm durch das Drehfenster einen

Zettel mit den Worten zu: Ich kann mir wohl denken, daß euer Gnaden über das, was sich zugetragen, unzufrieden ist; aber das Sprachzimmer ist zu dieser Stunde nicht geöffnet. Dieser Zettel ist von Doña Clara, lest ihn, wenn es euch gefällt, ich weiß, ihr werdet mein Betragen entschuldigen, sobald ihr von dem Laufe der Dinge unterrichtet seid. — Don Carlos beherrschte sich und wollte seine Beschwerden nicht eher laut werden lassen, bis er wisse, was darinnen stehe. Er ging also nach Hause zurück, erzählte Doña Laura, was er gehört, und erbrach das Briefchen, das folgendermaßen lautete:

Obschon es bei mir beschlossen war, nicht zu entdecken, wer ich sei, so vermag mich Doña Ines dennoch, dies zu thun, um den Schein der Undankbarkeit, der mich sonst betreffen könnte, von mir zu entfernen, die ich in Wahrheit von Dankbarkeit für die von euch empfangenen Wohlthaten tief durchdrungen bin. Meine Heimath ist Sevilla, mein Name Doristea, ich bin die Tochter des Rathsherrn Alexandro und der Doña Escolastica Pardo de Santoyo. Da Don Luis de Guzman euer Schwager ist, so berufe ich mich wegen dessen, was ich sonst noch von mir zu sagen hätte, um nicht weitläufig zu sein, auf ihn. —

Solchergestalt, sagte Doña Laura, hat uns Doña Clara hintergangen? — Da ich sie in so bedenklicher Lage in einem Walde gefunden, nahm Don Carlos das Wort, verdenke ich es ihr nicht, daß sie mir erst jetzt auf diese Weise die Wahrheit von sich aussagt. Wenn sie denn nun wirklich von so gutem Hause ist, so stehe ich nicht an, mich mit ihr zu vermählen, denn ich bin verliebt und überzeugt, daß ihre Ehre durch Claudio nicht beeinträchtigt wurde, da sie sich mit Gefahr ihres Lebens vertheidigte, als sie sich seiner schändlichen Absicht versah, für die ich ihn mit dem Tode

bestrafte. — Damit begab er sich in sein Zimmer, rief einen Diener vor sich, dem er befahl, Post zu bestellen, und sagte zu ihm: Kehre alsbald wieder, ich schreibe unterdessen einen Brief, und du mußt damit auf der Stelle nach Sevilla aufbrechen, von wannen ich dich spätestens in acht Tagen mit der Antwort zurück erwarte. Wenn du dich recht dazu hältst, so verspreche ich dir einen neuen Anzug zum Botenlohn. — Der Diener war treu und rechtschaffen, hielt sich mit seiner Reise dazu und gab, in Sevilla angekommen, seinen Brief ab, indem er hinzufügte, er solle sich nicht länger aufhalten, als zu der Antwort erforderlich. Doña Fulgencia trug für seine Bewirthung Sorge, und da sie und ihr Gatte begierig waren, zu erfahren, was der Brief enthielt, so las Don Luis ihr denselben vor, und verwunderte sich nicht wenig über den Antheil, den Don Carlos an Doristeen nahm, da derselbe ihm von dem, was mit ihm vorgegangen, gar nichts mitgetheilt hatte. Nichtsdestoweniger setzte er sich nieder und beantwortete seine Anfrage, indem er ihm sein Erstaunen aussprach, daß er sich um die nun schon vor so langer Zeit aus Sevilla verschwundene Dame bekümmere, ihm ihr Verhältniß zu Claudio der Wahrheit gemäß vortrug, und sodann folgendermaßen fortfuhr: Am Tage nach Claudios Flucht stellte man ihm auf allen Wegen, die er hatte einschlagen können, nach, und fand ihn in einem Walde todt wieder. Von der Dame hat man weiter nichts erfahren; das Gerücht geht, einige Straßenräuber, die sie des vielen Geldes und Geldwerthes, das sie bei sich geführt, beraubt, hätten sie umgebracht. Was ihr Vermögen anlangt, so beträgt dies mehr als zwanzigtausend Ducaten, ohne die Erbschaft der Schwester ihrer Mutter, in deren Hause sie lebte, und die man auf zehntausend schätzt. Ihr Vater, Alexandro, war zwar Rathsherr von Genua, gehörte aber

auch, was noch mehr ist, zu den bedeutendsten Männern der Stadt, gleich wie ihre Mutter und ihre Verwandten aus den edelsten Geschlechtern entsprossen sind. Wofern dies sonst für alle diese Angaben ein glaubwürdiges Zeugniß ablegen kann, bemerke ich überdies, daß ich selbst, von ihrer Schönheit überwunden, um ihre Hand, wiewohl vergeblich, anhielt, weil ihr Vater sie mir aus dem Grunde verweigerte, daß ich ihm ein nicht genügend vornehmer Eidam zu sein schien. —

Don Carlos gerieth über diesen Brief so außer sich vor Freude, daß er mit den Worten zu seinem Vater in das Zimmer stürmte: Mein gnädigster Vater! wenn euch mein Leben lieb ist, so lest diesen Brief. — Don Juan kam es seltsam vor, daß ihn sein Sohn in dem Tone anredete, denn Don Carlos hatte sich sonst immerdar bedächtig und gehorsam gegen ihn gezeigt. Er las den Brief durch und sprach sodann: Aus dem, was Don Luis schreibt, ersehe ich, daß du ihn um eine gewisse Dame befragt hast. — Don Carlos bejahte es, und sein Vater fuhr fort: Was ist es also mit dieser Doristea? Verhehle mir nichts; du weißt, ich liebe dich. Sie ist vornehm und reich genug. Wer ist aber der Claudio? — Don Carlos gab Auskunft über Alles und sagte: Seit sechs Monaten bin ich ihr nun mit meiner Liebe so dienstbar, daß, wenn ich nicht ein Zeuge ihres Werthes gewesen wäre, um dessetwillen ihr Feind sie gewiß getödtet haben würde, hätte der Himmel mich nicht zu ihrer Errettung und zur Bestrafung seines Uebermuthes hinzugesendet, ich jetzt wohl gegen sie Klage führen dürfte, daß sie mir entflohen und sich vor zehn Tagen in das Magdalenenkloster geborgen hat, von wannen sie mir diesen ihren Schritt und ihren Stand und Namen zu wissen gethan, ohne jedoch all meiner brieflichen Bitten und Vorstellungen ungeachtet, mich

ihr je wieder vor Augen kommen zu lassen. — Sein Vater erwiederte: ich erstaune über das, was du mir sagst, und wiewohl man es sich kaum vorstellen kann, daß ein Weib, das aus Liebe zu einem Manne ihre Pflichten in dem Grade außer Acht zu lassen vermag, desungeachtet den Tod dem Verluste ihrer Ehre vorzieht, so messe ich dir doch, bei deiner mir bekannten Klugheit, vollen Glauben bei, und möchte, wenn sie auch nicht so vornehmen Standes und so reich wäre, als sie ist, doch um ihrer Tugend willen, mich deinen Wünschen mit ihr geneigt erweisen. Laß uns mit einander zu ihr gehen, denn ich bin ihr schon so herzlich gut, daß ich es nicht erwarten kann, sie in meinem Hause zu sehen. — Don Carlos wollte seinem Vater die Füße küssen; der verhinderte ihn aber daran und sagte: Es ist ein mißlich Ding um die Liebe, da sie die Menschen zu Narren macht; mäßige dich und laß anspannen; und schicke immer einen Diener voraus, der uns anmeldet, damit wir sie im Sprachzimmer finden. — Es geschah Alles, wie es befohlen ward, und die Priorin empfing sie im Kloster mit Zorvorkommenheit. Don Juan ersuchte sie, ihre junge Flüchtlingin herbei holen zu lassen, und die Priorin erwiederte:

Euer Gnaden darf es mir hochaufnehmen, wenn meine Verehrung vor euch mich zu der Selbstverleugnung zwingt, euch willig zu gehorchen, denn unser junger Gast im Kloster ist so liebenswürdig, daß wir Alle auf das Schmerzlichste sein Scheiden von uns empfinden werden, das doch ohne Zweifel euer jetziger Besuch zur Folge hat. — Don Juan sagte: Ich kann euer Gnaden allerdings nicht bergen, daß ich gekommen bin, euch die junge Dame zu entführen, und ich bitte daher, sie mir an das Hauptthor zu bringen, damit ich sie destomehr in der Nähe sehe. — Die Priorin leistete seinem Wunsche Folge, und als die junge Novize er-

schien, äußerte ihre Schönheit eine so große Gewalt auf ihren Geliebten, daß er gegen sie in die Worte ausbrach: Gewiß, wenn ich nicht allzuviel Ursache hätte, dem entgegen zu sein, daß ihr dieses Gewand zu dem eurigen macht, so würde ich euch in keinem anderen zu sehen verlangen, weil es mir an euch so schön erscheint, daß es mir fast bedünken will, es gäbe keinen höheren Schmuck auf Erden. — Sie erwiederte: Wer mich mit so günstigen Augen ansieht, dem kann ich freilich leicht als schön erscheinen. — Und Don Juan sagte zu ihr: Auch meine Augen müssen dann ohne Zweifel sehr günstig sehen, meine Tochter, denn sie lassen dich mir in einem solchen Lichte erscheinen, daß ich, wenn ich nicht gar zu alt wäre, Carlos wohl um seine Braut bringen möchte. — Die Nonnen freuten sich über die Heiterkeit des alten Herrn und die zufriedene Jungfrau sprach: Da euer Gnaden mir den Namen Tochter gebt, so berechtigt ihr mich zu der Freiheit, euch als meinem Vater die Hand zu küssen. — Er gab ihr beide Hände mit den Worten: Nimm beide hin, denn ich vermag dir nichts zu verweigern, um was du mich bittest, — ergriff die eine Hand seiner neuen Tochter, steckte ihr daran einen großen Diamantring, den er am kleinen Finger trug und sagte: Da ich nun wohl der Führer dieser Braut sein werde, so ist es billig, daß ich ihr den Trauring gebe. — Der Bräutigam war vor innerem Behagen so sprachlos, daß Doña Ines fragte: Señor Don Carlos, wißt ihr denn gar nichts zu sagen? Kommt doch näher heran, die Frau Priorin gestattet es. — Er kam und sagte: Verwundert euch nicht, daß ich so still bin, ich denke noch immer, Alles sei ein Traum. Aber seid versichert, daß ich euch den innigsten Dank für mein Glück weiß, das euer Werk ist, wie mir Señora Doristea schreibt. — Sie antwortete: sie freue sich, Gelegenheit gehabt zu haben, ihm zu dienen,

und Doristea bat ihn, was er auch versprach und that, ihr aus ihrer Wohnung ihre übrigen Sachen in ihre Zelle zu schicken. Don Juan seinerseits wünschte sie nicht eher, als an dem Hochzeittage abzuholen, um dazu ungestört alle Zurüstungen treffen zu können. Inzwischen besuchte er sie jedoch alle Tage, und sendete ihr so viele Geschenke zu, daß die ganze Schwesternschaft an dem Ueberflusse Theil hatte, aus dem besonders eine Sänfte hervorstach, in der sie abgeholt werden sollte, und die auf tausend Escudos geschätzt war.

Als der Tag der Trauung genaht, holte er sie, begleitet von vier und zwanzig Edelleuten und großen Herren in Kutschen, und von zwölf vornehmen Damen in Sänften, aus dem Kloster ab, die allesammt von solcher Bewunderung ihrer Schönheit ergriffen wurden, daß sie nicht aufhören konnten, dem beseligten Bräutigam Glück zu wünschen.

Zwei Monate nach der Vermählung des jungen Paares erreichte Don Juan das Ziel seines Bestrebens, indem Seine Majestät ihm den Titel als Herzog, nach dem Namen einer seiner Besitzungen, gewährte. Seiner Schnur zu gefallen, erwählte er Sevilla zu seinem Aufenthaltsorte, ihre edlen Verwandten daselbst durch sie zu ehren, auch theilte er diesen Entschluß seinem dort lebenden Eidam mit, auf daß derselbe ihm eine Wohnung zu seinem Empfange bereit hielte, und veranlaßte Doña Fulgencia, Doña Estefania einen Besuch abzustatten und sie von dem Geschehenen zu unterrichten. Doña Fulgencia befolgte das Geheiß ihres Vaters, und die erfreute Tante theilte die frohe Kunde ihren Verwandten und Freunden mit; welchergestalt dann bald auch ein armer, in Cordova lebender Oheim Claudios, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, davon Kenntniß gewann. Er kam nach Sevilla und machte wegen der Tödtung seines Neffen bei Gericht eine Klage anhängig; wogegen aber Don Juan

mit ihm in Unterhandlung trat und ihn mit einer Buße von zweitausend Ducaten abfand, derweil er auch bei der Gerechtigkeit für Don Carlos dadurch Verzeihung auswirkte, daß er die gewöhnlichen Geldstrafen und Unkosten zu völliger Schlichtung des Handels entrichtete.

Don Juan genoß der Vortheile seiner neuen Würde noch vier Jahre lang, und als er nach Ablauf dieser Zeit starb, hinterließ er dieselbe und alle seine Güter seinem Sohne, dessen Gattin durch die also ererbte Grandeza ihr Glück erhöht fühlte.

XX.

Mass für Mass.

Der durch seine Leutseligkeit, Großmuth und Gerechtigkeit ruhmwürdige römische Kaiser Maximilian sendete dereinst einen seiner Diener Namens Juriste, der ihm sehr lieb war, nach Inspruck, um allda als sein Statthalter zu herrschen, und sagte zu ihm, als derselbe seinen Weg antrat: Juriste! du hast mir durch deine mir geleisteten Dienste eine so gute Meinung von dir eingeflößt, daß ich dich jetzt als Gouverneur der schönen Stadt Inspruck dahin sende. Ich könnte dir in Betreff dieses Amtes viele Vorschriften mitgeben; aber ich will sie alle in der einzigen zusammenfassen: Diene unbestechlich der Gerechtigkeit, sogar wenn sie gegen mich, deinen Gebieter, spräche. Alle andere Vergehungen, etwa aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit, die du zwar ebenfalls beflissen sein magst zu vermeiden, könnte ich dir verzeihen; aber wenn du jemals gegen die Gerechtigkeit fehlen solltest, so würdest du mich unerbittlich finden. Fühlst du nun vielleicht, daß du nicht also bist, wie ich dich wünsche, denn ein Mensch ist nicht zu Allem gut, so enthalte dich, diese Würde anzunehmen, und bleibe lieber hier am Hofe bei mir, in deinen

gewohnten Beschäftigungen, in denen du mir werth bist. Denn, wie gesagt, machst du dich als mein Statthalter in Inspruck einer absichtlichen Ungerechtigkeit schuldig, so zwingst du mich, wie sehr auch wider meinen Willen, dir ein gestrenger Richter zu sein. —

Hier schwieg der Kaiser still, und Juriste, der sich viel weniger selbst kannte, als über das ihm zuertheilte Amt erfreut war, dankte seinem Gebieter für sein huldreiches Angedenken und sagte: Er werde zwar schon durch sich selbst zur Ausübung der Gerechtigkeit angetrieben; zum Ueberflusse sollten ihm aber nun diese seine Worte als eine Fackel dienen, die ihm auf dem Wege der Erfüllung seiner Pflichten vorleuchte. — Der Kaiser nahm Juristes Worte wohlgefällig auf, und äußerte gegen ihn den Wunsch, daß seine Thaten, denselben entsprechend, eben so löblicher Art sein möchten, worauf er seinen schon ausgefertigten Bestallungsbrief ihm einzuhändigen befahl, und ihn aus seiner Gegenwart entließ.

Juriste begann die Stadt mit Umsicht und Eifer zu beherrschen, besorgte ihre Angelegenheiten mit gewissenhafter Treue, und war in der Besetzung von Aemtern, eben so wie in der Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters, billig und gerecht. Es dauerte auch gar nicht lange, so gewann er durch ein solches Verfahren die Zufriedenheit seines Herrn und die Liebe des Volkes in so hohem Grade, daß er, wenn er dabei beharrt wäre, in der That würde glücklich zu preisen gewesen sein.

Da geschah es jedoch, daß ein Jüngling vom Lande, Namens Vico, einer jungen Bürgerin aus Inspruck Gewalt anthat und deshalb bei Juriste angeklagt wurde. Dieser ließ ihn alsbald festnehmen, brachte ihn zum Geständniß seines Verbrechens, und verurtheilte ihn, den Gesetzen der Stadt gemäß, die da besagten, daß einem Schuldigen dieser Art,

auch wenn er die Entehrte heirathen wolle, der Kopf abzuschlagen sei. Der Jüngling hatte eine Schwester, eine Jungfrau von etwa achtzehn Jahren, die mit einer ungemeinen Schönheit ausgestattet war, und in Allem was sie sprach und that, einen süßen Liebreiz kund gab, den die ihr eigenthümliche reine Weiblichkeit wesentlich erhöhte. Epitia, so war ihr Name, wurde von dem bittersten Schmerze durchdrungen, als sie das Todesurtheil ihres Bruders vernahm, und ging alsbald in der Hoffnung, wo nicht ihn zu befreien, jedoch wenigstens sein schlimmes Schicksal zu mildern, zu Juriste, den sie durch die Vorstellungen des noch so zarten Alters von sechszehn Jahren, in dem der Jüngling stand, seiner geringen Erfahrungen im Leben, und der Allgewalt der Leidenschaft, die ihn verführt, zu Mitleiden mit ihm zu bewegen suchte. Sie machte ihm ferner bemerklich, daß ihr Bruder sein Vergehen im Wesentlichen dadurch, daß er jenes Mädchen heirathen wolle, wieder gut zu machen bereit sei, und daß es ihm, als dem vom Kaiser eingesetzten lebendigen Gesetze, doch so leicht falle, den todten Buchstaben in einer Sache mild auszulegen, die, wie die vorliegende ihres Bruders, so viele gültige Gründe an die Hand gebe, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Ja, sie fügte schlüßlich hinzu, wie es ihre feste Ueberzeugung sei, er handele als ein gütiger Richter vielmehr als ein hartherziger in dem eigenen Geiste des Kaisers, der das strenge Gesetz doch offenbar nur um zu schrecken, und nicht um vollzogen zu werden, gegeben habe, insofern es eine arge Grausamkeit sein würde, ein Vergehen, das im Leben auf eine völlig genugthuende heilige Weise wieder gut zu machen sei, mit dem Tode zu bestrafen. Also war Epitia geschäftig, mit mannichfalten Gründen die Sache ihres bedauernswerthen Bruders gegen seinen Richter zu vertreten, und Juriste seinerseits fand eine so übergroße Wonne

daran, sie anzusehen und reden zu hören, daß er nicht umhin konnte, sie noch ein zweitesmal vor sich zu bescheiden. Epitia meinte in diesem Umstande eine gute Vorbedeutung zu sehen, und sprach dieses zweitemal noch viel besser und eindringlicher für ihren Bruder. Juriste wurde nun aber dabei so unwiderstehlich von ihr hingerissen, daß alsobald in ihm die schmähliche Begierde entbrannte, an ihr das nämliche Verbrechen zu begehen, um dessetwillen ihr Bruder zum Tode verdammt war. Er sagte: Epitia, deine Fürsprache hat so viel über mich vermocht, daß ich beschlossen habe, die auf morgen angesetzte Vollstreckung der Todesstrafe an deinem Bruder bis dahin zu verschieben, wann ich die mir von dir angegebenen Gründe reiflich erwogen haben werde. Erscheinen sie mir am Ende wirklich stark genug, deinen Bruder in den Augen der Gerechtigkeit zu entschuldigen, so soll mir seine Begnadigung zu desto größerem Vergnügen gereichen, als es mir herzlich leid gethan hat, in dieser Sache dem Rechte seinen Lauf lassen zu müssen. — Epitia schöpfte aus diesen Worten gute Hoffnungen und dankte Juriste vielemale, daß er sich ihr so gnädig bezeigt, weil sie glaubte, der Meinung sein zu dürfen, er werde ihr die völlige Freisprechung ihres Bruders eben so willig, wie die jetzige Fristung seines Lebens, zugestehen. Sie fügte hinzu, sie erkenne, daß sie ihm innig verpflichtet sei, und zweifele nicht daran, er werde ihre guten Gründe, bei wiederholter Erwägung, billigen, und er versicherte ihr abermals, er werde, wenn er es irgend mit der Gerechtigkeit verträglich finde, ihre Wünsche gern befriedigen.

Hierauf begab sich Epitia hocherfreut zu Vico in den Kerker, trug ihm zu seinem Troste den anscheinend guten Erfolg der Schritte vor, die sie für ihn bei Juriste gethan, und versprach ihm, der sie in seiner verzweifelten Lage dringend

beschwor, ihn zu erretten, dem auf jede mögliche Weise nachzustreben. Juriste hingegen fühlte immer entschiedener, wie tief sich ihm das Bild des schönen Mädchens in die Seele geprägt hatte, und richtete alle seine Gedanken darauf, seine unkeusche Leidenschaft in ihrem Besitze zu stillen, deren erneutem Besuche er entgegen sah.

Epitia ließ drei Tage vergehen, und erschien darauf wieder bei Juriste mit der bescheidenen Frage: was er über Vico beschlossen habe? — Sobald Juriste sie vor sich sah, wurde er ganz Feuer und Flamme und sprach: Sei mir willkommen, schönes Mädchen! Ich habe inzwischen nicht nur die Gründe, mit denen du deinen Bruder gegen mich vertheidigest, nochmals wohl erwogen; sondern deren sogar neue aufgesucht, um dich zufrieden zu stellen. Aber leider! habe ich mich überzeugen müssen, daß ihm Alles nur den Tod zuspricht, da nach dem allgemeinen Gesetze kein Mensch, der wonicht etwa ohne sein Vorwissen sündigt, etwas zu seiner Rechtfertigung vorzubringen hat, insofern ein Jeder wissen muß, daß wir Alle Gutes thun sollen, und eben Keiner sich damit entschuldigen kann, daß er dieses nicht gewußt habe. Dein Bruder ist in dem Falle, weil es ihm bekannt war, daß das Gesetz einem Jungfrauenschänder den Tod zuerkennt, und er muß also sterben, da ich ihm von Rechtswegen keine Gnade angedeihen lassen darf. Es ist freilich wahr, daß ich dir zu Gefallen im Stande sein würde, alles Mögliche zu thun, und wenn du daher, die du deinen Bruder doch so sehr liebst, dich um seinetwillen mir ergeben wolltest, so wäre ich gern bereit, ihm das Leben zu schenken und sein Todesurtheil zu mildern. — Epitien stieg bei diesen Worten das Blut in's Gesicht und sie sagte: Das Leben meines Bruders ist mir allerdings viel werth; aber weit theurer ist mir doch meine Ehre, und ich wollte meinen

Bruder lieber mit dem Verluste meines Lebens, als mit dem meiner Jungfräulichkeit erretten. Steht also zwar von diesem eurem unehrbaren Gedanken ab; haltet euch aber für versichert, daß ich mit Freuden für Vico handeln werde, insofern ich es mit Ehren kann. — Etwas Anderes, als ich dir genannt, sprach Juriste, kannst du nicht für ihn thun; auch solltest du nichts weniger als so spröde mit mir sein, da es sich leicht fügen könnte, daß ich dich in Folge unserer ersten Zusammenkünfte zu meiner Frau erköre. Denke reiflich darüber nach, und laß mich morgen deine Antwort wissen. — Ich gebe euch meine Antwort auf der Stelle, sprach Epitia, denn ich will meine Ehre nicht gefährden, und wofern ihr mich nicht zu eurem Weibe nehmt, da denn die Befreiung meines Bruders einmal davon abhangen soll, so redet ihr in den Wind. — Juriste beharrte desungeachtet dabei, sie möge es sich nochmals überlegen und ihm morgen ihren Entschluß zu wissen thun, bei dessen Gestaltung sie doch auch nicht außer Acht lassen dürfe, wer er sei und welche Macht in seinen Händen liege; und Epitia ging höchst bestürzt von ihm zu ihrem Bruder, dem sie hinterbrachte, was zwischen ihr und Juriste vorgefallen, und zu bedenken gab, daß sie doch ihre Ehre nicht dafür hingeben könne, ihm das Leben zu erretten. Als sie ihn nun aber ferner unter Thränen bat, sich vorzubereiten, sein unvermeidliches trauriges Geschick mit geduldigem Muthe zu ertragen, so begann Vico plötzlich heftig zu weinen und seine Schwester zu beschwören, sie möge ihn nicht sterben lassen, da sie auf die ihr von Juriste angedeutete Weise sein Leben zu erretten im Stande sei. Willst du, Epitia! sprach er, mir das Henkerbeil am Halse und den Kopf von diesem Körper abschlagen sehen, den eben der Vater und eben die Mutter, die auch die deinen sind, erzeugt und geboren haben? Willst du mich,

der ich seither mit dir gelebt und mit dir von Jugend auf ernährt und erzogen worden bin, von dem Henker zu Boden geworfen sehen? Ach, Schwester! laß dich von den Banden des Blutes, der Natur und der Liebe, die uns vereinen, bewegen, mich, solange es noch in deiner Gewalt steht, aus einem so schmählichen, elendiglichen Tode zu befreien. Hilf mir, Schwester! und verlaß mich nicht in dieser äußersten Noth. Juriste hat dir ja gesagt, vielleicht nehme er dich zu seinem Weibe. Sieh! warum könnte das nicht wahr werden? Du bist so schön und anmuthvoll, als ob dazu geboren, eine vornehme Edelfrau zu werden. Du bist so artig und schmiegsam, du hast eine solche Ueberredungskraft in deinen Worten und Mienen, was vermöchte dem vereint zu widerstehen! da doch schon ein einziger von diesen Vorzügen hinreichen würde, dich, ich sage nicht Juristen, nein, dem Kaiser der Welt, lieb und werth zu machen? Also zweifele nicht, daß Juriste dich zu seiner rechtmäßigen Gattin erwählt, und stelle mein Leben sicher, da du es deiner Ehre unbeschadet thun kannst. — Vico weinte unaufhörlich, während er dies sagte, und auch Epitia vergoß Thränen seinethalb. Vico warf sich ihr um den Hals und ließ nicht eher wieder von ihr, bis sie, von Mitleiden überwunden, ihm versprach, seinen Wünschen gemäß und um ihn vom Tode zu erretten, sich Juristen, in der Hoffnung daß er sich ihr vermählen werde, zu ergeben.

Des ersten Tages nach diesem zwischen ihnen gefaßten Beschluß trat die Jungfrau vor Juristen und sagte zu ihm: die Hoffnung, die er ihr gegeben, sie nach ihren ersten Zusammenkünften zu seiner Gattin zu machen, und insonderheit das Versprechen, gegen die Bewilligung ihrer Gunst ihrem Bruder das Leben zu schenken, das er durch sein Verbrechen verwirkt habe, vermöchten sie, sich hiermit seiner

Willkühr anheim zu stellen. Juriste hielt sich für den beglücktesten Sterblichen, daß er also dies schöne und reizende Mädchen besitzen sollte und sagte: Er erneue ihr die Hoffnung, die er ihr schon gegeben, und verspreche ihr ganz gewiß, am anderen Morgen ihren Bruder aus dem Gefängnisse zu befreien. Darauf speiste er mit ihr zu Abend, und brachte die Nacht mit ihr zu; anstatt aber ihren Bruder Vico dafür in Freiheit zu setzen, befahl er, ihm sofort den Kopf abzuschlagen.

Das arme Mädchen konnte vor Ungeduld den Anbruch des Tages nicht erwarten, und es kam ihr vor, als habe die Sonne noch niemals so lange als in dieser Nacht gezögert. Als der Morgen endlich dennoch erschienen, entwand sie sich den Armen Juristes, und bat ihn mit ihren süßesten Tönen, daß es ihm gefallen wolle, ihr die ihr gegebene Hoffnung zu verwirklichen; mittlerweile aber ihren Bruder in Freiheit zu setzen. Er erwiederte ihr, er fühle sich durch die Freuden, die sie ihm in dieser Nacht bereitet, hoch beglückt, und wünsche nicht allein, daß sie fortfahren möge, von ihm das Beste zu hoffen, sondern werde ihr auch ihren Bruder ungesäumt nach Hause senden. Nachdem er sie mit dieser Zusicherung getröstet hatte, ließ er den Kerkermeister vor sich rufen und sprach zu ihm: Gehe hin und bringe der Frau ihren Bruder in das Haus. — Epitia verließ ihn also in der höchsten Fröhlichkeit und ging nach Hause, wo sie Vicos gewärtigte. Der Kerkermeister ließ dessen Körper auf eine Bahre und den Kopf ihm zu Füßen legen, ein schwarzes Tuch darüber breiten, und die Bahre, der er voranging, nach Epitia's Wohnung schaffen. Daselbst angekommen, verlangte er die Jungfrau zu sprechen. Dies, sprach er, ist euer Bruder, den der Herr Statthalter, aus dem Gefängnisse befreit, euch sendet. — Zugleich ließ er die

Bahre aufdecken und vor Epitiens Augen ihren Bruder sichtbar werden.

Keine menschliche Zunge würde es aussprechen, kein menschliches Gemüth es ermessen können, welcher Schmerz und welcher Schrecken über Epitien kam, indem sie jetzt auf diese Weise, getödtet, ihren Bruder erblickte, den sie erwartet hatte, mit frohlockendem Herzen sobald als lebend und frei begrüßen zu können. Wie unsäglich groß aber auch ihr Entsetzen über diesen Anblick war, so verschloß sie doch ihre Gefühle in ihr Inneres, und wo jedes andere Weib geweint und geschrieen haben würde, blieb sie scheinbar ruhig und zufrieden. Sie sagte zu dem Kerkermeister: Hinterbringe deinem und meinem Herrn wieder, daß ich meinen Bruder annehme, sowie es ihm gefallen hat, ihn mir zu senden, und daß es mir, da er meinen Willen nicht habe thun wollen, recht sei, den seinigen erfüllt zu haben, den ich zu dem meinen mache, insofern ich glauben will, er habe an dem, was er gethan, eben recht gehabt. Empfiehl mich ihm und sage ihm, daß ich zu jederzeit bereit sei, ihm zu dienen. —

Der Kerkermeister sagte dem Statthalter Wort für Wort wieder, was Epitia ihm für ihn aufgetragen, und fügte dazu seine Wahrnehmung, daß das junge Mädchen bei dem entsetzlichen Anblicke auch nicht das mindeste Zeichen von Unmuth kund gegeben, worüber denn Juriste sich bei sich selbst sehr freute, und der Meinung ward, die Jungfrau möchte ihm wohl nach wie vor ihren Besitz gestatten, gleich als ob sie sein Weib und ihr Bruder am Leben und in Freiheit wäre.

So wie der Kerkermeister fortgegangen, hub Epitia an, ihren todten Bruder bitterlich zu beweinen, und lange und schmerzliche Klagen über ihn zu erheben. Sie verwünschte Juristes Grausamkeit und ihre eigne Einfalt, sich ihm vor

der Befreiung ihres Bruders zu ergeben. Nachdem sie demselben aber den Zoll ihrer Thränen entrichtet hatte, ließ sie seinen Leichnam zur Erde bestatten, und zog sich selbst in ihre einsame Kammer zurück, wo sie, von gerechtem Unwillen erregt, zu sich sagte: Also willst du es ruhig dulden, Epitia, daß dieser Schurke dir deine Ehre geraubt und dich verhöhnt und gemishandelt hat, ohne daß es dir in den Sinn kommt, dich dafür an ihm, so wie er es verdient, zu rächen? — Darauf sich mit immer heftigeren Worten zum Zorne entzündend, sagte sie ferner: Meine Einfalt hat dem Bösewichte den Weg gebahnt, das Ziel seiner schändlichen Wünsche zu erreichen. Seine Lüsternheit soll meine Rache vermitteln, und wenn mir diese gleich meinen Bruder nicht wieder lebendig macht, so soll sie mir doch das Gemüth erleichtern helfen. — Sie bestärkte sich in dieser Sinnesart immer mehr, und wartete nur darauf, daß Juriste sie wieder eines Nachts zu sich bescheiden lassen werde, wodann sie heimlich ein Messer mit sich nehmen, und ihn, wachend oder schlafend, je nachdem sich die Gelegenheit dazu erböte, ermorden, ja selbst womöglich ihn den Kopf abschneiden wollte, um ihn auf das Grab ihres Bruders zu tragen, und dem Schatten desselben zu weihen. Sie dachte dieser Sache freilich auch wieder reiflicher nach, und sah ein, daß, wenn es ihr selbst gelänge, den Schuldigen zu tödten, doch ziemlich gewiß dafür zu halten sei, daß man sie ein ehrloses Weib nennen, und glauben werde, sie habe diese That vielmehr aus Bosheit und Eifersucht, als aus einem edleren Bedürfniß der Rache vollbracht. Da ihr nun die große Gerechtigkeitsliebe des Kaisers wohlbekannt war, der sich damals in Villaco aufhielt, so beschloß sie, zu ihm zu gehen, und sich bei Seiner Majestät über Juriste's Undankbarkeit und Treulosigkeit gegen sie, in der festen Ueberzeugung, zu beschweren, ihn den ver-

dienten Lohn dafür empfangen zu sehen. Sie legte Trauerkleider an, machte sich ganz allein auf den Weg und begab sich zu Maximilian, bei dem sie um Gehör bat und es erhielt, und dem sie sich zu Füßen warf, indem sie mit betrübter Stimme zu ihm sagte: Erhabenster Kaiser! mich führt eine unglaubliche Undankbarkeit und Ungerechtigkeit vor euer Angesicht, die mir euer Statthalter zu Inspruck, Juriste, angethan, und ich hoffe und flehe zu euch, daß ihr auch mir die Gerechtigkeit angedeihen lasset, die ihr dem Geringsten eurer Unterthanen nicht versagt. — Sie hub darauf an, unter so herzbrechenden Thränen und Seufzern dem Kaiser zu erzählen, wie Juriste mit ihr und ihrem Bruder umgegangen, daß sie ihn und alle Hofleute, die ihn umgaben, mit Verwunderung und Mitleiden erfüllte. Nichtsdestoweniger lieh doch Maximilian, der sie am Ende ihrer Rede nöthigte aufzustehen, Epitien nur das eine Ohr und hob das andere dem Beklagten auf. Er entließ die Jungfrau von sich, um sich auszuruhen, und ließ Juristen vor sich entbieten, indem er den Seinigen, die sie mit angehört, so lieb ihnen seine Gnade wäre, untersagte, ein Wort von der gegen ihn vorgebrachten Klage irgend gegen ihn oder Andere verlauten zu lassen.

Juriste, der alles Andere eher geglaubt hätte, als daß Epitia ihre Zuflucht zum Kaiser genommen, kam getrosten Muthes bei diesem an, wartete ihm in schuldiger Ehrerbietung auf und fragte, was Seiner Majestät zu Gebote stehe? — Du wirst es sogleich erfahren, sprach Maximilian und ließ Epitien vorführen. Als Juriste die von ihm so schwer Gekränkte vor seinen Augen sah, wurde er von seinem Gewissen und von der äußersten Bestürzung so plötzlich übermannt, daß fast alle Lebensgeister von ihm wichen und er am ganzen Körper zu erzittern anhub. Maximilian versah

sich dessen und war überzeugt, die Jungfrau habe die lautere Wahrheit ausgesagt. Er wendete sich ihm mit einem so gestrengen Angesichte, als der Gewichtigkeit des Falles entsprach, zu, und sagte: Vernimm, wessen dich diese Jungfrau hier beschuldigt, und gebot Epitien, ihre klägliche Geschichte von neuem vorzutragen. Epitia that es, indem sie den Kaiser nochmals um Gerechtigkeit anflehte. Juriste versuchte zwar, sie durch Schmeicheleien zu bethören und sagte: Ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß ihr, die ich so sehr liebe, mich bei des Kaisers Majestät solcher Dinge beschuldigen könntet. Aber Maximilian that seinen Worten Einhalt und sagte: Es ist hier nicht an der Zeit, daß du den Liebhaber vorstellst; steh Rede und Antwort auf das, wessen du geziehen wirst. — Juriste ließ nunmehr von dem ab, was ihm nachtheilig wurde und sprach: es ist allerdings wahr, daß ich den Bruder dieser Jungfrau habe enthaupten lassen, weil er eine andere Jungfrau geschändet; aber ich habe dies nur zur Aufrechterhaltung der Gesetze und der Gerechtigkeit zu Liebe gethan, die mir eure Majestät so dringend anbefohlen hat, und gegen die die Fortdauer seines Lebens allzusehr verstoßen haben würde. — Hier fiel ihm Epitia in's Wort: Wenn du nun aber die Gerechtigkeit dabei also vor Augen hattest, wie kam es, sprich, daß du mir doch Leben und Freiheit meines Bruders gegen die Ueberlassung meiner Person zusichertest, die du mich überdies hoffen ließest, mir durch die Ehe mit dir zu vergelten? Verdiente mein Bruder wegen seiner einen Versündigung den Tod, so spricht ihn die Gerechtigkeit dir auf doppelte und dreifache Weise zu. — Juriste stand wie betäubt ihr gegenüber, und der Kaiser nahm hiernächst das Wort: Meinst du, Juriste, sagte er, daß es der Gerechtigkeit dienen heißt, sie also, wie du gethan, zu beleidigen, ja zu ertödten? Du hast gegen diese Jungfrau

gehandelt wie der gemeinste Bösewicht; aber es soll dir nicht so leer ausgehen, das glaube mir. — Juriste fing nun an, um Gnade zu bitten, und Epitia fuhr fort, um Gerechtigkeit zu flehen. Maximilian erwog die Einfalt der Jungfrau und Juristes Bösartigkeit, und wußte anfänglich nicht gleich, wie er sowohl der Ehre Epitias, als auch den Forderungen der Gerechtigkeit genügen sollte. Endlich äußerte er den Beschluß, Juriste habe sich der Jungfrau zu vermählen. Epitia weigerte sich zwar, darein zu willigen und behauptete, sie könne nicht erwarten, in der Ehe mit ihm etwas Anderes, als Leiden und Mishandlungen zu erleben; aber der Kaiser beharrte auf seinem Sinne.

Juriste wurde mit Epitien getraut, und meinte nun, seine Noth überstanden zu haben; aber er hatte weit gefehlt. Maximilian ertheilte der Jungfrau das Geheiß, in ihre Herberge zurückzugehen und wendete sich zu Juriste mit folgenden Worten: Was du verbrochen, ist zweierlei, eines nicht minder schlimm als das andere. Erstens hast du einer Jungfrau, so wie man mit Recht zu sagen pflegt, ihre Ehre geraubt, und sodann, wider dein ihr gegebenes Versprechen, ihrem Bruder den Kopf abschlagen lassen, der allerdings von Rechtswegen den Tod verdient hatte, dem du aber bei so bewandten Umständen dennoch schuldig warst, das Leben zu erhalten. Damit, daß du auf meinen Befehl die Jungfrau geheirathet, hast du, wie du weißt, jenes erste Verbrechen noch nicht gesühnt, sondern habe ich ihre Ehre nur ihretwegen wiederherstellen wollen. Deine Schuld an dem einen wie dem andern Verbrechen ist noch eben so groß wie zuvor, und also will ich, daß du sie ebenfalls, so wie jener von dir getödtete Bruder Epitiens die seinige, mit dem Verluste deines Kopfes abbüßest. — Wie groß Juristes Schrecken und Bestürzung über diesen kaiserlichen Beschluß sein mußten, ist

leicht zu erachten. Er wurde den Schergen übergeben, um des nächstfolgenden Morgens abgeführt zu werden, und erwartete selbst nur in kurzem unter den Händen des Henkers sich zu befinden.

Mittlerweile vernahm Epitia den Urtheilsspruch des Kaisers, und wie erbittert sie vorher auch gegen Juriste gewesen war, so trug doch gegenwärtig ihre natürliche Herzensgüte über ihren Zorn den Sieg davon, und es wollte ihr eben däuchten, als ob es ihrer unwürdig wäre, wenn sie zugäbe, daß Juriste, den sie einmal als ihren Gatten vom Kaiser angenommen, um ihretwillen den Tod erlitte. Sie fürchtete, man werde den Beweggrund zu solchem Betragen ihrerseits vielmehr in einem unersättlichen Durst nach Rache, als in dem Verlangen nach Gerechtigkeit sehen, und deshalb, ihr ganzes Sinnen und Trachten dahin richtend, ihren ehemaligen Feind am Leben zu erhalten, begab sie sich zu dem Kaiser, und sagte zu ihm, nachdem es ihr gestattet worden war, zu reden: Mein höchster Herr! Juriste's vorgängige Ungerechtigkeit und seine Undankbarkeit gegen mich trieben mich an, bei eurer Majestät Klage gegen ihn zu erheben, und ihr waret so gnädig und gerecht, meine verlorne Ehre dadurch wieder herzustellen, daß ihr ihn nöthigtet, mir seine Hand als Gatte zu reichen, und eben so auch sein eigenes Verschulden dadurch zu bestrafen, daß ihr ihn zum Tode verdammtet. Aber, mein erhabener Fürst, wenn ich vorher, ehe ich seine Gattin war, nach seinem Tode ein gerechtes Verlangen tragen mußte, so würde ich gegenwärtig, nachdem es eurer Majestät gefallen, mich durch das Sakrament der Ehe mit Juristen zu verbinden, nicht umhin können, mich selbst für ein höchst unbarmherziges und verderbtes Weib anzusehen, wenn ich noch in seinen Tod willigte, und ihr würdet durch den Beschluß vielmehr meine Schande vor

der Welt befördert, anstatt, wie es eure Gerechtigkeit beabsichtigte, meine Ehre errettet zu haben. Darum bitte und beschwöre ich euch, mein Herr und Kaiser! auf das demüthigste und ehrerbietigste, wollet nicht durch einen solchen Urtheilsspruch gewissermaßen mit dem Schwerte der Gerechtigkeit die Bande durchschneiden, die ihr selbst um mich und um Juristen geschlungen habt, und bethätiget mir nun auch, nachdem ihr gerecht gewesen seid, eure Milde, die den Herrscher nicht minder ziert als die Gerechtigkeit, dadurch, daß ihr mir Juristen lebendig übergebt. Ich würde euch für diese unermeßliche Gnade ewig dankbar sein, und, wie eine getreue Magd für die Wohlthaten ihres Herrn, den reichsten Segen Gottes durch mein Gebet auf euer geheiligtes Haupt dafür hernieder erflehen. — Hier hörte Epitia auf zu sprechen, und den Kaiser bedünkte es wie ein Wunder, sie uneingedenk des schweren Unrechts, das ihr Juriste angethan, so warm und eindringlich für ihn bitten zu hören. Er hielt dafür, so viele Güte als dieses Weib zu erkennen gab, verdiene, daß er Gnade vor Recht ergehen lasse, und ihr den zum Tode verurtheilten Uebelthäter schenke. Er ließ Juristen, der nicht anders meinte, als bereits seinen letzten Gang zu thun, unverzüglich vor sich führen, und sagte zu ihm: Die Barmherzigkeit Epitiens gegen dich, du Treuvergessener, hat mein Herz gerührt, und anstatt, daß ich, so wie du es verdienst, dich für deine Schandthaten mit zwiefachem Tode bestrafen sollte, schenke ich dir hiermit dein Leben, das du, werde dessen niemals uneingedenk! ihr allein zu verdanken hast. Lebe mit ihr fernerhin in der einmal geschlossenen Ehe, in der sie großherzig genug ist, mit dir leben zu wollen, und behandele sie jederzeit so liebevoll und würdig, wie sie es um dich verdient, wofern du nicht meine allerhöchste Ungnade auf dich laden willst. — Mit diesen Worten faßte der

Kaiser Epitiens Hand und gab sie Juristen. Sie und Juriste mit einander dankten ihm für seine Huld und Gnade, und Juriste vergaß nimmermehr, wieviel Epitia für ihn gethan hatte, sondern behielt sie deswegen herzlich lieb, und führte mit ihr, so wie sie mit ihm, ein glückliches und zufriedenes Leben bis an das Ende ihrer Tage.

XXI.

Die Verwechslungen.

Als die Kaiserlichen Truppen im Jahre funfzehnhundert sieben und zwanzig die Stadt Rom erobert hatten und plünderten, wurde unter Anderen auch ein Märker aus Esi, Namens Ambrogio Nanni, gefangen genommen, ein wohlhabender rechtlicher Handelsmann, der Witwer und Vater zweier Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, war.

Diese beiden Kinder waren über die Maßen schön, und einander so ähnlich, daß sie, etwa gleich gekleidet, kaum von einander zu unterscheiden; ja, da ihr Vater eben zuweilen zu seinem Ergötzen sie bald so bald so übereinstimmend kleiden ließ, geschah es wohl, daß er selbst sich über sie täuschte, die als Zwillinge überdies von einer Größe waren. Ambrogio hatte sie unterrichten, sie singen und musiziren lehren lassen, und ihnen alle Bildung gegeben, die ihrem Alter angemessen war.

Bei der Plünderung Roms nun zählten sie gerade funfzehn Jahre oder etwas darüber. Der Knabe, der sich Paolo nannte, fiel als Beute einem Deutschen zu, der von den Seinigen als ein tapferer Degen sehr geschätzt wurde,

und da derselbe auch andere bedeutende Gefangene gemacht, die ihm ein starkes Lösegeld zahlen mußten, so war er in den Besitz gar vielen Goldes und Silbers und vieler Kleinodien und kostbarer Sachen gekommen, mit welchen Allem er Rom verließ und sich, in Gesellschaft Paolos, den er wie seinen Sohn behandelte, nach Neapel begab, wo er seine Kostbarkeiten zu Gelde machte, und seine Schlüssel Paolo anvertraute.

Das Mädchen, deren Name Nicuola war, gerieth zweien spanischen Fußsoldaten in die Hände, und bereitete sich ein leidliches Geschick dadurch, daß sie ihnen sagte, sie sei eines reichen Mannes Tochter, weil die beiden Gesellen sie deshalb, in Hoffnung auf einen reichlichen Gewinn, höflich behandelten.

Ambrogio entging mit Hülfe einiger Neapolitaner, seiner Freunde, die sich unter den Spanischen Schaaren befanden, der Gefangenschaft, und fand auch Gelegenheit, sein Geld und Silberzeug, das er in einem Stalle vergraben, zu retten; all seine sonst im Hause befindliche Habe wurde aber geraubt. Sich hierauf nach seinen Kindern umthuend, fand er Nicuolo, die er mit fünfhundert Golddukaten auslöste; von Paola aber konnte er aller angewandten Mühe ungeachtet nichts entdecken, und verfiel deswegen in einen schweren Kummer, da ihm der Verlust dieses Sohnes unendlich schmerzlicher als alles Andere war, was er sonst Werthvolles eingebüßt hatte. Da er nun am Ende seine Hoffnungen scheitern sah, von dem Knaben jemals wieder zu hören, so konnte er nicht mehr umhin, anzunehmen, er müsse umgekommen sein, und kehrte also, unwillig längere Zeit in Rom zu verweilen, tief betrübt und niedergeschlagen nach Esi zurück, wo er sein Haus in Ordnung brachte, und, in Betracht seines erlangten Wohlstandes, seinen Handel aufgab,

und seine Rechnung mit Jedermann abschloß, so gut es angehen wollte.

Es lebte mit ihm in derselben Stadt ein reicher Bürger, Namens Gherardo Lanzetti, ein großer Freund Ambrogios, dem auch seine Frau gestorben war, und der sich in die Reize Nicuolas dermaßen verliebte, daß er, ihrer Jugend und seines fast sechszigjährigen Alters uneingedenk, sie und zwar ohne sich eine Aussteuer zu bedingen, von ihrem Vater zur Ehe verlangte. Ambrogio hatte zwar eben keine Lust, seine Tochter mit einem Greise zu vermählen, indessen sagte er nicht ja, nicht nein, und wollte in keinem Falle gern ihr Schicksal bestimmen, bevor er nicht etwa, was er immer noch erhoffte, von Paolo Nachrichten empfangen hätte. Nicuolas Schönheit stand in Esi in großem Rufe, und war das allgemeine Stadtgespräch. Man zeigte mit Fingern auf sie, wann sie ausging, und Viele gingen an ihrem Hause vorüber, nur um sie zu sehen.

Zu derselben Zeit geschah es, daß ein vater- und mutterloser, an Glücksgütern reicher Jüngling von ein und zwanzig Jahren, Lattanzio Puccini Nicuola sah und von ihr gesehen wurde, um sie eben so sehr in Liebe zu sich zu entzünden, als er selbst für sie entbrannte. Lattanzio trachtete nur danach, sie Tag für Tag zu sehen und ihr durch seine Augen zu verstehen zu geben, was er für sie fühlte, und da sie nicht unterließ, sich ihm immerdar freundlich gesinnt zu bezeigen, so überzeugte sich der Jüngling am Ende, von ihr geliebt zu sein und hielt sich für den glücklichsten Liebhaber auf Erden. Nicuola ihrerseits fand eben so großes Vergnügen an Lattanzios Wohlgestalt und guter Sitte, und ließ die Leidenschaft ihrer zarten Brust so sehr überhand nehmen, daß sie sich seines Anblicks bald weder mehr entschlagen konnte noch wollte.

Es ist selten der Fall, daß zwei Liebende nicht erlangen, was sie übereinstimmend wünschen. Es gelang Lattanzio, ihr einen Brief zuzustellen und sich von ihr Antwort zu verschaffen, und eben so hatte er auch mehrmalige Zusammenkünfte mit ihr, bis Ambrogio in gewissen Geschäftsangelegenheiten dereinst eine Reise nach Rom machen und sich auf längere Zeit von Hause entfernen mußte. Er wollte Nicuola nicht anders als in zuverlässiger Obhut zurücklassen und gab sie zu seinem Schwager in Fabriano, der Frau und Töchter hatte; was übrigens so schnell vor sich ging, daß Nicuola nicht im Stande war, vorher Lattanzio davon zu benachrichtigen.

Lattanzio hörte, Ambrogio sei verreist, und glaubte nicht anders, als er habe seine Tochter mit sich genommen. Er stellte Nachforschungen an, konnte aber nichts Gewisses erfahren und wollte vor Aerger und Leidwesen darüber fast verzweifeln. Als ein vornehmer lüsterner Jüngling kannte er freilich keine rechte Beständigkeit, und so geschah es, daß er, darauf die schöne und anmuthige Tochter Gherardo Lanzettis erblickend, seine ehemalige Geliebte völlig über sie vergaß. Die arme Nicuola führte dagegen ein sehr betrübtes Leben und härmte und grämte sich, also von Esi entfernt worden zu sein, ohne daß sie von ihrem Lattanzio, den sie fortwährend im Herzen und im Sinne trug, hätte schriftlich oder durch mündliche Botschaft Abschied nehmen können. An ihn dachte sie Tag und Nacht, und jede Stunde, die ihr Vater ausblieb, dehnte sich ihrer Sehnsucht zu Jahren aus. Der Oheim, bei dem sie lebte, war überdies ein eigensinniger strenger Mann, der es für unschicklich hielt, daß junge unverheirathete Mädchen mit Jemand sprächen, den sie nicht genau kannten, oder etwa hin und her schweiften, und so mußte sie unablässig über ihren weiblichen Arbeiten sitzen, und

fand niemals Gelegenheit, an Lattanzio zu schreiben. Ihre Muhmen leisteten ihr fortwährend Gesellschaft und suchten sie nach ihrem besten Wissen zu trösten, weil sie dafür hielten, ihre Schwermuth rühre von der Trennung von ihrem Vater her.

In dieser bedrängten Lage brachte die trostlose Nicuola an die sieben Monate zu, als wie lange Geschäfte ihren Vater in Rom zu verweilen zwangen. Nach deren Beseitigung kehrte er über Fabriano zurück, von wo er seine Tochter nach Esi abholte. Ihr war es geradezu, als ginge sie aus der Hölle in das Paradies ein, so fröhlichen Muthes begleitete sie ihren Vater. Kaum aber in Esi wieder angekommen, wandelte sich ihre Freude in bitteres Herzeleid und tödtliche Eifersucht um, indem sie fand, daß sich ihr Geliebter anderswo als bei Juden verpfändet, und was noch schlimmer war, sie so ganz und gar vergessen hatte, als hätte er sie im Leben nicht gesehen. Die leidenschaftliche Nicuola mochte ihn wie sie wollte durch Briefe und Botschaften jeder Art an das, was zwischen ihnen vorgegangen, mahnen lassen, es blieb Alles vergebens, und so nagte denn der Kummer ihrer Liebe solange an ihrem wunden Herzen, bis sie endlich bei sich beschloß, sich entweder die verlorne Zuneigung ihres Geliebten wieder zu erwerben, oder zu sterben, weil sie es, sowie es mit ihr stand, nicht mehr aushalten konnte.

In dieser ihrer Bedrängniß wurde ihr Vater veranlaßt, abermals nach Rom zu gehen. Nicuola wollte sich durchaus nicht wieder nach Fabiano zu ihrem Oheim begeben und so brachte ihr Vater sie in ein Kloster zu ihrer Muhme, der Schwester Camilla Lizza. Dasselbe Kloster hatte sonst in dem Geruche großer Heiligkeit gestanden; jetzt aber sah und hörte Nicuola darinnen anstatt frommer Werke und heiliger

Reden nichts als die ärgerlichsten Dinge. Sie hatte vorher gemeint, alle Nonnen seien Heilige, und wie groß war nun ihr Erstaunen, als sie wahrnahm, daß dieselben den ganzen Tag von nichts als der üppigsten Liebe sprachen, anstatt der härenen, Hemden von der feinsten ausländischen Leinwand und die köstlichsten Stoffe zu Kleidern trugen, mit ihren natürlichen Reizen nicht zufrieden, sich durch Schminke, Puder, Essenzen und Moschus das Gesicht glatt und schöner machten, und mit vielen Jünglingen der Stadt unablässig die vertrautesten Zusammenkünfte hielten. Nicuola ging allmälig mit Einer wie mit der Anderen um, und erfand sie allesammt unkeusch und verdorben.

In diesem Kloster ging nun auch Lattanzio ein und aus, weil er sich allda des öfteren Hemden und andere Wäsche nähen ließ, und eines Tages wurde Schwester Camilla von ihm bei Seite gerufen. Nicuola hörte es, und eine brennende Gluth drang ihr durch alle Glieder, die gleich darauf wieder an einer eisigen Kälte erstarrten. Wer sie in diesem Augenblick angesehen, würde bemerkt haben, wie sie bei dem Namen ihres Geliebten hundertmal die Farbe wechselte. Sie begab sich an einen Ort, von wannen sie ihn ungesehen sehen und sprechen hören konnte, und da sie auch anderemale, wann er also im Kloster erschien, auf solche Weise Auge und Ohr an ihm weidete, so geschah es eines Tages, daß sie ihn über den Verlust eines Peruginer Pagen klagen hörte, der ihm zu Hause am eintägigen Fieber gestorben war. Er äußerte sich ferner seinethalb, wie zufrieden er mit ihm die drei Jahre her, die er ihm gedient, gewesen sei, und fügte hinzu, daß er sich glücklich schätzen würde, seines Gleichen jemals wieder zu finden. Als er fort war, kam Nicuola auf den Gedanken, sich männliche Kleidung zu verschaffen, und bei ihrem Geliebten als Page in Dienste

zu gehen; daß sie aber nicht wußte, wie sie dies anfangen solle, machte sie übler Laune. Ihre Amme, die ihr als Kind die erste Nahrung gereicht, war von ihr in das Geheimniß ihrer Liebe gezogen worden, und besuchte sie im Kloster alle Tage, denn Ambrogio hatte sie bei seiner Abreise gebeten, dies zu thun, und ihr auch, was die Nonnen wußten, gestattet, sie, wenn sie wolle, mit sich in ihre Wohnung zu nehmen. Sie ließ nun diese ihre Vertraute sogleich zu sich holen und schloß ihr, als sie sich mit ihr allein befand, ihr Herz auf. Pippa, so nannte sich die Amme, suchte ihr zwar ihr tollkühnes Vorhaben auszuschwatzen, und gab ihr die Gefahren und Aergernisse zu bedenken, die daraus leicht erwachsen dürften; sie überredete sie aber nimmermehr eines Besseren, und führte sie darum mit sich nach Hause, wo sie ihr Gelegenheit gab, sich wie ein armer Knabe in die Sachen zu kleiden, die einem kürzlich verstorbenen Sohne der Pippa angehört hatten. Ohne weiter zu zögern, ging Nicuola hierauf des nächsten Tages verwandelt nach der Stadtgegend, wo ihr Geliebter wohnte. Das Glück wollte ihr so wohl, daß Lattanzio gerade vor seiner Thüre weilte. Als Romulo, denn diesen Namen wollte sich Nicuola beilegen, ihn erblickte, faßte sie Muth und fing an, sich umschauend ab und zu zu wandeln, wie Kinder zu thun pflegen, wenn sie an einen ihnen noch unbekannten Ort gelangen. Lattanzio warf sein Auge auf ihn und hielt ihn für einen Knaben, der zum erstenmale nach Esi gekommen, um einen Dienst zu suchen. Sobald Romulo dann seiner Hausthüre genaht war, rief er ihm zu: Junger Mensch, bist du von hier? — Romulo entgegnete: Herr, ich bin ein armer Junge aus Rom, der ich Vater und Mutter schon vor vielen Jahren durch den Tod verloren habe, und jetzt obdachlos umirre, ich weiß nicht wohin, weil die Herren, denen ich seither diente,

von mir verlangten, ich solle die Pferde und Mäuler striegeln, was ich doch nicht gewohnt bin und nicht verstehe. Ich war wohl auch einmal Page bei einem Herrn in Rom; aber der Arme wurde bei der Plünderung verwundet in die Tiber geworfen und ertrank; und mir, der ich ihn beweinte, gab ein schurkischer Spanier viele Schläge in's Gesicht, das er mir damit übel zugerichtet hat. — Wenn du bei mir bleiben und mir, so wie du sagst, dienen willst, sprach Lattanzio hierauf, so will ich dich annehmen. Führst du dich so auf, daß ich mit dir zufrieden bin, so sollst du dich gewiß einer guten Behandlung zu rühmen haben. — Herr, antwortete Romulo, ich bleibe bei euch, und verlange sonst nichts von euch, als daß ihr mich behandelt, wie ich es verdiene. — Und also folgte er seinem Gebieter in sein Haus und trat den Dienst bei ihm mit solchem Eifer, solchem Geschick und solcher Höflichkeit an, daß er ihn in wenigen Tagen schon jenen Peruginer vergessen machte. Lattanzio war außerordentlich zufrieden mit ihm und rühmte sich, den artigsten, klügsten und gesittetsten Pagen von der Welt gefunden zu haben. Er kleidete ihn auf das zierlichste und ließ ihm unter anderen einen vollständigen weißen Anzug machen. Romulo schätzte sich höchst glücklich und meinte, im Paradiese zu sein.

Nun aber liebte, wie schon gesagt, dieser Lattanzio auf das leidenschaftlichste Catella, die Tochter Gherardo Lanzetti's, und ging tagtäglich an ihrem Hause vorüber, um ihr durch Winke und Geberden seine Gefühle zu verstehen zu geben. Catella dagegen bezeigte ihm zwar keine besondere Abneigung; war aber nichtsdestoweniger weit entfernt, sich etwa viel aus ihm zu machen, da ihr junger Busen für die Liebe noch unempfänglich war. Er hatte sie mit Briefen und Botschaften aller Art bestürmt; aber eben noch keine weder

schlimme noch gute Entscheidung von ihr herbeigeführt. Ihr Vater war sehr reich an Vermögen, wiewohl dabei über die Maßen geizig, und hatte Niemand im Hause als eine uralte Frau, die schon vor ihm daselbst geboren worden, eine Magd, und einen jungen Menschen, den Sohn eines Feldbauers von ihm, der ihn immer begleitete. So hatte Catella unbeschränkte Freiheit, an das Fenster zu treten und mit wem es ihr beliebte sich zu unterhalten, weil die gute Alte nicht vom Heerde wich und wankte, wo sie die Aufsicht führte, und die Magd ihrerseits ihr das Feld frei ließ und Lattanzio Vorschub lieh, der sie mit gelegentlichen kleinen Geschenken bestochen hatte. Lattanzio war also in seinen Bestrebungen um Catellas Huld, die er in der That übermäßig liebte, durch nichts eingeschränkt, und da er fand, daß Romulo seine Worte trefflich zu setzen wußte, so sendete er denselben in seinem Namen zu Catellen, nachdem er ihm seine Absichten auf sie gehörig eröffnet hatte. Romulo, der vielemale vorübergegangen, wußte wo das Haus war und kannte die Magd, mit der er seinen Herrn öfters reden gesehen; er ging also mit seinem Auftrage an Ort und Stelle, und es läßt sich denken, ob er dies mit Vergnügen thun mochte. Zuvor begab er sich indessen noch einmal zu der Pippa in ihr Haus und sagte ihr unter Anderem: Liebes Mütterchen, ich befinde mich in der ärgsten Verlegenheit von der Welt, denn ich habe durchaus den Muth nicht, mich meinem Geliebten zu entdecken, und muß ihn so heftig in Catella Lanzetti verliebt erblicken, daß ich für meine Liebe nimmermehr etwas Gutes hoffen kann. Ja, was mich dabei am meisten schmerzt und ärgert, ist, daß ich überdies noch in Lattanzios Namen mit ihr reden und sie für seine Liebe gewinnen soll, die er dann von ihrem Vater zur Gattin verlangen will. So siehst du denn, wie weit es mit mir gekommen

ist, und wie schlimm es das Schicksal mit mir meint. Wenn sich Catella dazu versteht, ihn zu lieben und zu heirathen, so vermag ich keine Stunde länger zu leben, denn es würde mir unmöglich sein, ihn am Leben und in einer Anderen als in meinen Armen mir zu denken. Rathe mir darum, meine gute Amme, was ich thun soll, und steh mir in meiner Noth hülfreich bei. Ich hoffte immer, mich durch mein Dienen Lattanzio angenehm zu machen, und ihn zu bewegen, eines Tages, wann ich mich entdeckte, Mitleid mit mir zu haben; aber nun sind alle meine Hoffnungen in den Wind verweht, und ich kann Tag und Nacht an nichts Anderes als an mein Unglück denken. Ach, ich Arme! wenn mein Vater wieder käme und erführe, was ich gethan, was würde aus mir werden? Er brächte mich ganz gewiß um's Leben und ließe mir keine Entschuldigungen zu. Amme, liebe Amme, hilf mir; nimm dich um Gottes willen meiner an! — Sie sprach diese Worte unter einem Strome bitterer Thränen und rührte dadurch die Pippa so sehr, daß auch sie mit weinen mußte; jedoch trocknete diese alsbald ihre Thränen wieder und sagte: Siehst du, meine Tochter! Du weißt, was ich immer zu deiner Liebe gesagt und hast mir nicht glauben wollen. Ich bin der Meinung, und das ist ganz gewiß das Beste, daß du hier bleibst und auf solange bis dein Vater zurückgekehrt, dich von mir wieder in dein Kloster bringen läßt; auf diese Weise will ich es schon machen, daß noch Alles gut werden soll. Wenn man aber jemals von dir hörte, daß du in männlicher Kleidung bei Lattanzio in Diensten gestanden und so viele Nächte in seiner Kammer geschlafen habest, was, denkst du wohl, daß man dir dann alles nachsagen würde! Ich versichere dich, du bekämest in deinem ganzen Leben keinen Mann. Du magst mir schwören wie du willst, daß kein Mensch dich als ein

Frauenzimmer erkannt, ich glaube es dir nicht. Die Rückkehr deines Vaters kann sich nicht lange mehr verzögern, und ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß er etwas von deinem Unterfangen ahnete, denn es würde dir und mir übel bekommen. Siehst du, daß Lattanzio nun einmal so erpicht auf Catella ist und kannst du es alle Tage mit Händen greifen, wie heftig er sich in sie verliebt hat, was mühst du dich denn noch so unablässig ab und setzest Leben und Ehre auf ein verlornes Spiel? Alles Leiden sucht seine Freuden, und es ist Thorheit, freiwillige Leiden zu ertragen, die zu nichts führen. Was hast du von deinem unbedachten Thun sonst zu erwarten als ewige Schmach? Was liebst du den, der dich nicht liebt, folgst dem, der dich flieht? Ich würde nimmer eine solche Närrin sein! Laß davon ab, meine Tochter, und stelle deinen Sinn anderswohin. Es wird dir in dieser unserer Stadt gar nicht an Jünglingen fehlen, die dich lieben und heirathen möchten. Lattanzio hat dich zwar seither noch nicht erkannt, aber wie leicht kann dies jeden Augenblick geschehen, und wie sehr steht zu fürchten, daß er sich alsdann auf unehrbare Art mit dir vergnügen und dich zu einer Frau machen würde, auf die man mit Fingern zeigte, wenn sie über die Straße ginge. Darum laß dir rathen, Töchterchen, und bleibe bei mir. — Nicuola stand eine Weile in Gedanken und erwiederte mit einem bangen Seufzer: Meine liebe Mutter! Ich weiß, wie gut du es mit mir meinst; aber da ich einmal so weit gegangen bin, will ich auch zu einem Ende kommen, es mag daraus entstehen was da will. Ich gehe jetzt zur Catella, um zu sehen, ob sie sich rühren läßt, denn bisher hat Lattanzio nur unbestimmte Antworten von ihr empfangen. Gott wird mir beistehen, denn er kennt mein Herz und weiß, daß es nur ehrsame Wünsche hegt. Ich werde alle Tage zu dir kommen und mich mit dir besprechen,

und kehrt mein Vater wieder, so werden wir ja thun, was sich eben thun läßt, warum wollen wir uns schon vorher deswegen unnütze Sorge machen? —

Von der Pippa scheidend, begab sie sich nunmehr unverzüglich nach Lanzetti's Wohnung, bei der sie gerade anlangte, als Gherardo in Geschäften ausging. Catellas Magd stand an der Thüre, und sobald Romulo ihr ein Zeichen gab, wegen dessen sie mit seinem Herrn einverstanden war, führte sie ihn in das Haus in eines der Zimmer im Erdgeschosse ein. Sie ging darauf zu ihrer Herrin empor und sagte: Madonna kommt hinunter, Lattanzio hat seinen schönen Pagen, der euch, wie ihr mir sagtet, so wohl gefällt, mit einer Botschaft an euch hergesendet. Catella verfügte sich in das Gemach, worin Romulo sie erwartete, und als sie seiner ansichtig wurde, meinte sie in seiner Schönheit und Anmuth einen Engel vor Augen zu haben. Romulo bezeigte ihr seine Ehrfurcht und entledigte sich des Auftrags, den sein Herr ihm gegeben. Catella empfand ein ungemeines Vergnügen, ihn reden zu hören, warf ihm verliebte Blicke zu und berauschte dagegen an den seinigen ihr Herz mit solcher Wonne, daß sie beinahe vor Sehnsucht verging, ihn zu küssen. Romulo ließ sich zwar angelegen sein, ihr Lattanzios Wünsche an das Herz zu legen; aber sie hörte gar nicht auf das, was er sagte, und verlor sich ganz in sein Anschauen, indem sie sich eingestand, noch niemals einen so lieblichen Jüngling gesehen zu haben. Am Ende hatte sie solange mit ihm geliebäugelt und sich sein Bild so tief in das Herz geprägt, daß sie sich nicht mehr zurückhalten konnte, sondern ihm die Arme um den Hals schlug und ihn fünf oder mehremale inbrünstig auf den Mund küßte. Weißt du denn auch, sagte sie, welch großer Gefahr du dich aussetzest, Jüngling, wenn dich mein Vater auf einer solchen

Botschaft betrifft, als du mir jetzt bringst? — Romulo konnte leicht erkennen, daß Catella in ihn verliebt war, die tausendmal erblaßte und erröthete, und antwortete: Gebieterin, wer Anderen dienstbar ist, muß solche und ähnliche Aufträge vollziehen, je nachdem sein Herr es von ihm fordert; ich thue es selber ungern; aber der Wille meines Herrn ist der meinige. Ich ersuche euch drum, ihr wollet mir eine geneigte Antwort ertheilen und euch meines Herrn erbarmen, der euch so sehr liebt und ergeben ist, damit ich ihm bei meiner Rückkehr gute Nachricht zu überbringen habe. — Sie sprachen also eine Weile miteinander, doch als Catella, auf deren Gemüth des Pagen Schönheit und Wohlgestalt immer tieferen Eindruck machte, zuletzt an die Trennung von ihm denken mußte, empfand sie darob einen so stechenden Schmerz in sich, daß sie beschloß, ihm ihre Leidenschaft einzugestehen, und deswegen folgendermaßen zu ihm redete: Ich weiß, beim Himmel! nicht, was du mir angethan hast und glaube für gewiß, von dir behext zu sein. — Signora, sprach Romulo, ihr verspottet mich, ich habe euch nichts angethan, und bin weder ein Zauberer noch Uebelthäter, sondern wohl euer Diener, als welcher ich euch dringend angehe, mir eine günstige Antwort zu geben, die meinen Herrn am Leben erhalte und mich in seiner Gunst steigen lasse. — Catella, ihrer selbst nicht mehr mächtig und vor Verlangen nach des Pagen Küssen glühend, sagte: Siehst du, mein Leben und Seele meiner Seele, kein anderer Jüngling auf Erden hätte mich zu dem verleiten können, was ich gegenwärtig um deinetwillen gethan habe. Aber deine Schönheit und meine unendliche Liebe zu dir, von dem Augenblicke an, da ich dich zum erstenmale hinter deinem Herrn erblickte, haben mich überwunden. Ich will nicht, daß du mir dienest, sondern, wenn es dir recht ist, sollst du für mein Leben lang mein

Herr sein und mit mir in allen Dingen nach deinem Willen thun. Ich frage nicht danach, wer du bist, ob du reich oder arm, noch welchem Blute du entsprossen seist? Mein Vater, Gott sei es gedankt, ist für dich und mich reich und so alt, daß er nicht lange mehr leben kann. Widme du dich also fortan nur der Sorge für dein eignes Wohl und sei Lattanzios nicht weiter eingedenk; denn ich meinerseits werde ihn ganz gewiß niemals lieben und ihm von heute an kein freundliches Gesicht mehr zeigen. — Wie Romulo sah, welchen Ausgang die Sache nahm, versprach er nach einigen Einwendungen Catellen, ihren Willen zu befolgen und bezeigte ihr für ihre Gesinnungen gegen ihn seine grenzenlose Dankbarkeit, wenngleich er die Bemerkung hinzufügte, daß es nothwendig sei, vorsichtig zu Werke zu gehen, damit Lattanzio durchaus keinen Argwohn schöpfen könne. Sie verständigten sich hierauf miteinander über das, was Romulo diesem zu sagen habe, küßten einander vielemale auf das verliebteste und trennten sich am Ende wieder, indem Romulo zu dem seiner sehnsüchtig harrenden Gebieter heimkehrte. Hier entschuldigte er sein längeres Ausbleiben zuvörderst damit, daß er habe eine lange Weile warten müssen, ehe er dazu gekommen, Catella zu sprechen, und als dies geschehen, habe er sie in einem gewaltigen Zorne betroffen, der theils daher gerührt, daß ihr Vater sie an demselben Tage ihrer Liebe wegen heftig ausgescholten; theils aber auch durch die ihr zugekommene Kunde von seiner Liebe zu einem andern Mädchen erregt worden sei. Ich habe mir alle Mühe gegeben, sprach Romulo, ihr diesen Wahn zu benehmen, und ihn mit tausendfachen Gründen bestritten; aber es blieb Alles vergebens. — Lattanzio wurde durch diese unangenehme Nachricht sehr betrübt und übellaunig und ließ sich von Romulo wohl zehnmal sagen und wiedersagen,

welche Worte er mit Catella gewechselt. Er bat seinen Pagen sodann, die günstige Gelegenheit zu erspähen, um nochmals zu Catella zu gehen und ihr in seinem Namen zu versichern, daß er kein anderes Weib auf Erden liebe und jemals lieben werde als sie, was er bereit sei, ihr auf alle nur erdenkliche Weise zu bethätigen, und Romulo gab zur Antwort, daß er thun werde, was er vermöge, um seinen desfallsigen Wünschen zu entsprechen.

Als nun am nächstfolgenden Tage Catella eben an ihrem Fenster stand, als Lattanzio in diese Stadtgegend kam, so machte sie ihm eine verächtliche Geberde, indem er an ihrem Hause vorüberging und zog sich vom Fenster in die Tiefe des Zimmers zurück. Dadurch empfing Lattanzio eine unwidersprechliche Bestätigung dessen, was ihm sein Page Uebles hinterbracht, und er begab sich danächst in höchster Verstimmung nach Hause, wo er sich gegen Romulo über sein Mißgeschick beklagte, und in seinem Unwillen unter Anderem äußerte, wie Catella doch eben auch weder für die schönste, noch, bei solchem Betragen, für die edelste Jungfrau zu halten sei. Hierauf ließ sich Romulo an, seinem Gebieter sehr geschickt bemerklich zu machen, wie ja solcherlei Fälle entweder in Folge von Aufregung, oder von Verleumdung oder von Verschiedenheit des Sinnes gar häufig im Leben vorkämen, und wie es desselben gleichen eben zu geschehen pflege, daß ein Mann ein Frauenzimmer anbete, die sich nimmer dazu verstehe, ihn zu lieben, und daß hingegen wieder ein anderes Weib in ihn verliebt sei, der ihr nicht mit der mindesten Neigung zugethan.

Als sie über diesen Gegenstand noch mancherlei hin und wieder gesprochen, sagte zuletzt Lattanzio: In der That, Romulo, du triffst mit deinen Reden den Nagel auf den Kopf, denn es verhält sich mit mir wirklich ungefähr also. Ich

erfreute mich in den verflossenen Monden der Liebe einer sehr schönen Jungfrau dieser Stadt, die erst kürzlich von Rom hierhergekommen und mir von Herzen wohlwollte, so wie ich ihr auch meinerseits in inniger Liebe zugethan war; sie kam aber plötzlich von hier hinweg, ich weiß nicht wohin, und blieb geraume Zeit aus, und währenddessen ersahen meine Augen diese herrliche Catella, bei deren Anblick mir jene erstere Liebe verging und die Jungfrau in Vergessenheit kam, an deren statt ich dieser Undankbaren mich ganz zu eigen ergab. Die Andere bestürmte mich bei ihrer Rückkunft nach der Stadt mit schriftlichen und mündlichen Botschaften aller Art; aber ich kehrte mich daran im geringsten nicht. — Mein lieber Herr, sagte Romulo: Da geschieht euch ja eben recht so wie ihr es verdient; denn wenn ihr von einem so schönen Mädchen, wie ihr sagt, treu geliebt wurdet, so thatet ihr doch höchlich Unrecht, sie um dieser willen zu verlassen, die sie nun, ohne es zu wissen, an euch rächt. Man muß lieben, von wem man geliebt, und nicht verfolgen, von wem man geflohen wird. Wer weiß, ob jenes schöne Mädchen euch nicht immer noch liebt und sich um euch abhärmt! denn ich habe wie oft sagen hören, daß die Frauen in ihrer ersten Liebe weit zärtlicher und beständiger sind, als die Männer. Es ist mir, als ob mein Herz mir sagte, welch schmerzenreiches Leben ihr Ungetreuer der Armen bereitet. — Ich weiß nicht, wie es damit aussieht, sagte Lattanzio; aber leugnen kann ich freilich nicht, daß sie mich ungewöhnlich liebte, und so reizend ist, daß Catella neben ihr wohl häßlich erscheinen möchte. Ueberdies muß ich dir sagen, daß ich schon vielemale gedacht, du, in Frauenkleidern müßtest ihr durchweg ähnlich sehen, so sehr erinnerst du mich an sie, obwohl ich der Meinung bin, daß, was das Alter betrifft, einiger Unterschied zwischen euch statt finden, und daß sie auch ein

wenig größer sein mag als du bist. Aber laß uns wieder von der Spitzbübin Catella sprechen, die ich mir nicht aus dem Sinne schlagen kann, und an die ich Tag und Nacht denke, ohne irgend einer anderen Vorstellung fähig zu sein. Sprich, willst du so viel für mich thun, noch einmal zu ihr zu gehen und meiner Liebe das Wort zu führen? — Ich will thun, was in meinen Kräften steht, sagte Romulo, und wenn ich gleich den Tod vor Augen sähe, noch einmal zu ihr gehen. —

In der Zwischenzeit, während diese Dinge in Esi vorgingen, hatte jener Deutsche, dem Ambrogios Sohn, Paolo, zugehörte, sich von Neapel hinweggewandt, und war nach Acquapendente gekommen, wo eine heftige Kolik, die ihn befiel, binnen dreien Tagen seinem Leben ein Ende setzte. Als er zu sterben kam und fühlte, daß es geschah, machte er seinen letzten Willen und hinterließ demgemäß Alles was er hatte, Paolo. Paolo veranstaltete ihm ein ehrenvolles Begräbniß, bezahlte den Wirth und setzte seine Reise fort, indem er rechtshin den Weg nach Esi einschlug, an welchem Orte er kurz vor der Plünderung Roms in Geschäften seines Vaters etwa einen Monat lang verweilt hatte. In Esi angelangt, nahm er seinen Aufenthalt, gleichviel aus welcher Ursache, nirgend anders als in dem Wirthshause, ließ sein Gepäck von den Lastthieren abladen, gab es seinem Wirthe zur Aufbewahrung, und wanderte, nachdem er sich ein wenig gestärkt und erfrischt, seine Leute im Wirthshause zurücklassend, ganz allein in der Stadt umher. Einem Gelübde zufolge, war er eben so wie Romulo weiß gekleidet. Er ging auf seines Vaters Haus zu, um zu sehen, ob es offen sei, und unterweges kam er zufällig vor Catellas Haus vorüber, die am Fenster stand und mit der er, da er sie nicht kannte, sich natürlich nicht einverstanden bezeigte. Dar-

über höchlich staunend, sendete ihm das Mädchen, das ihn für Romulo hielt, ihre Magd nach. Es war eben die Nonenzeit und die Straße deshalb ziemlich menschenleer. Die Magd rief ihn Romulo und sagte: Kommt geschwind herein, Madonna läßt euch rufen; so daß er leicht und um so leichter schließen konnte, sie halte ihn für einen Anderen, als sie ihn so vertraut wie einen alten Bekannten anredete. Nichtsdestoweniger wollte er doch erfahren, wer die Dame sei, die ihn zu sich bestelle, und ging geradesweges auf das Haus zu. Er war indessen noch nicht dabei angekommen, so erschien an der Straßenecke Gherardo, und rief ihm die Magd, den wahrnehmend, zu: Romulo, sieh! da kömmt der Herr, geh einstweilen vorüber und kehre dann wieder um. — Er ging die Straße fort, wie sie ihm geheißen, gab aber acht, in welches Haus sie schlüpfte und wer der Herr desselben war. Die Magd schloß den Eingang hinter sich zu, als ob sie den Hausherrn gar nicht gewahrt, und er selber kam nach Greisenart bedächtigen Schrittes gegangen und hatte sie nicht bemerkt. Bei der Thüre angekommen, klopfte er daran und wurde eingelassen. Paolo hatte sich das Haus wohlgemerkt und Catella am Fenster gesehen, die ihm über die Maßen wohlgefiel und so schön und anmuthig zu sein däuchte, daß ihm deswegen mancherlei Gedanken im Kopfe herumgingen. Er ging nun dem Hause seines Vaters zu und fand Thüren und Fenster verschlossen, woraus er abnahm, daß sein Vater nicht an diesem Ort wohnen müsse. Jedoch fragte er, um ganz sicher zu gehen, einen Schneider, der seine Werkstatt in der Nähe hatte, was aus Ambrogio Nanni geworden sei? Der Schneider erwiederte, der sei seit vielen Tagen nicht in Esi gesehen worden, und Paolo kehrte, in Gedanken immer mit dem schönen Mädchen beschäftigt, nach seiner Herberge zurück, wo er überlegte, ob er allein

wieder nach ihr ausgehen oder einige der Diener mit sich nehmen solle, die noch von seinem alten Gebieter her bei ihm waren.

Gleich hierauf kehrte Ambrogio von Rom zurück und begegnete auf seinem Wege nach Hause Gherardo, der zu ihm nach den ersten Begrüßungen sagte: Ambrogio, du kommst mir eben recht, denn hätte ich deiner die vergangenen Tage her habhaft werden können, so wäre meine Heirath mit deiner Tochter entweder schon abgemacht, oder ich wüßte für gewiß, woran ich damit wäre; ich habe mir wenigstens vorgesetzt, nicht länger in Zweifel zu bleiben, ob du sie mir geben willst oder nicht? — Ich komme eben im Augenblicke an, wie du siehst, antwortete Ambrogio, und werde vor der Hand sobald nicht wieder von hinnen gehen; also bleiben wir beisammen und haben Zeit und Weile vollauf, die Sache zu besprechen. — So unterhielten sie sich beide noch miteinander, Ambrogio zu Pferde und Gherardo zu Fuß, als Romulo, im Begriffe, wieder zu Catella zu gehen, wie es ihm sein Herr geheißen, aus der Ferne dazukam und seinen Vater erblickte. Er bog also stracks nach einer anderen Seite ein und eilte zu der Pippa, zu der er sagte: Wehe mir! Mütterchen, ich bin verloren, mein Vater ist zurückgekommen und ich weiß nicht, was ich anfangen soll. — Nur getrost! sagte Pippa, sei er es mit Gott, rühre du dich nicht vom Flecke, und laß mich machen; vor allen Dingen zieh mir aber die Kleider aus und lege deine drinnen in der Kiste wieder an. — Die Pippa ging unverzüglich nach Ambrogios Wohnung, die sie erreichte, als derselbe eben vom Pferde stieg und begrüßte ihn freundlich mit den Worten: I, seid mir tausendmal willkommen, mein theurer Herr! Wie geht es euch? — Gott grüße dich, Pippa! entgegnete Ambrogio. Wo willst du so eilig hin?

— Ich komme eurethalb, antwortete sie, denn Giannelloccio Bindi sagte mir, er habe euch zur Stadt hereinreiten gesehen, und ich wollte für euch sorgen, wenn ihr was bedürft, da eure Leute nachgerade wohl keine großen Köche sein werden. — Ich danke dir, sagte Ambrogio, du hättest dich nicht zu bemühen gebraucht, denn ich habe schon nach der Margarita ausgeschickt, die sonst bei mir im Hause ist und gleich bei der Hand sein wird. Aber sage mir, wann hast du unsere Nicuola zuletzt gesehen? — Ich sehe sie alle Tage, Herr, versetzte Pippa, und bin heute Morgen noch eine gute Weile mit ihr zusammen gewesen. Sie hat sich was gesehnt, euch wieder zu sehen. Ich habe sie zuweilen zwei drei Tage lang bei mir behalten. Sie ist meiner Treu, ein gar schönes liebes Kind, und das kann ich euch sagen, die Arbeit geht ihr tüchtig von Händen. — Ueber dies Geplauder kam auch Margarita an, und ging an ihre häuslichen Verrichtungen, bei denen ihr die Pippa eine Weile hülfreich war; zuletzt aber, vor Ungeduld das Haus zu verlassen, fast vergehend, hub sie an: Mein guter Herr, wenn es euch recht ist, so will ich eure Nicuola zu Nacht aus dem Kloster abholen und in meinem Häuschen beherbergen; morgen in der Frühe bringe ich sie euch hierher, oder auch behalte ich sie auf ein paar Tage bei mir, bis ihr euch wieder eingerichtet habt. — Mache du das, wie du willst, entgegnete Ambrogio, und hinterbringe der Schwester Camilla meine schönsten Empfehlungen, auch gib meinem Töchterchen einen Kuß von mir, und geh übrigens mit Gott. — Die Pippa entfernte sich und suchte, noch ehe sie nach Hause ging, die Schwester Camilla auf, mit der sie für den Fall, daß Ambrogio in's Kloster käme, das Nöthige zu Nicuolas Sicherheit verabredete.

Schwester Camilla, die in solchen Fällen wohlerfahren

war, sagte der Pippa, sie möge nur ganz und gar keine Sorge haben, es werde Alles gut gehen; und so eilte sie, daß sie heim kam, wo Nicuola, die durch den Kleiderwechsel unterdessen aufgehört, Romulo zu sein, und sich auch ihr Haar bereits wieder auf Mädchenart geordnet, voll Ungeduld und Spannung auf sie wartete. Die Pippa erzählte ihr, was sie mittlerweile für sie gethan, und fragte: ob sie schon des nächsten Tages zu ihrem Vater zurückkehren oder noch einen oder zwei Tage in ihrer Freiheit bleiben wolle? Nicuola aber beschloß, noch den nächstfolgenden Tag bei ihrer Amme zuzubringen, und hörte nicht auf, sie mit ihrem Lattanzio zu plagen, den sie um jeden Preis zum Mann haben wollte, die Pippa mochte ihr noch so dringend vorstellen, daß Alles vergebens sei und daß sie besser thue, an etwas Anderes, als an den verliebten Lattanzio zu denken, der ja am Ende ganz gewiß seinen Zweck erreichen und seine Catella von ihrem Vater erhalten werde, wenn er sich um sie bewerbe. — Das ist es eben, was mich quält und worüber ich verzweifle, sagte Nicuola; denn wenn mein Vater nicht so bald gekommen wäre, würde es mir gelungen sein, Lattanzio bei Catella in solche Ungunst zu bringen, daß sie einen Bauer lieber als ihn geheirathet hätte, wogegen nun die unvermuthete Dazwischenkunft meines Vaters Alles verdirbt. — Verdirbt oder erst ins Geschick bringt? nahm Pippa das Wort auf. Denn angenommen, daß es wahr ist, was du mir von Catella sagst, wie bald würde sie nicht hinter dein Geschlecht gekommen sein, hättest du sie wiederholt besucht, und was, frage ich dich selbst, würde sie dann nicht haben von dir denken müssen? Müßte es dir nicht zu einer ewigen Schmach gereicht haben, wenn sie dich für Lattanzios Dirne gehalten? — Meinetwegen hätte sie das immer thun mögen, fügte Nicuola hinzu: was wäre es wei-

ter gewesen! Sie hätte doch nicht gewußt, daß ich Ambrogios Tochter sei, und Lattanzio wäre ihr darüber so verhaßt geworden, daß sie ihn gewiß nie mehr würde haben sehen und seinen Namen nennen hören wollen, was mir dann wieder Hoffnung gegeben, Lattanzios Liebe neuerdings zu verdienen. — Die Pippa konnte nicht umhin, über diese Folgerungen Nicuolas zu lachen, und sagte zu ihr: Meine Tochter! gib dich nur zufrieden. Ist es einmal Gottes Wille, daß Catella Lattanzios Gattin werde, so wirst du es nicht hindern, du magst ersinnen und beginnen, was du willst. Du bist ein junges, schönes, reiches Mädchen, denn wenn dein Bruder Paolo, der arme Junge, noch lebte, hätte man doch schon wieder von ihm gehört, er ist also gestorben, möge Gott seiner armen Seele gnädig sein! und du bist, wenn du dich klug aufführst, dereinst die alleinige Erbin deines Vaters, als welche es dir nicht fehlen kann, daß die reichsten und edelsten jungen Männer um dich freien wollen. Darum schlage dir die unnützen Einbildungen aus dem Sinn, die dir nichts als Aerger und Unlust zu Wege bringen.

Derweil die Beiden miteinander dieses Gespräch führten, hatte Paolo beschlossen, sich ohne Begleitung zu Catella zu begeben, und ging er gegen Abend an ihrem Hause vorüber, obwohl er, da er sie nicht erblickte, in seine Herberge mit dem Vorsatze zurückkehrte, an diesem Tage nicht weiter auszugehen. Lattanzio, dem das Warten sehr schwer ankam, sah mit Verwunderung, daß es Nacht wurde, ohne daß Romulo wiederkehrte, und ihm über das was er etwa bei Catellen für ihn durchgesetzt, Bericht erstattete. Er hoffte noch ein oder zwei Stunden in die Nacht hinein; da er aber endlich sah, daß es vergebens war, wurde er sehr übler Laune und nahm an, es müsse ihm irgend ein Unglück widerfahren sein, ja, war in der Ungewißheit, was aus ihm

geworden und von mannichfachen Gedanken deshalb bestürmt, nicht im Stande, die ganze Nacht hindurch ein Auge zuzuthun. Er liebte Romulo in der That, als einen bescheidenen, gesitteten Jüngling, der ihn zu seiner Zufriedenheit bediente, und noch mit Niemand sonst im Hause ein unnöthiges Wort gesprochen hatte, und sein Verlust schmerzte ihn also auf das empfindlichste. Auf der anderen Seite verlangte aber auch Catellas Leidenschaft zu Romulo auf das sehnlichste nach seiner Nähe, und sie legte sich äußerst verstimmt zu Bette, ihren Romulo, für den sie Paolo gehalten, seit Gherardos Rückkehr nach Hause nicht wieder gesehen zu haben. Nicuola plauderte die ganze Nacht über mit ihrer Amme von Lattanzio und schlief weder selbst noch ließ sie die Pippa schlafen, so sehr seufzte und klagte sie.

Es wurde Tag, und da Romulo noch nicht nach Hause gekommen war, schickte Lattanzio nach allen Seiten Leute aus, ihn aufzusuchen oder Erkundigungen über ihn einzuziehen, die am Ende zur Folge hatten, daß Einer nach der Schilderung seiner Kleidung und Person behauptete, ihn vergangenen Tages in das Haus der Pippa des Giacomaccio nahe bei der Hauptkirche gehen gesehen zu haben. Lattanzio kannte die Pippa, und ging auf diese Nachweisung etwa um die Mittagszeit zu ihr, wo er durch Klopfen an ihre Thüre Einlaß begehrte. Die Pippa trat an das Fenster, erkannte den Jüngling zu ihrer Verwunderung und vermuthete gleich, er möge um Nicuolas Aufenthalt in ihrem Hause wissen. Sie fragte: Was sucht ihr, junger Herr? — Frau Pippa, entgegnete er, wenn es euch genehm wäre, möchte ich gern ein paar Worte mit euch sprechen. — So viel es euch gefällt, sagte sie, that der Nicuola zu wissen, daß Lattanzio unten sei, und stieg die Treppe hinab, ihm die Thüre zu öffnen. Der Jüngling trat ein, ließ sich neben der Pippa zum Sitzen

nieder, wo Nicuola, ohne gesehen zu werden, Alles mit anhören und ansehen konnte, und hub also an, mit ihr zu reden: Frau Pippa, obwohl ich euch niemals einen Dienst erwiesen, der mich berechtigte, euch um eine Gegengefälligkeit zu ersuchen, so komme ich doch freimüthig zu euch, die man allgemein als eine dienstfertige Frau kennt, voll Zuversicht, ihr werdet mir eine Bitte freundlich gewähren, die eben nichts Anderes betrifft, als daß ich gern von euch erfahren möchte, was aus einem jungen weißgekleideten Menschen von etwa siebenzehn Jahren, Namens Romulo, geworden, der mir als Page dient, und seitdem er gestern in euerm Hause gewesen, nicht wieder zu mir zurückgekehrt ist. Ich bitte euch dringend, mir so viel von ihm zu sagen, als ihr wißt, ihr erzeigt mir dadurch einen außerordentlichen Gefallen und ich werde euch deswegen immerdar verpflichtet bleiben. — Mein lieber Sohn, antwortete Pippa, ich danke euch für eure gute Meinung, die ihr von mir hegt, und freue mich der Ehre, die ihr mir durch den Besuch meines armen Häuschens anthut, um so mehr, als ich schon seit langer Zeit nach der Gelegenheit getrachtet habe, mit euch zu sprechen, die ich nun heute nicht verlieren will. Um zuvor auf das zu antworten, was ihr von mir verlangt, so sage ich euch, daß ich von eurem Knaben gar nichts weiß, denn weder gestern noch seit vielen Tagen ist meines Wissens ein solcher oder ein junger Mann hier gewesen, und ich müßte es wohl wissen, wenn dem also wäre. — Ihr denkt vielleicht, fuhr Lattanzio fort, daß ich dem Knaben Strafe auferlegen könnte, weil er nicht zurückgekommen ist; aber ich verpfände euch mein Wort, daß ihm nichts geschehen soll, wenn er mir nur die Wahrheit eingesteht. — Ihr gebt euch eine vergebene Mühe, versetzte Pippa, denn es ist kein Mann im Hause hier und hat es gestern keiner betreten. Es thut mir

wirklich leid, daß ich euch in dem Falle nicht, wie ich gern wollte, dienen kann. — Während die Pippa mit ihm sprach, stieß Lattanzio schwere Seufzer aus, und sie sagte daher zu ihm: Junger Mann, ihr seid so leidenschaftlich aufgeregt, daß Jedermann, der euch so stöhnen hört, euch in diesen Pagen verliebt glauben möchte. — Ach! sagte Lattanzio, wollte Gott! ich wäre nicht verliebt, so würde ich heiterer und zufriedener sein als ich bin. In den Pagen bin ich freilich nicht verliebt, wohl aber in eine Jungfrau, die mir theurer als meine Augen, ja sogar als meine Seele ist. — Indem er diese Worte sprach, füllten sich ihm, wider seinen Willen, beide Augen mit heißen Thränen, ja rannen ihm einige bereits die Wangen herab, derweil er nicht abließ, tief aus der Brust aufzuseufzen. Die Pippa meinte, hier sei die günstige Gelegenheit da, was sie im Sinne hatte, zu versuchen und sie sagte: Ich weiß nur zu gut, mein Sohn, daß es die Wahrheit ist, was ihr sagt, da ihr, wie ihr zeigt, in Liebe befangen seid und kein Leid in der Welt herber und peinvoller ist als das, zu lieben und nicht wieder geliebt zu werden. Es ist mir ferner wohlbewußt, daß die Jungfrau, die ihr liebt, euch um eines Andern willen, den sie liebt, ganz und gar nicht leiden kann. — Und woher wißt ihr das, Frau Pippa? fragte Lattanzio voll Verwunderung. — Bestrebt euch nicht, das zu erfahren, antwortete sie: es genüge euch, zu sehen, daß ich weiß, wie ihr gegenwärtig unerwiedert liebt, nachdem ihr noch vor nicht gar vielen Monden eine Jungfrau liebtet, die weit schöner als eure jetzige Geliebte ist und euch nicht nur auf das inbrünstigste wieder liebte, sondern sogar noch immer unvermindert liebt, trotz dem, daß ihr euch ihrer so wenig mehr erinnert, als ob ihr sie niemals gesehen hättet. — Meiner Treu, ich weiß nicht, was ich sagen soll, sprach Lattanzio, da ich euch so wohl von meinen Angelegenheiten

unterrichtet sehe; aber das sagt mir doch gefälligst, bitte ich, wie wißt ihr, daß diejenige, die ich jetzt liebe, nicht mich, sondern einen Anderen liebt? — Das kann ich euch nicht sagen, entgegnete Pippa, weil es mir nicht schicklich scheint; aber wohl mag ich euch zu Gemüthe führen, daß es eben recht so ist, wenn ihr, diejenige verschmähend, die euch liebt, auch keine Gegenliebe einerndtet, wo ihr liebt, denn dies läßt eben Gott zur Strafe eurer Undankbarkeit also geschehen. Ach, unglückselige Nicuola, wie konntest und kannst du doch einen solchen Mann lieben, und was hast du Alles vergebens für ihn gethan! Ihr, Lattanzio, werdet euren sündigen Irrthum am Ende dennoch einsehen und ihn vielleicht wieder gut machen wollen, wann es nicht mehr an der Zeit ist. — Der Jüngling war über alle diese Einzelheiten, die er hörte, wie außer sich selbst versetzt und wußte nicht, was er antworten sollte. Anderseits wäre Nicuola, die Alles hörte und sah, so gern hervorgekommen, um auch ihren Antheil am Gespräche zu nehmen; jedoch entschlossen, abzuwarten, was am Ende daraus werden würde, verhielt sie sich ruhig. Die Pippa wartete gespannt darauf, was der Jüngling sagen werde, und, wie aus schwerem Traume erwachend, hub er nunmehr an: Frau Pippa, ich will ohne Rückhalt mit euch sprechen, da ihr ja so gut Bescheid um meine Angelegenheiten wißt. Es ist wahr, ich habe Nicuola Nanni geliebt, von der ich weiß, daß sie mir zugethan ist. Sie wurde von ihrem Vater aus der Stadt entfernt, ich erfuhr nicht, wohin; und um des Umstandes willen, fing ich an, Catella, die Tochter Gherardo Lanzettis, zu lieben, die sich mir einige Tage lang geneigt erwies. Sodann aber wurde sie mit einemmale, ich weiß nicht wie, scheu und störrisch gegen mich, und wollte von meinem Verlangen sogar nichts mehr wissen, daß sie, wenn sie an der Thüre oder am Fenster steht,

indem ich vorbei gehe, mich nicht sobald wahrnimmt, als sie auch zurückfährt, und daß sie alle meine Liebesboten und Botschaften abweist. Gestern sandte ich ihr nun eben meinen Pagen zu, um in meinem Namen mit ihr zu sprechen; aber er ist noch mit der Antwort nicht zurückgekehrt, und es scheint, ich habe also die Geliebte und einen getreuen zierlichen Diener zugleich eingebüßt. Bin ich nur erst gewiß, daß sie in ihrer Unerbittlichkeit beharrt, so will ich sie gar nicht länger mehr belästigen und mich bald einer Anderen zuwenden, der meine Dienste angenehmer sind; denn in Wahrheit bedünkt es auch mir keine geringe Thorheit, die zu verfolgen, die mich flieht, die zu lieben, die mich haßt, und nach der zu verlangen, die von mir nichts wissen will. — Nun, das läßt sich hören! rief die Pippa aus, und ich nehme euch beim Worte, junger Herr. Aber seid einmal so gefällig, mir zu sagen, wenn nun die Nicuola euch noch zugethan wäre, ja euch mehr als jemals liebte, was meintet ihr dazu? Würde es euch bedünken, daß sie eurer Gegenliebe werth wäre? — Beim Himmel! erwiederte der Jüngling, sie würde verdienen, daß ich sie mehr als mich selbst liebte. Aber was ihr da sagt, kann gar nicht sein, denn sie muß mir nothwendigerweise höchlich zürnen, daß ich mich gar nicht um sie bekümmert, nachdem sie mir doch seit ihrer Rückkehr zu wiederholtenmalen geschrieben hat. Ich weiß gar nicht einmal, wo sie gegenwärtig sein mag, so lange ist es her, daß ich sie nicht gesehen habe. — O! sagte die Pippa, ich weiß, daß ihr sie die letzten Tage her unzähligemale gesehen und auf das vertrauteste mit ihr gesprochen habt. — Frau Pippa, entgegnete Lattanzio, darin täuscht ihr euch. — Ich täusche mich wahrhaftig nicht, fuhr sie fort, ich werde doch wohl wissen was ich sage, und nicht ungereimtes Zeug reden! Aber sagt einmal, wenn dem wirklich

also nach meinen Worten wäre, und ich ließe es euch mit Händen greifen, daß euch die Nicuola noch immer liebt, was würdet ihr dann thun? Ja, gesetzt, sie wäre bei euch im Hause gewesen, und hätte euch wie ein Diener seinen Herrn bedient, ohne von euch erkannt zu werden, wie würdet ihr da wohl von ihr denken? Findet es nicht seltsam, daß ich so mit euch rede, und bezeigt mir kein so gewaltiges Erstaunen, denn die Sache verhält sich in der Wahrheit so, und ich bin erbötig, euch alsbald dafür den unumstößlichsten Beweis zu führen. Vorher antwortet mir aber auf meine Frage: Was hätte Nicuola dafür verdient? — Ihr tragt mir Märchen oder Träume vor, antwortete Lattanzio: indessen, verhielte es sich damit wirklich so, so wüßte ich sonst nicht, was ich sagen sollte, als daß ich sie dafür gewiß unendlich lieben und ihr eine unbegrenzte Herrschaft über mich einräumen müßte. — So ist es recht! sagte Pippa und rief Nicuola zu, sie solle hereinkommen und ihren Pagenanzug mitbringen. Der Nicuola war kein Wort von dem ganzen Gespräche entgangen, und sie trat denn auf diesen Ruf, ihre männliche Kleidung in der Hand haltend, im ganzen Gesichte vor Schaam erglühend, in das Gemach und näherte sich ihrer Amme und ihrem Geliebten. Da ist deine Nicuola, Lattanzio, sagte die Pippa, dein Romulo, dein verlorner Page, der Tag und Nacht bei dir war, und Ehre und Leben für seine Liebe zu dir auf das Spiel setzte. Ja, sie hat die ganze Welt um deinetwillen außer Acht gelassen, und du hast sie nicht erkannt. — Sie erzählte ihm hierauf mit allen kleinen Umständen, wie die Jungfrau dazu gekommen, ihm als Page zu dienen, und was ihr derweil begegnet war, und schloß endlich mit der Frage: Nun, was sagt ihr denn dazu? — Lattanzio stand halb bewußtlos da, sah Nicuola an, glaubte zu träumen und wußte recht eigentlich

nicht, was er zu dem Allem sagen sollte? Als er aber wieder ein wenig zu sich selbst gekommen war und der Grausamkeit Catellas gedachte, die an Schönheit sich mit Nicuola bei weitem nicht messen konnte, so wie der großen Liebe Nicuolas zu ihm, und wessen sie sich um seinetwillen ausgesetzt, so sagte er fast weinend zu ihr: Nicuola, ich will mich weiter nicht in halbwahre Ausreden und Entschuldigungen verwickeln; aber wofern du wirklich so gesinnt bist, wie die Pippa mich versichert, und mich noch haben willst, so nehme ich dich zur Frau. — Nicuola, die in der Welt nichts weiter als dies wünschte, und die eine solche Herzensfreudigkeit überkam, daß sie sie gar nicht fassen konnte, warf sich ihm zu Füßen und sagte: Sieh mich, da du dich herablassen willst, mich zu der Deinigen zu machen, bereit, Herr, mich dir und deinem Dienste gänzlich hinzugeben. — Lattanzio zog hierauf einen Ring vom Finger, verlobte sich in Pippas Gegenwart mit Nicuola und sprach: Damit unsere Liebe in allen Ehren und nach dem Herkommen ausgehe, so werde ich noch an diesem Nachmittage mich zu deinem Vater begeben und um deine Hand bei ihm anhalten, die er mir gewiß ohne Widerrede zugestehen wird, damit wir unsere Hochzeit feiern, wie es sich gebührt. — Frau Pippa fand für gerathen, nach diesem die Liebenden in einer Kammer allein zu lassen, und als der beglückte Lattanzio seine schöne Braut wieder verließ, begab er sich zu Mittag nach Hause, um nach Tische sein wichtiges Vorhaben auszuführen. Nicuola ging mit der Pippa nach dem Hause ihres Vaters zurück, und wurde von demselben freundlich bewillkommt.

Sobald Paolo sein Mittagsmahl zu sich genommen hatte, machte er sich nach Catellas Wohnung ganz allein auf den Weg, und als er an die Straßenecke gekommen war, sah er Gherardo eben aus dem Hause gehen. In dem

Augenblicke, als er den Rücken gewendet, zeigte sich Catella auch am Fenster, erblickte Paolo, den sie für Romulo hielt, und winkte ihm, da er dicht am Hause war, einzutreten. Entschlossen, sich in dieser Sache Licht zu verschaffen, befolgte er ihren Willen, und auf der Stelle eilte Catella die Stiege zu ihm herunter, umarmte und küßte ihn inbrünstig und sagte: Du mein süßes Leben und Ziel meiner Gedanken, was machst du dich mir doch so selten! Du bist mir lange nicht so gut als ich dir; ich sagte dir doch vor zwei Tagen schon, mein Herz, daß ich keinen andern Mann als dich haben mag. Komm hier herein, laß uns miteinander in das Zimmer gehen. — Sie stellte hierauf die Magd an, es ihr sogleich zu wissen zu thun, wenn ihr Vater wiederkäme, und küßte Paolo so leidenschaftlich, sagte ihm so zärtliche Worte, und sank so vor Liebe schmachtend in seine Arme, daß er, den die Natur eben nicht unempfänglich und stumpfsinnig geschaffen, auf das leidenschaftlichste von ihrer Schönheit gereizt wurde und vor Liebesgluth nichts Anderes thun konnte, als sie wiederholt stumm zu küssen und zu seufzen. Mein Liebchen, sagte sie, ich wollte, du befreitest dich von deinem Herrn, damit wir zu jederzeit ungehindert bei einander sein könnten. — Sei darum unbesorgt, erwiederte Paolo, ich werde es einzurichten wissen, daß uns Niemand im Wege ist. — Thue das, mein Süßer, sagte Catella, und ließ nicht ab, ihn an sich zu pressen und mit Küssen zu bedecken. So konnte es nicht anders kommen, als daß des keinem Widerstande begegnenden Paolo Kühnheit ihn bald in den völligen Besitz der Jungfrau setzte, die Stunden entflohen ihnen unbemerkt wie Minuten, und die Magd ging mittlerweile wieder an ihre Arbeit, indem sie unbedachtsam die Hausthüre offen stehen ließ.

Da kehrte Gherardo endlich wieder, trat in das Haus

ein, und kam unbemerkt bis zu dem Zimmer, in dem das junge Paar unter zärtlichen Gesprächen auf einer Bank saß und von den genossenen Freuden seiner Liebe ausruhete. Gherardo hörte, daß Jemand darinnen war, fragte: Wer ist da? stieß aber schon in demselben Augenblicke die Thüre mit dem Fuße ein. Paolo bei seiner Tochter erblickend, glaubte er nicht anders, als daß es nicht Paolo, sondern Nicuola sei, in die er, wie schon gesagt, sich heftig verliebt hatte, ließ daher allen Zorn fahren, den ihm der Gedanke erregt, bei seiner Tochter einen Mann zu überraschen, und überzeugte sich, je näher er Paolo ansah, desto mehr, daß es wirklich Nicuola sei. Catella, die bei der Ankunft ihres Vaters vor Schrecken halbgetödtet worden, und Paolo, der am ganzen Leibe zitterte, wie sie sahen, daß der alte Mann, ohne ein Wort zu sagen, vor ihnen stehen blieb, erwarteten, mit etwas getrosterem Muthe, was daraus entstehen werde. Wie bereits gesagt worden, sahen sich nämlich Paolo und seine Schwester Nicuola so überaus ähnlich, daß sie in ihren Gesichtszügen und ihrer Gestalt nur schwer von einander zu unterscheiden waren. Nachdem also Gherardo Paolo eine Weile mit Verwunderung betrachtet und bei sich bedacht hatte, daß Ambrogios Sohn nicht mehr vorhanden sei, so gewann er die Ueberzeugung, Nicuola müsse sich als Mann verkleidet haben, und sagte zu Paolo: Nicuola, Nicuola! wenn du nicht die wärst, die du bist, so glaube mir, sollte der Spaß dir und Catellen übel bekommen; darauf wendete er sich zu der Tochter und gebot ihr, in das obere Gestock zu gehen, und Nicuola unten zu lassen, der er bessere Gesellschaft leisten werde, als sie. Catella ging, indem sie sich Glück wünschte, bis hierher so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu sein; konnte sich aber allerdings nicht zusammen reimen, aus welchem Grunde ihr Vater ihren

Geliebten Nicuola nannte. Als sie fort war, sagte Gherardo: Meine liebe Nicuola, was soll die Verkleidung, in der ich dich erblicke, bedeuten? Wie kann dein Vater Ambrogio dir gestatten, so allein auszugehen? Gestehe mir die Wahrheit ein, was hast du hier vorgehabt? Bist du vielleicht gekommen, nachzusehen, wie ich mein Hauswesen in Ordnung halte und welche Lebensart ich führe? Vor zwei Tagen als dein Vater zurückkehrte, sprach ich mit ihm und fragte ihn ernstlich, ob er dich mir zur Frau geben wolle oder nicht, worauf er mir zur Antwort gab, er werde das mit mir bereden. Ich verspreche dir, du sollst gute Tage bei mir haben, und der Herr im Hause sein. — Paolo dachte bei sich: Da werde ich heute nun schon zum zweitenmale verkannt. Das Mädchen hält dafür, ich sei ihr gewisser Romulo, und der alte Mann verwechselt mich mit meiner Schwester; aber jene soll sich doch nicht völlig in mir geirrt haben. — Gherardo fuhr zu reden fort: Nicuola, du antwortest mir nichts? Sprich, mein Schätzchen! ich will in Allem deinen Willen thun. — Er wollte ihn auch küssen; Paolo stieß ihn aber von sich und sagte: Wenn ihr etwas von mir wollt, so sprecht mit meinem Vater, und laßt mich gehen, ich bin hierher gerathen, ich weiß selbst nicht wie? Der immerdar in seinem Irrthum befangene Alte sagte: Nun, so geh nur hin, ich werde mit deinem Vater sprechen, und den Handel zum Abschluß bringen. — Paolo entfernte sich und ging geradesweges zu seinem Vater nach Hause, wo er Lattanzio antraf, der so eben bei Ambrogio um Nicuola geworben, und sie, da er ein edler und begüterter Jüngling war, von ihm zugesichert erhalten hatte. Als Paolo in das Zimmer trat, blieb Lattanzio über seinen Anblick wie versteinert, und würde ihn für Nicuola gehalten

haben, hätte Ambrogio nicht in eben dem Momente seiner Tochter Hand in die seinige gelegt.

Die grenzenlose Freude, die Ambrogio über das Wiedersehen seines von ihm todtgeglaubten Sohnes empfand, läßt sich nicht ausdrücken, die Freude über die ehrenvolle Verheirathung seiner Tochter kam dazu, und so konnten alle Vier gar nicht aufhören, einander zu liebkosen und Glück zu wünschen.

Das Vesperbrod wurde hereingebracht, und indem sie darüber saßen, siehe! da kam Gherardo dazu, der, wie er Nicuola mit Lattanzio scherzen und Paolo, den er für Nicuola hielt, mit seinem Vater sprechen sah, fast außer sich in die Worte ausbrach: Herr Gott, helfe mir! ich weiß nicht, ob ich träume oder wie mir geschieht? und mit in einander gefalteten Händen staunend stehen blieb. Paolo, dem Catellas wollüstige Küsse höchlich wohlgefallen hatten, bat seinen Vater um die Gunst, ihn mit Gherardo's Tochter zu vermählen. Ambrogio, mit der Verwandtschaft zufrieden, erzählte also dem Alten, wie er Nicuola Lattanzio gegeben, und ging ihn an, Catella Paolo zur Frau zu überlassen, worein Gherardo denn auch am Ende willigte.

Der reiche Paolo ließ demnächst sein Hab und Gut aus dem Gasthause herbeischaffen, und verabschiedete die ehemaligen Diener seines Gebieters, alle freigebig beschenkt, bis auf zwei, die er bei sich behielt; und so war Alles froh und glücklich bis auf Gherardo, der sich lange nicht darüber zufrieden geben wollte, daß er die Nicuola nicht selbst habe als sein Weib heimführen können.

XXII.

Unverhofft, kommt oft!

In der alten und namhaften Stadt Avila in Spanien wurde Laura von edeln Eltern erzeugt und geboren, deren Vorfahren, da der Adel aus Waffenthaten hervorzugehen pflegt und das Kriegswesen in Avila überhaupt geblüht, mit ihrem eignen Blute das ihrer Nachkommenschaft mannichfach geadelt hatten. Sie waren mäßig reich und liebten ihre Tochter als ihr einziges, wohlgerathenes Kind außerordentlich, und Laura besaß in der That eine so keusche Schönheit, daß zugleicher Zeit ihre Reize sie liebenswerth und ihre Sittsamkeit sie achtungswerth machte. Sie war so verständig, daß sie sich hätte für häßlich ausgeben dürfen, wäre sie nicht von der Vollkommenheit ihres Angesichts Lügen gestraft worden. Viele warfen wohl ihr Auge auf sie, um sie zur Gattin zu erwerben, Einige im Vertrauen auf ihren Stand, Andere auf ihre Persönlichkeit, noch Andere auf ihren Reichthum, und diesen Letzteren war es am wenigsten zu verdenken, wenn sie sich dazu für berechtigt hielten. Aber Lauren war es unangenehm, sich schmeicheln zu hören, wenn sie dahinter Liebe verborgen sah, denn sie wollte nichts von der Ehe wissen,

was bei einem schönen sechszehnjährigen Mädchen allerdings wunderbar genug zu nennen war. Ihr Widerwille reizte ihre Liebhaber zu erhöhtem Eifer an, denn Sprödigkeit, die aus Ehrbarkeit, und zumal bei Derjenigen erwächst, die wir zu unserer dereinstigen Gattin auserkoren, spornt nur unser Verlangen nach ihr an, anstatt die Begierde abzukühlen. Laura war keine der Jungfrauen, die, wann die Sonne sinkt, das Nähkissen bei Seite schieben, an das Fenster treten und um die Mitternacht Ständchen anhören und Liebesbriefe annehmen, womit sie die erste Staffel zu ihrer Entehrung betreten. Sie erhörte keinen ihrer Anbeter, und ließ sich von nichts bestechen, was sie thaten, denn sie liebte schon und hatte eben das Bildniß eines Mannes in ihr Herz eingeschlossen, das es ganz erfüllte und ihrem Sinne nicht gestattete, noch einem Anderen darin eine Statt einzuräumen. Ihr Vater hatte nämlich einen Bruder, der kürzlich Witwer geworden, und nachdem er bedeutenden Reichthum besessen, durch die Schuld seines verschwenderischen Weibes in die äußerste Armuth versunken war, in der ihn seine Schulden nöthigten, sein Haus zu verlassen und nach Indien zu gehen, wo er unbekannt war und seine Umstände zu verbessern hoffte. Damit er dies desto besser bewirken könnte, ließ er seinen Sohn, der Lisardo hieß, unter der Obhut seines Bruders zurück, und dieser nahm den Jüngling als seinen leiblichen Neffen in sein Haus auf, indem er dafür hielt, der Himmel habe ihm in demselben einen Sohn geschenkt, der ihm, nach der dereinstigen Verheirathung seiner Tochter, Gesellschaft leisten und sein hinfälliges Alter ertragen helfen werde. Lisardo war eben so alt wie Laura, schön, wohlerzogen, aufgeweckten Geistes und in seinem Muthwillen doch so anmuthig, daß ihn sein Oheim bald nicht weniger wie seine eigne Tochter liebte, mit der zusammen er wie ein Bruder auferzogen wurde.

Die beiden jungen Leute liebten sich so innig, als es nur die Unschuld vermag, Laura that nichts, was Lisardo unlieb war, und Lisardo theilte ihr alle seine Gedanken mit, so daß es schien, als ob ihre Leidenschaft zu einander sich also für wichtigere Aeußerungen üben und vorbereiten wolle. Laura hörte endlich auf, Kind zu sein, und Lisardo entfaltete seinen reichen Geist, dessen Fähigkeiten ihn allgemein beliebt machten. Er liebte seine Muhme über die Maßen und eben mehr als seine Klugheit ihm verstatten wollte, denn er betrachtete sie schon mit anderen Augen, und sie flößte seiner erwachenden Sinnlichkeit schon kühnere, mit der Zeit immer mehr erwachsende Wünsche ein. Auf der anderen Seite gab auch Laura sich ganz ihrer natürlichen Neigung und ihren Hoffnungen hin, wiewohl ihr vor ihrem alten, zur Habsucht geneigten Vater bange war, der einen im Lande sehr viel vermögenden Mann zum Freunde hatte, welcher mit dem Gedanken umging, sie zur Gattin seines dermaßen in Liebe zu ihr entbrannten Sohnes zu machen, daß für seine Gesundheit zu besorgen stand. Laurens Vater war nun dieser Absicht gar nicht abhold, denn Octavio, so hieß der Liebeskranke, war von anerkannt edler Familie und würde, wenn er es auch nicht gewesen, mit seinen zweitausend Ducaten Einkünften leicht diesem Mangel abgeholfen haben. Er sprach deswegen des öfteren zu Gunsten Octavios mit seiner Tochter, der er also manche vor Kummer schlaflose Nacht und üble Stunde bereitete, die sie in der Einsamkeit durchweinte, obwohl sie Lisardo, um ihm keine Sorgen zu verursachen, nichts davon sagte, und nach Verlauf von wenigen Tagen entschloß sich der alte Mann sogar, Lauren, die lieber in ihr Grab gegangen, mit dem Jünglinge zu verbinden. Inzwischen wollte er über diese Angelegenheit doch seinen Neffen zu Rathe ziehen, von dessen Einsicht und Verstand er hin-

längliche Beweise hatte, und als er sich daher eines Tages mit ihm im Freien befand, wo nur Bäume und Wellen seine Zeugen waren, redete er Lisardo folgendermaßen an: Du weißt, Lisardo, wie vielen Dank du mir dafür schuldest, daß ich dich, der du doch mein Sohn nicht bist, gleich wie dein leiblicher Vater in meinem Hause von Kindheit auf ernährt und erzogen habe, und Gott weiß! wie gern ich dir immer alles Gute erwiesen, da du meiner Sorgfalt für dich durch dein löbliches Betragen und deine erfreuliche Ausbildung sowohl gelohnt hast. Ich sage dir dies aber jetzt nur darum, daß du dich für verpflichtet haltest, mit deiner Klugheit meinen Jahren, deren Erfahrungen ich nicht genugsam vertraue, räthlich beizustehen. Ich fühle nämlich, daß ich alt und kränklich werde und allmälig dem Ende meiner Lebenstage entgegengehe, und deswegen macht es mir Sorgen und Unruhe, daß ich deine Muhme Laura noch unverheirathet sehe, und vielleicht, wenn mich der Tod plötzlich überraschen sollte, dereinst in Ungewißheit über ihr Schicksal, mit Reue und Bedauern verlassen würde, dasselbe nicht vorher, als es noch in meiner Macht stand, gesichert zu haben. Ich besitze nicht übrig viel Hab' und Gut, um über ihre Zukunft völlig beruhigt zu sein. Die Mitgift, die ich ihr bestimmen kann, ist nur eine mäßig große; sie ist zwar reichlich mit Vorzügen und Tugenden ausgestattet; aber in unseren Zeiten stehen diese Dinge in so geringem Werthe, daß sie das Letzte sind, wonach man bei einer Heirath fragt. — Also begann Laurens Vater, sich vernehmen zu lassen, und Lisardo hörte dem Trauerspiele seines Willens zu, ohne fähig zu sein, ihm ein Wort zu erwiedern. Er drängte einige Thränen zurück, die der Schmerz in seine Augen gelockt, und verschluckte einige Seufzer, wiewohl er beide aufbewahrte, um sie bei schicklicherer Gelegenheit Lauren kund zu geben und sich in

Gemeinschaft mit ihr zu betrüben. Er verstellte sich auf diese Weise so gut er konnte, und alsbald fuhr sein Oheim zu reden fort: Du mußt nun ferner wissen, daß Octavio Lauren schon lange und zwar so leidenschaftlich liebt, daß sein eigner Vater sich mit Bitten und Geschenken für ihn um sie beworben hat. Er ist so reich, wie du weißt, und von so hohem Adel, daß ich nicht leicht eine bessere Versorgung für meine Tochter finden dürfte. Ich gedenke morgen die Pakten zu vollziehen, und bin von Laurens Folgsamkeit überzeugt, da sie keinen anderen Willen hat, als den meinigen; dir habe ich mich indessen vorher anvertrauen wollen, um, ob ich wohl meiner Sache gewiß bin, doch in meiner Wahl von deiner Billigung bestärkt zu werden. —

Lisardo hatte seinem Oheim so tiefbetrübt zugehört, daß er kaum Athem schöpfen konnte, um gegen seinen Beschluß etwas vorzubringen. Er hätte zu dem Himmel, als zu der letzten Zufluchtstätte Unglücklicher, aufschreien mögen; aber seine Pflicht und sein Unglück ließen es ihm nicht zu, und er sah sich sterben, ohne daß er zu klagen vermochte, da ihm eben sein Seelenschmerz den Mund verschloß. Alle seine Besinnungskraft zusammennehmend, antwortete er indeß mit möglichster Sanftmuth, indem er seinem Oheim das Verderbliche unbedachter Entschließungen und das Gefährliche zu bedenken gab, irgend wem etwas mit seinem Worte zu versprechen, dessen Vollbringen einem Anderen zustehe, ja wie ein Weib zuweilen bei aller Folgsamkeit nicht Gehorsam in einer Sache leisten könne, die dem Himmel nicht angenehm sei, und forderte ihn endlich auf, da Laura denn doch ihr Leben mit jenem Jünglinge zubringen solle, sie selbst zu Rathe zu ziehen, und unter Vorstellung der Vortheile, die eine solche Verbindung ihr einbringe, sie um ihre eigne Willensmeinung darüber zu befragen. Lisardo sagte dies in der Absicht, durch

einen Aufschub vielleicht eine Abhülfe des ihn bedrohenden Unglücks zu gewinnen, und sein Oheim nahm auch die Aeußerung seiner Meinung gar nicht übel auf, indem er wirklich beschloß, Lauren in sein Geheimniß zu ziehen. Wie erschrak aber Lisardo nicht, als derselbe damit sonder Verzug zur That schreiten wollte! Er traute seinen Ohren nicht, recht gehört zu haben, und hielt dafür, seine Einbildungskraft habe ihm etwas vorgegaukelt. Von Gedanken bestürmt, ging er nach Hause, wo ihn Laura mit einer Umarmung empfing; er erfreute sich aber dieser Gunst nicht, da sie ihm fast wie ein Abschied vorkam. Die beiden Liebenden pflegten in dem Zimmer einer Dienerin zusammen zu kommen, die es ihnen zu wissen that, wenn ihre Herrschaft sich der Nachtruhe ergeben, und blieben dann bis zur Morgenröthe bei einander, ohne daß Lisardo den Genuß anderer, als der keuschesten Freuden der Liebe von ihr forderte. Er sagte seiner Muhme gegenwärtig, daß er sie in der nächstfolgenden Nacht zu sprechen wünsche; als er nun aber bei ihr war, erlaubte ihm sein Schmerz, bei der Vorstellung, daß sie für ihn verloren und bald in dem Besitze eines Anderen sei, lange kein Wort hervorzubringen, bis er endlich unter Vergießung unzähliger Thränen begann, ihr den Entschluß ihrer Eltern zu eröffnen, den sie errieth, ehe er noch ausgeredet. Sie tauschten ihr gerechtes Leid gegen einander aus; beschämt, einen Augenblick an sich selbst und ihrer Stärke verzweifelt zu haben, tröstete Laura jedoch gleich darauf Lisardo, und versicherte ihn, daß sie lieber dies ihr betrübtes Leben aufgeben, als nach dem Willen ihrer Eltern thun werde. Sie schieden zuletzt von einander, als ihr Schmerz etwas milder geworden, der Morgen kam, und ihre Eltern, die die ganze Nacht über nachgesonnen, wie sie ihre Tochter am ersten nach ihren Wünschen stimmen möchten, entboten sie zu sich, erinnerten

sie daran, wie großen Dank sie ihnen für die Sorgfalt und den Eifer schulde, mit denen sie auf die Sicherstellung ihrer Zukunft bedacht wären, und erklärten ihr, welchen würdigen Gemahl sie ihr in Octavio auserwählt hätten. Laura hörte sie an und versuchte, sie anderen Sinnes zu machen, indem sie zu ihnen sagte: nicht allein, daß sie um keines Ehegatten willen so unbillig sein möge, sie zu verlassen, so sei überdies ihr Alter allzugering dazu, und wünsche sie lieber, ihre jungen Jahre zu genießen, als für einen Mann zu leben, den sie nicht kenne, und als all die Unbill und Sorgen des Ehestandes für Mann, Kinder und Hausstand einzugehen. Sie hätte ihren Eltern gern die wahre Ursache ihrer Weigerung eingestanden; aber sie fürchtete, sie möchten sie des Leichtsinns zeihen, wo die reinste Zuneigung ihr Herz leitete, oder sich gar über ihre Liebe erzürnen, und Lisardo aus ihrer Nähe entfernen. Kurz, sie wußte sich mit solchem Geschick zu benehmen, daß ihre Eltern sie vor der Hand in Frieden ließen, und daß sie einen so guten Erfolg ihres Widerstandes ihrem geliebten Vetter zu wissen thun konnte, der ihr mit einer Umarmung dafür dankte.

Alsbald nach dieser Unterredung sahen aber ihre Eltern plötzlich Octavios Vater bei sich eintreten, der ihnen seinen Jammer verkündigte: sein Sohn geberde sich vor Liebe ganz närrisch, und es ließe sich von seiner Verzweiflung für sein Leben das Schlimmste fürchten, da er um der Verschmähung seiner Liebe willen, den Himmel der Grausamkeit und Ungerechtigkeit anklage.

Lauras Vater glaubte ganz gewiß, ihre Weigerung sei vielmehr durch Verschämtheit, als durch Abneigung hervorgerufen, und da er dem Gehorsam und der Tugend seiner Tochter vertraute, so gab er unbesonnenerweise sein Wort ab, schon des nächstfolgenden Tages den Heirathsvertrag abzu-

schließen, und begab sich zu Lauren zurück, um fürder entschiedener gegen sie aufzutreten, wiewohl er durch seine diesmalige Strenge eben nichts weiter erlangte, als daß sie ihm alle Beredtsamkeit der Liebe entgegensetzte. Ihre desfallsige Hartnäckigkeit brachte ihn nun zwar allerdings gegen sie auf, indessen strebte er doch, ihr seinen Unwillen zu verbergen, so lange er ihren guten Willen nöthig habe, und hielt also dafür, daß es das Beste sei, mit Lisardo zu reden, von dessen Gewandtheit und Einfluß auf Lauren er die Meinung hegte, sie würden ihre Widerspenstigkeit mit leichter Mühe beseitigen. Er rief ihn bei Seite und klagte ihm den Starrsinn seiner Tochter, der freilich der Art war, daß Lisardo wenigstens nicht darüber klagen konnte. Er bat ihn, zu ihr zu gehen und ihr Vorwürfe zu machen, und durch seine Vorstellungen wo möglich zu verhüten, daß er nicht genöthigt werde, strengere Maßregeln, zu denen er übrigens entschlossen sei, gegen sie zu ergreifen. Lisardo sagte ihm hierin zwar seinen Beistand zu; aber sein Oheim begnügte sich nicht damit, sondern verlangte von ihm noch zweierlei, erstens, daß er seinem Versprechen unverzüglich nachkomme, und zweitens, daß er selbst ein Ohrenzeuge dessen sei, was er für ihn thue, damit er sich von seinem Diensteifer und von Lauras Gesinnungen überzeuge. Zu diesem Ende erdachte er die etwas gewagte, wiewohl zweckmäßige List, daß Laura unter dem Vorgeben, ihr Vetter wünsche sie zu sprechen, herbei gerufen würde, und er seinerseits, hinter den Vorhängen eines Bettes versteckt, ihr Gespräch behorche. Lisardo beklagte sich zwar gegen ihn, daß er ihm so wenig vertraue; der Greis beharrte indessen auf seinem Willen und schickte, ohne auf eine Einrede zu hören, nach Lauren aus. Laura kam, ohne irgend den Betrug zu ahnen, und Lisardo kam beinahe von Sinnen, sich zwischen Liebe und Pflicht also in die Klemme

kommen zu sehen, daß er sich verdächtig machte, wenn er schwieg, sich selbst den Tod gab, wenn er gehorchte, und Lauren zu Grunde richtete, wenn er seine Liebe an den Tag legte. Er hätte seiner geliebten Muhme gern ein geheimes Zeichen gegeben; aber es war ihm unmöglich, da ihr Vater alle seine Geberden beaufsichtigte. Laura verwunderte sich, daß er schwieg, nachdem er sie doch zu sich beschieden, und wollte ihn schon mit vertrauten Worten darum fragen, als Lisardo sich noch zu rechter Zeit dessen, was da kommen sollte, versah, und schnell zu ihr sagte: Du weißt, schöne Laura, daß Kinder ihren Eltern Gehorsam und Dankbarkeit schuldig sind, und dies zwar insbesondere dann, wann diese sie ihrem Stande gemäß verheirathen wollen. Die deinigen haben mir ihr Verlangen ausgesprochen, für deine Jugend, auf den Fall ihres dereinst doch unumgänglichen Todes, in der Art zu sorgen, daß ein Gatte, der dich achte, dir sodann an ihrer Statt seinen Schutz verleihe. Es ist ihnen leid, daß du dieser ihrer wohlgemeinten Absicht mit Abneigung begegnest, und du hast wirklich Unrecht, dies zu thun, denn Octavio liebt dich und ist deiner würdig, die ganze Stadt hält ihn werth, sein Alter ist dem deinigen angemessen, sein tüchtiger Verstand wird von Niemand in Zweifel gezogen, der ihn kennt, und sein großes Vermögen ist eine allbekannte Sache. Und wenn auch von allen diesen Umständen keiner für ihn spräche, so müßte schon der eine dir deine Einwilligung abgewinnen, daß es dein Vater ist, der dir diesen Gatten zuführt. Thue also, was deine Kindespflicht von dir fordert, und was Jedermann von dir erwartet und wünscht. Im Namen deiner Eltern bitte ich dich darum inständigst und versichere dich, daß es mir zur größten Freude gereichen wird, dich mit ihnen in gutem Einverständniß zu erblicken. — Alles dieses sprach Lisardo in solcher Aufregung, daß jedes

Wort auf der Zunge ihm zu Gift ward und jede Vorstellung, die er ihr machte, ihm den Tod gab. Laura sah ihn in solcher Verwirrung an, daß sie zu träumen glaubte, wie sie denjenigen, der sie seither, wie sie meinte, so heiß geliebt, sie bitten hörte, einen Andern zu lieben. Indessen sammelte sie sich, dachte über Lisardos Worte von allen Seiten nach, legte sie sich bald so, bald anders aus, und sprach bei sich selbst: Indem ich also den Gehorsam gegen meine Eltern aus den Augen setze und die Marter ihrer Drohungen seinetwegen erdulde, redet er mir so unumwunden zu, meine Liebe einem Andern zuzuwenden? Wie vermöchte er so zu handeln, wenn er mich achtete, oder sich irgend um meinen Verlust grämen würde? Wer mich bittet, daß ich ihn vergessen möge, den verdrießt es offenbar, daß ich ihn liebe. Steht es nun wohl einer Frau von Stande und von Einsicht an, sich einem Manne aufzuopfern, der sie verschmäht, weil er ihrer Schönheit müde ist? Die Männer sind veränderlich und unbeständig, und ihre Liebe nutzt sich mit der Zeit ab, wann sie sich erst wieder geliebt und ihre Ungewißheit und ihr Zagen gehoben sehen. Lisardo ist ein Mann, hat sich geliebt gesehen, und erweist sich nun wie Andere. Er weiß, daß ich thöricht genug bin, ihn anzubeten, und stellt also meine Geduld durch seine schnöden Kränkungen auf die Probe. Aber beim Himmel! ich will diesmal seinen Undank rächen und ihn seinen guten Rath theuer entgelten lassen; ich mag nun um deswillen Octavio zu Theil werden oder einem Anderen. —

O, arme Laura! möchte man ihr zurufen, halte ein, du gehst deinem Verderben entgegen, und richtest auch den zu Grunde, der dich eben nur aus Liebe zu dir beleidigt. Wüßtest du, was Lisardo um dich leidet, und daß dein Vater euch Beide im Auge hat. Laura, sieh dich vor, Lisardo

ist dir treu und betet dich an. Aber wer vermöchte ein zürnendes Weib zu bedeuten, das sich ein ungerechtes Vorurtheil einmal in den Kopf gesetzt hat! Laura bestärkte sich in dem ihrigen überdies dadurch, daß sie wußte, eine Dame, und zwar keine von den mindest schönen ihrer Stadt, liebe Lisardo, denn dieselbe hatte sich ihr als seiner Freundin und Muhme, in der Hoffnung, daß sie etwas über ihn vermöge, anvertraut; und wiewohl sie wußte, daß Lisardo weit entfernt war, ihre Neigung zu erwiedern, so überredete sie sich dennoch, da er sie zu bewegen suche, ihre Hand Octavio zu reichen, so müsse er etwa in Jener Vorzüge vor ihr wahrgenommen haben und den Wunsch hegen, frei zu sein, um ihr ganz anzugehören. Diese Eifersucht erregte ihr ein bedenklicher Anlaß, der sie allerdings rechtfertigen konnte, wenn er in ihren Augen einem bis dahin offenbar grundlosen Verdachte den Anschein der Wahrheit lieh. Sie legte Alles auf das ungünstigste aus, verschloß zu ihrer eigenen Qual ihre Ohren ihrer besseren Ueberzeugung, und sprach, ohne an etwas Anderes als an Rache zu denken, zu Lisardo: sie sei sehr wohl mit diesem Heirathsantrage zufrieden, es genüge ihr, zu wissen, daß er Octavio begünstige, um ihre wesentlichsten Bedenken zu beseitigen, sie selbst liebe und schätze Octavio, und er möge also ihren Eltern immerhin sagen, daß sie mit dessen Liebe sehr zufrieden, und wenn sie sich seither nicht so gezeigt habe, so sei dies nicht deswegen geschehen, weil sie ihn etwa nicht geliebt, sondern weil ihr der Gedanke, von ihnen zu scheiden, allzu schmerzlich gefallen. — Nach diesen Worten entfernte sie sich von Lisardo, ohne seine Antwort abzuwarten, und zog sich in ihr Zimmer zurück, ihr Unglück zu beweinen, bald zufrieden mit dem, was sie gethan, bald es bereuend, daß sie sich selbst ihrer Rache opfere, indem sie sich einem Manne ergebe, den sie zwar nicht haßte, mit dem sie aber,

einen Anderen liebend, doch nicht leben konnte, ohne dem Tode zu verfallen. Ihr Vater brach hervor, umarmte Lisardo tausendmale und eilte mit seiner frohen Zeitung zu seinen und Octavios Verwandten von dannen. Es wurden Festlichkeiten angeordnet und Festkleider bestellt, und um Lisardo stand es eben wie um einen Menschen, der zärtlich liebt, und den geliebten Gegenstand, den er in so vielen Jahren erworben, in einer Stunde verloren gehen sieht. Er zieh Lauren allerdings des Leichtsinns, sich so rasch entschlossen zu haben; aber er wußte auch, daß es nicht sowohl ihre Neigung, als ihr Zorn war, dem sie dabei nachgegeben hatte. Er wollte zu ihr gehen und ihr erklären, warum er sie zu einer That aufgemuntert, durch die sie sein betrübtes Leben wie mit einem scharfen Schwerte durchschnitt; aber es war schon Nacht. Er eilte, sich auszuweinen, hinaus ins Freie, wo man sich immer am besten das Herz von einem Leid erleichtert. Lauras Vater kehrte außer sich vor Freude nach Hause zurück und brachte den Bräutigam mit sich, ihn der Gesellschaft seiner Braut genießen zu lassen.

Laura empfing ihn mit niedergeschlagenen Augen, und Octavio sah darin eine ehrbare Verschämung; aber Lauras Augen wollten dies nicht zu erkennen geben, sondern nur einige Thränen verhehlen, die ihnen zwar nicht entfielen, sie jedoch erfüllten. Octavio war froh, daß am nächstfolgenden Tage seine Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten, und Laura verbarg sich mit ihrem Grame und ihrem Unwillen vor Lisardo, der wohl hundertmal vergebens den Versuch machte, sie zu sprechen, deren Standhaftigkeit ihm kein Wort und keinen Blick mehr gönnte. Die beiden Liebenden verbrachten die Nacht so übel, wie ihr so nahe drohendes Unglück sie ihnen bereiten mußte, und da dasselbe überdies wollte, daß die drei nächsten Festtage dicht hinter einander fielen, so wär

das Aufgebot alsbald abgethan. Laura und Lisardo hatten sich mittlerweile weder gesprochen, noch auch würden sie sich gesehen haben, wenn ihre Augen sich nicht zuweilen eine verstohlne Freiheit genommen hätten. Laura verstellte sich, und Lisardo duldete; Beide aber schwiegen und brannten doch vor Ungeduld, ihre Noth zur Sprache zu bringen.

Der Hochzeitstag kam heran, und Alles war in festlicher Unruhe und Aufregung, nur Lisardo nicht, der den Tod anrief, der nicht kam, weil er gerufen ward. Da fand Lisardo eines Abends eine unerwartete Gelegenheit, mit Lauren allein zu sein, und dem gewaltigen Strome seiner Angst und Pein folgend, ihr mit wenigen Worten seine treue Liebe und die List zu schildern, mit der sein grausamer Oheim ihn genöthigt, selbst der Urheber seines Todes zu werden. Die Thränen und Seufzer, die er dabei vergoß und ausstieß, waren so herzbrechend, daß sie Lauren gerührt haben würden, wäre auch die Wahrheit von Lisardos Betheuerungen weniger überzeugend gewesen, als sie war. Laura sah ihr Unrecht unverzüglich ein, und bereuete es schmerzlichst, sie entschuldigten einander Beide und kehrten zu ihrer früheren Vertrautheit zurück, wie man sich ja gewöhnlich vergleicht, wenn man untergeht. Laura umarmte Lisardo und wollte sich damit zum Widerstande gegen einen Vater, der sie verfolgte, und gegen einen Gatten, den sie verschmähte, weihen; und darauf schieden sie ohne viele Worte von einander, da die vielen Besuche und die Unruhe im Hause ihnen nicht einmal so viel Zeit ließ, zum vollen Gefühl ihrer Bedrängniß zu gelangen.

Der allerunglücklichste Tag für Lisardo erschien, an dem Laura Octavios Armen übergeben werden sollte. Er verließ das Haus und ging zu einem Freunde, Namens Alexandro, der der Vertraute seiner Leiden war, schüttete sein Herz gegen ihn aus und bat ihn, ihm eines seiner Pferde zur Flucht zu

leihen, indem er zwar seine tödtlichen Wunden ertragen, aber die Hand, die sie ihm schlage, nicht sehen, sondern nach Sevilla gehen wolle, um sich die Erlaubniß auszuwirken, sich nach Los Reyes einzuschiffen, wo, wie er wisse, sein Vater sei. Alexandro billigte es, daß er sich entferne, weil er dafür hielt, daß Abwesenheit das beste Heilmittel der Erinnerung sei, und Lisardo, bevor er es ausführte, sendete noch Lauren eine schwarze Schärpe mit seinem Namenszuge, die er getragen, zum Angedenken zu, und ließ ihr seine Grüße zum Abschiede hinterbringen. Laura empfing Beides und versank in Betrachtungen über das traurige Leben, das sie ohne Lisardo, in eines Andern Besitz erwartete, während ihren Geliebten am Ende der Unwille über ihre Nachgiebigkeit, oder gar die Liebe selbst, in die Arme jener anderen Dame, die ihn liebte, führe.

Die Nacht überraschte sie über diesen Gedanken, sie sah das Getümmel und die Menge Menschen im Hause, denn sie schon hatte viele Verwandten, da sie von Adel; Octavio aber noch mehrere, weil er reich war. Sie erkundigte sich nach Lisardo und hörte, daß er im Hause jenes Freundes sei, den sie kannte. Da schnürte es ihr das Herz zusammen, und es wollte ihr unmöglich scheinen, mit einem anderen Manne, als mit Lisardo zu leben. Sie verfolgte diesen Gedanken, berieth ihre Leidenschaft, die sie ermunterte, sich ihrem Vetter in die Arme zu werfen, und also ihrem eignen Tode zu entfliehen, indem sie sich und ihm eine glückliche Zukunft bereite. Mit diesen Vorstellungen schmeichelte die Hoffnung ihr immer mehr, sie scheute sich zwar auch vor der Strenge ihrer Eltern und vor dem öffentlichen Aegerniß, das solche Schritte zu geben pflegen; aber alsbald besann sie sich wieder und sprach zu sich selbst: Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, und noch kein Vater ist grausam genug gewesen, von den Bitten kindlicher Liebe und Ehrerbietung auf

die Dauer ungerührt zu bleiben. Was können die Leute weiter dagegen haben, wenn ich mich Demjenigen ergebe, der mein rechtmäßiger Gemahl ist? Würde es nicht viel schlimmer sein, wenn ich mich der Gefahr aussetzte, als verheirathetes Weib Uebles von mir zu reden zu geben, da bekanntlich ein solches, das es wider seinen Willen geworden, leicht geneigt ist, eine Thorheit zu begehen? Sei also getrost, mein Herz, du sollst nimmermehr einen andern Gebieter erhalten, als Lisardo, für den du geboren bist, und keine thörichte Rücksicht soll soviel über mich vermögen, auf Leben und Glück zu gleicher Zeit zu verzichten.

Rasch entschlossen, hüllte sie sich hierauf in ihren Schleier, faßte ihre Juwelen und Kostbarkeiten in ein Tuch zusammen, und benutzte die Verwirrung, die im Hause herrschte, dazu, ohne von Jemand bemerkt zu werden, durch die Masken, die sich als Gäste eingefunden, zu entfliehen. Sie befand sich auf der Straße, ehe sie noch recht zur Besinnung kam, und eilte nach der Wohnung Alexandros, den sie betrübter fand, als ihr lieb war, denn als sie ihn nach ihrem geliebten Lisardo fragte, antwortete er: der sei schon vor drei Stunden auf einem schnellfüßigen Rosse nach Sevilla enteilt, weil er, von seinem Unglück entmuthigt, nicht länger in seiner Heimath habe verweilen wollen. Laura hörte ihn an, und es war viel, daß eine Neuigkeit sie am Leben ließ, die jede That der Verzweiflung gerechtfertigt haben würde, indem eine Ohnmacht ihrem Antlitz einige Rosen raubte, die sich für Lilien ausgaben, nachdem sie waren für Nelken gehalten worden. Alexandro hätte Laurens Tröstung gern zweien Pferden übertragen; aber er wagte nicht, es zu thun, da sie mehr todt als lebendig war, und der Erholung von ihrem Unglück nothwendig bedurfte. Ueberdies war es wahrscheinlich, daß sie, wann vermißt, auf allen Wegen und Stegen verfolgt

würde, und sodann in die Hände ihrer Feinde fiele; und also hielt er, was er denn auch that, für das Sicherste, Lauren in das Haus einer seiner Verwandtinnen zu bringen, auf die er sich verlassen konnte, und die sie als ihre Freundin mit Bereitwilligkeit bei sich aufnahm. Er traf diese Maßregel in der Absicht, sich in zwei oder drei Tagen selbst auf den Weg zu machen, um Lisardo zu suchen und ihn von der Fortsetzung seiner Reise abzuhalten, indem er ihn durch seine Mittheilungen überzeuge, wie er eben doch noch nicht hoffnungslos unglücklich sei.

Inzwischen war Lauras elterliches Haus bereits in gewaltigen Aufruhr gerathen, Octavio wollte ganz närrisch werden, die Seinigen waren aufgebracht, Lauras Eltern bestürzt, und Einer rannte zwecklos wider den Anderen. Man gewahrte endlich, daß auch Lisardo verschwunden war, und nun beschuldigte man allgemein ihn des Verrathes, und nannte ihn den Urheber des Unglücks. Lauras Vater beschloß, ihn zu verfolgen und sich an ihm zu rächen, indem er ihn die härteste Strafe seines Verbrechens erdulden ließe. Octavio wünschte ihn zu begleiten, um zu beweisen, daß seine Liebe sich auch von so offenbaren Enttäuschungen nicht besiegen lasse, und da Lisardo geäußert, daß er die berühmte Stadt Madrid zu sehen verlange, in welcher damals König Philipp IV. seinen Hof hielt, so kamen sie mit einander überein, ihn allda aufzusuchen, derweil ihn selbst sein Kummer in den Tod und sein Reiseplan gen Sevilla führte. Alexandro war über ihre vorgefaßte falsche Meinung und über ihre Abreise ungemein erfreut, und wollte auch seinerseits alsbald mit dem Versprechen von Lauren scheiden, Lisardo aufzusuchen, da er überzeugt war, daß er denselben bei längerem Zögern leicht nicht mehr antreffen dürfte; nur willigte Laura, die übrigens einerlei Meinung mit ihm war, durchaus nicht

darein, ohne ihn zurückzubleiben, und verließ also in seiner Begleitung die Stadt, indem Beide, um der Gefahr willen, erkannt zu werden, zur Nachtzeit reisten. Alexandro nahm einen einzigen zuverlässigen Diener, und für den Fall, daß ihre Reise nicht von so kurzer Dauer sei, als sie wünschten, eine gewisse Summe Geld mit sich.

Lisardos Wünsche, sein Leben geendet zu sehen, schien unterdessen der Himmel erhören zu wollen, denn an dem Eingange eines kleinen Ortes mußte sein Pferd so unglücklicherweise straucheln, daß es, da er darauf nicht vorbereitet war, einen für ihn äußerst schmerzlichen Fall that; der ihn besorgen ließ, er möge einen wesentlichen Schaden genommen haben, denn er war nicht im Stande, sich zu regen, bis einige, von seinen Klagen gerührte Landleute ihre Arbeit verließen, und ihn in ihren Armen in ein unfern einzeln stehendes Wirthshaus trugen, wo er geheilt wurde. Seine Verletzung war jedoch so bedeutend, daß er nach mehr als acht Tagen erst wieder genugsam zu Kräften kam, seine Reise fortzusetzen, und zwar als Laura und Alexandro ihm bereits einen Vorsprung von zweien Tagen abgewonnen, und an dem Orte, wo er krank darnieder lag, vorbeigekommen waren.

Eines Abends, bei guter Zeit, gelangte er nach Adamuz; wollte sich aber, wiewohl er es nöthig hatte, nicht zu Bette legen, weil ihm der peinliche Gedanke an Lauren und ihren vermeinten Gatten Octavio, in dessen Armen sie vielleicht schon seiner Liebe uneingedenk geworden, keine Ruhe ließ. Gegen die Mitte der Nacht verließ er den Ort wieder, und es waltete eine so dicke Finsterniß um ihn, daß er die Gegend, durch die er reiste, gar nicht erkennen konnte, und wohl einige Besorgnisse hegte, da er sie als unsicher kannte. Da vernahm er plötzlich neben sich ein Geräusch, das ihn zu dieser Stunde erschreckte und ihn vermochte, vom Pferde zu

springen und seinen Degen zu ziehen. Gleich nachher nahm er eine Gestalt wahr, die sich unter dem Schirme der Nacht vorsichtig zwischen Gebüsch verborgen hatte. Sie anzurufen, wer sie sei, und ihr den Degen auf die Brust zu setzen, war bei Lisardo das Werk eines Augenblicks. Der Mensch kam aber im mindesten nicht aus der Fassung, sondern erwiederte, wenn er sein Leben lieb habe, so möge er hergeben, was er besitze, denn wenn er sich dessen weigere, sei er verloren, und werde von seinen Kameraden, deren Anzahl größer sei, als er sich vielleicht einbilde, in Stücke gehauen werden. Lisardo hielt dafür, dies könne eine eitle Drohung sein, und antwortete daher nicht anders als mit seiner Klinge, indem er so gewaltig auf den Räuber eindrang, daß derselbe in seiner Vertheidigung weichen mußte. Alsbald aber zog sein Pfeifen und das Geklirre der Schwerter eine solche Menge von Feinden auf Lisardo herbei, daß er sich nach allen Seiten gegen sie zu wehren hatte und, der Nothwendigkeit nachgebend, suchen mußte, sich, so geschickt als möglich, kämpfend vor ihnen zurückzuziehen. Er legte dabei eine solche Tapferkeit an den Tag, daß es einem seiner Feinde leid that, ihn, der sein Leben so entschlossen vertheidigte, etwa einen schmählichen Tod erleiden zu sehen. Er pflanzte sich deswegen neben ihn hin, hielt mit seinem Zuruf und seiner Waffe seine stürmenden Gefährten ab und wendete sich dann zu Lisardo, indem er zu ihm sagte, seine und seiner Genossen Absicht sei nicht, zu morden, sondern zu rauben, wenngleich bei hartnäckigem Widerstande ihre Habsucht sich in Rachedurst verwandele. Er möge sich also nicht muthwillig in seinen Tod stürzen, sondern mit ihnen kommen, und um dem Drohen des Himmels zu entgehen, die Nacht bei ihnen zubringen, wo sie ihm die kleine Wunde, die sie ihm in die rechte Hand beigebracht, verbinden wollten. — Lisardo erwiederte: er achte das Leben

nicht so hoch, daß er es etwa sonderlich ungern verliere, jedoch wolle er es auch nicht ohne Noth von sich werfen, und gehe darum auf diesen Vorschlag ein. — Er übergab ihnen also seinen Degen, deutete ihnen die Gegend an, wo er sein Pferd hatte stehen lassen, und folgte ihnen, in Betrachtung der seltsamen Mißgeschicke versunken, mit denen ihn sein Unstern heimsuchte, und die ihm, nachdem er sich einmal in den Verlust seiner Geliebten finden müssen, doch nicht eben schwer zu ertragen fielen. Sie gelangten zu einigen verborgenen Höhlen, deren eine sie betraten, und hier bestrichen zwar die Räuber Lisardos Wunde mit Balsam, entäußerten ihn aber zu gleicher Zeit alles dessen, was er Werthvolles bei sich hatte, und überließen ihn sich selbst und seiner Schwermuth, die seinem Geiste immer nur in Gedanken Laurens Abbild vorspiegelte, dessen von ihm so fern gewähntes Urbild, einer wunderbaren Laune des Schicksals nach, ihm gegenwärtig so nahe war, daß nur eine einzige Felsenwand es von ihm trennte.

Laura war nämlich gleichfalls zur Nachtzeit in Alexandros Begleitung durch diese Gegend gekommen, und mit ihm so unerwartet von sechs Männern überfallen worden, daß ihrem Beschützer nicht einmal die Zeit geblieben war, ihnen seine Ritterlichkeit zu bethätigen, indem sie ihn seines Schwertes und seiner Habseligkeiten fast in einem Augenblicke beraubt hatten. Einer von ihnen, und zwar der Verwegenste, hatte während dessen ein Auge auf Lauren geworfen, und wollte, um sich ihre Gunst zu erwerben, nicht zulassen, daß ihr irgend etwas von dem, was sie bei sich führte, genommen ward, indem er sie wieder auf ihr Maulthier hob, und sie nach seinem Verstecke mit der Absicht abführte, sich in dieser Nacht ihrer Schönheit zu erfreuen, die ihre Klagen, Seufzer und Thränen über ihre verzweifelte Lage in den Augen seiner Begierde nur erhöhten. Sie kamen in der unwirthlichen

Höhle an, die an jene andere gränzte, in die Lisardo geführt worden war, und der verwilderte Liebhaber schickte sich sogleich an, dem Gegenstande seiner Wünsche verschiedene Kleinodien zu verehren, mit denen er sich auf Kosten benachbarter Ortschaften bereichert hatte. Alexandro war mit gekommen, der von seiner Freiheit um Laurens willen keinen Gebrauch machen wollte, und die Räuber behandelten ihn ihrethalb auch mit einiger Rücksicht, da er sich für ihren Bruder ausgegeben. Das schöne Mädchen zitterte vor dem, ihr in der Gewalt dieser Menschen bevorstehenden Schicksale, das ihr nur zwischen Tod und Entehrung die Wahl zu lassen schien; indessen wollte ihr das Glück insofern wohl, als der Hauptmann der Bande, ein entschlossener Raufbold, sich in ihr Gesicht verliebte, und ihren Besitz demjenigen, dessen Gefangene sie war, nicht gönnen wollte, wiewohl derselbe, seinem Nebenbuhler an Ansehen kaum etwas nachgebend, den nicht minder festen Willen zu erkennen gab, sie gegen jedweden fremden Anspruch zu vertheidigen. Laura freute sich dieser Entzweiung, da sie zu hoffen wagte, Einer werde ihr also vor dem Anderen Schutz verleihen, und indem nun die beiden Nebenbuhler, um sie zu unterhalten, sie in ihrer Wohnung umherführten, und ihr alle Einrichtungen derselben zeigten, waren sie eben auch in die Höhle gekommen, wo Lisardo, in den Armen eines wohlthätigen Schlafes von der ermüdenden Anstrengung des Kampfes ausruhete, als plötzlich die Nachricht einlief, daß die Justiz einer Ortschaft, die den Untergang der Räuber besonders eifrig betrieb, mit einer Schaar Bewaffneter gegen sie anrücke. Alle erschraken hierüber auf das Aeußerste, und die Beiden vergaßen augenblicklich ihrer Liebe und eilten von dannen, sich zu vertheidigen und die Gefahr in das Auge zu fassen. Laura blieb allein zurück, wenn gleich nicht so ganz allein, daß sie nicht mit wenigen

Schritten das Ziel ihrer höchsten Wünsche hätte erreichen können. Sie ging tiefer in die Höhle hinein und stieß mit dem Fuße an einen vor ihr liegenden Körper. Sie blieb stehen, erkannte ihn für den eines schlafenden Mannes, und neigte sich mit dem Lichte zu ihm nieder, um ihn näher in Augenschein zu nehmen, da eben die Neubegier nicht von einer Frau läßt, wenn sie auch in den äußersten Nöthen ist. Sie sah ihn an, wurde bewegt, sah ihn wieder und aufmerksamer an, und fand, daß er ein kleines Bild in seinen Händen hielt. Sie nahm es ihm aus denselben, und führte es zu ihren Augen, die sich selbst darin wieder sahen. Sie wendete es hundertmal hin und wieder, der Meinung, daß über dem Blatt ein Stück Krystall angebracht sei, in dem sie sich spiegele, sie wandte sich zu dem Schläfer zurück, daß er ihr die Wahrheit sage, und sie erkannte in ihm alsbald ihren Geliebten Lisardo, an dessen Seite sie sich niedersetzte, und den sie durch ihre Umarmungen und die lauten Ausbrüche ihrer Freude aus seinem Schlummer erweckte, obwohl sie sich vorher das Antlitz verschleierte, um seine Freude ihn nicht allzu plötzlich überraschen zu lassen.

Lisardo verwunderte sich, in Gesellschaft zu sein, und da ihm Lauras anständige Kleidung sofort in die Augen fiel, so bat er sie, ihm zu sagen, wer sie sei, und welche widerwärtigen Begegnisse auch sie in die Hände dieser Barbaren geführt hätten? — Laura wußte ihm nicht anders zu antworten, als indem sie sich ihm mit einer Umarmung zu erkennen gab, und Lisardo war anfangs über das, was er hörte und sah, dermaßen erstaunt, daß er nicht wußte, ob er wachte oder träumte, bis er am Ende alle seine Zweifel an der Wirklichkeit beseitigte und mit seiner Geliebten sich nunmehr dem Gefühle seines Glückes so ganz hingab, daß weder er noch sie lange Zeit über gar nicht das Bedürfniß

fühlten, ihre Abenteuer einander mitzutheilen. Nachdem sie dies zuletzt dennoch gethan, sagte Lisardo, daß es für sie wohl gerathen sein würde, ihre Einsamkeit zur Flucht vor den sie umdrohenden Gefahren zu benutzen.

Sie brachen also auf, um ihren Freund Alexandro, der sich dies Zusammentreffen nicht träumen ließ, davon zu benachrichtigen; nicht sobald traten sie aber vor die Höhle hinaus, siehe! so kehrten eben auch die Räuber wieder, die sich, wiewohl mit Unrecht, überzeugt zu haben glaubten, von einem blinden Lärm erschreckt worden zu sein; denn die Gerichte von Cordova hatten ihnen die ganze Nacht hindurch nachgespürt und waren nur in Folge der Finsterniß von der rechten Spur abgeirrt, bis sie mit dem Anbruche des Tages wieder darauf kamen, Geräusch hörten, dem sie vollends nachgingen, und also bald nach der Ankunft der Räuber die Höhle erreichten, in der sie dieselben umzingelten und gefangen nahmen, ohne daß sie an Flucht oder Widerstand hätten denken können. Einem der Liebhaber der unglücklichen Laura, und zwar dem Hauptmanne der Räuberbande, gelang es nichtsdestoweniger, sie mit sich in die Höhle, in der sich Alexandro befand, und durch einen geheimen Ausgang, in das Freie zu schleppen, wo er für solche Fälle ein Pferd bereit stehen hatte, das er bestieg, und auf dem er mit seiner schönen Beute, die er bewußtlos zu sich hinauf hob, weil sie über den abermaligen plötzlichen Wechsel ihres Schicksals in Ohnmacht gesunken war, von dannen flüchtete.

Lisardo mußte es sich gefallen lassen, trotz aller Einwendungen, mit unter der Zahl der Verbrecher als Gefangener abgeführt zu werden, denn da Einige von der Bande sich auch für unschuldige Schlachtopfer auszugeben versucht hatten, um auf solche Weise ihre Freiheit zu erwerben, so ließen die Gerichte die Wahrheit aller Aussagen vorläufig auf sich be-

ruhen, und brachten ihre Gefangenen sämmtlich ohne Unterschied in den öffentlichen Kerker der Stadt Cordova unter. Der arme Lisardo betheuerte nun zwar auch hier seine Unschuld wiederholt und forderte laut Gerechtigkeit; da er aber weder Freunde noch Geld besaß, das für ihn sprechen konnte, so blieben seine Beschwerden stumm, die Rechtsanwälde taub und die Richter übel berichtet. Ueberdies schlug es Lisardo zumeist nieder, daß er weder von seiner geliebten Laura, noch von seinem getreuen Alexandro etwas hörte, welcher letztere dermaßen sein wahrer Freund war, daß er, als er wahrnahm, wie der verwegene Räuber Lauren entführte, sich eilig des in der Nähe stehenden Pferdes bemächtigte, das Lisardo geritten hatte, und jenen auf demselben Wege, den er eingeschlagen, verfolgte. Er erreichte ihn früher als er es selbst gehofft, da das doppelt belastete Pferd des Hauptmanns nicht mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit laufen konnte, und sobald sich dieser der unausweichlichen Gefahr versah und bedachte, daß jede Vertheidigung seine Gefangennahme zur Folge haben müsse, entledigte er sich Laurens zu seiner Selbsterrettung und stieß sie vom Pferde, wiewohl er dennoch nicht seinen Zweck damit erreichte, weil er nach einer kleinen Weile von Feldbauern aufgehalten und zu den übrigen Gefangenen nach Cordova eingebracht wurde.

Der Danksagungen, womit Laura Alexandro diesen abermaligen Ritterdienst vergalt, konnte sie lange kein Ende finden. Sie erfuhr, auf ihre Erkundigungen, die sie mit ihrem Erretter in dem nächsten Orte einzog, an den sie gelangten, daß Lisardo wahrscheinlich mit der ganzen Bande in Cordova gefangen gesetzt worden, und so schlugen sie mit einander den Weg nach dieser Stadt ein.

Lisardo saß eben eines Morgens in schwermuthvolle Betrachtungen über sein Schicksal versunken, in seinem Kerker da, als er mit einemmale einen Kavalier und eine verhüllte

Dame hereintreten und in seine Arme eilen sah, in denen er zuerst Alexandro und sodann ohne große Mühe seine Geliebte erkannte, denen er, wie denn vom Unglück heimgesuchte Menschen immer höher aufgeregt sind als Andere, aus Dankgefühl zu Füßen stürzte. Alle drei besprachen hierauf zusammen, wie Lisardo schnellmöglichst zu befreien sei, und Laura händigte zu dem Ende Alexandro einige Kleinodien ein, die dieser mit Verlust zu Gelde machte. Auch wurde man durch dasselbe in den Stand gesetzt, von Lisardos Seite Klage vor Gericht einzureichen, und schon war es dahin gediehen, daß die Gerichte Lisardo wieder in völlige Freiheit setzen wollten, da es ihnen allmälig selbst vor ihrer Verwegenheit bangte, einen Edelmann in einem öffentlichen Kerker zurück zu halten, als unerwarteterweise der höhere Befehl einlief, ihn um anderer Ursachen willen zu deportiren. Welch neuer Schreck, welche Verwirrung und welch tödtliche Ungewißheit für alle drei! Indeß wurden sie aus dieser letzteren alsbald dadurch gezogen, daß in Lisardos Gefängniß Octavio und Laurens gestrenger Vater vor ihnen erschienen, die, nachdem sie die Flüchtigen vergebens am Hofe gesucht, sich anschickten, die vornehmsten Städte Andalusiens nach ihnen zu durchstreifen, und als sie deshalb gerade jetzt nach Cordova kamen, von einem Freunde des alten Mannes, der da lebte, als zufällige Neuigkeit vernahmen: wie in dem Stadtgefängnisse ein von Straßenräubern ausgeplünderter Kavalier festgehalten werde, den sie kennen müßten, weil er, seinen Aussagen nach, aus Avila gebürtig sei. Der Greis stutzte über diese Zeitung, forschte weiter nach und erfuhr, daß der Gefangene der Feind war, den er suchte. Da er nun auch hörte, daß derselbe drauf und dran war, aus der Haft entlassen zu werden, so sprach er mit den Richtern, und führte gegen sie über die Verrätherei seines Neffen so laute Beschwerde, daß sie sogleich

erkannten, ihm nicht nur seine Freiheit nicht zu gewähren, sondern ihn sogar in strengeren Gewahrsam zu setzen.

Nachdem er so viel erlangt, kam er also mit Octavio selbst zu Lisardo, um zu hören, was er für sich anführen könne, und Laura hatte Geistesgegenwart genug, sich so viel wie möglich zu verhüllen, so wie auch Alexandro that, mit dem sie sich darauf von Lisardo ab, und im Gespräche zu anderen Gefangenen wendete. Ihr Vater trat mit Octavio dagegen auf Lisardo zu, begrüßte ihn und fragte ihn, wo er Laura hingebracht habe? Lisardo antwortete, er habe sie weder entführt, noch jemals in seinem Leben den verwegenen Gedanken gehegt, dies zu thun; der alte Mann erzürnte sich aber über dies Läugnen, weil er glaubte, sein Neffe wolle ihn damit nur verhöhnen, und Octavio sagte ihm einige Beleidigungen, zu denen ihn seine Liebe, seine Eifersucht und der wehrlose Zustand seines Nebenbuhlers antrieben. Sie gingen hiernächst Beide von ihm, um es der Justiz anheimzustellen, ihm das Bekenntniß abzunöthigen, das er ihnen vorenthielt, und Lisardo erzählte seinem Freunde und seiner Geliebten, was sie mit ihm gesprochen hatten. Alexandro rieth zu ehestmöglicher Trauung, wodurch Octavios Ansprüche ein für allemal vereitelt würden, und den Liebenden selbst war dieser Vorschlag eben recht; nur standen seiner Ausführung ihre nahe Blutsverwandtschaft und der Mangel kirchlichen Erlasses entgegen. Alexandro sagte ihnen aber, sie sollten getrosten Muthes sein, und auf einen erwünschten Ausgang hoffen, denn er habe in Madrid einen Oheim, der im geheimen Staatsrathe seiner Majestät sei, und an den er schreiben werde, um den Erlaß alsbald durch seine Vermittelung herbeizuschaffen. Alexandro erfüllte dies Versprechen, indem er seinem Oheime die klägliche Lage des Liebespaares schilderte, und da Laurens Vater seine zugleicherzeit eingereichte

Klage mit erforderlichem Gelde zu unterstützen wußte, an dem es auch Lisardo zu seiner Vertheidigung nicht gebrach, so wurde dieser Rechtshandel mit vielem Eifer für und wider betrieben.

Alexandro ließ Lauren in dem Hause einer vornehmen Dame, die sich ihrer als einer Fremden von Stande annahm, und er selbst miethete ein Maulthier und ritt nach dem Orte, wo Lisardo so lange an seinem Falle darnieder gelegen, und wo er ein gerichtliches und von Zeugen beschworenes Erkenntniß aufsetzen ließ, daß er während seines Daseins keinen anderen Menschen bei sich gehabt. Diese Schrift übergab er seinem Anwalde; derselbe rieth ihm aber an, sich verborgen zu halten, denn die Räuber hätten in ihren Verhören ausgesagt, in ihrer Höhle eine Nacht lang eine Dame, Namens Laura, beherbergt zu haben, die nicht in Lisardos, sondern in eines anderen Kavaliers Gesellschaft gewesen sei, dessen Name ihnen unbekannt geblieben. Alexandro wollte es allerdings auch scheinen, daß seine Person Gefahr liefe, insofern man aus seiner Freundschaft zu Lisardo leicht schließen konnte, daß er der Urheber des ganzen Anschlags sei, und er begab sich also in ein Kloster. Der Prozeß währte mehrere Monate, und da Lauras Vater am Ende sah, daß Lisardo beharrlich läugnete, was derselbe, seiner Ueberzeugung nach, ganz gewiß gethan, so beschloß er, ihm durch die Folter ein Bekenntniß abzuzwingen, dem er mit lauter Schlichen und Listen auszuweichen suche. Der alte Mann hatte größeres Ansehen bei den Richtern als der Beklagte, es fehlte auch nicht an geheimem Beistande gegen ihn, und da überdies sehr viele Umstände wider ihn sprachen, so ging der Antrag, ihm oder vielmehr Lauren die Folter zu geben, durch, die sich in Thränen auflöste, und unfähig, wie sie war, die Vollziehung dieses ungerechten Beschlusses zu dulden, mit der öffentlichen Erklärung auftrat: sie habe ihr väterliches Haus

aus keinem anderen Beweggrunde verlassen, als um sich vor einem Gemahle zu erretten, den sie so sehr verabscheue, daß sie lieber ihren guten Ruf der gemeinen Menge habe preisgeben, als ihm angehören wollen; übrigens sei sie aber ganz allein geflüchtet, und wisse von dem Manne, der mit ihr zusammen von den Räubern eingefangen worden, nichts weiter, als daß er ihr, als einem hülflosen Weibe, Schutz verliehen habe. In der großen Aufregung, worein sie durch diesen Schritt gerathen, zählte sie nunmehr, in Angst und Bangen irgend einen neuen Schlag des Schicksals erwartend, ihre Augenblicke, als der Himmel, der es besser mit ihr beschlossen, ihr plötzlich durch Alexandro und die Vermittelung ihres Anwaldes die Nachricht von der mit den nöthigen Zeugnissen eingegangenen Dispensation zukommen ließ, und sie also in den Stand setzte, sich mit Lisardo, der deswegen eine Vollmacht ausstellte, trauen zu lassen. Es wurde der Gegenpartei eröffnet und bewiesen, daß Lisardo Laurens Gatte und Gebieter sei.

Ihr alter Vater wurde nun aber hierdurch dermaßen erzürnt, daß er, alle Bande des Blutes verleugnend und nur des Reichthumes eingedenk, um den sein Neffe ihn in Octavio brachte, Lisardo und Laura desto unerbittlicher zu verfolgen beschloß. Er schilderte deswegen den Richtern auf das Uebertriebenste die Kränkung, die seinem Hause widerfahren sei, brachte desgleichen unverzüglich eine peinliche Klage gegen Alexandro vor, der ungefährdet öffentlich erscheinen zu dürfen geglaubt: daß er nämlich das Hauptwerkzeug zum Einsteigen in sein Haus und zum Raube seiner Tochter gewesen sei, mit der er zusammen gefunden worden, und erreichte durch diese Maßregel so viel, daß man Alexandro gleichfalls gefänglich einzog und zu Lisardo einkerkerte.

Hier ertrugen nun die beiden Freunde ihre Noth mit Gelassenheit, die ihnen auch Lauras fast unablässige Gegen-

wart beibehalten half; jedoch sahen sie allerdings keiner erfreulichen Zukunft entgegen, denn ihre Gegner wurden immer erbitterter, und nicht allein, daß die Kosten ihrer Vertheidigung von Lauras Juwelen immer mehrere verschlangen, sondern auch Alexandros Verwandte ermüdeten am Ende, einen Rechtshandel zu beschützen, der ihnen doch keine Theilnahme erregen konnte. Lisardo sah sich angefeindet von dem, der eigentlich von der Natur dazu bestimmt war, sein Freund zu sein, er sah sich im Kerker und verarmt, er sah, daß er seinen getreuesten Freund und seine geliebte Gattin mit sich in sein Unglück gezogen, welche letztere um seinetwillen von ihrem Vater verstoßen worden war, und wie hätte ihn diese Erkenntniß nicht auf das tiefste niederschlagen müssen! Laura suchte ihn fortwährend zu trösten und aufzumuntern, und versicherte ihn, sie habe noch Standhaftigkeit und Kraft genug, viel größere Leiden zu ertragen; um aber doch kein Mittel unversucht zu lassen, ihr Unglück abzuwenden, bat sie endlich eines Abends die Dame, die sich ihrer angenommen, Octavio sagen zu lassen, eine Dame, die keine geringe Meinung von ihm habe, wünsche ihn an einem gewissen Orte vor der Stadt zu sprechen, um zu erfahren, ob sein Inneres eben so wohlbeschaffen sei, als sein Aeußeres. Dieser ihr beabsichtigter Versuch, Octavio durch eine Ansprache seiner Höflichkeit und Ritterlichkeit zur Versöhnung zu vermögen, wurde von ihrer Freundin gebilligt, und dieselbe ließ daher durch eine ihrer Dienerinnen eine schriftliche Einladung an ihn ergehen. Octavio las den Brief und zweifelte nicht, sonach irgend eine zärtliche Neigung erweckt zu haben; indessen theilte er sich für den Fall, daß man etwas Anderes mit ihm vorhabe, Laurens Vater mit, und bat denselben, ihm zu folgen. An Ort und Stelle angekommen, erkannte er, daß man ihn nicht getäuscht. Die Damen erwarteten ihn in ei-

ner Kutsche, in die sie ihn einzusteigen nöthigten, da sie sahen, daß er allein war, und hierauf begann nun Laura ihn mit Bitten und Thränen zu bestürmen, ihm ihre Leiden um seinetwillen zu schildern, und ihm vorzuhalten, wie es ihn so gar nicht beleidigen könne, daß sie ihn nicht liebe, da sie ihm ja nur einen Anderen vorziehe, dem sie schon seit Jahren zu eigen sei. Während sie also sprach, hatte sich aber auch ihr Vater der Kutsche genähert, in der ihm Octavio allzulange auszubleiben schien, und zwar dauerte es nicht lange, so erkannte er seine Tochter, und erhitzte sich über ihren Anblick und über den Gedanken an all die Noth, die er mit ihr hatte, dergestalt, daß er mit Thätlichkeiten an ihr die Rache nehmen wollte, die ihm kein Verklagen und Verhaftenlassen zuwege gebracht. Laura schrie, Octavio beschützte sie, und die Dame, die ihr Gesellschaft leistete, erzürnte sich mit vollem Recht über seine Rücksichtslosigkeit. Ja, der Lärm, den Alle machten, wuchs am Ende solchergestalt an, daß er einen mit seiner Gattin vorüberfahrenden Kavalier veranlaßte, auszusteigen, und mit einigen seiner Diener hinzuzukommen, um nach der Ursache des Zwistes zu fragen. Der Kavalier war ein Mann von angenehmem soldatischem Wesen, und da er sah, welche Grobheiten Lauras Vater gegen Damen beging, so fiel er ihm in den Arm, ihn abzuhalten, sich etwa noch mehr zu vergessen.

Der alte Mann wendete sich gegen den Fremden, um zu sehen, mit welchem neuen Gegner er es zu thun habe, auch alle Anderen richteten ihm ihre Blicke zu, dessen würdevolle äußere Haltung Ehrerbietung einflößen konnte, und wie stutzte und erstaunte Laurens Vater nicht, als er in dem Fremden seinen Bruder erkannte, der in seiner ruhigen Gemüthsstimmung auch seinerseits nicht anstand, in Lauren und ihrem Vater alsbald Nichte und Bruder wieder zu finden,

und als solche in seine Arme zu schließen. Der Willkommen, den der erzürnte Greis ihm angedeihen ließ, war freilich nicht der schmeichelhafteste, und wie daher Lisardos Vater ihn fragte, wie es geschehen könne, daß er ihm, der nach so vieljähriger Abwesenheit und aus weiter Entfernung jetzt wieder komme, so kalt begegne, so nahm es Laura auf sich, ihrem Oheime Alles, was sich in ihrer Familie seitdem zugetragen, zu erzählen, und ihm auch zu bekennen, wie es eben nicht habe anders kommen können, als daß sie ihrem theuren Vetter, mit dem sie auferzogen, in Liebe zugethan worden sei. Der gerührte Oheim belohnte ihre guten Gesinnungen für seinen Sohn mit den herzlichsten Umarmungen, und berichtete dagegen mit kurzen Worten von sich selbst, daß er in der indischen Stadt de los Reyes, die als eine Silberstadt mit Recht nach Königen benannt werde, einem Caziken als Verwalter seines großen Vermögens von mehr als achtzigtausend Ducaten, bis zu seinem Tode gedient, und daß sodann dessen hinterlassene Wittwe, die ihm ihre Zuneigung geschenkt, ihn als ihren zweiten ehelichen Gemahl angenommen, ja sogar, da er ihr den Wunsch geäußert, nach Spanien zurückzukehren, Vaterland und Verwandte um seinetwillen mit ihm verlassen habe.

Sie schlossen einander hierauf wiederholt in die Arme, Laura stieg aus der Kutsche, und man begab sich insgesammt zu der schönen Indianerin, deren sorgenfreies Leben sie noch viel jünger aussehen ließ, als sie war, und die man mit ihrem Sohne, durch dessen Geburt das Band der Ehe zwischen ihr und ihrem Gatten um so fester verschlungen worden, zu der Kutsche der Dame aus Cordova abholte, um sie darin vollends nach der Stadt zu bringen. Laurens Freundin wollte hier, daß dieselbe mit ihrem Gatten in ihrem Hause absteige, und bewirthete Beide auf das festlichste und ehrenvollste.

So geschah es denn auch bald, daß die streitenden Par-

teien sich gütlich mit einander verständigten, und zufrieden gestellt wurden, und es fühlte sich eben nur Laurens Vater in hohem Grade beschämt, daß sein Bruder selbst ein Zeuge der Tyrannei werden müssen, mit der er seinem Sohne begegnet war, dem man, ohne den mindesten Verzug, bei der Rückkehr nach der Stadt, die frohe Botschaft von der Ankunft seines Vaters zu wissen that.

Lisardo dankte dem Himmel für diese Wohlthat, sein Vater besuchte ihn in seinem Gefängnisse, und von Mitleid mit dem Zustande durchdrungen, in dem er ihn antraf, begab er sich, bevor er ihm etwas Näheres von seiner gegenwärtigen Lage erzählte, mit seinem Bruder vor Gericht, und ruhte nicht eher, bis man ihn und seinen Freund Alexandro noch an dem nämlichen Abende auf seine Bürgschaft freigab. Lisardos erster Gang in seiner neuen Freiheit führte ihn zu seiner geliebten Laura, deren Besitz ihm fortan Niemand mehr streitig machte, und zu seiner zweiten Mutter, die bei den so glücklichen Verhältnissen, als sie nun in ihrer neuen Heimath fand, ihr altes Vaterland nicht vermißte. Octavio tröstete sich, da er erkannte, daß ihm sein erhofftes Glück, nicht etwa weil er es nicht verdient, sondern weil es das Schicksal so haben wollte, nicht zu Theil ward. Lauras Vater war zufrieden, weil er seine anfänglichen Absichten nun dennoch in Erfüllung gehen sah, und aus Dankbarkeit für die treue Anhänglichkeit seines Freundes brachte es Lisardo dahin, daß Alexandro eine Schwester seiner Gattin, die ihren Vater begleitete, und auf die Alexandro ein Auge des Verlangens geworfen, mit dreißigtausend Ducaten Mitgift zur Ehe erhielt.

Darauf reiste die ganze Familie nach Avila zurück, und Lisardo führte daselbst mit seiner Laura das glücklichste Leben von der Welt, hatte sich auch im Verlaufe der Zeit schöner und gesunder Kinder mit ihr zu erfreuen.

XXIII.

Der Sklave seines Sklaven.

Als die Grafschaft Barcelona noch nicht an die königliche Krone von Spanien übergegangen war, herrschte in Catalonien ein Graf, Namens Rodolfo, der von den Großen seines Landes insonderheit zweien der edelsten und meistvermögenden seine Gnade zugewendet hatte. Der eine hieß Don Felix Centellas, der andere Feliciano Torrellas. Don Felix hatte die oberste Leitung der Landesangelegenheiten in seinen Händen. Der tapfere Feliciano Torrellas vertheidigte den Staat gegen die auswärtigen Feinde des Grafen, und zunächst gegen die Mauren von Algier, deren König Catalonien beunruhigte, um wegen eines Paschas Rache zu nehmen, den ihm die Catalonier in einer Schlacht getödtet hatten.

Don Felix hatte in Folge seiner öfteren Anwesenheit im Palaste die Gunst Blancas, der Schwester des Grafen, gewonnen, deren Schönheit so groß war, daß viele Fürsten sich um ihre Hand bewarben, die der Graf aber nicht vermählen wollte, weil er, unfähig wie er war, selbst Kinder zu zeugen, fürchtete, Blancas Gatte möge ihm seine Krone rauben.

Blanca ihrerseits verdachte ihrem Bruder diese unbillige Strenge gegen sie um ihrer Liebe willen zu Don Felix nicht. Da sie, so lange ihr Bruder lebte, nicht daran denken konnte, ihren Liebhaber zu ihrem Gemahl zu erheben, so behandelte sie denselben aus zaghafter Ehrbarkeit anfänglich allerdings mit genugsamer Sprödigkeit und Zurückhaltung. Mit der Zeit konnte sie aber dennoch nicht umhin, menschenfreundlicher gegen ihn zu werden, und so geschah es am Ende, daß sie aus Mitleiden mit seiner Leidenschaft und aus wärmerem Mitgefühl derselben, ihrem Herzen keine längere Gewalt gegen ihn anthat, und ihm einen Hauptschlüssel ihrer Wohnung zu geheimen nächtlichen Zusammenkünften einhändigte, die in Zeit von wenigen Monaten zur Folge hatten, daß sie sich schwanger fühlte.

Don Felix hatte einen Geheimschreiber, Alberto genannt, dem er es wagte, seine Liebesnoth anzuvertrauen, und dem er auftrug, ihm auf das schleunigste eine Amme zu verschaffen, gegen die er vorzugeben habe, das zu stillende Kind sei das seinige.

Blanca äußerte gegen ihren Bruder den Wunsch, das Meer zu sehen, und der Graf liebte sie um ihres sonstigen Gehorsams willen so sehr, daß er ihr die Erlaubniß dazu mit Vergnügen gab. Sie kam auf dem Schlosse von Monjuique an, und verlebte daselbst vierzehn Tage, derweil sie mit dem Beistande einer ihr ganz ergebenen Dame eine Tochter gebar, die Matilde genannt wurde. Alberto stand auf der Lauer, nahm den Säugling in Empfang und trug ihn unverzüglich in das Haus der sich bereithaltenden Amme. Dieselbe zog das Kind bis zu dem Alter von sechs Jahren allein bei sich auf; da es aber inzwischen seiner Mutter so durchaus ähnlich geworden, daß es gleichsam ihr Abbild war, so fürchtete Don Felix, durch diesen Umstand sein Geheimniß

verrathen zu sehen, und sendete daher vorsichtigerweise seinen Diener Alberto mit Kind und Amme nach dem unfernen Meereshafen Piana, wo sie vier Jahre verblieben. Die beiden Eltern waren über die Trennung von ihrem Kinde ungemein betrübt, denn, um keinen Verdacht zu erregen, durfte sogar Don Felix nicht wagen, es zuweilen zu besuchen. Indessen trug derselbe Alberto auf, die kleine Matilde malen zu lassen, um durch ihr Bildniß ihre Mutter wenigstens einigermaßen über ihre Abwesenheit zu trösten. Alberto vollzog diesen Auftrag und war eben im Begriff, das Gemälde nach Barcelona zu bringen, als er, kurz vor seiner Abreise, die auf den folgenden Tag festgesetzt war, noch eine Spazierfahrt auf dem Meere mit dem jungen Mädchen unternahm, um es in ihrer Betrübniß über die ihr bevorstehende Trennung von ihm zu zerstreuen.

Hier wollte nun aber ihr Unglück, daß sie sich in ihrer Feluke etwas zu weit hinaus wagten, und von einem sie plötzlich überraschenden Seeräuber gefangen genommen wurden, der sie mit nach Algier nahm, und, die Schönheit des Kindes sehend, in Hoffnung auf einen reichen Gewinn, es der Königin Sultanin anbot. Erfreut darüber, ließ ihm dieselbe zweihundert Goldstücke für das Mädchen auszahlen, und da der Maure von dem Handel mit Sklaven lebte, so verkaufte er auch Alberto, der von edlem Aeußern und Betragen war, an einen Mauren, Namens Audalia, der ihn um einen guten Sklaven angegangen. Audalia stand um seiner Tapferkeit willen bei dem Könige in großem Ansehen. Er liebte eine Dame der Königin, Namens Xarifa, und wiewohl seinem Könige ein getreuer Unterthan, war er doch den Christen sehr zugeneigt. Wie er also von Alberto hörte, daß er der Vater des Mädchens sei, das der Pirat in den Palast verkauft, so tröstete er ihn mit der Zusicherung, er wolle seine

Gebieterin Xarifa bitten, sich ihrer anzunehmen. Inzwischen bedurfte es für sie Audalias Verwendung gar nicht, denn die Herrscher Beide gewannen die Gefangene so lieb, daß sie den Gedanken faßten, sie ihrem Glauben abtrünnig zu machen, und für den muhamedanischen zu gewinnen, und sie aus dem Grunde nicht nur ungemein freundlich behandelten, sondern sie auch in die reichsten und kostbarsten Gewänder auf Maurenart kleiden ließen. Der Sultanin zu Gefallen, versammelte der König desgleichen seine Paschas und vornehmsten Diener, und gab ihnen die Wünsche seiner Gattin kund, indem er ihnen gebot, bei allen Festen und Lustbarkeiten im Palaste die Christenklavin mit Auszeichnung zu behandeln, und sodann demjenigen, der von ihnen etwa Liebe für sie fühle, und sie dahin bringe, ihren Glauben abzuschwören, versprach, sie ihm mit einer reichen Ausstattung zur Frau zu geben.

Alberto hatte vorausgesehen, daß Matilde in diese Gefahr kommen würde, und ihr deshalb gleich nach ihrer Gefangennahme, während das Galeerenvolk schlief, ihre vornehme Geburt und die Namen ihrer Eltern entdeckt, und sie unter vielen Thränen beschworen, in dem katholischen Glauben auszuharren. Auch hatte sie ihm die Antwort gegeben, er solle unbesorgt um sie sein, denn wiewohl sie noch ein Kind, werde sie doch, wenn es darauf ankomme, für ihre Religion zu sterben wissen.

Da nun Matilde einen hellen Verstand besaß, und dieser Worte Albertos eingedenk geblieben, so gab sie der Königin dereinst unwillig zur Antwort, als dieselbe ihr gesprächsweise ihre Absichten mit ihr zu eröffnen begann, sie sei und bleibe eine Christin, und werde sich niemals einem Mauren vermählen. Die Sultanin nahm ihr diese Aeußerung so übel auf, daß, ohne ihre Liebe zu ihr, es Matilden hinfort übel

ergangen sein würde; so milderte diese Liebe aber die Heftigkeit ihres Zornes und vermochte sie, von der Zeit und den Geschenken, mit denen sie das junge Mädchen fortwährend überhäufte, zu erwarten, daß beide dasselbe am Ende dennoch nach ihren Wünschen lenken würden.

Etwa um dieselbe Zeit geschah es, daß Audalia mit seinen Galeotten in See stach, um an den Küsten von Catalonien zu kreuzen und, nach Gelegenheit, etwa eine gewinnbringende Landung zu bewerkstelligen. Feliciano erhielt davon Wind und zog zu so guter Stunde gegen ihn aus, daß er Audalia gefangen nahm. Die Galeotten kehrten nach Algier zurück, und der Maurenkönig, dem Audalias Verlust höchst empfindlich war, sendete Feliciano viele und reiche Geschenke und tausend Goldstücke als Auslösung für ihn zu. Der edle Catalonier ehrte Audalia wegen seiner Tapferkeit so hoch, daß er ihn mit an seine Tafel zog und seine Leute anwies, dessen Befehlen so gut wie seinen eignen Folge zu leisten; wofür der dankbare Maure eine so aufrichtige Freundschaft zu ihm faßte, daß er, ohne seine Liebe zu Xarifa, seine Gefangenschaft gesegnet haben würde. Die Gesandten des Maurenkönigs kamen an und entledigten sich ihres Auftrags; Feliciano erwiederte ihnen aber, er werde Audalia nicht für die königliche Krone herausgeben, insofern derselbe dem Lande des Grafen, seines Herrn, so vielen Schaden zufüge, vor dem es nur gesichert sei, wenn man ihn gefangen halte. Die Gesandten kehrten zurück, und der niedergeschlagene Maure begab sich in sein Zimmer, wo er, in solcher Wuth gegen sich selbst entbrannt, sein Gesicht zerschlug und seinen Körper verwundete, daß es seinen Dienern nicht gelang, ihm Einhalt zu thun. Als sie zuletzt ihren Gebieter von seinem Thun benachrichtigten, eilte Feliciano zu Audalia und fragte ihn verwundert: Was ist das, Audalia? Warum überläßt du

dich einer so unerhörten Wuth, daß du dich selbst mißhandelst? Erweise ich dir nicht alles Gute und alle Ehren? Du vergiltst meinen guten Willen schlecht. — Geliebter Herr meiner Seele! antwortete Audalia, nicht daß ich in deiner Gewalt bin, zwingt mich, so zu verzweifeln, mein Unglück ist ein viel größeres. — Feliciano sprach: Nun so gib mir an, was dir fehlt, ich schwöre dir, bei meinem Leben! daß ich dich von deinem Kummer befreien will, wenn es mir möglich ist. — Audalia entgegnete: Wenn du mir dein Wort erfüllst, edler und gewaltiger Catalonier, so schwöre ich dir bei Allah! daß ich und meine geliebte Xarifa für alle Zeiten deine Sklaven sein werden. — Sodann erzählte er ihm die Geschichte seiner Liebe und schloß mit den Worten: Bedenke nun, geliebter Herr! wohl, ob ich Ursache habe, zu weinen, da ich ein Gefangener bin, und Xarifa, eine der schönsten Jungfrauen Algiers, beschützt von der Sultanin und beworben von den vornehmsten Mauren, in meiner Abwesenheit so gar leicht mein vergessen und ihre Liebe einem Andern zuwenden kann. — Er brachte diese Worte unter so herzbrechenden Thränen hervor, daß der gerührte Feliciano zu ihm sagte: Dir deine Freiheit zu schenken, ist mir ein Leichtes; nur mußt du mir deinerseits dein Ehrenwort verpfänden, nimmer wieder gegen den Grafen die Waffen zu führen. — Darauf stürzte Audalia ihm zu Füßen hin und rief: Seither war ich dein Gefangener, von jetzt an bin ich dein dir so ergebener Sklave, daß ich dir zuschwöre, in deine Gewalt zurück zu kehren, sobald ich im Besitze meiner Geliebten bin. — Ich verlange nicht, daß du wieder kömmst, sprach Feliciano, halte mir nur dein Wort und beunruhige nicht mehr die Küste von Catalonien; — worauf er ihm einen Paß und ein mit Allem ausgerüstetes Schiff gab, und ihn ziehen ließ. In Algier angelangt, begab sich Audalia sogleich in den Pa=

last, und daselbst fragte ihn der über seinen Anblick verwunderte und erfreute König: Welch ein Glücksfall führt dich wieder hierher, nachdem all mein Gold dich nicht auslösen konnte? — Audalia gab ihm von dem Geschehenen Rechenschaft, und bat ihn, sich in Zukunft seiner gegen andere Feinde zu bedienen, und ihm zu erlauben, sein Wort zu halten. — Du bist mir so werth, sprach der König, daß ich deine Person gar nicht mehr gefährden will, und dir hiermit befehle, meinen Hof fürder nicht ohne meine Einwilligung zu verlassen. Und so Xarifa es ist, die mir das Glück verschafft, dich wieder zu sehen, so sollst du ihr unverzüglich deine Hand geben. — Audalia küßte ihm die Füße und sprach ihm seinen Dank aus, und des nächstfolgenden Tages feierte er seine Hochzeit. Ueber diese entbrannte nun ein mächtiger Pascha, der auch Xarifen liebte, in so leidenschaftlicher Eifersucht, daß er sich entschloß, bei dem Könige um die Erlaubniß anzuhalten, anstatt Audalias einen Kriegszug gegen die catalonische Seeküste zu machen. Der König war dies zufrieden, und der Pascha segelte ab. Da Feliciano gewiß wußte, Audalia werde sein Wort halten, so wollte er sich einige Tage Ruhe gönnen, und bestimmte sie dazu, verschiedene Häfen zu besichtigen, nach denen er, in die, wie er meinte, sichere See, mit nur geringem Kriegsbedarfe und mit nicht mehr als hundert Soldaten absegelte. So wurde er plötzlich von den außer Vergleich stärkeren Galeotten des Paschas unvorbereitet angefallen, und nach einem kurzen Widerstande übermannt. Zufrieden mit seinem Fange, den er allerdings für nicht unbedeutend hielt, fuhr der Pascha nach Algier zurück; war aber doch zu Felicianos gutem Glücke weit entfernt, dessen ganze Größe zu ahnen. Als er sich ausgeschifft hatte, befahl er einem öffentlichen Ausrufer, die gemachten Sklaven, zur Bezahlung des Soldes seiner Leute,

zum Verkaufe feil zu bieten. Sie wurden auf den Sklavenmarkt gebracht, und da er hörte, daß es Catalonier seien, ging auch Audalia hin, sie in Augenschein zu nehmen. Als er Feliciano erkannte, erschrak er so sehr, daß es ihm nicht leicht wurde, sich zu fassen. Er trat auf den Ausrufer zu und fragte ihn, was der Preis dieses Sklaven sei? — Der Ausrufer verlangte für ihn dreihundert Zechinen, und Audalia kaufte ihn, ohne zu handeln, und nahm ihn mit sich. Der niedergebeugte Kavalier erkannte ihn in der prachtvollen Kleidung, die er trug, nicht. In seinem Hause angelangt, hieß er Feliciano, ihn in einem Saale erwarten, ging zu seiner Gemahlin in ihr Zimmer, aus dem er die Sklavinnen fortschickte, und sagte, sobald er mit ihr allein war: Geliebtes Weib! in meiner Gewalt befindet sich mein angebeteter Herr, der mir das Leben gab, weil er mich in den Stand setzte, mir den Besitz deiner Schönheit zu erwerben. —

Audalia und Xarifa waren schon mit einander einverstanden, die christliche Religion anzunehmen, und nur Xarifas zärtliche Liebe zu Matilden hatte sie bisher abgehalten, zu fliehen, weil sie immer auf eine Gelegenheit hofften, sie mit sich zu entführen. Sie begaben sich jetzt Beide in den Saal, worin Feliciano wartete, und warfen sich vor ihm auf die Knie nieder, indem Xarifa sagte: Theurer Herr! reiche deinen Sklaven deine Hand! Mein Audalia hat dich gekauft, dir die Freiheit wieder zu geben, und von nun an der getreue Sklave seines Sklaven zu sein. — Feliciano stand, über sein unverhofftes großes Glück, lange sprachlos da, warf seinem edlen Sklaven die Arme um den Hals und brach endlich gegen ihn in die Worte aus: O, Audalia, mein Freund! wie segne ich mein Mißgeschick, das mich also dein großes Herz kennen lehrt. — Audalia bat Feliciano, sich zu setzen, und theilte ihm ihre Absicht, Christen zu werden

und sich in seine Macht zu begeben, ebensowohl wie die Gefangennahme Matildens mit, die das königliche Herrscherpaar für sich und seinen Glauben zu gewinnen trachte, und deren Vater in seinen Gärten arbeite. Feliciano wünschte, daß dieser Sklave gerufen würde; Audalia warf ihm aber ein, es würde besser sein, sie gingen Beide zu ihm in den Garten hinab, damit seine Mauren nicht aufmerksam auf ihn gemacht würden, so wie es überdies auch gerathen sein dürfte, daß er selbst bis zu seiner Abreise in Audalias Gesellschaft arbeite. Feliciano antwortete, er möchte Algier nicht anders wieder, als in seiner und seiner Gattin Begleitung verlassen, und also noch so lange da zubringen, bis auch ihre Flucht ihnen möglich würde. Als sie in den Garten gekommen waren, sagte Audalia zu Alberto: Siehe hier, edler Christ! Feliciano, meinen Gebieter, von dem ich schon so vielemale mit dir geredet. Ich habe ihm von deiner gefangenen Tochter erzählt, und hoffe zu Gott, daß uns sein Hiersein Heil bringen wird. Das Einzige, was ich fürchte, ist nur, daß der Graf Lösegeld für ihn sendet, noch ehe unsre Flucht zu Stande kömmt. — Das ist nicht zu besorgen, meinte Feliciano, denn seine Hoheit befindet sich so schlecht, daß ich an seiner Wiedergenesung zweifle, und man wird also nicht wagen, ihm etwas Unangenehmes zu hinterbringen. — Audalia ließ sich damit beruhigen und trug Alberto auf, für Feliciano Sorge zu tragen, worauf er sich entfernte und eine Gefangene anstellte, für ihn ein Gemach in Ordnung zu bringen.

Sobald Alberto sich mit Feliciano allein befand, sagte er zu ihm: Da das Glück mir so wohl gewollt hat, euch zu mir zu führen, so betrachtet, Herr Feliciano, hier dieses Bildniß, und vernehmt von mir ein Geheimniß, das noch nicht über meine Lippen gekommen. — Feliciano warf seinen

Blick auf das Gemälde und fragte, über die seltene Schönheit staunend, ob das Mädchen seine von ihm getrennte Tochter sei? — Alberto erwiederte: Ja, Herr, jedoch folgt mir an einen Ort, wo ich mich euch ungestörter anvertrauen kann. — Er setzte sich sodann mit ihm an einen schönen Quell in den Schatten einiger buschigten Pomeranzenbäume nieder, und erzählte ihm, wer die für seine Tochter fälschlich gehaltene Matilde in Wahrheit sei, indem er ihn zugleich dringend ersuchte, mit Hülfe Audalias, des Günstlings des Königs, für ihre Befreiung mitzuwirken; Feliciano jedoch gab ihm dagegen zu seinem Troste zu verstehen, daß an ihre Entführung bereits ernstlich gedacht werde.

Des anderen Tages kam Audalia in den Garten zu Feliciano herab, und fragte ihn, wie er die Nacht zugebracht? Feliciano entgegnete: sehr gut, und erklärte ihm, wie er schon gegenwärtig in den Fall gekommen, ihn um eine Vergeltung des Ritterdienstes anzusprechen, mit dem er ihm zu dem Besitze seiner geliebten Xarifa verholfen habe, indem er nach dem Erblicken ihres Bildes in solcher Leidenschaft zu Matilden entbrannt sei, daß er nicht mehr leben könne, ohne sie zu sehen, und keinen sehnlicheren Wunsch kenne, als den, bis zu ihrer Abreise in der Gegenwart der schönen Jungfrau im Palaste zu verweilen. — Audalia machte ihm bemerklich, daß, wenn er ihn als Sklaven dahin bringe, er keine Gelegenheit haben werde, in Matildens Nähe zu kommen, und schlug ihm vor, maurische Kleidung anzulegen, wodann er ihn, den doch in Algier Niemand kenne, als seinen lange Zeit in Gefangenschaft gewesenen Verwandten dem Könige vorstellen und denselben bitten werde, ihn in seine Dienste zu nehmen. Feliciano war mit der arabischen Sprache genugsam bekannt, und da er den Anschlag des listigen Mauren völlig billigte, so ersuchte er diesen, ihn sogleich ins Werk

zu setzen. Es wurden Kleider für Feliciano zurecht gemacht, und Audalia veranlaßte Xarifa, zu der Königin zu gehen, und Matilden heimlich zu sagen, wer Feliciano sei, damit sie ihn nicht etwa für einen Mauren halte, und sich ihm besonders abgeneigt erzeige. Xarifa wurde im Palaste von der Sultanin freundlich willkommen geheißen, unterrichtete Matilden von der List ihres Gatten und von den Absichten Felicianos, und versicherte ihr, wie sehr derselbe ihre Hand und ihre Liebe verdiene. Wogegen Matilde, die Xarifen wegen ihrer ihr bekannten Neigung zu dem Christenthume vertraute, derselben unter vielen Danksagungen für ihre Freundschaft versprach, sich nach ihren guten Rathschlägen zu richten.

Audalia glaubte, daß der Ausführung seines Planes nichts weiter im Wege stehe, und befahl also Alberto, einen Blumenstrauß für die Königin zu binden, um ihm Gelegenheit zu geben, mit seiner Tochter zu sprechen. In dem Palaste mit Feliciano angelangt, eröffnete er dem Könige seine Wünsche in dessen Betreff, und fügte hinzu, eben dieser Mustafa, sein Vetter, sei seiner selbst so gewiß, daß, wenn er ihm erlauben wolle, sich um die Gunst der Christin zu bewerben, er an einem guten Erfolge nicht zweifle. Dem Könige gefiel Felicianos Aeußeres wohl, und er übertrug ihm das Amt seines Geheimschreibers, indem er ihm versicherte: gelänge es ihm, die Sprödigkeit der Gefangenen zu überwinden, so solle ihm, wie er es versprochen, ihre Hand zuertheilt werden, und indem er ihn deshalb überdies zu einem Tanzfeste einlud, das diesen Abend im Palaste stattfinden werde.

Die beiden Freunde gingen, ihres guten Glückes froh, nach Hause zurück, und namentlich vermochte Feliciano gar nicht genugsam seine Zufriedenheit zu schildern. Audalia sagte: Nun aber ist vor allen Dingen noch das Wichtigste

zu thun. Alberto muß nämlich mit einem Briefe von dir nach Barcelona abreisen, für den Tag unserer Flucht um Hülfe zu bitten, und ich werde dann den König um die Erlaubniß angehen, gegen die Algier bedrohenden Galeotten auszulaufen, weil wir auf jede andere Weise gefährdet sein würden, auf das härteste bestraft zu werden, wofern sich der König unserer Absichten versähe, und uns verhindern könnte, sie völlig auszuführen. In dem Briefe müßt ihr verlangen, Herr, daß die Galeotten ohne alle Heimlichkeit zu der ausgesprochenen Bestimmung, eine Schlacht zu liefern, ausgerüstet werden, damit die Spione Zeit und Gelegenheit haben, hierher Bericht davon zu erstatten. Damit es uns aber auch nicht schwer falle, uns nehmen zu lassen, so braucht ihr in dem Briefe nur ferner zu erwähnen, daß die Galeotte, in der wir uns befänden, in dem Mastkorbe eine Fahne ausgesteckt haben würde. — Feliciano umarmte Audalia, seine kluge Umsicht preisend, und sobald es Zeit war, zu dem Feste zu gehen, brachte Alberto die Blumensträuße, und wählte Feliciano einen von kleinen weißen Rosen, worauf sie zusammen in den Palast gingen, in dem das Fest bereits begonnen hatte, und warteten, bis der Tanz zu Ende war, den einige Mauren mit Damen aufführten. Sodann trat Alberto ein, seinen Blumenstrauß abzugeben, und sagte den Musikern, sie sollten einen canarischen Tanz nach maurischer Weise aufspielen, den Mustafa vor den Herrschern tanzen wolle. Die Musik erklang, und Feliciano trat in den Saal, dem Könige und der Königin seine Ehrfurcht bezeigend, und führte den Tanz, mit dem Rosenstrauße in der Hand und ein arabisches Lied dazu singend, auf. Als er zu Ende war, bog er wieder das Knie vor dem königlichen Paare, trat zu dem Estrado der Damen heran, küßte den Strauß und überreichte ihn Matilden. Sie nahm ihn mit den Worten:

Maure, ich kann dir hierfür noch nicht die Zusage dessen geben, um was du mich bittest; es genüge dir die Gunst, die ich dir erzeige, diese Blumen von dir anzunehmen, was ich eigentlich nicht thun sollte, da ich eine Christin bin, die dich als Mauren weder lieben, noch sich von dir lieben lassen darf. — Der König und die Königin waren zufrieden, sie so milde zu finden; nicht wenig eifersüchtig wurden aber ob dieser Rede Matildens Freier, von denen Einer sogar sich gegen den König beschwerte, daß er Feliciano zu dem Feste zugelassen. Der König erwiederte: Was hast du zu klagen? Mostafa ist von Adel und Audalias Vetter, und weißt du nicht, daß ich gesagt, nur derjenige von euch solle die Christin als sein Weib heimführen, dem es gelinge, sie zum Abfalle von ihrem Glauben und zur Annahme des unsrigen zu bewegen? Bewirke dies, und sie ist die Deinige! — Damit wurde das Fest geschlossen, und Feliciano begab sich so wie die übrigen Gäste nach Hause. Des nächsten Tages wurde Alberto unter dem Vorgeben nach Catalonien eingeschifft, die Redemtoristen, die damals in Algier anwesend waren, hätten ihn mit anderen Sklaven losgekauft, die sie eben dahin absendeten.

Wind und Wetter waren ihm auf seiner Fahrt günstig, und so langte sein Schiff schon nach wenigen Tagen im Hafen von Barcelona, wohin es bestimmt, an. Das Erste was Alberto daselbst vernahm, war die Nachricht, daß der alte Graf gestorben sei, und Blanca ihre Hand Don Felix, als ihrem Gemahle, gereicht habe. Entzückt über diese Ereignisse, bat er den Pater Redemtor, ihn auf der Stelle zu dem Grafen zu entlassen, und versprach ihm dafür ein reiches Almosen. Er durfte gehen, und als er in den Palast kam, wurde er von Jedermann sogleich wieder erkannt und vor Don Felix geführt, der nach ihm verlangte und unter vier Augen

Augenblicke, als er den Rücken gewendet, zeigte sich Catella auch am Fenster, erblickte Paolo, den sie für Romulo hielt, und winkte ihm, da er dicht am Hause war, einzutreten. Entschlossen, sich in dieser Sache Licht zu verschaffen, befolgte er ihren Willen, und auf der Stelle eilte Catella die Stiege zu ihm herunter, umarmte und küßte ihn inbrünstig und sagte: Du mein süßes Leben und Ziel meiner Gedanken, was machst du dich mir doch so selten! Du bist mir lange nicht so gut als ich dir; ich sagte dir doch vor zwei Tagen schon, mein Herz, daß ich keinen andern Mann als dich haben mag. Komm hier herein, laß uns miteinander in das Zimmer gehen. — Sie stellte hierauf die Magd an, es ihr sogleich zu wissen zu thun, wenn ihr Vater wiederkäme, und küßte Paolo so leidenschaftlich, sagte ihm so zärtliche Worte, und sank so vor Liebe schmachtend in seine Arme, daß er, den die Natur eben nicht unempfänglich und stumpfsinnig geschaffen, auf das leidenschaftlichste von ihrer Schönheit gereizt wurde und vor Liebesgluth nichts Anderes thun konnte, als sie wiederholt stumm zu küssen und zu seufzen. Mein Liebchen, sagte sie, ich wollte, du befreitest dich von deinem Herrn, damit wir zu jederzeit ungehindert bei einander sein könnten. — Sei darum unbesorgt, erwiederte Paolo, ich werde es einzurichten wissen, daß uns Niemand im Wege ist. — Thue das, mein Süßer, sagte Catella, und ließ nicht ab, ihn an sich zu pressen und mit Küssen zu bedecken. So konnte es nicht anders kommen, als daß des keinem Widerstande begegnenden Paolo Kühnheit ihn bald in den völligen Besitz der Jungfrau setzte, die Stunden entflohen ihnen unbemerkt wie Minuten, und die Magd ging mittlerweile wieder an ihre Arbeit, indem sie unbedachtsam die Hausthüre offen stehen ließ.

Da kehrte Gherardo endlich wieder, trat in das Haus

ein, und kam unbemerkt bis zu dem Zimmer, in dem das junge Paar unter zärtlichen Gesprächen auf einer Bank saß und von den genossenen Freuden seiner Liebe ausruhete. Gherardo hörte, daß Jemand darinnen war, fragte: Wer ist da? stieß aber schon in demselben Augenblicke die Thüre mit dem Fuße ein. Paolo bei seiner Tochter erblickend, glaubte er nicht anders, als daß es nicht Paolo, sondern Nicuola sei, in die er, wie schon gesagt, sich heftig verliebt hatte, ließ daher allen Zorn fahren, den ihm der Gedanke erregt, bei seiner Tochter einen Mann zu überraschen, und überzeugte sich, je näher er Paolo ansah, desto mehr, daß es wirklich Nicuola sei. Catella, die bei der Ankunft ihres Vaters vor Schrecken halbgetödtet worden, und Paolo, der am ganzen Leibe zitterte, wie sie sahen, daß der alte Mann, ohne ein Wort zu sagen, vor ihnen stehen blieb, erwarteten, mit etwas getrosterem Muthe, was daraus entstehen werde. Wie bereits gesagt worden, sahen sich nämlich Paolo und seine Schwester Nicuola so überaus ähnlich, daß sie in ihren Gesichtszügen und ihrer Gestalt nur schwer von einander zu unterscheiden waren. Nachdem also Gherardo Paolo eine Weile mit Verwunderung betrachtet und bei sich bedacht hatte, daß Ambrogios Sohn nicht mehr vorhanden sei, so gewann er die Ueberzeugung, Nicuola müsse sich als Mann verkleidet haben, und sagte zu Paolo: Nicuola, Nicuola! wenn du nicht die wärst, die du bist, so glaube mir, sollte der Spaß dir und Catellen übel bekommen; darauf wendete er sich zu der Tochter und gebot ihr, in das obere Gestock zu gehen, und Nicuola unten zu lassen, der er bessere Gesellschaft leisten werde, als sie. Catella ging, indem sie sich Glück wünschte, bis hierher so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu sein; konnte sich aber allerdings nicht zusammen reimen, aus welchem Grunde ihr Vater ihren

Geliebten Nicuola nannte. Als sie fort war, sagte Gherardo: Meine liebe Nicuola, was soll die Verkleidung, in der ich dich erblicke, bedeuten? Wie kann dein Vater Ambrogio dir gestatten, so allein auszugehen? Gestehe mir die Wahrheit ein, was hast du hier vorgehabt? Bist du vielleicht gekommen, nachzusehen, wie ich mein Hauswesen in Ordnung halte und welche Lebensart ich führe? Vor zwei Tagen als dein Vater zurückkehrte, sprach ich mit ihm und fragte ihn ernstlich, ob er dich mir zur Frau geben wolle oder nicht, worauf er mir zur Antwort gab, er werde das mit mir bereden. Ich verspreche dir, du sollst gute Tage bei mir haben, und der Herr im Hause sein. — Paolo dachte bei sich: Da werde ich heute nun schon zum zweitenmale verkannt. Das Mädchen hält dafür, ich sei ihr gewisser Romulo, und der alte Mann verwechselt mich mit meiner Schwester; aber jene soll sich doch nicht völlig in mir geirrt haben. — Gherardo fuhr zu reden fort: Nicuola, du antwortest mir nichts? Sprich, mein Schätzchen! ich will in Allem deinen Willen thun. — Er wollte ihn auch küssen; Paolo stieß ihn aber von sich und sagte: Wenn ihr etwas von mir wollt, so sprecht mit meinem Vater, und laßt mich gehen, ich bin hierher gerathen, ich weiß selbst nicht wie? Der immerdar in seinem Irrthum befangene Alte sagte: Nun, so geh nur hin, ich werde mit deinem Vater sprechen, und den Handel zum Abschluß bringen. — Paolo entfernte sich und ging geradesweges zu seinem Vater nach Hause, wo er Lattanzio antraf, der so eben bei Ambrogio um Nicuola geworben, und sie, da er ein edler und begüterter Jüngling war, von ihm zugesichert erhalten hatte. Als Paolo in das Zimmer trat, blieb Lattanzio über seinen Anblick wie versteinert, und würde ihn für Nicuola gehalten

haben, hätte Ambrogio nicht in eben dem Momente seiner Tochter Hand in die seinige gelegt.

Die grenzenlose Freude, die Ambrogio über das Wiedersehen seines von ihm todtgeglaubten Sohnes empfand, läßt sich nicht ausdrücken, die Freude über die ehrenvolle Verheirathung seiner Tochter kam dazu, und so konnten alle Vier gar nicht aufhören, einander zu liebkosen und Glück zu wünschen.

Das Vesperbrod wurde hereingebracht, und indem sie darüber saßen, siehe! da kam Gherardo dazu, der, wie er Nicuola mit Lattanzio scherzen und Paolo, den er für Nicuola hielt, mit seinem Vater sprechen sah, fast außer sich in die Worte ausbrach: Herr Gott, helfe mir! ich weiß nicht, ob ich träume oder wie mir geschieht? und mit in einander gefalteten Händen staunend stehen blieb. Paolo, dem Catellas wollüstige Küsse höchlich wohlgefallen hatten, bat seinen Vater um die Gunst, ihn mit Gherardo's Tochter zu vermählen. Ambrogio, mit der Verwandtschaft zufrieden, erzählte also dem Alten, wie er Nicuola Lattanzio gegeben, und ging ihn an, Catella Paolo zur Frau zu überlassen, worein Gherardo denn auch am Ende willigte.

Der reiche Paolo ließ demnächst sein Hab und Gut aus dem Gasthause herbeischaffen, und verabschiedete die ehemaligen Diener seines Gebieters, alle freigebig beschenkt, bis auf zwei, die er bei sich behielt; und so war Alles froh und glücklich bis auf Gherardo, der sich lange nicht darüber zufrieden geben wollte, daß er die Nicuola nicht selbst habe als sein Weib heimführen können.

XXII.

Unverhofft, kommt oft!

In der alten und namhaften Stadt Avila in Spanien wurde Laura von edeln Eltern erzeugt und geboren, deren Vorfahren, da der Adel aus Waffenthaten hervorzugehen pflegt und das Kriegswesen in Avila überhaupt geblüht, mit ihrem eignen Blute das ihrer Nachkommenschaft mannichfach geadelt hatten. Sie waren mäßig reich und liebten ihre Tochter als ihr einziges, wohlgerathenes Kind außerordentlich, und Laura besaß in der That eine so keusche Schönheit, daß zugleicher Zeit ihre Reize sie liebenswerth und ihre Sittsamkeit sie achtungswerth machte. Sie war so verständig, daß sie sich hätte für häßlich ausgeben dürfen, wäre sie nicht von der Vollkommenheit ihres Angesichts Lügen gestraft worden. Viele warfen wohl ihr Auge auf sie, um sie zur Gattin zu erwerben, Einige im Vertrauen auf ihren Stand, Andere auf ihre Persönlichkeit, noch Andere auf ihren Reichthum, und diesen Letzteren war es am wenigsten zu verdenken, wenn sie sich dazu für berechtigt hielten. Aber Lauren war es unangenehm, sich schmeicheln zu hören, wenn sie dahinter Liebe verborgen sah, denn sie wollte nichts von der Ehe wissen,

was bei einem schönen sechszehnjährigen Mädchen allerdings wunderbar genug zu nennen war. Ihr Widerwille reizte ihre Liebhaber zu erhöhtem Eifer an, denn Sprödigkeit, die aus Ehrbarkeit, und zumal bei Derjenigen erwächst, die wir zu unserer dereinstigen Gattin auserkoren, spornt nur unser Verlangen nach ihr an, anstatt die Begierde abzukühlen. Laura war keine der Jungfrauen, die, wann die Sonne sinkt, das Nähkissen bei Seite schieben, an das Fenster treten und um die Mitternacht Ständchen anhören und Liebesbriefe annehmen, womit sie die erste Staffel zu ihrer Entehrung betreten. Sie erhörte keinen ihrer Anbeter, und ließ sich von nichts bestechen, was sie thaten, denn sie liebte schon und hatte eben das Bildniß eines Mannes in ihr Herz eingeschlossen, das es ganz erfüllte und ihrem Sinne nicht gestattete, noch einem Anderen darin eine Statt einzuräumen. Ihr Vater hatte nämlich einen Bruder, der kürzlich Witwer geworden, und nachdem er bedeutenden Reichthum besessen, durch die Schuld seines verschwenderischen Weibes in die äußerste Armuth versunken war, in der ihn seine Schulden nöthigten, sein Haus zu verlassen und nach Indien zu gehen, wo er unbekannt war und seine Umstände zu verbessern hoffte. Damit er dies desto besser bewirken könnte, ließ er seinen Sohn, der Lisardo hieß, unter der Obhut seines Bruders zurück, und dieser nahm den Jüngling als seinen leiblichen Neffen in sein Haus auf, indem er dafür hielt, der Himmel habe ihm in demselben einen Sohn geschenkt, der ihm, nach der dereinstigen Verheirathung seiner Tochter, Gesellschaft leisten und sein hinfälliges Alter ertragen helfen werde. Lisardo war eben so alt wie Laura, schön, wohlerzogen, aufgeweckten Geistes und in seinem Muthwillen doch so anmuthig, daß ihn sein Oheim bald nicht weniger wie seine eigne Tochter liebte, mit der zusammen er wie ein Bruder auferzogen wurde.

Die beiden jungen Leute liebten sich so innig, als es nur die Unschuld vermag, Laura that nichts, was Lisardo unlieb war, und Lisardo theilte ihr alle seine Gedanken mit, so daß es schien, als ob ihre Leidenschaft zu einander sich also für wichtigere Aeußerungen üben und vorbereiten wolle. Laura hörte endlich auf, Kind zu sein, und Lisardo entfaltete seinen reichen Geist, dessen Fähigkeiten ihn allgemein beliebt machten. Er liebte seine Muhme über die Maßen und eben mehr als seine Klugheit ihm verstatten wollte, denn er betrachtete sie schon mit anderen Augen, und sie flößte seiner erwachenden Sinnlichkeit schon kühnere, mit der Zeit immer mehr erwachsende Wünsche ein. Auf der anderen Seite gab auch Laura sich ganz ihrer natürlichen Neigung und ihren Hoffnungen hin, wiewohl ihr vor ihrem alten, zur Habsucht geneigten Vater bange war, der einen im Lande sehr viel vermögenden Mann zum Freunde hatte, welcher mit dem Gedanken umging, sie zur Gattin seines dermaßen in Liebe zu ihr entbrannten Sohnes zu machen, daß für seine Gesundheit zu besorgen stand. Laurens Vater war nun dieser Absicht gar nicht abhold, denn Octavio, so hieß der Liebeskranke, war von anerkannt edler Familie und würde, wenn er es auch nicht gewesen, mit seinen zweitausend Ducaten Einkünften leicht diesem Mangel abgeholfen haben. Er sprach deswegen des öfteren zu Gunsten Octavios mit seiner Tochter, der er also manche vor Kummer schlaflose Nacht und üble Stunde bereitete, die sie in der Einsamkeit durchweinte, obwohl sie Lisardo, um ihm keine Sorgen zu verursachen, nichts davon sagte, und nach Verlauf von wenigen Tagen entschloß sich der alte Mann sogar, Lauren, die lieber in ihr Grab gegangen, mit dem Jünglinge zu verbinden. Inzwischen wollte er über diese Angelegenheit doch seinen Neffen zu Rathe ziehen, von dessen Einsicht und Verstand er hin-

längliche Beweise hatte, und als er sich daher eines Tages mit ihm im Freien befand, wo nur Bäume und Wellen seine Zeugen waren, redete er Lisardo folgendermaßen an: Du weißt, Lisardo, wie vielen Dank du mir dafür schuldest, daß ich dich, der du doch mein Sohn nicht bist, gleich wie dein leiblicher Vater in meinem Hause von Kindheit auf ernährt und erzogen habe, und Gott weiß! wie gern ich dir immer alles Gute erwiesen, da du meiner Sorgfalt für dich durch dein löbliches Betragen und deine erfreuliche Ausbildung sowohl gelohnt hast. Ich sage dir dies aber jetzt nur darum, daß du dich für verpflichtet haltest, mit deiner Klugheit meinen Jahren, deren Erfahrungen ich nicht genugsam vertraue, räthlich beizustehen. Ich fühle nämlich, daß ich alt und kränklich werde und allmälig dem Ende meiner Lebenstage entgegengehe, und deswegen macht es mir Sorgen und Unruhe, daß ich deine Muhme Laura noch unverheirathet sehe, und vielleicht, wenn mich der Tod plötzlich überraschen sollte, dereinst in Ungewißheit über ihr Schicksal, mit Reue und Bedauern verlassen würde, dasselbe nicht vorher, als es noch in meiner Macht stand, gesichert zu haben. Ich besitze nicht übrig viel Hab' und Gut, um über ihre Zukunft völlig beruhigt zu sein. Die Mitgift, die ich ihr bestimmen kann, ist nur eine mäßig große; sie ist zwar reichlich mit Vorzügen und Tugenden ausgestattet; aber in unseren Zeiten stehen diese Dinge in so geringem Werthe, daß sie das Letzte sind, wonach man bei einer Heirath fragt. — Also begann Laurens Vater, sich vernehmen zu lassen, und Lisardo hörte dem Trauerspiele seines Willens zu, ohne fähig zu sein, ihm ein Wort zu erwiedern. Er drängte einige Thränen zurück, die der Schmerz in seine Augen gelockt, und verschluckte einige Seufzer, wiewohl er beide aufbewahrte, um sie bei schicklicherer Gelegenheit Lauren kund zu geben und sich in

Gemeinschaft mit ihr zu betrüben. Er verstellte sich auf diese Weise so gut er konnte, und alsbald fuhr sein Oheim zu reden fort: Du mußt nun ferner wissen, daß Octavio Lauren schon lange und zwar so leidenschaftlich liebt, daß sein eigner Vater sich mit Bitten und Geschenken für ihn um sie beworben hat. Er ist so reich, wie du weißt, und von so hohem Adel, daß ich nicht leicht eine bessere Versorgung für meine Tochter finden dürfte. Ich gedenke morgen die Pakten zu vollziehen, und bin von Laurens Folgsamkeit überzeugt, da sie keinen anderen Willen hat, als den meinigen; dir habe ich mich indessen vorher anvertrauen wollen, um, ob ich wohl meiner Sache gewiß bin, doch in meiner Wahl von deiner Billigung bestärkt zu werden. —

Lisardo hatte seinem Oheim so tiefbetrübt zugehört, daß er kaum Athem schöpfen konnte, um gegen seinen Beschluß etwas vorzubringen. Er hätte zu dem Himmel, als zu der letzten Zufluchtsstätte Unglücklicher, aufschreien mögen; aber seine Pflicht und sein Unglück ließen es ihm nicht zu, und er sah sich sterben, ohne daß er zu klagen vermochte, da ihm eben sein Seelenschmerz den Mund verschloß. Alle seine Besinnungskraft zusammennehmend, antwortete er indeß mit möglichster Sanftmuth, indem er seinem Oheim das Verderbliche unbedachter Entschließungen und das Gefährliche zu bedenken gab, irgend wem etwas mit seinem Worte zu versprechen, dessen Vollbringen einem Anderen zustehe, ja wie ein Weib zuweilen bei aller Folgsamkeit nicht Gehorsam in einer Sache leisten könne, die dem Himmel nicht angenehm sei, und forderte ihn endlich auf, da Laura denn doch ihr Leben mit jenem Jünglinge zubringen solle, sie selbst zu Rathe zu ziehen, und unter Vorstellung der Vortheile, die eine solche Verbindung ihr einbringe, sie um ihre eigne Willensmeinung darüber zu befragen. Lisardo sagte dies in der Absicht, durch

einen Aufschub vielleicht eine Abhülfe des ihn bedrohenden Unglücks zu gewinnen, und sein Oheim nahm auch die Aeußerung seiner Meinung gar nicht übel auf, indem er wirklich beschloß, Lauren in sein Geheimniß zu ziehen. Wie erschrak aber Lisardo nicht, als derselbe damit sonder Verzug zur That schreiten wollte! Er traute seinen Ohren nicht, recht gehört zu haben, und hielt dafür, seine Einbildungskraft habe ihm etwas vorgegaukelt. Von Gedanken bestürmt, ging er nach Hause, wo ihn Laura mit einer Umarmung empfing; er erfreute sich aber dieser Gunst nicht, da sie ihm fast wie ein Abschied vorkam. Die beiden Liebenden pflegten in dem Zimmer einer Dienerin zusammen zu kommen, die es ihnen zu wissen that, wenn ihre Herrschaft sich der Nachtruhe ergeben, und blieben dann bis zur Morgenröthe bei einander, ohne daß Lisardo den Genuß anderer, als der keuschesten Freuden der Liebe von ihr forderte. Er sagte seiner Muhme gegenwärtig, daß er sie in der nächstfolgenden Nacht zu sprechen wünsche; als er nun aber bei ihr war, erlaubte ihm sein Schmerz, bei der Vorstellung, daß sie für ihn verloren und bald in dem Besitze eines Anderen sei, lange kein Wort hervorzubringen, bis er endlich unter Vergießung unzähliger Thränen begann, ihr den Entschluß ihrer Eltern zu eröffnen, den sie errieth, ehe er noch ausgeredet. Sie tauschten ihr gerechtes Leid gegen einander aus; beschämt, einen Augenblick an sich selbst und ihrer Stärke verzweifelt zu haben, tröstete Laura jedoch gleich darauf Lisardo, und versicherte ihn, daß sie lieber dies ihr betrübtes Leben aufgeben, als nach dem Willen ihrer Eltern thun werde. Sie schieden zuletzt von einander, als ihr Schmerz etwas milder geworden, der Morgen kam, und ihre Eltern, die die ganze Nacht über nachgesonnen, wie sie ihre Tochter am ersten nach ihren Wünschen stimmen möchten, entboten sie zu sich, erinnerten

sie daran, wie großen Dank sie ihnen für die Sorgfalt und den Eifer schulde, mit denen sie auf die Sicherstellung ihrer Zukunft bedacht wären, und erklärten ihr, welchen würdigen Gemahl sie ihr in Octavio auserwählt hätten. Laura hörte sie an und versuchte, sie anderen Sinnes zu machen, indem sie zu ihnen sagte: nicht allein, daß sie um keines Ehegatten willen so unbillig sein möge, sie zu verlassen, so sei überdies ihr Alter allzugering dazu, und wünsche sie lieber, ihre jungen Jahre zu genießen, als für einen Mann zu leben, den sie nicht kenne, und als all die Unbill und Sorgen des Ehestandes für Mann, Kinder und Hausstand einzugehen. Sie hätte ihren Eltern gern die wahre Ursache ihrer Weigerung eingestanden; aber sie fürchtete, sie möchten sie des Leichtsinns zeihen, wo die reinste Zuneigung ihr Herz leitete, oder sich gar über ihre Liebe erzürnen, und Lisardo aus ihrer Nähe entfernen. Kurz, sie wußte sich mit solchem Geschick zu benehmen, daß ihre Eltern sie vor der Hand in Frieden ließen, und daß sie einen so guten Erfolg ihres Widerstandes ihrem geliebten Vetter zu wissen thun konnte, der ihr mit einer Umarmung dafür dankte.

Alsbald nach dieser Unterredung sahen aber ihre Eltern plötzlich Octavios Vater bei sich eintreten, der ihnen seinen Jammer verkündigte: sein Sohn geberde sich vor Liebe ganz närrisch, und es ließe sich von seiner Verzweiflung für sein Leben das Schlimmste fürchten, da er um der Verschmähung seiner Liebe willen, den Himmel der Grausamkeit und Ungerechtigkeit anklage.

Lauras Vater glaubte ganz gewiß, ihre Weigerung sei vielmehr durch Verschämtheit, als durch Abneigung hervorgerufen, und da er dem Gehorsam und der Tugend seiner Tochter vertraute, so gab er unbesonnenerweise sein Wort ab, schon des nächstfolgenden Tages den Heirathsvertrag abzu-

schließen, und begab sich zu Lauren zurück, um fürder entschiedener gegen sie aufzutreten, wiewohl er durch seine diesmalige Strenge eben nichts weiter erlangte, als daß sie ihm alle Beredtsamkeit der Liebe entgegensetzte. Ihre desfallsige Hartnäckigkeit brachte ihn nun zwar allerdings gegen sie auf, indessen strebte er doch, ihr seinen Unwillen zu verbergen, so lange er ihren guten Willen nöthig habe, und hielt also dafür, daß es das Beste sei, mit Lisardo zu reden, von dessen Gewandtheit und Einfluß auf Lauren er die Meinung hegte, sie würden ihre Widerspenstigkeit mit leichter Mühe beseitigen. Er rief ihn bei Seite und klagte ihm den Starrsinn seiner Tochter, der freilich der Art war, daß Lisardo wenigstens nicht darüber klagen konnte. Er bat ihn, zu ihr zu gehen und ihr Vorwürfe zu machen, und durch seine Vorstellungen wo möglich zu verhüten, daß er nicht genöthigt werde, strengere Maßregeln, zu denen er übrigens entschlossen sei, gegen sie zu ergreifen. Lisardo sagte ihm hierin zwar seinen Beistand zu; aber sein Oheim begnügte sich nicht damit, sondern verlangte von ihm noch zweierlei, erstens, daß er seinem Versprechen unverzüglich nachkomme, und zweitens, daß er selbst ein Ohrenzeuge dessen sei, was er für ihn thue, damit er sich von seinem Diensteifer und von Lauras Gesinnungen überzeuge. Zu diesem Ende erdachte er die etwas gewagte, wiewohl zweckmäßige List, daß Laura unter dem Vorgeben, ihr Vetter wünsche sie zu sprechen, herbei gerufen würde, und er seinerseits, hinter den Vorhängen eines Bettes versteckt, ihr Gespräch behorche. Lisardo beklagte sich zwar gegen ihn, daß er ihm so wenig vertraue; der Greis beharrte indessen auf seinem Willen und schickte, ohne auf eine Einrede zu hören, nach Lauren aus. Laura kam, ohne irgend den Betrug zu ahnen, und Lisardo kam beinahe von Sinnen, sich zwischen Liebe und Pflicht also in die Klemme

kommen zu sehen, daß er sich verdächtig machte, wenn er schwieg, sich selbst den Tod gab, wenn er gehorchte, und Lauren zu Grunde richtete, wenn er seine Liebe an den Tag legte. Er hätte seiner geliebten Muhme gern ein geheimes Zeichen gegeben; aber es war ihm unmöglich, da ihr Vater alle seine Geberden beaufsichtigte. Laura verwunderte sich, daß er schwieg, nachdem er sie doch zu sich beschieden, und wollte ihn schon mit vertrauten Worten darum fragen, als Lisardo sich noch zu rechter Zeit dessen, was da kommen sollte, versah, und schnell zu ihr sagte: Du weißt, schöne Laura, daß Kinder ihren Eltern Gehorsam und Dankbarkeit schuldig sind, und dies zwar insbesondere dann, wann diese sie ihrem Stande gemäß verheirathen wollen. Die deinigen haben mir ihr Verlangen ausgesprochen, für deine Jugend, auf den Fall ihres dereinst doch unumgänglichen Todes, in der Art zu sorgen, daß ein Gatte, der dich achte, dir sodann an ihrer Statt seinen Schutz verleihe. Es ist ihnen leid, daß du dieser ihrer wohlgemeinten Absicht mit Abneigung begegnest, und du hast wirklich Unrecht, dies zu thun, denn Octavio liebt dich und ist deiner würdig, die ganze Stadt hält ihn werth, sein Alter ist dem deinigen angemessen, sein tüchtiger Verstand wird von Niemand in Zweifel gezogen, der ihn kennt, und sein großes Vermögen ist eine allbekannte Sache. Und wenn auch von allen diesen Umständen keiner für ihn spräche, so müßte schon der eine dir deine Einwilligung abgewinnen, daß es dein Vater ist, der dir diesen Gatten zuführt. Thue also, was deine Kindespflicht von dir fordert, und was Jedermann von dir erwartet und wünscht. Im Namen deiner Eltern bitte ich dich darum inständigst und versichere dich, daß es mir zur größten Freude gereichen wird, dich mit ihnen in gutem Einverständniß zu erblicken. — Alles dieses sprach Lisardo in solcher Aufregung, daß jedes

Wort auf der Zunge ihm zu Gift ward und jede Vorstellung, die er ihr machte, ihm den Tod gab. Laura sah ihn in solcher Verwirrung an, daß sie zu träumen glaubte, wie sie denjenigen, der sie seither, wie sie meinte, so heiß geliebt, sie bitten hörte, einen Andern zu lieben. Indessen sammelte sie sich, dachte über Lisardos Worte von allen Seiten nach, legte sie sich bald so, bald anders aus, und sprach bei sich selbst: Indem ich also den Gehorsam gegen meine Eltern aus den Augen setze und die Marter ihrer Drohungen seinetwegen erdulde, redet er mir so unumwunden zu, meine Liebe einem Andern zuzuwenden? Wie vermöchte er so zu handeln, wenn er mich achtete, oder sich irgend um meinen Verlust grämen würde? Wer mich bittet, daß ich ihn vergessen möge, den verdrießt es offenbar, daß ich ihn liebe. Steht es nun wohl einer Frau von Stande und von Einsicht an, sich einem Manne aufzuopfern, der sie verschmäht, weil er ihrer Schönheit müde ist? Die Männer sind veränderlich und unbeständig, und ihre Liebe nutzt sich mit der Zeit ab, wann sie sich erst wieder geliebt und ihre Ungewißheit und ihr Zagen gehoben sehen. Lisardo ist ein Mann, hat sich geliebt gesehen, und erweist sich nun wie Andere. Er weiß, daß ich thöricht genug bin, ihn anzubeten, und stellt also meine Geduld durch seine schnöden Kränkungen auf die Probe. Aber beim Himmel! ich will diesmal seinen Undank rächen und ihn seinen guten Rath theuer entgelten lassen; ich mag nun um deswillen Octavio zu Theil werden oder einem Anderen. —

O, arme Laura! möchte man ihr zurufen, halte ein, du gehst deinem Verderben entgegen, und richtest auch den zu Grunde, der dich eben nur aus Liebe zu dir beleidigt. Wüßtest du, was Lisardo um dich leidet, und daß dein Vater euch Beide im Auge hat. Laura, sieh dich vor, Lisardo

ist dir treu und betet dich an. Aber wer vermöchte ein zürnendes Weib zu bedeuten, das sich ein ungerechtes Vorurtheil einmal in den Kopf gesetzt hat! Laura bestärkte sich in dem ihrigen überdies dadurch, daß sie wußte, eine Dame, und zwar keine von den mindest schönen ihrer Stadt, liebe Lisardo, denn dieselbe hatte sich ihr als seiner Freundin und Muhme, in der Hoffnung, daß sie etwas über ihn vermöge, anvertraut; und wiewohl sie wußte, daß Lisardo weit entfernt war, ihre Neigung zu erwiedern, so überredete sie sich dennoch, da er sie zu bewegen suche, ihre Hand Octavio zu reichen, so müsse er etwa in Jener Vorzüge vor ihr wahrgenommen haben und den Wunsch hegen, frei zu sein, um ihr ganz anzugehören. Diese Eifersucht erregte ihr ein bedenklicher Anlaß, der sie allerdings rechtfertigen konnte, wenn er in ihren Augen einem bis dahin offenbar grundlosen Verdachte den Anschein der Wahrheit lieh. Sie legte Alles auf das ungünstigste aus, verschloß zu ihrer eigenen Qual ihre Ohren ihrer besseren Ueberzeugung, und sprach, ohne an etwas Anderes als an Rache zu denken, zu Lisardo: sie sei sehr wohl mit diesem Heirathsantrage zufrieden, es genüge ihr, zu wissen, daß er Octavio begünstige, um ihre wesentlichsten Bedenken zu beseitigen, sie selbst liebe und schätze Octavio, und er möge also ihren Eltern immerhin sagen, daß sie mit dessen Liebe sehr zufrieden, und wenn sie sich seither nicht so gezeigt habe, so sei dies nicht deswegen geschehen, weil sie ihn etwa nicht geliebt, sondern weil ihr der Gedanke, von ihnen zu scheiden, allzu schmerzlich gefallen. — Nach diesen Worten entfernte sie sich von Lisardo, ohne seine Antwort abzuwarten, und zog sich in ihr Zimmer zurück, ihr Unglück zu beweinen, bald zufrieden mit dem, was sie gethan, bald es bereuend, daß sie sich selbst ihrer Rache opfere, indem sie sich einem Manne ergebe, den sie zwar nicht haßte, mit dem sie aber,

einen Anderen liebend, doch nicht leben konnte, ohne dem Tode zu verfallen. Ihr Vater brach hervor, umarmte Lisardo tausendmale und eilte mit seiner frohen Zeitung zu seinen und Octavios Verwandten von dannen. Es wurden Festlichkeiten angeordnet und Festkleider bestellt, und um Lisardo stand es eben wie um einen Menschen, der zärtlich liebt, und den geliebten Gegenstand, den er in so vielen Jahren erworben, in einer Stunde verloren gehen sieht. Er zieh Lauren allerdings des Leichtsinns, sich so rasch entschlossen zu haben; aber er wußte auch, daß es nicht sowohl ihre Neigung, als ihr Zorn war, dem sie dabei nachgegeben hatte. Er wollte zu ihr gehen und ihr erklären, warum er sie zu einer That aufgemuntert, durch die sie sein betrübtes Leben wie mit einem scharfen Schwerte durchschnitt; aber es war schon Nacht. Er eilte, sich auszuweinen, hinaus ins Freie, wo man sich immer am besten das Herz von einem Leid erleichtert. Lauras Vater kehrte außer sich vor Freude nach Hause zurück und brachte den Bräutigam mit sich, ihn der Gesellschaft seiner Braut genießen zu lassen.

Laura empfing ihn mit niedergeschlagenen Augen, und Octavio sah darin eine ehrbare Verschämung; aber Lauras Augen wollten dies nicht zu erkennen geben, sondern nur einige Thränen verhehlen, die ihnen zwar nicht entfielen, sie jedoch erfüllten. Octavio war froh, daß am nächstfolgenden Tage seine Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten, und Laura verbarg sich mit ihrem Grame und ihrem Unwillen vor Lisardo, der wohl hundertmal vergebens den Versuch machte, sie zu sprechen, deren Standhaftigkeit ihm kein Wort und keinen Blick mehr gönnte. Die beiden Liebenden verbrachten die Nacht so übel, wie ihr so nahe drohendes Unglück sie ihnen bereiten mußte, und da dasselbe überdies wollte, daß die drei nächsten Festtage dicht hinter einander fielen, so wär

das Aufgebot alsbald abgethan. Laura und Lisardo hatten sich mittlerweile weder gesprochen, noch auch würden sie sich gesehen haben, wenn ihre Augen sich nicht zuweilen eine verstohlne Freiheit genommen hätten. Laura verstellte sich, und Lisardo duldete; Beide aber schwiegen und brannten doch vor Ungeduld, ihre Noth zur Sprache zu bringen.

Der Hochzeitstag kam heran, und Alles war in festlicher Unruhe und Aufregung, nur Lisardo nicht, der den Tod anrief, der nicht kam, weil er gerufen ward. Da fand Lisardo eines Abends eine unerwartete Gelegenheit, mit Lauren allein zu sein, und dem gewaltigen Strome seiner Angst und Pein folgend, ihr mit wenigen Worten seine treue Liebe und die List zu schildern, mit der sein grausamer Oheim ihn genöthigt, selbst der Urheber seines Todes zu werden. Die Thränen und Seufzer, die er dabei vergoß und ausstieß, waren so herzbrechend, daß sie Lauren gerührt haben würden, wäre auch die Wahrheit von Lisardos Betheuerungen weniger überzeugend gewesen, als sie war. Laura sah ihr Unrecht unverzüglich ein, und bereuete es schmerzlichst, sie entschuldigten einander Beide und kehrten zu ihrer früheren Vertrautheit zurück, wie man sich ja gewöhnlich vergleicht, wenn man untergeht. Laura umarmte Lisardo und wollte sich damit zum Widerstande gegen einen Vater, der sie verfolgte, und gegen einen Gatten, den sie verschmähte, weihen; und darauf schieden sie ohne viele Worte von einander, da die vielen Besuche und die Unruhe im Hause ihnen nicht einmal so viel Zeit ließ, zum vollen Gefühl ihrer Bedrängniß zu gelangen.

Der allerunglücklichste Tag für Lisardo erschien, an dem Laura Octavios Armen übergeben werden sollte. Er verließ das Haus und ging zu einem Freunde, Namens Alexandro, der der Vertraute seiner Leiden war, schüttete sein Herz gegen ihn aus und bat ihn, ihm eines seiner Pferde zur Flucht zu

leihen, indem er zwar seine tödtlichen Wunden ertragen, aber die Hand, die sie ihm schlage, nicht sehen, sondern nach Sevilla gehen wolle, um sich die Erlaubniß auszuwirken, sich nach Los Reyes einzuschiffen, wo, wie er wisse, sein Vater sei. Alexandro billigte es, daß er sich entferne, weil er dafür hielt, daß Abwesenheit das beste Heilmittel der Erinnerung sei, und Lisardo, bevor er es ausführte, sendete noch Lauren eine schwarze Schärpe mit seinem Namenszuge, die er getragen, zum Angedenken zu, und ließ ihr seine Grüße zum Abschiede hinterbringen. Laura empfing Beides und versank in Betrachtungen über das traurige Leben, das sie ohne Lisardo, in eines Andern Besitz erwartete, während ihren Geliebten am Ende der Unwille über ihre Nachgiebigkeit, oder gar die Liebe selbst, in die Arme jener anderen Dame, die ihn liebte, führe.

Die Nacht überraschte sie über diesen Gedanken, sie sah das Getümmel und die Menge Menschen im Hause, denn sie schon hatte viele Verwandten, da sie von Adel; Octavio aber noch mehrere, weil er reich war. Sie erkundigte sich nach Lisardo und hörte, daß er im Hause jenes Freundes sei, den sie kannte. Da schnürte es ihr das Herz zusammen, und es wollte ihr unmöglich scheinen, mit einem anderen Manne, als mit Lisardo zu leben. Sie verfolgte diesen Gedanken, berieth ihre Leidenschaft, die sie ermunterte, sich ihrem Vetter in die Arme zu werfen, und also ihrem eignen Tode zu entfliehen, indem sie sich und ihm eine glückliche Zukunft bereite. Mit diesen Vorstellungen schmeichelte die Hoffnung ihr immer mehr, sie scheute sich zwar auch vor der Strenge ihrer Eltern und vor dem öffentlichen Aegerniß, das solche Schritte zu geben pflegen; aber alsbald besann sie sich wieder und sprach zu sich selbst: Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, und noch kein Vater ist grausam genug gewesen, von den Bitten kindlicher Liebe und Ehrerbietung auf

die Dauer ungerührt zu bleiben. Was können die Leute weiter dagegen haben, wenn ich mich Demjenigen ergebe, der mein rechtmäßiger Gemahl ist? Würde es nicht viel schlimmer sein, wenn ich mich der Gefahr aussetzte, als verheirathetes Weib Uebles von mir zu reden zu geben, da bekanntlich ein solches, das es wider seinen Willen geworden, leicht geneigt ist, eine Thorheit zu begehen? Sei also getrost, mein Herz, du sollst nimmermehr einen andern Gebieter erhalten, als Lisardo, für den du geboren bist, und keine thörichte Rücksicht soll soviel über mich vermögen, auf Leben und Glück zu gleicher Zeit zu verzichten.

Rasch entschlossen, hüllte sie sich hierauf in ihren Schleier, faßte ihre Juwelen und Kostbarkeiten in ein Tuch zusammen, und benutzte die Verwirrung, die im Hause herrschte, dazu, ohne von Jemand bemerkt zu werden, durch die Masken, die sich als Gäste eingefunden, zu entfliehen. Sie befand sich auf der Straße, ehe sie noch recht zur Besinnung kam, und eilte nach der Wohnung Alexandros, den sie betrübter fand, als ihr lieb war, denn als sie ihn nach ihrem geliebten Lisardo fragte, antwortete er: der sei schon vor drei Stunden auf einem schnellfüßigen Rosse nach Sevilla enteilt, weil er, von seinem Unglück entmuthigt, nicht länger in seiner Heimath habe verweilen wollen. Laura hörte ihn an, und es war viel, daß eine Neuigkeit sie am Leben ließ, die jede That der Verzweiflung gerechtfertigt haben würde, indem eine Ohnmacht ihrem Antlitz einige Rosen raubte, die sich für Lilien ausgaben, nachdem sie waren für Nelken gehalten worden. Alexandro hätte Laurens Tröstung gern zweien Pferden übertragen; aber er wagte nicht, es zu thun, da sie mehr todt als lebendig war, und der Erholung von ihrem Unglück nothwendig bedurfte. Ueberdies war es wahrscheinlich, daß sie, wann vermißt, auf allen Wegen und Stegen verfolgt

würde, und sodann in die Hände ihrer Feinde fiele; und also hielt er, was er denn auch that, für das Sicherste, Lauren in das Haus einer seiner Verwandtinnen zu bringen, auf die er sich verlassen konnte, und die sie als ihre Freundin mit Bereitwilligkeit bei sich aufnahm. Er traf diese Maßregel in der Absicht, sich in zwei oder drei Tagen selbst auf den Weg zu machen, um Lisardo zu suchen und ihn von der Fortsetzung seiner Reise abzuhalten, indem er ihn durch seine Mittheilungen überzeuge, wie er eben doch noch nicht hoffnungslos unglücklich sei.

Inzwischen war Lauras elterliches Haus bereits in gewaltigen Aufruhr gerathen, Octavio wollte ganz närrisch werden, die Seinigen waren aufgebracht, Lauras Eltern bestürzt, und Einer rannte zwecklos wider den Anderen. Man gewahrte endlich, daß auch Lisardo verschwunden war, und nun beschuldigte man allgemein ihn des Verrathes, und nannte ihn den Urheber des Unglücks. Lauras Vater beschloß, ihn zu verfolgen und sich an ihm zu rächen, indem er ihn die härteste Strafe seines Verbrechens erdulden ließe. Octavio wünschte ihn zu begleiten, um zu beweisen, daß seine Liebe sich auch von so offenbaren Enttäuschungen nicht besiegen lasse, und da Lisardo geäußert, daß er die berühmte Stadt Madrid zu sehen verlange, in welcher damals König Philipp IV. seinen Hof hielt, so kamen sie mit einander überein, ihn allda aufzusuchen, derweil ihn selbst sein Kummer in den Tod und sein Reiseplan gen Sevilla führte. Alexandro war über ihre vorgefaßte falsche Meinung und über ihre Abreise ungemein erfreut, und wollte auch seinerseits alsbald mit dem Versprechen von Lauren scheiden, Lisardo aufzusuchen, da er überzeugt war, daß er denselben bei längerem Zögern leicht nicht mehr antreffen dürfte; nur willigte Laura, die übrigens einerlei Meinung mit ihm war, durchaus nicht

darein, ohne ihn zurückzubleiben, und verließ also in seiner Begleitung die Stadt, indem Beide, um der Gefahr willen, erkannt zu werden, zur Nachtzeit reisten. Alexandro nahm einen einzigen zuverlässigen Diener, und für den Fall, daß ihre Reise nicht von so kurzer Dauer sei, als sie wünschten, eine gewisse Summe Geld mit sich.

Lisardos Wünsche, sein Leben geendet zu sehen, schien unterdessen der Himmel erhören zu wollen, denn an dem Eingange eines kleinen Ortes mußte sein Pferd so unglücklicherweise straucheln, daß es, da er darauf nicht vorbereitet war, einen für ihn äußerst schmerzlichen Fall that; der ihn besorgen ließ, er möge einen wesentlichen Schaden genommen haben, denn er war nicht im Stande, sich zu regen, bis einige, von seinen Klagen gerührte Landleute ihre Arbeit verließen, und ihn in ihren Armen in ein unfern einzeln stehendes Wirthshaus trugen, wo er geheilt wurde. Seine Verletzung war jedoch so bedeutend, daß er nach mehr als acht Tagen erst wieder genugsam zu Kräften kam, seine Reise fortzusetzen, und zwar als Laura und Alexandro ihm bereits einen Vorsprung von zweien Tagen abgewonnen, und an dem Orte, wo er krank darnieder lag, vorbeigekommen waren.

Eines Abends, bei guter Zeit, gelangte er nach Adamuz; wollte sich aber, wiewohl er es nöthig hatte, nicht zu Bette legen, weil ihm der peinliche Gedanke an Lauren und ihren vermeinten Gatten Octavio, in dessen Armen sie vielleicht schon seiner Liebe uneingedenk geworden, keine Ruhe ließ. Gegen die Mitte der Nacht verließ er den Ort wieder, und es waltete eine so dicke Finsterniß um ihn, daß er die Gegend, durch die er reiste, gar nicht erkennen konnte, und wohl einige Besorgnisse hegte, da er sie als unsicher kannte. Da vernahm er plötzlich neben sich ein Geräusch, das ihn zu dieser Stunde erschreckte und ihn vermochte, vom Pferde zu

springen und seinen Degen zu ziehen. Gleich nachher nahm er eine Gestalt wahr, die sich unter dem Schirme der Nacht vorsichtig zwischen Gebüsch verborgen hatte. Sie anzurufen, wer sie sei, und ihr den Degen auf die Brust zu setzen, war bei Lisardo das Werk eines Augenblicks. Der Mensch kam aber im mindesten nicht aus der Fassung, sondern erwiederte, wenn er sein Leben lieb habe, so möge er hergeben, was er besitze, denn wenn er sich dessen weigere, sei er verloren, und werde von seinen Kameraden, deren Anzahl größer sei, als er sich vielleicht einbilde, in Stücke gehauen werden. Lisardo hielt dafür, dies könne eine eitle Drohung sein, und antwortete daher nicht anders als mit seiner Klinge, indem er so gewaltig auf den Räuber eindrang, daß derselbe in seiner Vertheidigung weichen mußte. Alsbald aber zog sein Pfeifen und das Geklirre der Schwerter eine solche Menge von Feinden auf Lisardo herbei, daß er sich nach allen Seiten gegen sie zu wehren hatte und, der Nothwendigkeit nachgebend, suchen mußte, sich, so geschickt als möglich, kämpfend vor ihnen zurückzuziehen. Er legte dabei eine solche Tapferkeit an den Tag, daß es einem seiner Feinde leid that, ihn, der sein Leben so entschlossen vertheidigte, etwa einen schmählichen Tod erleiden zu sehen. Er pflanzte sich deswegen neben ihn hin, hielt mit seinem Zuruf und seiner Waffe seine stürmenden Gefährten ab und wendete sich dann zu Lisardo, indem er zu ihm sagte, seine und seiner Genossen Absicht sei nicht, zu morden, sondern zu rauben, wenngleich bei hartnäckigem Widerstande ihre Habsucht sich in Racheburst verwandele. Er möge sich also nicht muthwillig in seinen Tod stürzen, sondern mit ihnen kommen, und um dem Drohen des Himmels zu entgehen, die Nacht bei ihnen zubringen, wo sie ihm die kleine Wunde, die sie ihm in die rechte Hand beigebracht, verbinden wollten. — Lisardo erwiederte: er achte das Leben

nicht so hoch, daß er es etwa sonderlich ungern verliere, jedoch wolle er es auch nicht ohne Noth von sich werfen, und gehe darum auf diesen Vorschlag ein. — Er übergab ihnen also seinen Degen, deutete ihnen die Gegend an, wo er sein Pferd hatte stehen lassen, und folgte ihnen, in Betrachtung der seltsamen Mißgeschicke versunken, mit denen ihn sein Unstern heimsuchte, und die ihm, nachdem er sich einmal in den Verlust seiner Geliebten finden müssen, doch nicht eben schwer zu ertragen fielen. Sie gelangten zu einigen verborgenen Höhlen, deren eine sie betraten, und hier bestrichen zwar die Räuber Lisardos Wunde mit Balsam, entäußerten ihn aber zu gleicher Zeit alles dessen, was er Werthvolles bei sich hatte, und überließen ihn sich selbst und seiner Schwermuth, die seinem Geiste immer nur in Gedanken Laurens Abbild vorspiegelte, dessen von ihm so fern gewähntes Urbild, einer wunderbaren Laune des Schicksals nach, ihm gegenwärtig so nahe war, daß nur eine einzige Felsenwand es von ihm trennte.

Laura war nämlich gleichfalls zur Nachtzeit in Alexandros Begleitung durch diese Gegend gekommen, und mit ihm so unerwartet von sechs Männern überfallen worden, daß ihrem Beschützer nicht einmal die Zeit geblieben war, ihnen seine Ritterlichkeit zu bethätigen, indem sie ihn seines Schwertes und seiner Habseligkeiten fast in einem Augenblicke beraubt hatten. Einer von ihnen, und zwar der Verwegenste, hatte während dessen ein Auge auf Lauren geworfen, und wollte, um sich ihre Gunst zu erwerben, nicht zulassen, daß ihr irgend etwas von dem, was sie bei sich führte, genommen ward, indem er sie wieder auf ihr Maulthier hob, und sie nach seinem Verstecke mit der Absicht abführte, sich in dieser Nacht ihrer Schönheit zu erfreuen, die ihre Klagen, Seufzer und Thränen über ihre verzweifelte Lage in den Augen seiner Begierde nur erhöhten. Sie kamen in der unwirthlichen

Höhle an, die an jene andere gränzte, in die Lisardo geführt worden war, und der verwilderte Liebhaber schickte sich sogleich an, dem Gegenstande seiner Wünsche verschiedene Kleinodien zu verehren, mit denen er sich auf Kosten benachbarter Ortschaften bereichert hatte. Alexandro war mit gekommen, der von seiner Freiheit um Laurens willen keinen Gebrauch machen wollte, und die Räuber behandelten ihn ihrethalb auch mit einiger Rücksicht, da er sich für ihren Bruder ausgegeben. Das schöne Mädchen zitterte vor dem, ihr in der Gewalt dieser Menschen bevorstehenden Schicksale, das ihr nur zwischen Tod und Entehrung die Wahl zu lassen schien; indessen wollte ihr das Glück insofern wohl, als der Hauptmann der Bande, ein entschlossener Raufbold, sich in ihr Gesicht verliebte, und ihren Besitz demjenigen, dessen Gefangene sie war, nicht gönnen wollte, wiewohl derselbe, seinem Nebenbuhler an Ansehen kaum etwas nachgebend, den nicht minder festen Willen zu erkennen gab, sie gegen jedweden fremden Anspruch zu vertheidigen. Laura freute sich dieser Entzweiung, da sie zu hoffen wagte, Einer werde ihr also vor dem Anderen Schutz verleihen, und indem nun die beiden Nebenbuhler, um sie zu unterhalten, sie in ihrer Wohnung umherführten, und ihr alle Einrichtungen derselben zeigten, waren sie eben auch in die Höhle gekommen, wo Lisardo, in den Armen eines wohlthätigen Schlafes von der ermüdenden Anstrengung des Kampfes ausruhete, als plötzlich die Nachricht einlief, daß die Justiz einer Ortschaft, die den Untergang der Räuber besonders eifrig betrieb, mit einer Schaar Bewaffneter gegen sie anrücke. Alle erschraken hierüber auf das Aeußerste, und die Beiden vergaßen augenblicklich ihrer Liebe und eilten von dannen, sich zu vertheidigen und die Gefahr in das Auge zu fassen. Laura blieb allein zurück, wenn gleich nicht so ganz allein, daß sie nicht mit wenigen

Schritten das Ziel ihrer höchsten Wünsche hätte erreichen können. Sie ging tiefer in die Höhle hinein und stieß mit dem Fuße an einen vor ihr liegenden Körper. Sie blieb stehen, erkannte ihn für den eines schlafenden Mannes, und neigte sich mit dem Lichte zu ihm nieder, um ihn näher in Augenschein zu nehmen, da eben die Neubegier nicht von einer Frau läßt, wenn sie auch in den äußersten Nöthen ist. Sie sah ihn an, wurde bewegt, sah ihn wieder und aufmerksamer an, und fand, daß er ein kleines Bild in seinen Händen hielt. Sie nahm es ihm aus denselben, und führte es zu ihren Augen, die sich selbst darin wieder sahen. Sie wendete es hundertmal hin und wieder, der Meinung, daß über dem Blatt ein Stück Krystall angebracht sei, in dem sie sich spiegele, sie wandte sich zu dem Schläfer zurück, daß er ihr die Wahrheit sage, und sie erkannte in ihm alsbald ihren Geliebten Lisardo, an dessen Seite sie sich niedersetzte, und den sie durch ihre Umarmungen und die lauten Ausbrüche ihrer Freude aus seinem Schlummer erweckte, obwohl sie sich vorher das Antlitz verschleierte, um seine Freude ihn nicht allzu plötzlich überraschen zu lassen.

Lisardo verwunderte sich, in Gesellschaft zu sein, und da ihm Lauras anständige Kleidung sofort in die Augen fiel, so bat er sie, ihm zu sagen, wer sie sei, und welche widerwärtigen Begegnisse auch sie in die Hände dieser Barbaren geführt hätten? — Laura wußte ihm nicht anders zu antworten, als indem sie sich ihm mit einer Umarmung zu erkennen gab, und Lisardo war anfangs über das, was er hörte und sah, dermaßen erstaunt, daß er nicht wußte, ob er wachte oder träumte, bis er am Ende alle seine Zweifel an der Wirklichkeit beseitigte und mit seiner Geliebten sich nunmehr dem Gefühle seines Glückes so ganz hingab, daß weder er noch sie lange Zeit über gar nicht das Bedürfniß

fühlten, ihre Abenteuer einander mitzutheilen. Nachdem sie dies zuletzt dennoch gethan, sagte Lisardo, daß es für sie wohl gerathen sein würde, ihre Einsamkeit zur Flucht vor den sie umdrohenden Gefahren zu benutzen.

Sie brachen also auf, um ihren Freund Alexandro, der sich dies Zusammentreffen nicht träumen ließ, davon zu benachrichtigen; nicht sobald traten sie aber vor die Höhle hinaus, siehe! so kehrten eben auch die Räuber wieder, die sich, wiewohl mit Unrecht, überzeugt zu haben glaubten, von einem blinden Lärm erschreckt worden zu sein; denn die Gerichte von Cordova hatten ihnen die ganze Nacht hindurch nachgespürt und waren nur in Folge der Finsterniß von der rechten Spur abgeirrt, bis sie mit dem Anbruche des Tages wieder darauf kamen, Geräusch hörten, dem sie vollends nachgingen, und also bald nach der Ankunft der Räuber die Höhle erreichten, in der sie dieselben umzingelten und gefangen nahmen, ohne daß sie an Flucht oder Widerstand hätten denken können. Einem der Liebhaber der unglücklichen Laura, und zwar dem Hauptmanne der Räuberbande, gelang es nichtsdestoweniger, sie mit sich in die Höhle, in der sich Alexandro befand, und durch einen geheimen Ausgang, in das Freie zu schleppen, wo er für solche Fälle ein Pferd bereit stehen hatte, das er bestieg, und auf dem er mit seiner schönen Beute, die er bewußtlos zu sich hinauf hob, weil sie über den abermaligen plötzlichen Wechsel ihres Schicksals in Ohnmacht gesunken war, von dannen flüchtete.

Lisardo mußte es sich gefallen lassen, trotz aller Einwendungen, mit unter der Zahl der Verbrecher als Gefangener abgeführt zu werden, denn da Einige von der Bande sich auch für unschuldige Schlachtopfer auszugeben versucht hatten, um auf solche Weise ihre Freiheit zu erwerben, so ließen die Gerichte die Wahrheit aller Aussagen vorläufig auf sich be-

ruhen, und brachten ihre Gefangenen sämmtlich ohne Unterschied in den öffentlichen Kerker der Stadt Cordova unter. Der arme Lisardo betheuerte nun zwar auch hier seine Unschuld wiederholt und forderte laut Gerechtigkeit; da er aber weder Freunde noch Geld besaß, das für ihn sprechen konnte, so blieben seine Beschwerden stumm, die Rechtsanwälde taub und die Richter übel berichtet. Ueberdies schlug es Lisardo zumeist nieder, daß er weder von seiner geliebten Laura, noch von seinem getreuen Alexandro etwas hörte, welcher letztere dermaßen sein wahrer Freund war, daß er, als er wahrnahm, wie der verwegene Räuber Lauren entführte, sich eilig des in der Nähe stehenden Pferdes bemächtigte, das Lisardo geritten hatte, und jenen auf demselben Wege, den er eingeschlagen, verfolgte. Er erreichte ihn früher als er es selbst gehofft, da das doppelt belastete Pferd des Hauptmanns nicht mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit laufen konnte, und sobald sich dieser der unausweichlichen Gefahr versah und bedachte, daß jede Vertheidigung seine Gefangennahme zur Folge haben müsse, entledigte er sich Laurens zu seiner Selbsterrettung und stieß sie vom Pferde, wiewohl er dennoch nicht seinen Zweck damit erreichte, weil er nach einer kleinen Weile von Feldbauern aufgehalten und zu den übrigen Gefangenen nach Cordova eingebracht wurde.

Der Danksagungen, womit Laura Alexandro diesen abermaligen Ritterdienst vergalt, konnte sie lange kein Ende finden. Sie erfuhr, auf ihre Erkundigungen, die sie mit ihrem Erretter in dem nächsten Orte einzog, an den sie gelangten, daß Lisardo wahrscheinlich mit der ganzen Bande in Cordova gefangen gesetzt worden, und so schlugen sie mit einander den Weg nach dieser Stadt ein.

Lisardo saß eben eines Morgens in schwermuthvolle Betrachtungen über sein Schicksal versunken, in seinem Kerker da, als er mit einemmale einen Kavalier und eine verhüllte

Dame hereintreten und in seine Arme eilen sah, in denen er zuerst Alexandro und sodann ohne große Mühe seine Geliebte erkannte, denen er, wie denn vom Unglück heimgesuchte Menschen immer höher aufgeregt sind als Andere, aus Dankgefühl zu Füßen stürzte. Alle drei besprachen hierauf zusammen, wie Lisardo schnellmöglichst zu befreien sei, und Laura händigte zu dem Ende Alexandro einige Kleinodien ein, die dieser mit Verlust zu Gelde machte. Auch wurde man durch dasselbe in den Stand gesetzt, von Lisardos Seite Klage vor Gericht einzureichen, und schon war es dahin gediehen, daß die Gerichte Lisardo wieder in völlige Freiheit setzen wollten, da es ihnen allmälig selbst vor ihrer Verwegenheit bangte, einen Edelmann in einem öffentlichen Kerker zurück zu halten, als unerwarteterweise der höhere Befehl einlief, ihn um anderer Ursachen willen zu deportiren. Welch neuer Schreck, welche Verwirrung und welch tödtliche Ungewißheit für alle drei! Indeß wurden sie aus dieser letzteren alsbald dadurch gezogen, daß in Lisardos Gefängniß Octavio und Laurens gestrenger Vater vor ihnen erschienen, die, nachdem sie die Flüchtigen vergebens am Hofe gesucht, sich anschickten, die vornehmsten Städte Andalusiens nach ihnen zu durchstreifen, und als sie deshalb gerade jetzt nach Cordova kamen, von einem Freunde des alten Mannes, der da lebte, als zufällige Neuigkeit vernahmen: wie in dem Stadtgefängnisse ein von Straßenräubern ausgeplünderter Kavalier festgehalten werde, den sie kennen müßten, weil er, seinen Aussagen nach, aus Avila gebürtig sei. Der Greis stutzte über diese Zeitung, forschte weiter nach und erfuhr, daß der Gefangene der Feind war, den er suchte. Da er nun auch hörte, daß derselbe drauf und dran war, aus der Haft entlassen zu werden, so sprach er mit den Richtern, und führte gegen sie über die Verrätherei seines Neffen so laute Beschwerde, daß sie sogleich

erkannten, ihm nicht nur seine Freiheit nicht zu gewähren, sondern ihn sogar in strengeren Gewahrsam zu setzen.

Nachdem er so viel erlangt, kam er also mit Octavio selbst zu Lisardo, um zu hören, was er für sich anführen könne, und Laura hatte Geistesgegenwart genug, sich so viel wie möglich zu verhüllen, so wie auch Alexandro that, mit dem sie sich darauf von Lisardo ab, und im Gespräche zu anderen Gefangenen wendete. Ihr Vater trat mit Octavio dagegen auf Lisardo zu, begrüßte ihn und fragte ihn, wo er Laura hingebracht habe? Lisardo antwortete, er habe sie weder entführt, noch jemals in seinem Leben den verwegenen Gedanken gehegt, dies zu thun; der alte Mann erzürnte sich aber über dies Läugnen, weil er glaubte, sein Neffe wolle ihn damit nur verhöhnen, und Octavio sagte ihm einige Beleidigungen, zu denen ihn seine Liebe, seine Eifersucht und der wehrlose Zustand seines Nebenbuhlers antrieben. Sie gingen hiernächst Beide von ihm, um es der Justiz anheimzustellen, ihm das Bekenntniß abzunöthigen, das er ihnen vorenthielt, und Lisardo erzählte seinem Freunde und seiner Geliebten, was sie mit ihm gesprochen hatten. Alexandro rieth zu ehestmöglicher Trauung, wodurch Octavios Ansprüche ein für allemal vereitelt würden, und den Liebenden selbst war dieser Vorschlag eben recht; nur standen seiner Ausführung ihre nahe Blutsverwandtschaft und der Mangel kirchlichen Erlasses entgegen. Alexandro sagte ihnen aber, sie sollten getrosten Muthes sein, und auf einen erwünschten Ausgang hoffen, denn er habe in Madrid einen Oheim, der im geheimen Staatsrathe seiner Majestät sei, und an den er schreiben werde, um den Erlaß alsbald durch seine Vermittelung herbeizuschaffen. Alexandro erfüllte dies Versprechen, indem er seinem Oheime die klägliche Lage des Liebespaares schilderte, und da Laurens Vater seine zugleicherzeit eingereichte

Klage mit erforderlichem Gelde zu unterstützen wußte, an dem es auch Lisardo zu seiner Vertheidigung nicht gebrach, so wurde dieser Rechtshandel mit vielem Eifer für und wider betrieben.

Alexandro ließ Lauren in dem Hause einer vornehmen Dame, die sich ihrer als einer Fremden von Stande annahm, und er selbst miethete ein Maulthier und ritt nach dem Orte, wo Lisardo so lange an seinem Falle darnieder gelegen, und wo er ein gerichtliches und von Zeugen beschworenes Erkenntniß aufsetzen ließ, daß er während seines Daseins keinen anderen Menschen bei sich gehabt. Diese Schrift übergab er seinem Anwalde; derselbe rieth ihm aber an, sich verborgen zu halten, denn die Räuber hätten in ihren Verhören ausgesagt, in ihrer Höhle eine Nacht lang eine Dame, Namens Laura, beherbergt zu haben, die nicht in Lisardos, sondern in eines anderen Kavaliers Gesellschaft gewesen sei, dessen Name ihnen unbekannt geblieben. Alexandro wollte es allerdings auch scheinen, daß seine Person Gefahr liefe, insofern man aus seiner Freundschaft zu Lisardo leicht schließen konnte, daß er der Urheber des ganzen Anschlags sei, und er begab sich also in ein Kloster. Der Prozeß währte mehrere Monate, und da Lauras Vater am Ende sah, daß Lisardo beharrlich läugnete, was derselbe, seiner Ueberzeugung nach, ganz gewiß gethan, so beschloß er, ihm durch die Folter ein Bekenntniß abzuzwingen, dem er mit lauter Schlichen und Listen auszuweichen suche. Der alte Mann hatte größeres Ansehen bei den Richtern als der Beklagte, es fehlte auch nicht an geheimem Beistande gegen ihn, und da überdies sehr viele Umstände wider ihn sprachen, so ging der Antrag, ihm oder vielmehr Lauren die Folter zu geben, durch, die sich in Thränen auflöste, und unfähig, wie sie war, die Vollziehung dieses ungerechten Beschlusses zu dulden, mit der öffentlichen Erklärung auftrat: sie habe ihr väterliches Haus

aus keinem anderen Beweggrunde verlassen, als um sich vor einem Gemahle zu erretten, den sie so sehr verabscheue, daß sie lieber ihren guten Ruf der gemeinen Menge habe preisgeben, als ihm angehören wollen; übrigens sei sie aber ganz allein geflüchtet, und wisse von dem Manne, der mit ihr zusammen von den Räubern eingefangen worden, nichts weiter, als daß er ihr, als einem hülflosen Weibe, Schutz verliehen habe. In der großen Aufregung, worein sie durch diesen Schritt gerathen, zählte sie nunmehr, in Angst und Bangen irgend einen neuen Schlag des Schicksals erwartend, ihre Augenblicke, als der Himmel, der es besser mit ihr beschlossen, ihr plötzlich durch Alexandro und die Vermittelung ihres Anwaldes die Nachricht von der mit den nöthigen Zeugnissen eingegangenen Dispensation zukommen ließ, und sie also in den Stand setzte, sich mit Lisardo, der deswegen eine Vollmacht ausstellte, trauen zu lassen. Es wurde der Gegenpartei eröffnet und bewiesen, daß Lisardo Laurens Gatte und Gebieter sei.

Ihr alter Vater wurde nun aber hierdurch dermaßen erzürnt, daß er, alle Bande des Blutes verleugnend und nur des Reichthumes eingedenk, um den sein Neffe ihn in Octavio brachte, Lisardo und Laura desto unerbittlicher zu verfolgen beschloß. Er schilderte deswegen den Richtern auf das Uebertriebenste die Kränkung, die seinem Hause widerfahren sei, brachte desgleichen unverzüglich eine peinliche Klage gegen Alexandro vor, der ungefährdet öffentlich erscheinen zu dürfen geglaubt: daß er nämlich das Hauptwerkzeug zum Einsteigen in sein Haus und zum Raube seiner Tochter gewesen sei, mit der er zusammen gefunden worden, und erreichte durch diese Maßregel so viel, daß man Alexandro gleichfalls gefänglich einzog und zu Lisardo einkerkerte.

Hier ertrugen nun die beiden Freunde ihre Noth mit Gelassenheit, die ihnen auch Lauras fast unablässige Gegen-

wart beibehalten half; jedoch sahen sie allerdings keiner erfreulichen Zukunft entgegen, denn ihre Gegner wurden immer erbitterter, und nicht allein, daß die Kosten ihrer Vertheidigung von Lauras Juwelen immer mehrere verschlangen, sondern auch Alexandros Verwandte ermüdeten am Ende, einen Rechtshandel zu beschützen, der ihnen doch keine Theilnahme erregen konnte. Lisardo sah sich angefeindet von dem, der eigentlich von der Natur dazu bestimmt war, sein Freund zu sein, er sah sich im Kerker und verarmt, er sah, daß er seinen getreuesten Freund und seine geliebte Gattin mit sich in sein Unglück gezogen, welche letztere um seinetwillen von ihrem Vater verstoßen worden war, und wie hätte ihn diese Erkenntniß nicht auf das tiefste niederschlagen müssen! Laura suchte ihn fortwährend zu trösten und aufzumuntern, und versicherte ihn, sie habe noch Standhaftigkeit und Kraft genug, viel größere Leiden zu ertragen; um aber doch kein Mittel unversucht zu lassen, ihr Unglück abzuwenden, bat sie endlich eines Abends die Dame, die sich ihrer angenommen, Octavio sagen zu lassen, eine Dame, die keine geringe Meinung von ihm habe, wünsche ihn an einem gewissen Orte vor der Stadt zu sprechen, um zu erfahren, ob sein Inneres eben so wohlbeschaffen sei, als sein Aeußeres. Dieser ihr beabsichtigter Versuch, Octavio durch eine Ansprache seiner Höflichkeit und Ritterlichkeit zur Versöhnung zu vermögen, wurde von ihrer Freundin gebilligt, und dieselbe ließ daher durch eine ihrer Dienerinnen eine schriftliche Einladung an ihn ergehen. Octavio las den Brief und zweifelte nicht, sonach irgend eine zärtliche Neigung erweckt zu haben; indessen theilte er sich für den Fall, daß man etwas Anderes mit ihm vorhabe, Laurens Vater mit, und bat denselben, ihm zu folgen. An Ort und Stelle angekommen, erkannte er, daß man ihn nicht getäuscht. Die Damen erwarteten ihn in ei-

ner Kutsche, in die sie ihn einzusteigen nöthigten, da sie sahen, daß er allein war, und hierauf begann nun Laura ihn mit Bitten und Thränen zu bestürmen, ihm ihre Leiden um seinetwillen zu schildern, und ihm vorzuhalten, wie es ihn so gar nicht beleidigen könne, daß sie ihn nicht liebe, da sie ihm ja nur einen Anderen vorziehe, dem sie schon seit Jahren zu eigen sei. Während sie also sprach, hatte sich aber auch ihr Vater der Kutsche genähert, in der ihm Octavio allzulange auszubleiben schien, und zwar dauerte es nicht lange, so erkannte er seine Tochter, und erhitzte sich über ihren Anblick und über den Gedanken an all die Noth, die er mit ihr hatte, dergestalt, daß er mit Thätlichkeiten an ihr die Rache nehmen wollte, die ihm kein Verklagen und Verhaftenlassen zuwege gebracht. Laura schrie, Octavio beschützte sie, und die Dame, die ihr Gesellschaft leistete, erzürnte sich mit vollem Recht über seine Rücksichtslosigkeit. Ja, der Lärm, den Alle machten, wuchs am Ende solchergestalt an, daß er einen mit seiner Gattin vorüberfahrenden Kavalier veranlaßte, auszusteigen, und mit einigen seiner Diener hinzuzukommen, um nach der Ursache des Zwistes zu fragen. Der Kavalier war ein Mann von angenehmem soldatischem Wesen, und da er sah, welche Grobheiten Lauras Vater gegen Damen beging, so fiel er ihm in den Arm, ihn abzuhalten, sich etwa noch mehr zu vergessen.

Der alte Mann wendete sich gegen den Fremden, um zu sehen, mit welchem neuen Gegner er es zu thun habe, auch alle Anderen richteten ihm ihre Blicke zu, dessen würdevolle äußere Haltung Ehrerbietung einflößen konnte, und wie stutzte und erstaunte Laurens Vater nicht, als er in dem Fremden seinen Bruder erkannte, der in seiner ruhigen Gemüthsstimmung auch seinerseits nicht anstand, in Lauren und ihrem Vater alsbald Nichte und Bruder wieder zu finden,

und als solche in seine Arme zu schließen. Der Willkommen, den der erzürnte Greis ihm angedeihen ließ, war freilich nicht der schmeichelhafteste, und wie daher Lisardos Vater ihn fragte, wie es geschehen könne, daß er ihm, der nach so vieljähriger Abwesenheit und aus weiter Entfernung jetzt wieder komme, so kalt begegne, so nahm es Laura auf sich, ihrem Oheime Alles, was sich in ihrer Familie seitdem zugetragen, zu erzählen, und ihm auch zu bekennen, wie es eben nicht habe anders kommen können, als daß sie ihrem theuren Vetter, mit dem sie auferzogen, in Liebe zugethan worden sei. Der gerührte Oheim belohnte ihre guten Gesinnungen für seinen Sohn mit den herzlichsten Umarmungen, und berichtete dagegen mit kurzen Worten von sich selbst, daß er in der indischen Stadt de los Reyes, die als eine Silberstadt mit Recht nach Königen benannt werde, einem Caziken als Verwalter seines großen Vermögens von mehr als achtzigtausend Ducaten, bis zu seinem Tode gedient, und daß sodann dessen hinterlassene Wittwe, die ihm ihre Zuneigung geschenkt, ihn als ihren zweiten ehelichen Gemahl angenommen, ja sogar, da er ihr den Wunsch geäußert, nach Spanien zurückzukehren, Vaterland und Verwandte um seinetwillen mit ihm verlassen habe.

Sie schlossen einander hierauf wiederholt in die Arme, Laura stieg aus der Kutsche, und man begab sich insgesammt zu der schönen Indianerin, deren sorgenfreies Leben sie noch viel jünger aussehen ließ, als sie war, und die man mit ihrem Sohne, durch dessen Geburt das Band der Ehe zwischen ihr und ihrem Gatten um so fester verschlungen worden, zu der Kutsche der Dame aus Cordova abholte, um sie darin vollends nach der Stadt zu bringen. Laurens Freundin wollte hier, daß dieselbe mit ihrem Gatten in ihrem Hause absteige, und bewirthete Beide auf das festlichste und ehrenvollste.

So geschah es denn auch bald, daß die streitenden Par-

teien sich gütlich mit einander verständigten, und zufrieden gestellt wurden, und es fühlte sich eben nur Laurens Vater in hohem Grade beschämt, daß sein Bruder selbst ein Zeuge der Tyrannei werden müssen, mit der er seinem Sohne begegnet war, dem man, ohne den mindesten Verzug, bei der Rückkehr nach der Stadt, die frohe Botschaft von der Ankunft seines Vaters zu wissen that.

Lisardo dankte dem Himmel für diese Wohlthat, sein Vater besuchte ihn in seinem Gefängnisse, und von Mitleid mit dem Zustande durchdrungen, in dem er ihn antraf, begab er sich, bevor er ihm etwas Näheres von seiner gegenwärtigen Lage erzählte, mit seinem Bruder vor Gericht, und ruhte nicht eher, bis man ihn und seinen Freund Alexandro noch an dem nämlichen Abende auf seine Bürgschaft freigab. Lisardos erster Gang in seiner neuen Freiheit führte ihn zu seiner geliebten Laura, deren Besitz ihm fortan Niemand mehr streitig machte, und zu seiner zweiten Mutter, die bei den so glücklichen Verhältnissen, als sie nun in ihrer neuen Heimath fand, ihr altes Vaterland nicht vermißte. Octavio tröstete sich, da er erkannte, daß ihm sein erhofftes Glück, nicht etwa weil er es nicht verdient, sondern weil es das Schicksal so haben wollte, nicht zu Theil ward. Lauras Vater war zufrieden, weil er seine anfänglichen Absichten nun dennoch in Erfüllung gehen sah, und aus Dankbarkeit für die treue Anhänglichkeit seines Freundes brachte es Lisardo dahin, daß Alexandro eine Schwester seiner Gattin, die ihren Vater begleitete, und auf die Alexandro ein Auge des Verlangens geworfen, mit dreißigtausend Ducaten Mitgift zur Ehe erhielt.

Darauf reiste die ganze Familie nach Avila zurück, und Lisardo führte daselbst mit seiner Laura das glücklichste Leben von der Welt, hatte sich auch im Verlaufe der Zeit schöner und gesunder Kinder mit ihr zu erfreuen.

XXIII.

Der Sklave seines Sklaven.

Als die Grafschaft Barcelona noch nicht an die königliche Krone von Spanien übergegangen war, herrschte in Catalonien ein Graf, Namens Rodolfo, der von den Großen seines Landes insonderheit zweien der edelsten und meistvermögenden seine Gnade zugewendet hatte. Der eine hieß Don Felix Centellas, der andere Feliciano Torrellas. Don Felix hatte die oberste Leitung der Landesangelegenheiten in seinen Händen. Der tapfere Feliciano Torrellas vertheidigte den Staat gegen die auswärtigen Feinde des Grafen, und zunächst gegen die Mauren von Algier, deren König Catalonien beunruhigte, um wegen eines Paschas Rache zu nehmen, den ihm die Catalonier in einer Schlacht getödtet hatten.

Don Felix hatte in Folge seiner öfteren Anwesenheit im Palaste die Gunst Blancas, der Schwester des Grafen, gewonnen, deren Schönheit so groß war, daß viele Fürsten sich um ihre Hand bewarben, die der Graf aber nicht vermählen wollte, weil er, unfähig wie er war, selbst Kinder zu zeugen, fürchtete, Blancas Gatte möge ihm seine Krone rauben.

Blanca ihrerseits verdachte ihrem Bruder diese unbillige Strenge gegen sie um ihrer Liebe willen zu Don Felix nicht. Da sie, so lange ihr Bruder lebte, nicht daran denken konnte, ihren Liebhaber zu ihrem Gemahl zu erheben, so behandelte sie denselben aus zaghafter Ehrbarkeit anfänglich allerdings mit genugsamer Sprödigkeit und Zurückhaltung. Mit der Zeit konnte sie aber dennoch nicht umhin, menschenfreundlicher gegen ihn zu werden, und so geschah es am Ende, daß sie aus Mitleiden mit seiner Leidenschaft und aus wärmerem Mitgefühl derselben, ihrem Herzen keine längere Gewalt gegen ihn anthat, und ihm einen Hauptschlüssel ihrer Wohnung zu geheimen nächtlichen Zusammenkünften einhändigte, die in Zeit von wenigen Monaten zur Folge hatten, daß sie sich schwanger fühlte.

Don Felix hatte einen Geheimschreiber, Alberto genannt, dem er es wagte, seine Liebesnoth anzuvertrauen, und dem er auftrug, ihm auf das schleunigste eine Amme zu verschaffen, gegen die er vorzugeben habe, das zu stillende Kind sei das seinige.

Blanca äußerte gegen ihren Bruder den Wunsch, das Meer zu sehen, und der Graf liebte sie um ihres sonstigen Gehorsams willen so sehr, daß er ihr die Erlaubniß dazu mit Vergnügen gab. Sie kam auf dem Schlosse von Monjuique an, und verlebte daselbst vierzehn Tage, derweil sie mit dem Beistande einer ihr ganz ergebenen Dame eine Tochter gebar, die Matilde genannt wurde. Alberto stand auf der Lauer, nahm den Säugling in Empfang und trug ihn unverzüglich in das Haus der sich bereithaltenden Amme. Dieselbe zog das Kind bis zu dem Alter von sechs Jahren allein bei sich auf; da es aber inzwischen seiner Mutter so durchaus ähnlich geworden, daß es gleichsam ihr Abbild war, so fürchtete Don Felix, durch diesen Umstand sein Geheimniß

verrathen zu sehen, und sendete daher vorsichtigerweise seinen Diener Alberto mit Kind und Amme nach dem unfernen Meereshafen Piana, wo sie vier Jahre verblieben. Die beiden Eltern waren über die Trennung von ihrem Kinde ungemein betrübt, denn, um keinen Verdacht zu erregen, durfte sogar Don Felix nicht wagen, es zuweilen zu besuchen. Indessen trug derselbe Alberto auf, die kleine Matilde malen zu lassen, um durch ihr Bildniß ihre Mutter wenigstens einigermaßen über ihre Abwesenheit zu trösten. Alberto vollzog diesen Auftrag und war eben im Begriff, das Gemälde nach Barcelona zu bringen, als er, kurz vor seiner Abreise, die auf den folgenden Tag festgesetzt war, noch eine Spazierfahrt auf dem Meere mit dem jungen Mädchen unternahm, um es in ihrer Betrübniß über die ihr bevorstehende Trennung von ihm zu zerstreuen.

Hier wollte nun aber ihr Unglück, daß sie sich in ihrer Feluke etwas zu weit hinaus wagten, und von einem sie plötzlich überraschenden Seeräuber gefangen genommen wurden, der sie mit nach Algier nahm, und, die Schönheit des Kindes sehend, in Hoffnung auf einen reichen Gewinn, es der Königin Sultanin anbot. Erfreut darüber, ließ ihm dieselbe zweihundert Goldstücke für das Mädchen auszahlen, und da der Maure von dem Handel mit Sklaven lebte, so verkaufte er auch Alberto, der von edlem Aeußern und Betragen war, an einen Mauren, Namens Audalia, der ihn um einen guten Sklaven angegangen. Audalia stand um seiner Tapferkeit willen bei dem Könige in großem Ansehen. Er liebte eine Dame der Königin, Namens Xarifa, und wiewohl seinem Könige ein getreuer Unterthan, war er doch den Christen sehr zugeneigt. Wie er also von Alberto hörte, daß er der Vater des Mädchens sei, das der Pirat in den Palast verkauft, so tröstete er ihn mit der Zusicherung, er wolle seine

Gebieterin Xarifa bitten, sich ihrer anzunehmen. Inzwischen bedurfte es für sie Audalias Verwendung gar nicht, denn die Herrscher Beide gewannen die Gefangene so lieb, daß sie den Gedanken faßten, sie ihrem Glauben abtrünnig zu machen, und für den muhamedanischen zu gewinnen, und sie aus dem Grunde nicht nur ungemein freundlich behandelten, sondern sie auch in die reichsten und kostbarsten Gewänder auf Maurenart kleiden ließen. Der Sultanin zu Gefallen, versammelte der König desgleichen seine Paschas und vornehmsten Diener, und gab ihnen die Wünsche seiner Gattin kund, indem er ihnen gebot, bei allen Festen und Lustbarkeiten im Palaste die Christenklavin mit Auszeichnung zu behandeln, und sodann demjenigen, der von ihnen etwa Liebe für sie fühle, und sie dahin bringe, ihren Glauben abzuschwören, versprach, sie ihm mit einer reichen Ausstattung zur Frau zu geben.

Alberto hatte vorausgesehen, daß Matilde in diese Gefahr kommen würde, und ihr deshalb gleich nach ihrer Gefangennahme, während das Galeerenvolk schlief, ihre vornehme Geburt und die Namen ihrer Eltern entdeckt, und sie unter vielen Thränen beschworen, in dem katholischen Glauben auszuharren. Auch hatte sie ihm die Antwort gegeben, er solle unbesorgt um sie sein, denn wiewohl sie noch ein Kind, werde sie doch, wenn es darauf ankomme, für ihre Religion zu sterben wissen.

Da nun Matilde einen hellen Verstand besaß, und dieser Worte Albertos eingedenk geblieben, so gab sie der Königin dereinst unwillig zur Antwort, als dieselbe ihr gesprächsweise ihre Absichten mit ihr zu eröffnen begann, sie sei und bleibe eine Christin, und werde sich niemals einem Mauren vermählen. Die Sultanin nahm ihr diese Aeußerung so übel auf, daß, ohne ihre Liebe zu ihr, es Matilden hinfort übel

ergangen sein würde; so milderte diese Liebe aber die Heftigkeit ihres Zornes und vermochte sie, von der Zeit und den Geschenken, mit denen sie das junge Mädchen fortwährend überhäufte, zu erwarten, daß beide dasselbe am Ende dennoch nach ihren Wünschen lenken würden.

Etwa um dieselbe Zeit geschah es, daß Audalia mit seinen Galeotten in See stach, um an den Küsten von Catalonien zu kreuzen und, nach Gelegenheit, etwa eine gewinnbringende Landung zu bewerkstelligen. Feliciano erhielt davon Wind und zog zu so guter Stunde gegen ihn aus, daß er Audalia gefangen nahm. Die Galeotten kehrten nach Algier zurück, und der Maurenkönig, dem Audalias Verlust höchst empfindlich war, sendete Feliciano viele und reiche Geschenke und tausend Goldstücke als Auslösung für ihn zu. Der edle Catalonier ehrte Audalia wegen seiner Tapferkeit so hoch, daß er ihn mit an seine Tafel zog und seine Leute anwies, dessen Befehlen so gut wie seinen eignen Folge zu leisten; wofür der dankbare Maure eine so aufrichtige Freundschaft zu ihm faßte, daß er, ohne seine Liebe zu Xarifa, seine Gefangenschaft gesegnet haben würde. Die Gesandten des Maurenkönigs kamen an und entledigten sich ihres Auftrags; Feliciano erwiederte ihnen aber, er werde Audalia nicht für die königliche Krone herausgeben, insofern derselbe dem Lande des Grafen, seines Herrn, so vielen Schaden zufüge, vor dem es nur gesichert sei, wenn man ihn gefangen halte. Die Gesandten kehrten zurück, und der niedergeschlagene Maure begab sich in sein Zimmer, wo er, in solcher Wuth gegen sich selbst entbrannt, sein Gesicht zerschlug und seinen Körper verwundete, daß es seinen Dienern nicht gelang, ihm Einhalt zu thun. Als sie zuletzt ihren Gebieter von seinem Thun benachrichtigten, eilte Feliciano zu Audalia und fragte ihn verwundert: Was ist das, Audalia? Warum überläßt du

dich einer so unerhörten Wuth, daß du dich selbst mißhandelst? Erweise ich dir nicht alles Gute und alle Ehren? Du vergiltst meinen guten Willen schlecht. — Geliebter Herr meiner Seele! antwortete Audalia, nicht daß ich in deiner Gewalt bin, zwingt mich, so zu verzweifeln, mein Unglück ist ein viel größeres. — Feliciano sprach: Nun so gib mir an, was dir fehlt, ich schwöre dir, bei meinem Leben! daß ich dich von deinem Kummer befreien will, wenn es mir möglich ist. — Audalia entgegnete: Wenn du mir dein Wort erfüllst, edler und gewaltiger Catalonier, so schwöre ich dir bei Allah! daß ich und meine geliebte Xarifa für alle Zeiten deine Sklaven sein werden. — Sodann erzählte er ihm die Geschichte seiner Liebe und schloß mit den Worten: Bedenke nun, geliebter Herr! wohl, ob ich Ursache habe, zu weinen, da ich ein Gefangener bin, und Xarifa, eine der schönsten Jungfrauen Algiers, beschützt von der Sultanin und beworben von den vornehmsten Mauren, in meiner Abwesenheit so gar leicht mein vergessen und ihre Liebe einem Andern zuwenden kann. — Er brachte diese Worte unter so herzbrechenden Thränen hervor, daß der gerührte Feliciano zu ihm sagte: Dir deine Freiheit zu schenken, ist mir ein Leichtes; nur mußt du mir deinerseits dein Ehrenwort verpfänden, nimmer wieder gegen den Grafen die Waffen zu führen. — Darauf stürzte Audalia ihm zu Füßen hin und rief: Seither war ich dein Gefangener, von jetzt an bin ich dein dir so ergebener Sklave, daß ich dir zuschwöre, in deine Gewalt zurück zu kehren, sobald ich im Besitze meiner Geliebten bin. — Ich verlange nicht, daß du wieder kömmst, sprach Feliciano, halte mir nur dein Wort und beunruhige nicht mehr die Küste von Catalonien; — worauf er ihm einen Paß und ein mit Allem ausgerüstetes Schiff gab, und ihn ziehen ließ. In Algier angelangt, begab sich Audalia sogleich in den Pa-

laßt, und daselbst fragte ihn der über seinen Anblick verwunderte und erfreute König: Welch ein Glücksfall führt dich wieder hierher, nachdem all mein Gold dich nicht auslösen konnte? — Audalia gab ihm von dem Geschehenen Rechenschaft, und bat ihn, sich in Zukunft seiner gegen andere Feinde zu bedienen, und ihm zu erlauben, sein Wort zu halten. — Du bist mir so werth, sprach der König, daß ich deine Person gar nicht mehr gefährden will, und dir hiermit befehle, meinen Hof fürder nicht ohne meine Einwilligung zu verlassen. Und so Xarifa es ist, die mir das Glück verschafft, dich wieder zu sehen, so sollst du ihr unverzüglich deine Hand geben. — Audalia küßte ihm die Füße und sprach ihm seinen Dank aus, und des nächstfolgenden Tages feierte er seine Hochzeit. Ueber diese entbrannte nun ein mächtiger Pascha, der auch Xarifen liebte, in so leidenschaftlicher Eifersucht, daß er sich entschloß, bei dem Könige um die Erlaubniß anzuhalten, anstatt Audalias einen Kriegszug gegen die catalonische Seeküste zu machen. Der König war dies zufrieden, und der Pascha segelte ab. Da Feliciano gewiß wußte, Audalia werde sein Wort halten, so wollte er sich einige Tage Ruhe gönnen, und bestimmte sie dazu, verschiedene Häfen zu besichtigen, nach denen er, in die, wie er meinte, sichere See, mit nur geringem Kriegsbedarfe und mit nicht mehr als hundert Soldaten absegelte. So wurde er plötzlich von den außer Vergleich stärkeren Galeotten des Paschas unvorbereitet angefallen, und nach einem kurzen Widerstande übermannt. Zufrieden mit seinem Fange, den er allerdings für nicht unbedeutend hielt, fuhr der Pascha nach Algier zurück; war aber doch zu Felicianos gutem Glücke weit entfernt, dessen ganze Größe zu ahnen. Als er sich ausgeschifft hatte, befahl er einem öffentlichen Ausrufer, die gemachten Sklaven, zur Bezahlung des Soldes seiner Leute,

zum Verkaufe feil zu bieten. Sie wurden auf den Sklavenmarkt gebracht, und da er hörte, daß es Catalonier seien, ging auch Audalia hin, sie in Augenschein zu nehmen. Als er Feliciano erkannte, erschrak er so sehr, daß es ihm nicht leicht wurde, sich zu fassen. Er trat auf den Ausrufer zu und fragte ihn, was der Preis dieses Sklaven sei? — Der Ausrufer verlangte für ihn dreihundert Zechinen, und Audalia kaufte ihn, ohne zu handeln, und nahm ihn mit sich. Der niedergebeugte Kavalier erkannte ihn in der prachtvollen Kleidung, die er trug, nicht. In seinem Hause angelangt, hieß er Feliciano, ihn in einem Saale erwarten, ging zu seiner Gemahlin in ihr Zimmer, aus dem er die Sklavinnen fortschickte, und sagte, sobald er mit ihr allein war: Geliebtes Weib! in meiner Gewalt befindet sich mein angebeteter Herr, der mir das Leben gab, weil er mich in den Stand setzte, mir den Besitz deiner Schönheit zu erwerben. —

Audalia und Xarifa waren schon mit einander einverstanden, die christliche Religion anzunehmen, und nur Xarifas zärtliche Liebe zu Matilden hatte sie bisher abgehalten, zu fliehen, weil sie immer auf eine Gelegenheit hofften, sie mit sich zu entführen. Sie begaben sich jetzt Beide in den Saal, worin Feliciano wartete, und warfen sich vor ihm auf die Knie nieder, indem Xarifa sagte: Theurer Herr! reiche deinen Sklaven deine Hand! Mein Audalia hat dich gekauft, dir die Freiheit wieder zu geben, und von nun an der getreue Sklave seines Sklaven zu sein. — Feliciano stand, über sein unverhofftes großes Glück, lange sprachlos da, warf seinem edlen Sklaven die Arme um den Hals und brach endlich gegen ihn in die Worte aus: O, Audalia, mein Freund! wie segne ich mein Mißgeschick, das mich also dein großes Herz kennen lehrt. — Audalia bat Feliciano, sich zu setzen, und theilte ihm ihre Absicht, Christen zu werden

und sich in seine Macht zu begeben, ebensowohl wie die Gefangennahme Matildens mit, die das königliche Herrscherpaar für sich und seinen Glauben zu gewinnen trachte, und deren Vater in seinen Gärten arbeite. Feliciano wünschte, daß dieser Sklave gerufen würde; Audalia warf ihm aber ein, es würde besser sein, sie gingen Beide zu ihm in den Garten hinab, damit seine Mauren nicht aufmerksam auf ihn gemacht würden, so wie es überdies auch gerathen sein dürfte, daß er selbst bis zu seiner Abreise in Audalias Gesellschaft arbeite. Feliciano antwortete, er möchte Algier nicht anders wieder, als in seiner und seiner Gattin Begleitung verlassen, und also noch so lange da zubringen, bis auch ihre Flucht ihnen möglich würde. Als sie in den Garten gekommen waren, sagte Audalia zu Alberto: Siehe hier, edler Christ! Feliciano, meinen Gebieter, von dem ich schon so vielemale mit dir geredet. Ich habe ihm von deiner gefangenen Tochter erzählt, und hoffe zu Gott, daß uns sein Hiersein Heil bringen wird. Das Einzige, was ich fürchte, ist nur, daß der Graf Lösegeld für ihn sendet, noch ehe unsre Flucht zu Stande kömmt. — Das ist nicht zu besorgen, meinte Feliciano, denn seine Hoheit befindet sich so schlecht, daß ich an seiner Wiedergenesung zweifle, und man wird also nicht wagen, ihm etwas Unangenehmes zu hinterbringen. — Audalia ließ sich damit beruhigen und trug Alberto auf, für Feliciano Sorge zu tragen, worauf er sich entfernte und eine Gefangene anstellte, für ihn ein Gemach in Ordnung zu bringen.

Sobald Alberto sich mit Feliciano allein befand, sagte er zu ihm: Da das Glück mir so wohl gewollt hat, euch zu mir zu führen, so betrachtet, Herr Feliciano, hier dieses Bildniß, und vernehmt von mir ein Geheimniß, das noch nicht über meine Lippen gekommen. — Feliciano warf seinen

Blick auf das Gemälde und fragte, über die seltene Schönheit staunend, ob das Mädchen seine von ihm getrennte Tochter sei? — Alberto erwiederte: Ja, Herr, jedoch folgt mir an einen Ort, wo ich mich euch ungestörter anvertrauen kann. — Er setzte sich sodann mit ihm an einen schönen Quell in den Schatten einiger buschigten Pomeranzenbäume nieder, und erzählte ihm, wer die für seine Tochter fälschlich gehaltene Matilde in Wahrheit sei, indem er ihn zugleich dringend ersuchte, mit Hülfe Audalias, des Günstlings des Königs, für ihre Befreiung mitzuwirken; Feliciano jedoch gab ihm dagegen zu seinem Troste zu verstehen, daß an ihre Entführung bereits ernstlich gedacht werde.

Des anderen Tages kam Audalia in den Garten zu Feliciano herab, und fragte ihn, wie er die Nacht zugebracht? Feliciano entgegnete: sehr gut, und erklärte ihm, wie er schon gegenwärtig in den Fall gekommen, ihn um eine Vergeltung des Ritterdienstes anzusprechen, mit dem er ihm zu dem Besitze seiner geliebten Xarifa verholfen habe, indem er nach dem Erblicken ihres Bildes in solcher Leidenschaft zu Matilden entbrannt sei, daß er nicht mehr leben könne, ohne sie zu sehen, und keinen sehnlicheren Wunsch kenne, als den, bis zu ihrer Abreise in der Gegenwart der schönen Jungfrau im Palaste zu verweilen. — Audalia machte ihm bemerklich, daß, wenn er ihn als Sklaven dahin bringe, er keine Gelegenheit haben werde, in Matildens Nähe zu kommen, und schlug ihm vor, maurische Kleidung anzulegen, wodann er ihn, den doch in Algier Niemand kenne, als seinen lange Zeit in Gefangenschaft gewesenen Verwandten dem Könige vorstellen und denselben bitten werde, ihn in seine Dienste zu nehmen. Feliciano war mit der arabischen Sprache genugsam bekannt, und da er den Anschlag des listigen Mauren völlig billigte, so ersuchte er diesen, ihn sogleich ins Werk

zu setzen. Es wurden Kleider für Feliciano zurecht gemacht, und Audalia veranlaßte Xarifa, zu der Königin zu gehen, und Matilden heimlich zu sagen, wer Feliciano sei, damit sie ihn nicht etwa für einen Mauren halte, und sich ihm besonders abgeneigt erzeige. Xarifa wurde im Palaste von der Sultanin freundlich willkommen geheißen, unterrichtete Matilden von der List ihres Gatten und von den Absichten Felicianos, und versicherte ihr, wie sehr derselbe ihre Hand und ihre Liebe verdiene. Wogegen Matilde, die Xarifen wegen ihrer ihr bekannten Neigung zu dem Christenthume vertraute, derselben unter vielen Danksagungen für ihre Freundschaft versprach, sich nach ihren guten Rathschlägen zu richten.

Audalia glaubte, daß der Ausführung seines Planes nichts weiter im Wege stehe, und befahl also Alberto, einen Blumenstrauß für die Königin zu binden, um ihm Gelegenheit zu geben, mit seiner Tochter zu sprechen. In dem Palaste mit Feliciano angelangt, eröffnete er dem Könige seine Wünsche in dessen Betreff, und fügte hinzu, eben dieser Mustafa, sein Vetter, sei seiner selbst so gewiß, daß, wenn er ihm erlauben wolle, sich um die Gunst der Christin zu bewerben, er an einem guten Erfolge nicht zweifle. Dem Könige gefiel Felicianos Aeußeres wohl, und er übertrug ihm das Amt seines Geheimschreibers, indem er ihm versicherte: gelänge es ihm, die Sprödigkeit der Gefangenen zu überwinden, so solle ihm, wie er es versprochen, ihre Hand zuertheilt werden, und indem er ihn deshalb überdies zu einem Tanzfeste einlud, das diesen Abend im Palaste stattfinden werde.

Die beiden Freunde gingen, ihres guten Glückes froh, nach Hause zurück, und namentlich vermochte Feliciano gar nicht genugsam seine Zufriedenheit zu schildern. Audalia sagte: Nun aber ist vor allen Dingen noch das Wichtigste

zu thun. Alberto muß nämlich mit einem Briefe von dir nach Barcelona abreisen, für den Tag unserer Flucht um Hülfe zu bitten, und ich werde dann den König um die Erlaubniß angehen, gegen die Algier bedrohenden Galeotten auszulaufen, weil wir auf jede andere Weise gefährdet sein würden, auf das härteste bestraft zu werden, wofern sich der König unserer Absichten versähe, und uns verhindern könnte, sie völlig auszuführen. In dem Briefe müßt ihr verlangen, Herr, daß die Galeotten ohne alle Heimlichkeit zu der ausgesprochenen Bestimmung, eine Schlacht zu liefern, ausgerüstet werden, damit die Spione Zeit und Gelegenheit haben, hierher Bericht davon zu erstatten. Damit es uns aber auch nicht schwer falle, uns nehmen zu lassen, so braucht ihr in dem Briefe nur ferner zu erwähnen, daß die Galeotte, in der wir uns befänden, in dem Mastkorbe eine Fahne ausgesteckt haben würde. — Feliciano umarmte Audalia, seine kluge Umsicht preisend, und sobald es Zeit war, zu dem Feste zu gehen, brachte Alberto die Blumensträuße, und wählte Feliciano einen von kleinen weißen Rosen, worauf sie zusammen in den Palast gingen, in dem das Fest bereits begonnen hatte, und warteten, bis der Tanz zu Ende war, den einige Mauren mit Damen aufführten. Sodann trat Alberto ein, seinen Blumenstrauß abzugeben, und sagte den Musikern, sie sollten einen canarischen Tanz nach maurischer Weise aufspielen, den Mustafa vor den Herrschern tanzen wolle. Die Musik erklang, und Feliciano trat in den Saal, dem Könige und der Königin seine Ehrfurcht bezeigend, und führte den Tanz, mit dem Rosenstrauße in der Hand und ein arabisches Lied dazu singend, auf. Als er zu Ende war, bog er wieder das Knie vor dem königlichen Paare, trat zu dem Estrado der Damen heran, küßte den Strauß und überreichte ihn Matilden. Sie nahm ihn mit den Worten:

Maure, ich kann dir hierfür noch nicht die Zusage dessen geben, um was du mich bittest; es genüge dir die Gunst, die ich dir erzeige, diese Blumen von dir anzunehmen, was ich eigentlich nicht thun sollte, da ich eine Christin bin, die dich als Mauren weder lieben, noch sich von dir lieben lassen darf. — Der König und die Königin waren zufrieden, sie so milde zu finden; nicht wenig eifersüchtig wurden aber ob dieser Rede Matildens Freier, von denen Einer sogar sich gegen den König beschwerte, daß er Feliciano zu dem Feste zugelassen. Der König erwiederte: Was hast du zu klagen? Mostafa ist von Adel und Audalias Vetter, und weißt du nicht, daß ich gesagt, nur derjenige von euch solle die Christin als sein Weib heimführen, dem es gelinge, sie zum Abfalle von ihrem Glauben und zur Annahme des unsrigen zu bewegen? Bewirke dies, und sie ist die Deinige! — Damit wurde das Fest geschlossen, und Feliciano begab sich so wie die übrigen Gäste nach Hause. Des nächsten Tages wurde Alberto unter dem Vorgeben nach Catalonien eingeschifft, die Redemtoristen, die damals in Algier anwesend waren, hätten ihn mit anderen Sklaven losgekauft, die sie eben dahin absendeten.

Wind und Wetter waren ihm auf seiner Fahrt günstig, und so langte sein Schiff schon nach wenigen Tagen im Hafen von Barcelona, wohin es bestimmt, an. Das Erste was Alberto daselbst vernahm, war die Nachricht, daß der alte Graf gestorben sei, und Blanca ihre Hand Don Felix, als ihrem Gemahle, gereicht habe. Entzückt über diese Ereignisse, bat er den Pater Redemtor, ihn auf der Stelle zu dem Grafen zu entlassen, und versprach ihm dafür ein reiches Almosen. Er durfte gehen, und als er in den Palast kam, wurde er von Jedermann sogleich wieder erkannt und vor Don Felix geführt, der nach ihm verlangte und unter vier Augen

mit ihm ihn fragte: Was ist das, Alberto? Wo hast du meine Tochter? Welche Rechenschaft kannst du mir von dem Juwel ablegen, das ich dir anvertraut hatte? Muß ich nicht dafür halten, daß du von dem Tage an, wo du verschwandest, an mir zum Verräther wardst? — Les't diesen Brief, gnädiger Herr, antwortete Alberto, nachdem er dem Grafen zu seiner neuen Würde Glück gewünscht, und ihr werdet daraus ersehen, wo eure Tochter weilt und was ihr meiner Treue verdankt. — Der Graf öffnete den Brief, las und staunte, daß Feliciano gefangen sei, von dem in Barcelona das Gerücht ging, daß er in seiner gewohnten Lebensweise auf den Meeren umirre. Er ließ sich von Alberto alles Geschehene genau und ausführlich erzählen, und bewunderte den hohen Sinn Audalias, worauf er mit seiner frohen Botschaft in das Zimmer seiner Gemahlin eilte und ihr ankündigte, daß er in Person seine Tochter einholen wolle. Er gab sogleich Befehl, in Eile sechs Galeeren mit dem nöthigen Kriegsbedarf und Mundvorrath auszurüsten, gebrauchte die ihm angerathene Vorsicht, dies möglichst öffentlich geschehen zu lassen, und stach, als Alles fertig war, in See. Wenige Tage später, als er seine Rüstungen begonnen, kam durch Kundschafter die Nachricht davon in Algier an. Der Maurenkönig erschrak über diesen unerwarteten Angriff, und traf in der Eile seine Anstalten dagegen. Audalia und Feliciano baten den König um Erlaubniß, ihn abzuwehren, und Audalia erklärte, daß er seines gegebenen Wortes sich für ledig erachte, insofern der Catalonier sie jetzt selbst bekriege. Der König setzte sein ganzes Vertrauen auf Audalias Tapferkeit, und dieser brachte bei der Ausrüstung seiner Galeotten so viel Christen als irgend möglich, unter dem Vorgeben, auf seiner eigenen zusammen, diese Hunde befänden sich in der Stadt zu wohl, und es sei besser, sie an die Ruder zu schmieden.

Am Tage vor der Einschiffung ersuchte Xarifa die Königin, ihren Damen zu erlauben, mit ihr der festlichen Abfahrt ihres Gatten zuzuschauen. Die Sultanin gestand ihr diese Bitte zu, und Matilde bat, auch mitgehen zu dürfen. Die Sultanin sprach: Wenn du meine Wünsche mit dir erfüllen wolltest, so würde ich auch gern thun, was du von mir verlangst. — Darauf versetzte Matilde: Wenn du mich mit Mostafa vermählen willst, Gebieterin, so verspreche ich dir, gehorsam zu sein, denn eben meine Liebe zu ihm flößt mir den Wunsch ein, ihn vor seiner Abreise noch einmal zu sehen. — Diese Aeußerung erfreute die Sultanin so sehr, daß sie den König dahin stimmte, in Matildens Bitte zu willigen.

Als nun Alle, von den Wachen des Königs begleitet, an das flache Ufer des Meeres gelangt waren, forderte Audalia die Damen auf, seine Galeotte zu besteigen, die schon segelfertig da lag, um von ihr aus die Einschiffung in Augenschein zu nehmen. Die Damen sträubten sich dagegen, aus Furcht vor dem Meere; Matilde aber schlug Xarifen vor, mit ihr allein hinzufahren, damit sie Mostafa sähe. Die Maurinnen schöpften aus dieser Neigung die Hoffnung, sie in kurzer Zeit zu ihrem Glauben schwören zu sehen, und vermochten also den Hauptmann der Wachen, ihr, in Berücksichtigung dessen, daß auch der König diese Liebe billige, ihren Willen zu thun. Audalia, froh, daß Alles so gut ging, holte sie und Xarifa nach dem Schiffe ab, in das er über Nacht alle seine Schätze und Reichthümer hatte schaffen lassen, und wartete der Sicherheit wegen nur noch so lange, bis alle Hauptleute mit ihren Schaaren eingeschifft und abgesegelt waren. Sodann ließ er die Taue kappen, die Anker lichten, und fuhr so schnell mit vollen Segeln den Anderen nach, daß sein Schiff vielmehr in der Luft zu fliegen, als von den Wellen getragen zu werden schien.

Ueber seine Abfahrt bestürzt, statteten die am Ufer Gebliebenen dem Könige Bericht davon ab; indessen meinte die Sultanin, daß daran sicherlich nur eine Unachtsamkeit der Seeleute schuld sei, und die Galeotte die beiden Damen alsbald in den Hafen zurückbringen würde. — Nichtsdestoweniger, sprach der König, werde stracks eine Feluke ausgerüstet und ihnen nachgesandt, damit Audalia der Mühe überhoben bleibe! — Sein Befehl wurde ins Werk gesetzt, jedoch ging darüber so viele Zeit hin, daß inzwischen der günstige Wind Audalia auf die hohe See getragen, und in die Nähe der ihm entgegen gelaufenen Galeeren hatte gelangen lassen.

Feliciano steckte das verabredete Zeichen auf, und sobald Don Felix sah, welches die Galeotte seiner Freunde war, befahl er seinen übrigen Galeeren, die anderen feindlichen Galeotten zu verhindern, der mit der kleinen Fahne zu Hülfe zu kommen, und ließ danächst von seiner Galeere einen Signalschuß thun, auf welchen jene das angeordnete Manöver vollzogen und sich aufstellten. Er selbst ruderte mit voller Kraft zum Angriff auf Audalias Galeotte los, die sich scheinbar zum Widerstand bereitete, ließ, ohne daß Audalia ihn hinderte, die Enterhaken nach ihr auswerfen, und hatte sie in wenigen Augenblicken in seiner Gewalt, da die darauf gegenwärtigen vielen Christen, die insgeheim bewaffnet worden, ihm die geringe maurische Besatzung ohne große Schwierigkeit übermannen halfen.

Die übrigen christlichen und maurischen Schiffe hatten unterdessen ihr Feuer gegeneinander begonnen. Kaum sahen aber die letzteren, daß Audalia und Mostafa überwunden waren, so flohen sie entmuthigt von dannen, und wurden von den Galeeren eine weite Strecke verfolgt, bis diese endlich wieder umkehrten, um die Galeere des Grafen nicht ganz aus dem Gesichte zu verlieren. Die Galeotten begegneten

auf ihrer Flucht der Audalia nacheilenden Schaluppe, die sich durch das, was geschehen war, genöthigt sah, mit ihnen wieder in den Hafen einzulaufen, und als der König nun von seinem Unglück Kunde erlangte, empfand er Audalias und Matildens Verlust so schmerzlich, wie es sich gar nicht aussprechen läßt.

Don Felix lief mit seinen Galeeren wieder im Hafen von Barcelona ein und stieg ans Land, und hier begrüßte Blanca ihre geliebte Tochter mit so unversiegbaren Thränen, daß Alle davon gerührt wurden. Xarifen schloß sie in ihre Arme und versicherte sie ihrer unbegrenzten Dankbarkeit; die edle Maurin kniete aber mit den Worten vor ihr nieder: Sie wünsche nichts als Christin zu werden, und für sich und ihren Gemahl die heilige Taufe zu empfangen. Blanca sagte ihr die Erfüllung dieser Bitte zu, wann sie bei der heiligen Jungfrau von Monserrate angekommen sein würden, die sie gelobt hatte, zu besuchen, um ihr für die Wiedererlangung ihrer Tochter ihren Dank darzubringen. Es wurden zu dem Ende vier Lampen, jede zu viertausend Ducaten an Werth, angefertigt, reiche Stoffe zu Altardecken und Ausschmückungen mitgenommen, und zweitausend Ducaten zu Almosen bestimmt, die man den vielen Pilgrimen nach dem Heiligthume zu geben pflegt. Sie verweilten alle zusammen neun Tage daselbst, wo sich auch die beiden Mauren, gleich nach ihrer Ankunft, taufen ließen, und Xarifa wurde nach der heiligen Jungfrau, Maria von Monserrate, Audalia dagegen auf sein Verlangen, nach seinen beiden Beschützern, Felix Feliciano, genannt.

Als sie wieder in der Residenz zur Ruhe gekommen, machte der Letztere den Grafen darauf aufmerksam, daß es rathsam sein würde, dem Könige für die gute Behandlung Matildens, sich durch ein Geschenk dankbar zu beweisen. Don

Felix billigte diesen klugen Rath, befahl, daß alle Mauren aus Algier auserlesen und neugekleidet würden, ließ durch Audalia reiche königliche Gewande für die Sultanin anfertigen, und bestimmte für den König selbst hundert gezäumte und gesattelte, und mit Brocat bedeckte edle Rosse, so wie eine große Summe Geld, und schickte diese ansehnlichen Geschenke durch zwei seiner Großen nach Algier ab. In einem Briefe, den er dazu an den König schrieb, sagte er diesem: Dies Alles sende er als Lösegeld für seine Tochter Matilde; was aber Audalia und Xarifa selbst anlange, so blieben sie bei ihm in Barcelona zurück, weil sie nach ihrem freien Willen die heilige Taufe empfangen hätten.

Dieses Schiff langte in dem Hafen von Algier an, und als der König erfuhr, daß es des Friedens wegen gekommen, gab er den Befehl, es landen zu lassen. Die Gesandten begaben sich mit ihren Geschenken nach dem Palaste und überreichten dem Könige das Schreiben ihres Herrn. Der Maure erkannte, daß das Geschehene nicht zu ändern war, nahm daher in Betrachtung der Großmuth der edeln Catalonier ihre Gaben freundlich an, und schrieb dem Grafen seinerseits zurück, daß er in Ansehung seiner großen Liebe zu der schönen Matilde, einen ewigen Frieden mit ihnen halten wolle, und ihm hiermit sein königliches Wort gebe, sein Land niemals wieder zu beunruhigen. Die Gesandten kehrten mit dieser frohen Zeitung in ihr Vaterland zurück, wo dieselbe mit Jubel und Festlichkeiten gefeiert wurde, und Don Felix ließ darauf zum Angedenken dieser glücklichen Ereignisse und zu Ehren Audalias, dem er so Vieles schuldig geworden, an öffentlicher Stätte in einer hohen Wand eine Blende in Form einer Kapelle anbringen, und befahl einem geschickten Maler, nicht allein ein darein passendes kleines Bild der heiligen Jungfrau von Monserrate, zu deren beiden Seiten Audalia

und Xarifa in Christenkleidern knieten, sondern auch noch eine zweite Tafel zu malen, auf der alle einzelnen Begebenheiten dieser Geschichte in kleinen Bildern vorgestellt wären. Diese Bilder wurden glücklich entworfen und ausgeführt, und als sie vollendet waren, wurden die Straßen von Barcelona mit prächtigen Tapeten ausgehangen und mit reichen Altären geschmückt, und die Schilderung der heiligen Jungfrau in feierlicher Prozession durch dieselben hindurch nach der kleinen Kapelle getragen, wo man es oben in der Nische und unter ihm die zweite Tafel hinter einem vergoldeten Gitter an der Wand befestigte.

Audalia wurde bald hierauf von Don Felix mit der Würde eines Oberfeldmarschalls bekleidet, und Xarifa zur Oberhofmeisterin der Gräfin ernannt, Alberto heirathete eine Dame Blancas, die ihm vier ansehnliche Besitzungen mit einbrachte, und da endlich auch Matilde, deren Liebe zu Feliciano von ihren Eltern gebilligt und durch ihre Vermählung mit ihm gekrönt worden, mit der Zeit zwei Söhne gebar, auf die späterhin die Herrschaft über Catalonien ver erbte, so konnte es nicht fehlen, daß Alle mit einander fortan ein glückliches und zufriedenes Leben führten.

XXIV.

Die Herzogin von Savoyen.

Zwischen den beiden edlen Geschlechtern der Mendoza und der Toledo, die an Gütern und Vasallen zu den reichsten und mächtigsten Spaniens gehörten, hatte sich vor Zeiten eine bittere Feindschaft und blutige Fehde entsponnen, und es wurde zum empfindlichen Schaden des einen wie des anderen vielemale zwischen ihnen gekämpft. Als ihre Zwietracht und Feindschaft nun eben am stärksten im Schwange war, und ein tiefer Haß in ihre ergrimmten Herzen gewurzelt hatte, da geschah es, daß Don Giovanni di Mendoza, ein reicher und sehr muthvoller Jüngling, das Haupt der Seinigen war, und daß beide Parteien einander mit zahlreichen Schaaren schlagfertig gegenüber standen.

Die Schwester Don Giovanni's, eines edlen Spaniers Wittwe, die bei ihrem Bruder, den sie wie ihr Leben liebte, sich aufhielt, sah diesen bedenklichen Stand der Dinge vor sich und betete zu Gott: den Frieden zu stiften und so vielem Elende doch ein Ende zu setzen; als sie dann aber zu der Einsicht gelangte, daß keine andere Entscheidung als die der Waffen möglich sei, so gelobte sie Gott, wenn er ihren Bruder siegreich diesen Tag bestehen lasse, zu der heiligen

Peterskirche nach Rom zu wallfahrten. Die wilde Schlacht wurde geschlagen und die Toledo's erlitten eine gänzliche Niederlage, während Don Giovanni mit nur geringem Verluste der Seinigen das Feld behauptete. Frau Isabella, denn so hieß die junge Wittwe, theilte ihr Gelübde ihrem Bruder mit, und wie ungern dieser sie auch eine so weite Reise zu Fuße unternehmen ließ, gab er dazu doch seine Einwilligung, und veranstaltete nur, daß sie wohl begleitet und mit allen Bequemlichkeiten versehen, in kleinen Tagereisen ihren Weg antrat. Frau Isabella stieg über die Pyrenäen nach Frankreich hinüber, überschritt die Alpen ebenfalls und gelangte nach Turin, wo sie Verlangen trug, die Gemahlin des Herzogs von Savoyen, die eine Schwester des Königs von England war, mit Augen zu sehen, um sich zu überzeugen, ob ihre Schönheit, die damals für die größte des ganzen Abendlandes galt, dieses Rufes wirklich würdig sei. Der Zufall war ihr in dieser Absicht ungemein günstig, denn indem sie in Turin einwanderte, fanden sich an dem Thore der Stadt gerade so viele Fuhrwerke zusammen, daß sie Pferde und Wagen auf eine Weile den Weg versperrten, und daß darum auch die Herzogin, die in einem leichten zierlichen Wagen, an dem späten Sommerabende eine Spazierfahrt ins Freie machen wollte, so lange still halten mußte, bis die einfahrenden Wagen vorüber waren. Die Pilgerin hingegen gelangte mit ihren Begleitern zu Fuße leicht durch das Thor, und als sie hörte, daß die Dame im Wagen die gefeierte Herzogin sei, so stellte sie sich ihr, die am Schlage saß, gegenüber und betrachtete ihre Schönheit lange Zug für Zug mit prüfendem Auge, bis sie zu der Erkenntniß in sich kam, daß sie niemals etwas Vollkommeneres als diesen Reiz und diese Lieblichkeit gesehen habe, die sich nur anstaunen und bewundern, durchaus aber nicht beschreiben oder ermessen

ließ, so daß denn auch der von ihr in alle Welt gedrungene Ruf unendlich weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Außer sich vor Entzücken brach sie ganz laut auf spanisch in die Worte aus: O, Herr Gott! das ist ja das schönste und vollkommenste Weib, das jemals auf Erden gelebt hat. Was für Kinder würde die zur Welt bringen, wenn sie die Frau meines Bruders wäre! Es müßten geradezu Engel werden! — Don Giovanni war nämlich allerdings einer der schönsten und stattlichsten Männer seiner Zeit und seines Landes. Die Herzogin, die das Spanische, das sie noch in England gelernt, sehr wohl verstand, rief einen ihrer Diener zu sich, und trug ihm auf, der spanischen Pilgerin in ihre Herberge zu folgen, und sie zu ihr auf das Schloß zu führen, was von dem Diener pünktlich vollzogen ward. Die ganze Zeit über, die die Herzogin darauf an den Ufern des Po lustwandelte, konnte sie nicht aufhören, an die Worte der Pilgerin zu denken und sich tausend und abertausend Vorstellungen über sie zu bilden. In das Schloß zurückkehrend, traf sie dieselbe darin an, die ihrer, in Folge der Anordnungen ihres Dieners mit ihren Begleitern wartete. Die Herzogin zog sie bei Seite und fragte, aus welcher Gegend Spaniens und aus welchem Hause sie sei und wohin sie gehe? Die Pilgerin antwortete auf Alles mit Ueberlegung und entdeckte der Herzogin die Ursache, warum sie nach Rom wallfahrte. Ihre hohe Geburt vernehmend, entschuldigte sich die Herzogin gegen sie, sie aus Unwissenheit nicht gleich Anfangs mehr geehrt zu haben, und wechselte nun eine lange Weile mit ihr höfliche Reden, bis sie endlich zur Sache kam und die Fremde geradezu fragte: wie sie die Worte, die sie bei ihrem ersten Erblicken im Wagen fallen lassen, verstanden habe? — Frau Isabella antwortete unbefangen: Frau Herzogin, Don Giovanni Mendoza, mein Bruder,

ist einer der schönsten jungen Männer, die es gegenwärtig gibt, wie eben ein Jeder sagt, der ihn sieht, und wie ich selbst es gar nicht wissen würde, wenn es nicht die öffentliche Meinung von ihm durchweg behauptete. Von seiner Tapferkeit und den anderen edlen Eigenschaften, die ihn auszeichnen, steht es mir als seiner Schwester auch nicht zu, viel Rühmens zu machen, aber wenn ihr seine Feinde danach fragtet, so würdet ihr hören, daß er ein gewaltiger, untadeliger Ritter ist. — Die Herzogin war schon in Folge jener Worte, die sie im Wagen vernommen, ein wenig in Liebe zu ihm entbrannt und trug Verlangen, ihn zu sehen. Wie sie nun aber jetzt seine Schwester auf diese Weise von ihm sprechen hörte, so ließ sie die Flammen der Leidenschaft ungestört in ihrem Herzen aufschlagen, ja schürte sie sogar sorgfältig selber an, daß sie bald vor Sehnsucht nach Don Giovanni zu vergehen meinte, und sich in der tiefen Innigkeit ihrer Gefühle wie außer sich selbst versetzt fand. In ihrem eigenen Sinne keine Abhülfe ihrer Noth findend, und je hoffnungsloser, desto verlangender, beschloß sie, eine ihrer getreuesten Kammerfrauen in ihr Vertrauen zu ziehen. Diese Kammerfrau hieß Giulia und war sehr anmuthig und schön und so liebenswürdig, daß sie von dem ganzen Hofe fast auf den Händen getragen wurde. Ihr also vertraute sich die Herzogin an und sie bat sie um Rath und Hülfe. Giulia, die ihre Gebieterin mehr als ihr Leben liebte, empfand über ihre Mittheilungen großes Mitleiden und tröstete sie so gut es ihr möglich war mit dem Versprechen, ihr nach Kräften zu Erreichung ihrer Absicht beizustehen. Die Herzogin gewann in ihrem Kummer dadurch einige Erleichterung, und Giulia ergab sich ihretwegen reiflichen Betrachtungen, deren Ergebniß allerdings die Einsicht war, daß ohne den Beistand eines klugen und erfahrenen Mannes

dem Herzensweh ihrer Gebieterin nicht wohl abzuhelfen sein werde. Es ist ein an Höfen allerwärts geltender Gebrauch, daß die Höflinge den Damen den Hof machen, und so hatte denn seither auch der Arzt der Herzogin, ein Mailänder Bürger, Meister Francesco Appiano, sich um Giulia's Liebe sehr angelegentlich, obwohl nicht eben erfolgreich beworben. Wie Gulia nun aber gegenwärtig bedachte, was doch für ein wohlgesitteter, umsichtiger und einnehmender Mann derselbe sei, der gewiß jegliches Unternehmen von der rechten Seite anzufassen verstehe, so erkannte sie leicht, daß er besser als jeder Andere sich dazu eigne, den Absichten der Herzogin zu dienen. Darüber mit sich selbst einig, besprach sie es auch mit ihrer Gebieterin. Dieselbe billigte ihre Gründe und forderte sie auf, den Arzt fortan durch süße und verliebte Blicke so nah wie möglich an sich zu locken, was diese mit so gutem Geschicke anzufangen verstand, daß sie den wahrhaft in sie verliebten Mann zu den freudigsten Hoffnungen für seine Leidenschaft zu ihr aufregte. Als sie ihn endlich genugsam entzündet zu haben meinte, sagte sie eines Abends zu ihm: die Frau Herzogin befindet sich unwohl und wünscht, daß ihr Morgen früh, bevor sie aufsteht, zu ihr kommt und euch von ihr sagen laßt, was ihr fehlt, damit ihr ihrem Uebel vielleicht Abhülfe leiht. — Der Arzt versprach zu kommen, und als es am anderen Morgen an der Zeit war, ging er auf das Schloß und wartete in dem Vorzimmer auf Einlaß. Die Herzogin hatte bereits mit Giulien besprochen, wie weit ihm zu vertrauen sei, und sobald seine Ankunft gemeldet wurde, ließ sie ihn in ihr Schlafgemach führen und entfernte daraus alle anderen dienenden Frauen außer Giulia, wodann sie, mit beiden allein, sich mit folgender Anrede an ihn wendete: Wofern ihr, Meister Francesco, der feine, lebenskluge Mann seid, für den ich

euch halten darf, so hoffe ich, in Betreff dessen was ich euch sagen werde, zweierlei in euch vorzufinden, erstens eine unverbrüchliche Treue und Verschwiegenheit, und zweitens Mitleiden mit meiner Noth und Linderung derselben, die ihr, als ein für die Seele gewiß eben so geschickter Arzt wie für den Körper mir gewähren könnt. Es wird euch nämlich nicht unbekannt sein, in welcher Lage ich als ein junges, lebensvolles Weib einem alternden Manne gegenüber mich als Gattin befinden muß, der sich, um frei mit euch heraus zu sprechen, so ganz und gar nicht auf den Frauendienst versteht; wiewohl ich nichtsdestoweniger nichts im Sinne habe, was etwa die ehelichen Rechte des Herrn Herzogs an mich beeinträchtigte. Aber es ist eben in mir seit einigen Tagen ein so heißes Verlangen nach dem Anblicke eines Mannes entbrannt, den ich noch niemals gesehen, daß ich überzeugt bin, ohne Befriedigung desselben nicht länger leben zu können. Ich habe mir alle nur erdenkliche Mühe gegeben und Mittel und Wege die Menge versucht, mir diese Grillen aus dem Sinn zu schlagen, jedoch es ist alles vergebens geblieben, und im Gegentheile, jemehr ich mich anstrenge, diese Begierde in mir zu lindern, ich will nicht sagen zu stillen, desto mehr entbrennt sie und desto stärker schwillt sie an, so daß ich, voraussehend, ich würde sonst einem unvermeidlichen Tod zur Beute werden, bei mir beschlossen habe, mich auf alle Weise vor ihm zu schützen, die ich nach meinem Sinn gar nicht spät genug würde sterben können. — Die Herzogin erzählte nach dieser Einleitung, was sie Alles die Pilgerin von ihrem Bruder hatte sagen hören, welchen berühmten Ritter sie eben so gern sehen möchte, bat und beschwor den Arzt, ihr in diesem Unternehmen beizustehen, und versprach ihm dafür nicht allein goldene Berge, sondern schließlich noch die Hand ihrer Kammerfrau Giulia. So

wie die Herzogin diese letztere Seite berührte, hatte sie auch schon den verliebten Arzt durch die Vermittelung seines Herzens für sich gewonnen, und er erklärte ihr, daß er ihr zu allen Diensten, die sie von ihm fordere, ergeben sei, und erbat sich nur, die Wichtigkeit der Sache angesehen, in der sie gegenwärtig seine Mitwirkung in Anspruch nehme, zwei Tage Bedenkzeit, um sie von allen Seiten in reifliche Erwägung zu ziehen. Inzwischen hatte er bereits einen Anschlag in Gedanken aufgefaßt und ermahnte die Herzogin, vorläufig nur im Bette liegen zu bleiben, und sich unwohl zu stellen, indem er selbst, der Sicherheit wegen, ihr eine Latwerge und andere Arzeneien verordnete. Darauf verließ er sie und ging nach Hause, wo er so lange Zeit mit seinen Geisteskräften klügelte und grübelte, bis er, von allerlei Hirngespinnsten und seltsamen Ränken zurückkommend, dabei verblieb, daß es für die Herzogin bei weitem das Beste und Sicherste sei, unter dem Vorwande eines Gelübdes zu dem heiligen Jakob nach Galizien zu wallfahrten. Der schlaue Appiano wartete nach diesem Beschlusse seiner Gebieterin wieder auf und eröffnete ihn ihr in Giulias Gegenwart, indem er hinzufügte: um die Ausführung zu erleichtern, werde es nöthig sein, daß sie ihre vorgebliche Unpäßlichkeit allmälig scheinbar bis zu einer bedeutenden Krankheit steigere, die am Ende wie durch ein Wunder des genannten Heiligen gehoben werden müsse. Die Herzogin ging auf diesen Anschlag ein, und that dies zwar um so lieber, als der bequeme Arzt ihr überdies angab, wie sie ihren Frauen und Zofen mit guter Art einbilden könne, mit eigenen Augen gesehen zu haben, daß der heilige Apostel ihr in Person erschienen sei. Die Herzogin fing an, sich übelgelaunt zu betragen, vor allen Speisen, die man ihr vorsetzte, Ekel zu erkennen zu geben und heftig über Magenschmerzen zu klagen. Sie hatte

sich auf Appiano's Anrathen Bähungen von Mutterkümmel und anderen Kräutern gemacht, so daß sie leichenblaß geworden war. Noch andere Aerzte wurden zu ihrer Wiederherstellung herbeigerufen, die gewaltig erschraken, da sie sie so blaß sahen, und nachdem ihnen Appiano von einem Gewirre von Zufällen vorgelogen, die die Herzogin gehabt haben sollte, so verließen sie sich in dem, was die Beurtheilung der Krankheit anlangte, auf ihn, den damit Vertrauteren, allein, und hießen alle Mittel gut, die er für nöthig fand, zu verschreiben. Indessen schien sich der Zustand der Herzogin von Tag zu Tage zu verschlimmern, sie nahm keine anderen Speisen zu sich, als solche von der nahrhaftesten Art, die ihr Appiano heimlich mitbrachte und so verbreitete sich durch Turin alsbald die Zeitung, daß die Herzogin in Todesgefahr sei, weil auch die anderen Aerzte, durch die übelsten Anzeichen getäuscht, die Appiano mit Giulia's Hülfe hervorzubringen gewußt, sie bestätigten.

Es befand sich in der Stadt Turin ein dem Erzbischofe untergeordneter armer Weihbischof, dessen Bisthum in den Ländern der Ungläubigen lag, und der selbst ein einfältiglicher Mann war und einen heiligen Lebenswandel führte. Bei diesem nahm sich die Herzogin vor, zu beichten, und vollbrachte dies zwar wie Ser Ciappelletto zu seiner Zeit, indem sie ihm zu verstehen gab, wie sie allmälig ihre Lebenskräfte hinschwinden und sich sterben fühle, und ihn bat, für sie zu beten. Der leichtgläubige Alte tröstete sie dagegen mit frommen Worten und ermahnte sie, ihre Seele Gott zu empfehlen und auf sein himmlisches Erbarmen zu hoffen; auch veranstaltete er, daß Tages darauf eine große Procession gehalten und von dem ganzen Klerus der Stadt für die Gesundheit der Herzogin gebeten wurde. Appiano hatte mit eigener Hand ein meisterliches Abbild Sankt Jakobs

von Galizien, so wie man ihn gemeiniglich vorstellt, verfertigt. Es war zusammengepappt und mit schönen Farben angestrichen, wie denn Appiano eben nicht allein ein gelehrter Arzt, sondern auch in mancherlei Künsten und Handarbeiten sehr geschickt war. Er legte diese Figur in einen Kasten zu leinenen Tüchern, die er vorher wohl mit gebrannten Wassern durchnäßt und in Spiritus getränkt hatte, und übergab die Kiste Giulien, die sie als voll ihr zugehöriger Kleider auf das Schloß schaffen und hinter das Bett der Herzogin stellen ließ. Für die Dauer ihrer erdichteten Krankheit hatte die Herzogin außer Giulien zwei einfältige alte Weiber erwählt, die Nacht in ihrem Schlafzimmer mit zu verweilen. Nachts darauf nun, als die erwähnte Prozession gehalten worden, bemerkte Giulia etwa gegen Mitternacht, daß die beiden überwachten Wärterinnen, endlich von der Müdigkeit überwältigt, in einen tiefen Schlaf versunken waren. Sie öffnete also leise ihren Kasten, zog den heiligen Jakob hervor, und befestigte ihn mit Hülfe der Herzogin an die Wand hinter dem Bette, worauf sie, die Bettvorhänge zurückschlagend, dicht am Bilde die leinenen getränkten Tücher anzündete. Die Figur des Heiligen war so eingerichtet, daß sie, wenn man einen daran befestigten weißen Faden Zwirn anzog, den Arm wie zur Segenspende erhob. Da stieß Giulia plötzlich einen lauten Schrei aus, so daß die beiden Alten erwachen mußten, warf sich zwischen Wand und Bette auf die Knie nieder und zog an dem Faden: ein Wunder! ein Wunder! rufend. Die Herzogin sprang aus dem Bette, stürzte ebenfalls vor dem Heiligen nieder und flehte ihn an, sie zu heilen, wofür sie ihm zu wiederholtenmalen gelobte, zu seinen heiligen Gebeinen eine Wallfahrt zu unternehmen. Die alten Frauen sahen, wie das Bild die Herzogin segnete, und wie die am Boden verbrennenden

Tücher einen so schönen buntfarbigen Schein um dasselbe verbreiteten, glaubten daher steif und fest, den heiligen Jakob den älteren, den Bruder des Evangelisten Sankt Johannes, zu erblicken, und knieten auch ihrerseits, vor Andacht Thränen vergießend, im Gebete nieder, währenddessen sie das mehrmals ausgesprochene Gelübde der Herzogin hörten. Sobald diese Letztere sah, daß der Schimmer der brennenden Tücher geringer ward, befahl sie den Wärterinnen, das Zimmer zu verlassen, und den Arzt hereinzurufen, dem in einem anstoßenden Gemache des Schlosses ein Nachtlager bereitet worden. Währenddes die beiden Frauen nach dem Arzte fortgeeilt, nahmen die Herzogin und Giulia die papperne Figur und legten sie wieder in den Kasten; die Wärterinnen machten aber einen solchen Lärm, daß sie nicht allein Appiano weckten, sondern mit ihrem Geschrei: ein Wunder! ein Wunder! das ganze Schloß in Aufruhr brachten. Der Herzog selbst wurde dadurch aus dem Schlafe erweckt, und begab sich mit vielen Anderen in das Zimmer seiner Gemahlin. Die Herzogin war schon angekleidet und strahlte im ganzen Angesicht vor Freude. Sobald sie den Herzog sah, ging sie ihm entgegen, ihn zu begrüßen, und sagte, voll Heiterkeit: Ich bin das glücklichste Weib auf Erden, mein Gemahl, seitdem es unserem Herr Gott gefallen hat, mich mittelst seines glorreichen Apostels Sankt Jakob von Galizien wieder gesund zu machen. — Sie erzählte ihm darauf, welch schönes Wunder sich zugetragen und die beiden Alten so wie Giulia betheuerten, den Apostel mit ihren sichtlichen Augen erblickt zu haben. Appiano, in den der Herzog ein großes Vertrauen setzte, versicherte, daß bei seinem Eintritt der Heilige noch in einem hellen Strahlenglanze dagestanden und gleich darauf, fast in demselben Augenblicke als der Herzog die Thüre geöffnet, urplötzlich verschwunden sei. Es würde zu weit führen, Alles

was über diesen Gegenstand hin und hergesprochen wurde, zu berühren, und es ist nur zu sagen, daß die Herzogin ihren Gemahl bat, ihr Gelübde anzuerkennen, was dieser that.

Am anderen Morgen ging die Kunde von dem geschehenen Wunder in der ganzen Stadt herum, und wurde von nichts Anderem gesprochen. Der Weihbischof begab sich auf das Schloß, um die Herzogin, den Arzt, die beiden Alten und Giulien umständlich zu vernehmen, und Alle miteinander sagten die Thatsache aus, gesehen zu haben, wie Sankt Jakob die Herzogin gesegnet. Ja, da es bekanntlich viele Leute gibt, die es, besonders in dem was heilige Dinge und Wunder anlangt, für eine Schande halten, weniger als Andere gesehen zu haben, so fehlte es nicht an Männern und Frauen in Menge an diesem Hofe, die als die lautere Wahrheit verkündeten, bei ihrem Eintreten in das Schlafgemach den Heiligen in seiner Glorie ebenfalls noch mit ihren Augen erschaut zu haben.

Bei so bewandten Umständen las der Weihbischof noch an dem nämlichen Vormittage die Messe dieses Apostels, in welche alles Volk zulief, sprach während derselben ein kurzes Gebet, und trug darauf, nicht anders als wie ein Augenzeuge, der Gemeinde vor, welches gnadenreiche Wunder, um der Heiligkeit der Frau Herzogin willen, sich zugetragen habe. Hof und Stadt geriethen darob in Freuden und Festlichkeit, und es wurden dem Wunder zu Ehren Turniere und Waffenspiele angestellt.

Mittlerweile hatte Frau Isabella Mendoza ihre Pilgerfahrt beendigt und kam auf ihrer Heimkehr wieder nach Turin, wo sie, wie sie es versprochen, der Herzogin, die sie mit Ungeduld erwartete, ihre Aufwartung machte. Die spanische Pilgerin wurde von der Herzogin sehr freundlich bewillkommt und sehr ehrenvoll im Schlosse, wo sie ihre Woh-

nung nehmen müssen, bewirthet, bis die Herzogin bei Gelegenheit endlich dem Herzoge eröffnete, wie eine vornehme Spanierin in ehrenvoller Begleitung, von einer Wallfahrt nach Rom nach Hause zurückkehrend, jetzt bei ihr verweile, und wie sie zu dem Entschlusse gekommen sei, in ihrer Gesellschaft ihre eigene Pilgerfahrt nach Galizien anzutreten. Der Herzog dachte nichts Arges dabei, billigte ihren Wunsch und ließ sie, mit Geld und Dienern genugsam versehen, ihres Weges ziehen, auf den sie zu ihrer Begleitung wohlweislich auch Appiano und Giulia mitnahm. Es gab nun wohl keinen gewöhnlichen Anblick, die beiden schönen Pilgerinnen mit so vielen Herren und Damen zu Fuße einherwandern zu sehen, derweil ihnen mehrere Wagen mit Betten und anderen Bequemlichkeiten nachfuhren. Sie wanderten über die beschneiten Alpen hinweg und durch die Provence, gelangten zu den Pyrenäen und kamen endlich durch die Grafschaft Roussillon immer in kleinen Tagereisen nach Spanien. Die Herzogin hatte es Isabellen, sowie allen ihren Begleitern zur Pflicht gemacht, Niemand zu verrathen, daß sie die Herzogin von Savoyen sei. Unterweges sprach sie über ihre Absicht so vielerlei mit Appiano und Giulia, und versicherte Beiden wiederholt, daß die lange Wallfahrt sie keineswegs ermüde, sondern daß sie sich vielmehr nur immer rüstiger fühle, ja je weiter sie kamen, desto stärker entbrannte sie in Liebe und Verlangen nach dem Anblicke des so viel gepriesenen Don Giovanni. Als sie der Stadt, in welcher Don Giovanni für gewöhnlich sich aufhielt, nahe waren, sagte Frau Isabella zu der Herzogin: Herrin, wir werden nun bald nach zwei kleinen Tagereisen eine der Städte meines Bruders erreicht haben. Wenn ihr es mir erlaubt, so eile ich voraus, immer für euch und eure Begleitung Wohnungen zurecht zu machen, und sage, wenn es euch recht ist

zu meinem Bruder nur, daß eine lombardische Dame, die mir in ihrem Hause viele Ehren erwiesen, mit mir komme, um bei mir zu wohnen. — Sie ging also der Herzogin, die ihren Vorschlag billigte, in der That voraus, konnte sich aber doch nicht enthalten, ihrem Bruder zu sagen: daß die Dame, die mit ihr reise, die Tochter des Königs von England und Gemahlin des Herzogs von Savoyen sei, und erzählte ihm ferner nicht nur, wie sie mit ihr bekannt geworden, sondern auch, wie dieselbe gelobt habe, zum heiligen Jakob zu pilgern und unerkannt zu bleiben wünsche. Don Giovanni ermahnte seine Schwester, die hohe Pilgerin auf das ehrenvollste zu empfangen und zu bewirthen; scharfsinnig und schlau wie er war, konnte er aber nicht umhin, ohne daß er es sich merken ließ, im Stillen anzunehmen, daß es mit dieser Wallfahrt eine andere Bewandtniß haben möge als seine Schwester meine. Frau Isabella traf in der Geschwindigkeit die nöthigen Anordnungen, und zog der Herzogin entgegen, und Don Giovanni stieg, als es ihm an der Zeit zu sein schien, mit vielen seiner Edelleute zu Pferde, unter dem Vorgeben, ein paar Hasen zu jagen, und wußte, nachdem er lange querfeldein geschwärmt war, endlich auf die Straße zu treffen, der entlang die beiden Damen gezogen kamen. Die Herzogin, als sie die stattliche Schaar erblickte, fragte, wer die Reiter seien? und Frau Isabella erwiederte: Es ist die Jagd meines Bruders, Don Giovanni, Gebieterin, und jener dort auf dem weißen, hermelingleichen leichten Renner, mit den weißen Federn auf dem Hute, ist er selbst. — Wie nun die Herzogin, die, ohne ihn noch gesehen zu haben, schon auf den Ruf seiner Schönheit hin sich in ihn verliebt hatte, sah, daß er so viel schöner und anmuthvoller war, als sie sich vorgestellt, so fühlte sie sich von der Erscheinung des Ritters dermaßen hingerissen und in so wilder Leiden=

schaft für ihn entbrennen, daß sie wie außer sich selbst versetzt und wie in ihn verwandelt, sich fast nicht mehr von der Stelle rühren konnte, und in seinem Anschauen dermaßen sich verlor, daß sie sich nicht erinnerte, jemals in ihrem Leben eine ähnliche Süßigkeit als für sie darin lag, empfunden zu haben. Don Giovanni stieg vom Pferde, ging fröhlich auf sie zu, um ihr die Hände zu küssen und ihr als der italienischen Edelfrau, die seiner Schwester bei sich so wohl begegnet, dafür zu danken, und sagte ihr, wie sehr er sie in seinem Lande willkommen heiße und mit Gut und Leben ihr ergeben sei. — Während er sich also gegen sie äußerte, mußte sich der Ritter selbst eingestehen, daß sie das schönste und liebreizendste Weib sei, das er noch mit Augen gesehen habe, und da bei den wenigen Worten, die sie mit einander wechselten, zufällig ihre Blicke sich begegneten, so geschah es, daß nicht nur das Liebesfeuer der Herzogin aus diesem Umstande neue Nahrung sog, sondern auch der Ritter selbst so tief von dem entzündenden Strahle ihrer Augen durchdrungen wurde, daß darnach kein einziger Fleck an seinem ganzen Körper war, der nicht in Liebe zu der schönen Pilgerin entloderte. Indessen wagte keins von beiden sein inneres Gefühl gegen das andere laut werden zu lassen, und vielmehr verhehlte es ein jedes, sich also in sich selbst verzehrend, auf das sorgfältigste. Die Herzogin ruhte drei Tage lang, höchlich geehrt und gefeiert, in Don Giovanni's Hause aus, und strebte durch den Anblick des geliebten Gegenstandes einige Linderung ihres Leides zu erlangen, wiewohl sich dasselbe im Gegentheile an dem was es bessern sollte nur verschlimmerte, in welchem nämlichen Falle auch Don Giovanni mit sich war. Am vierten Tage sodann, was auch immer ihr Grund dazu sein mochte, stand die Herzogin in der Frühe auf, nahm Abschied von Frau Isabellen und setzte mit ihren

Begleitern ihre Wallfahrt zum heiligen Jakob fort. Don Giovanni war über diese plötzliche Abreise, als er davon hörte, äußerst mißvergnügt, und wußte nicht, was die Herzogin bewogen haben konnte, so zu handeln. Er ließ also Pferde satteln und jagte mit einigen der Seinen der Herzogin auf ihrem Wege im Galopp nach, welchergestalt er sie denn auch in sehr kurzer Zeit eingeholt hatte. Sobald er sich vor ihr befand, stieg er vom Pferde, bezeigte ihr seine Ehrfurcht und sagte: Gnädige Frau, ich vermag nicht zu begreifen, warum ihr so plötzlich von uns geschieden seid, und bedaure unendlich, daß ich euch all die Ehre und Freundlichkeit, die ihr meiner Schwester erwiesen, nicht habe vergelten können. Sollte in meinem Hause nur der leiseste Verstoß gegen euch oder eines der Eurigen begangen worden sein, so habt doch ja die Gnade, mich davon in Kenntniß zu setzen und seid versichert, daß ich es auf das schärfste ahnden werde. — Die Herzogin dankte dem Ritter und entgegnete, daß ihr durchaus nichts als Ehre und Höflichkeit von ihm und den Seinigen angethan worden, wofür sie sich ihm wahrhaft verpflichtet fühle. Wenn sie, fügte sie hinzu, sich von seinem Schlosse entfernt, ohne ihn vorher davon in Kenntniß zu setzen, so sei dies aus keinem anderen Grunde geschehen, als um ihn nicht wecken zu lassen. — Unter solchem Gespräche ging der Ritter zu Fuße mit der Herzogin weiter, und als es sich dabei fügte, daß gerade Niemand in der Nähe war, der ihn hätte hören können, sprach er: Gnädige Frau, ich bin höchst betrübt, daß es euch nicht hat gefallen wollen, euch, eurem Stande gemäß, als die Schwester eines Königs und die Gemahlin eines Herzogs in meinem Hause ehren zu lassen. Wird es jemals der Welt kund, daß ich das Glück gehabt, euch zu beherbergen, und daß ich doch so wenig für eine so hohe und erhabene Frau gethan, so

kann man wohl nicht umhin, mich für einen sehr unansehnlichen Ritter zu halten und, wie wenig ich auch selbst es verschuldet, mir deshalb schweren Tadel aufzubürden. Zum wenigsten die Huld erzeigt mir, Gebieterin, daß ihr auf eurer Heimreise als königliche Frau bei mir einkehrt und euch demgemäß von mir behandeln laßt, wofür ich mich euch unendlich verpflichtet fühlen würde. — Sie sprachen noch mancherlei mit einander, indem die Herzogin über Isabellens Verrath Klage erhob, bis sie endlich dem gewaltigen Drange ihrer Leidenschaft Beide keinen längeren Widerstand entgegen zu setzen wußten und sich gegenseitig eingestanden, was sie für einander fühlten. In Folge dieser Erklärung kamen sie überein, daß die Herzogin, nachdem sie die Reliquien des Heiligen besucht und in dem Tempel die neuntägige herkömmliche Andacht verrichtet, wieder einige Tage bei ihm verweilte, und mit dem beurlaubte sich Don Giovanni bei ihr, die ihre Pilgerfahrt verfolgte, und begab sich frohen Muthes nach Hause.

Derweil nun aber alles dieses mit der schönen Herzogin vorging, wollte es doch den Herzog von Savoyen, ihren Gemahl, einige Zeit nach ihrer Abreise bedünken, daß er übel daran gethan, die Schwester eines Königs von England und seine Gemahlin also heimlich und prunklos den weiten Weg ziehen zu lassen. Sich deshalb eines besseren besinnend, und mit dem Vorsatze, seinen Fehler so viel als möglich wieder gut zu machen, berief er seine Räthe zusammen und trug ihnen die Sache vor. Sie waren der Meinung, daß er das Versäumte so schnell es sich thun ließe, wieder einbrächte, und in Person, der Zeitersparniß wegen, zu Schiffe der Herzogin nach Spanien nachginge, und also ließ er unverzüglich einige Fahrzeuge theeren, die er bei Nizza liegen hatte, bestieg sie mit einem großen Gefolge von Rittern und Edelleuten,

und stach in See. Ein günstiger Wind führte ihn rasch über das Mittelmeer durch die Meerenge von Gibraltar nach Gallizien, und so erreichte er die heilige Stätte, gerade an dem neunten Tage, mit dem die Herzogin ihre Andachtsübungen allda beschloß. Ihre Begleiter waren über den Anblick ihres Gebieters höchlich froh, desto mißvergnügter aber die Herzogin, die sich also außer aller Verbindung mit ihrem Geliebten versetzt fand, und sogar Appiano und Giulia, die Vertrauten ihres Herzens, wenn sie auch alle drei ihren Aerger zu verbergen und äußerlich vergnügt zu scheinen wußten. Der Herzog erklärte seiner Gemahlin, warum er ihr nachgekommen, brachte noch den nächstfolgenden Tag selbst damit zu, an dem heiligen Orte seine frommen Gebete zu verrichten, und schiffte sich darauf mit ihr und seinen Dienern wieder ein, um vor der Heimfahrt seinem Schwager in England einen Besuch abzustatten, der ihn mit Freuden bei sich empfing und ihm festliche Ehren erwies. Die Herzogin war diese Zeit über im tiefsten Innern betrübt, wenn gleich sie ein heiteres Angesicht öffentlich zur Schau trug, und nur erst wann sie sich mit Appiano und Giulien allein befand, wagte sie, ihrem bedrängten Herzen Luft zu machen, und bitterlich über ihr trauriges Schicksal zu weinen, das ihr kaum erträglich vorkam, indem es ihr die ersehnte Frucht ihrer durch so viele Körper- und Seelenleiden sich erprobt habenden Liebe in dem Augenblicke unwiederbringlich zu rauben schien, wo sie ihr hatte zureifen wollen. Appiano und Giulia trösteten sie inzwischen zwar nach bestem Vermögen mit der Vorstellung, daß Don Giovanni ganz gewiß sie in Turin aufsuchen werde; aber sie wollte von keinem solchen Zuspruche hören, und blieb in so tiefe Schwermuth versunken, daß es ihr kaum selbst gelingen wollte, sich durch den äußeren Schein vor dem Verdachte ihres königlichen Bruders

oder ihres herzoglichen Gemahles zu bewahren. Nachdem sie einige Tage in England verweilt hatten, traten sie ihren Weg nach der Heimath wieder an; angesehen jedoch, daß dem Herzog die lange Seefahrt vorher beschwerlich geworden, beschloß er, nach Calais zu segeln und von da durch Frankreich zu Lande zurück zu reisen. Der König schenkte seiner Schwester vor ihrem Scheiden noch einen kostbaren Diamant, von mehr als hunderttausend Dukaten an Werth, und so verließen der Herzog und die Herzogin England, schickten ihre Schiffe von Calais aus leer nach Savoyen zurück und kamen, nachdem sie sich mit einer hinreichenden Menge Pferden versehen, nach Paris, wo sie von dem allerchristlichsten Könige um so ehrenvoller und gütiger aufgenommen wurden, als der savoyische Herzog sein Generalcapitain war. Von Paris zogen sie nach Savoyen, verweilten auch da einige Tage und gelangten dann über die Alpen nach Turin. Die Herzogin war überaus niedergeschlagen und wurde von ihrem Herzensweh um so empfindlicher bedrängt, als sie es äußerlich völlig verläugnen mußte, um es insgeheim nur etwa Giulien und dem Arzte klagen zu können.

Don Giovanni, seinerseits, in nicht minderer Liebe glühend als die Herzogin, hatte inzwischen die Tage und Stunden bis zu ihrer Wiederkehr gezählt und fünf bis sechs Tage über die äußerste Frist hinaus vergebens gewartet, wodann er sich über ihr Ausbleiben höchlich zu verwundern begann und nicht mehr bezweifelte, daß ihr irgend etwas Besonderes zugestoßen sein müsse. Er sandte also einen getreuen Diener nach Gallizien ab, um Erkundigungen über sie einzuziehen, und der Bote ging und hörte bei seiner Ankunft, wie die bezeichnete Pilgerin zu dem heiligen Leichname des Apostels die Herzogin von Savoyen gewesen, und der Herzog selbst nach ihr zu Wasser angelangt, und sie eben so wieder mit

sich entführt habe; was denn der Bote bei seiner Nachhausekunft Don Giovanni gewissenhaft hinterbrachte. Auf diese Nachricht hin glaubte der Ritter annehmen zu dürfen, daß die Herzogin dies vorausgewußt, und es absichtlich so veranstaltet habe, ohne Zweifel, um ihn zu täuschen. Nichtsdestoweniger wuchs seine Sehnsucht nach ihr und sein Seelenschmerz immer noch an, so daß der unglückliche Liebhaber bald hoffend, bald verzweifelnd, bald wie von Flammen verzehrt, bald wie von Frost erstarrt, ein höchst klägliches Leben führte.

Er verzehrte sich eben auf diese Weise, als der Fall eintrat, daß die Deutschen mit großer Heeresmacht in Frankreich einfielen und weit und breit Alles verheerten. Der Herzog von Savoyen wurde, als französischer Generalcapitain, in Zeiten davon benachrichtigt, und brach mit allen Kriegshelden zum Kampfe auf. Ehe er aber noch Turin verließ, setzte er seinen Verwandten, den Grafen von Pancalieri, zu seinem Statthalter im Lande und zum Beschützer und Rathe der Herzogin ein, und der Graf begann das Herzogthum nach seinem besten Wissen zu beherrschen, und der Herzogin gerade so, wie es ihm der Herzog vorgeschrieben, zu begegnen. Es verging ihm demgemäß fast keine Stunde, die er nicht an ihrer Seite zugebracht, da er die Obliegenheit hatte, immerdar für ihre Unterhaltung Sorge zu tragen, und war es also bei ihrer Schönheit zu verwundern, wenn er aus einem Tugendwächter ein Anbeter der Herzogin ward, und sich, wie es in der That geschah, so sterblich in sie verliebte, daß er weder Tag noch Nacht mehr Ruhe finden konnte? Er hatte niemals Kinder gehabt und war auch niemals vermählt gewesen; hatte aber an Sohnesstatt einen Neffen, den Sohn eines Bruders von sich, angenommen, der Herr von Raconigi war, und dieser Jüngling befand sich desgleichen am Hofe

der Herzogin, war schön und wohlerzogen, und mochte, als er vor zwei Jahren in ihren Dienst getreten, etwa funfzehn oder sechszehn Jahre alt gewesen sein. Der Graf, sein Oheim, der eher einfältig als klug zu nennen, hing, von seinen unmäßigen Begierden verblendet, dem Wahne an, jedwedes Weib, wie vornehm und schön es auch immer sei, müsse es gut aufnehmen, sich geliebt zu sehen, und beging also die Verwegenheit, sich um ihre Liebe zu bewerben, und ihr zu erklären, wie leidenschaftlich er für sie entbrannt sei. Sie, deren Sinn wo anders hin gerichtet stand, und die ihn nicht würde haben würdigen mögen, ihn auch nur die Spitzen ihrer Schuhe sehen zu lassen, erwiederte ihm strengen Angesichtes: er solle sich nicht unterstehen, solcher Unschicklichkeiten jemals wieder gegen sie zu gedenken; aber der arme, von der Liebe rastlos gequälte Mann kam dennoch abermals auf seine Anträge zurück und beschwor sie auf das dringendste, sich seiner zu erbarmen. Ueber diese Frechheit höchst entrüstet, schalt sie ihn ernstlich deswegen aus und sagte mit drohender Stimme: Ich habe euch das erstemal wiewohl unverdientermaßen, verziehen, Graf, und verzeihe euch eure unsinnige, verbrecherische Anmaßung jetzt wiederholt. Nehmt euch jedoch in acht, mir nicht noch einmal so zu kommen und meine Ehre durch schamlose Zumuthungen zu kränken, denn ich möchte euch dafür schlimm genug büßen lassen. Steht dem Amte vor, das euch mein Gemahl anvertraut, uud begeht keinen so großen Irrthum jemals wieder, so lieb euch euer Leben ist. — Der Graf konnte nicht umhin, hieraus die unerschütterliche Keuschheit der Herzogin zu erkennen, und sich die Wahrheit zu entnehmen, daß seine Bemühungen mit ihr verloren gingen. Da er nun befürchtete, die Herzogin möge seinen Wahnsinn dem Herzoge entdecken, so beschloß er bei sich, ihr den Vortheil abzugewinnen und sie selbst zu

verderben, indem seine brünstige Liebe zu ihr sich mit einemmale in wilden Haß umwandelte, der ihm den Gedanken eingab, sie auf eine schmähliche Weise sterben zu lassen, und es ihm denn auch möglich machte, in Reden und Thun seine Leidenschaft verleugnend, seine Pflicht, als Stellvertreter des Herzogs in der Beherrschung des Landes zu erfüllen. Er hub darauf an, sich mit seinem Neffen mehr als gewöhnlich vertraut zu machen und fast als seines Gleichen mit ihm umzugehen, so sogar immer nur von Liebeshändeln mit ihm zu sprechen. Eines Tages sagte er zu ihm: es gäbe auf der Welt kein größeres Vergnügen als dasjenige, was ein junger Mensch empfände, wenn er ein schönes, hochgestelltes Weib liebte, und zwar um so mehr, wenn seine Liebe Gegenliebe fände, und nachdem er durch solcherlei Reden den Jüngling genugsam gekirrt, sprach er insgeheim zu ihm: Mein lieber Neffe, der du mir so theuer bist wie mein eigner Sohn, merke wohl auf das was ich dir jetzt sage, denn wenn du weise sein und meinem Rathe folgen willst, so verspreche ich dir, daß es dir wohler werden soll als irgend einem anderen Mann hier zu Lande. — Der Jüngling, der seinen Oheim wie seinen Vater ansah, erwiederte, er sei bereit, ihm in allen Dingen zu gehorchen, und er möge nur sagen, was er von ihm verlange. — Auf der Stelle sagte nun der verrätherische Graf: Ich habe wahrgenommen, mein lieber Sohn, daß unsere Herzogin dir sehr wohl will, und dich über alle Maßen liebt. Ich weiß für ganz gewiß, daß sie wie Wachs am Feuer sich verzehrt und nach nichts mehr verlangt, als nach einer vertrauten Stunde mit dir. Aber, sie macht es wie im Allgemeinen alle Frauen, die, wenn sie eine Sache auch noch so innig wünschen, doch meist darum gebeten sein wollen und es für ihr größtes Glück ansehen, von den Männern verführt und durch List oder Gewalt dahin gebracht zu

werden, sich ihnen preis zu geben. Lieben sie dahingegen einmal einen jungen Menschen, und wird es ihnen am Ende klar, daß er weder verwegen noch behutsam ist, so erzürnen sie sich über ihn und wenden ihre Liebe einem Andren zu. Ich spreche aus eigener Erfahrung also, darum glaube mir, Neffe, und thue was ich dir sage. Ich rathe dir nämlich, diesen Abend, wann du die Gelegenheit ersiehst, dich unter das Bette der Herzogin zu verbergen und daselbst bis etwa um zwei Uhr nach Mitternacht auszudauern, zu welcher Zeit sie im ersten Schlafe befangen und auch keine ihrer Frauen mehr wach sein wird. Sodann mußt du leise hervorkriechen, zu ihr an das Bette treten, ihr die Hand auf die Brust legen, und dich ihr nach und nach mit Vorsicht zu erkennen geben. Ich weiß, was ich dir sage, und daß es keine leeren Worte sind. Sobald sie begreifen wird, wer du bist, wird sie dich zu sich in das Bette nehmen und ihren völligen Besitz dir zugestehen, an dessen Stelle ich mich seelig preisen würde. — Der einfältige Jüngling glaubte seinem Oheim, mochte sich wohl gar einbilden, er rede mit ihm im Auftrage der Herzogin, und verbarg sich, also dem verrätherischen Rathe folgend, wirklich unter das Bett derselben. Die Herzogin legte sich gegen Mitternacht nieder, der treulose Graf aber wartete die Stunde nicht ab, die er seinem Neffen bestimmt, sondern nahm in der ersten Stunde nach Mitternacht, damit sein Verrath nicht fehlschlüge, einige Leute von der Schloßwache und drei Räthe mit sich, und begab sich in solcher Begleitung nach dem Schlafgemache der Herzogin, ohne irgend Jemand wissen zu lassen, was er im Schilde führe. Hierselbst klopfte er stark an den Eingang an, bis er geöffnet wurde und trat mit vielen Lichtern und mit den Bewaffneten, in seiner Hand einen bloßen Degen haltend ein. Die erschrockene Herzogin staunte noch sein Vor=

nehmen an und wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, als schon der Graf seinen leiblichen Neffen unter ihrem Bette hervorziehen ließ, und, ehe der arme Knabe ein einziges Wort hervorbringen und etwa aussagen konnte, wie er auf seine eigne Anregung dahin gekommen, ihn mit den Worten: du bist des Todes, Verräther! den Degen durch die Brust stieß. Der unglückliche Jüngling stürzte augenblicklich nach vorn hin zusammen und war todt, und nunmehr wandte sich der Graf gegen die Räthe und sagte: Es ist schon eine geraume Zeit her, meine Herren, daß ich mich der unzüchtigen Liebe dieses meines nichtswürdigen Neffen versah, der einen nur zu ehrenvollen Tod erlitten hat und werth gewesen wäre, verbrannt oder von Pferden zerrissen zu werden. An der Frau Herzogin will ich mich nicht vergreifen, denn ihr wißt, daß in Piemont und Savoyen ein Gesetz besteht, demzufolge jegliches im Ehebruche auf der That betroffene Weib den Scheiterhaufen besteigen soll, wofern binnen Jahr und Tag kein Ritter erscheint, für sie zu kämpfen. Ich werde dem Könige, ihrem Bruder, und dem Herrn Herzoge den Fall berichten, wie er sich ereignet hat. Inzwischen verbleibe die Frau Herzogin mit ihren Frauen hier in diesen Zimmern unter sicherem Gewahrsam. — Die Räthe und alle anderen Anwesenden standen bei diesem unerhörten Vorgange wie vom Donner gerührt. Die Herzogin entschuldigte sich zwar genugsam und rief Gott und alle Heiligen zu Zeugen, daß der Jüngling ohne ihr Wissen und ihren Willen unter das Bett gekommen sei, aber es half ihr nichts. Sie mußte in ihrer Trostlosigkeit in ihrem Zimmer verschlossen bleiben, und der Leichnam des jungen Mannes wurde am nächsten Morgen in der Stille zur Erde bestattet. Der Graf war trunken vor Freude über das Gelingen seiner Rache, schrieb durch einen außerordentlichen Boten sogleich selbst an den König

und an den Herzog, seinen Herrn, was mit der Herzogin vorgegangen, und verlangte auch, daß die drei Räthe deswegen ihren Bericht erstatteten. Die Herzogin war von ihrem Volke überaus geliebt, weil sie gegen jedermann leutselig und herablassend sich betrug und Allen, wo sie irgend konnte, nützlich wurde, so daß gegenwärtig eine allgemeine Theilnahme an ihrem Unglück im Lande statt fand. Die Wachen, unter deren Obhut sie stand, waren nachsichtig genug, den Arzt bei ihr ein- und ausgehen zu lassen, und mit seiner Hülfe gelang es denn auch der Herzogin, all ihr Geld und ihre Juwelen in Sicherheit zu bringen, die Appiano mit sich nach Hause nahm.

Der König und der Herzog waren nach Empfang der Briefe über die darin enthaltene schändliche Nachricht äußerst aufgebracht. Die Anklage des verrätherischen Grafen erhielt besonders durch den Umstand ein großes Gewicht, daß der von ihm Gemordete sein eigener Neffe war, den er, wie man wußte, auf das zärtlichste geliebt und bestimmt gehabt, dereinst sein Erbe zu werden. Der Herzog schrieb an seinen Statthalter und an den Rath zurück: der alte Landesbrauch solle in dieser Sache beobachtet werden, und also wurde vor Turin, auf dem Felde, das sich von der Pobrücke bis zur Stadt hinzieht, die schriftliche Anklage der Herzogin von Seiten des Grafen Pancalieri an eine hohe Marmorsäule angeschlagen, die zu dem Behufe schon vor langen Zeiten dahin gestellt worden war. In welche Betrübniß die Herzogin versank, als sie den trotz ihrer Unschuld gefällten Verdammungsspruch des Herzogs vernahm, läßt sich nicht beschreiben. Sie brachte ihre Angelegenheiten in Ordnung, legte Trauerkleider an und führte ein elendes Leben. Das Beste was sie besaß, hatte sie, wie schon gesagt, zu ihrem Arzte Appiano fortgeschafft. Das Einzige was sie davon, es ist nicht bekannt,

aus welchem Grunde zurückbehalten, war der kostbare Demant, den ihr der König, ihr Bruder, jüngst in England geschenkt hatte. Der böse Graf hatte zwar auch alle ihre seitherigen Dienerinnen von ihr entfernt, indessen doch Giulia sich so geschickt zu betragen gewußt, daß er sie allein ermächtigte, ihrer Gebieterin während des Tages Gesellschaft zu leisten.

In dieser Zeit ihres Unglücks wurde nun aber auch Don Giovanni Mendoza, dessen Herzen das Ausbleiben der Herzogin, von der er sich verspottet wähnte, sehr nahe gegangen, von einem so schlimmen Schicksal betroffen, daß es ihm beinahe Land und Leben gekostet hätte. Das schon erwähnte edle Geschlecht von Toledo, dem er eine so große Niederlage beigebracht, sann nämlich nur darauf, an den Mendoza's reichliche Vergeltung auszuüben und Don Giovanni wo möglich zu tödten. Der König von Spanien dagegen ließ es sich wenig angelegen sein, zwischen beiden feindlichen Parteien Frieden zu stiften, wenn gleich er das Unheil sah, das ihre Fehden seinem Reiche brachten, und schien vielmehr ein gewisses Vergnügen daran zu finden, daß sie einander zu Grunde richteten, um sie alsdann geschwächt desto besser im Gehorsam zu erhalten. Da geschah es dereinst, daß beide Familien mit zahlreichen Geschwadern im offenen Felde auf einander trafen, und eine gewaltige Schlacht schlugen, in der Don Giovanni, wie sehr er sich auch durch persönliche Tapferkeit und Muth als Krieger, und durch Umsicht und Weisheit als Heerführer auszeichnete, dennoch unterlag, und worauf er sich nur mit genauer Noth in eine feste Stadt rettete, die mit Kriegsbedarf und Soldaten ausgerüstet und auf ein Jahr mit Lebensmitteln versehen war. In dieser Veste wurde er von seinen Feinden belagert und behielt er, gerade zu derselben Zeit, als auch seine Geliebte sich in so trostloser

Lage befand, nur höchst geringe Aussicht auf Ersatz und Rettung übrig. Ihrerseits ertrug die Herzogin ihr herbes Mißgeschick so standhaft und unverzagt, daß sie sogar noch ihrer Kammerfrau Giulia, die ihretwegen fast in Thränen zerfließen wollte, Muth einsprach, und sie ermahnte, Alles geduldig zu ertragen und sich nicht so schwer zu betrüben. Eines Tages kamen beide dahin miteinander überein, daß es wohl nicht anders als zweckmäßig sein dürfte, wenn Appiano in angestrengten Tagereisen nach Spanien ginge, um Don Giovanni mit bestmöglichster Art um Hülfe anzusprechen und der Unschuld der Herzogin fest zu versichern. Die Herzogin fertigte zu diesem Behufe ein Beglaubigungsschreiben für Appiano an Don Giovanni aus, und der Arzt nahm Postpferde und legte seine Reise mit so unermüdlichem Eifer zurück, daß er in gar nicht langer Zeit vor der belagerten Stadt ankam. Hier gerieth er nun aber, als er sich des Zustandes der Dinge versah, und bedachte, wie es Don Giovanni möglich machen könnte, der Herzogin beizustehen, in nicht geringe Verlegenheit. Nichtsdestoweniger freilich entschloß er sich, als ein so pflichtgetreuer und gewissenhafter Diener der Herzogin als er war, nicht zurückzugehen, ohne Don Giovanni gesprochen zu haben. Da trug es sich zu, daß so eben zwischen Belagerern und Belagerten ein ernsthaftes Scharmützel sich entspann. Der brave Arzt fand Gelegenheit, sich einen Schild zu verschaffen, mischte sich damit, den Degen in der Hand, unter die Kämpfenden, und drang so weit vor, daß er von den Belagerten gefangen genommen wurde, zu denen er sagte: Führt mich sogleich zu Herrn Don Giovanni, ich habe ihm Dinge von der größten Wichtigkeit zu eröffnen. — Er wurde vor Don Giovanni geführt, und derselbe hieß ihn bestens willkommen, da er ihn für einen der vormaligen Begleiter der Herzogin erkannte. Er

zog ihn bei Seite und fragte ihn, wie es der Herzogin ergehe? — Aeußerst schlimm, sagte Appiano, denn sie läuft Gefahr, auf das schmählichste verbrannt zu werden, wofern ihr Niemand Hülfe bringt. — Er erzählte Don Giovanni darauf, vom Anfange herein, wie leid es der Herzogin gewesen, von ihrem Gemahle zu Schiffe von Gallizien abgeholt und also verhindert zu werden, ihm ihr gegebenes Wort zu halten, und versicherte ihm sodann, wie dieselbe ihre Hoffnungen auf Befreiung auf ihn allein setze, ihm betheuern lasse, daß sie durchaus rein von aller Schuld sei, die die Anklage auf sie werfe, und ihn auf das inständigste bitte, sie in ihrer großen Noth nicht zu verlassen. — Der Arzt bot zu diesem Vortrage alle Ueberredungskunst auf, deren er fähig war, um Don Giovanni zum Mitleiden mit der Herzogin zu bewegen, und dieser fühlte sich davon um so inniger ergriffen, als er selbst von seinen Feinden auf das härteste bedrängt wurde und außer Stande war, die Stadt zu verlassen. Appiano, der da sah, wie die Sachen standen, wußte endlich nicht mehr was er sagen sollte und entschloß sich, nicht länger mit vergeblichem Bemühen seine Zeit zu verlieren und nach Turin zurückzukehren. Don Giovanni machte einen allgemeinen Ausfall, währenddessen er den Arzt durch einige seiner Leute in Sicherheit wieder hinaus bringen ließ, und Appiano langte in Turin an und that der Herzogin durch Giulien zu wissen, wie er Don Giovanni gefunden und was er mit ihm gesprochen habe, demzufolge die Herzogin denn an aller Hülfe verzweifelte und nicht mehr wußte was sie beginnen und wohin sie sich wenden sollte.

Wie nun aber Don Giovanni, einige Tage nach Appiano's Abgange aus der belagerten Stadt, das Unglück der Herzogin bedenkend, bei sich erwog, welch große Liebe sie für ihn empfunden haben müsse, indem sie, einzig und allein

seinethalb, von Turin bis nach Gallizien zu Fuße gewandert, so wollte es ihn doch bedünken, daß er sehr Unrecht gethan, nicht ohne Säumniß zu ihrer Befreiung enteilt zu sein, und sein Land nicht nur, sondern auch sein Leben, ja deren tausend, wenn er sie hätte, für sie auf das Spiel zu setzen. Er fand auf die Dauer gar keine Ruhe mehr vor dieser Vorstellung und so faßte er kurz und gut den Entschluß, es möge daraus entstehen was da wolle, Land und Leute so gut zu verwahren als möglich, und stracks nach Italien aufzubrechen, um die Herzogin aus ihrer Drangsal zu erlösen.

Einmal über die Hauptsache mit sich im Reinen, nahm er die Vertheidigungsmittel der Stadt in genauen Augenschein, von der er befand, daß sie mit Allem wohl versehen war, um sich noch acht bis neun Monate zu halten, und deren Einwohner und Besatzung ihm auf das getreulichste anhingen, ließ die Aeltesten der Stadt und die Kriegeshauptleute vor sich kommen, und erklärte ihrer Versammlung dann, daß er beschlossen, von dannen zu gehen, um Hülfe und Ersatz aufzubringen, daß er sie aber ermächtige, wenn er nach Ablauf einer gewissen Frist nicht wieder bei ihnen sei, welcher Fall, wie er allerdings hoffe, nicht eintreten werde, für sich selbst und das Ihrige zu sorgen. Hiernächst setzte er einen seiner Verwandten, einen sehr tapfern Ritter, zu seinem Statthalter ein, ordnete einen Angriff auf die Belagerer an, währenddessen er die Festung verließ, ohne von ihnen gesehen zu werden und schlug auf einem feurigen und ausdauernden Renner ganz allein den Weg nach Frankreich ein, wo er sich ein Streitroß und Waffen anschaffte und einen Diener miethete, der ihn so wenig wie sonst Jemand kannte und mit dem er über die Alpen gen Turin zog.

Es war, wie schon gesagt worden, Appiano vor ihm daselbst angekommen. Wiewohl nun die Herzogin aber durch

ihn die Hoffnung verloren, von Don Giovanni Hülfe zu erlangen, konnte sie, bei der Vorstellung dessen was sie aus Liebe für ihn gethan, es doch nicht für möglich halten, daß er undankbar genug sein werde, nicht zu erscheinen, um den treulosen Grafen von Pancalieri für sie zu bekämpfen, und sie tröstete sich daher noch einige Zeit mit dieser Erwartung. Da sie indessen endlich sah, daß durchaus keine Botschaft von ihm ankam, so erzürnte sie sich in ihrem Gemüthe dergestalt, daß ihre heiße Liebe sich in eben solchen Haß gegen ihn umwandelte, und daß sie ihrem Unwillen in manchen harten Worten Luft machte, die sie über ihn zu sich selber sprach. Giulia, die gar nicht ablassen konnte, zu glauben, der König von England werde seiner Schwester einen Kämpfer zusenden, begab sich alle Tage zwei dreimal auf den Turnierplatz, um zuzusehen, ob noch niemand erscheine. Aber der englische König war in der That überzeugt, daß seine Schwester im Ehebruche betroffen worden und behauptete in seiner Erbitterung gegen sie, sie sei des Scheiterhaufens werth. An dem Abende als Don Giovanni nach Turin kam, kehrte er in der Vorstadt bei einem Gastwirthe ein, der ein braver Mann war, und ihm gesprächsweise erzählte, der Herzog sei gegen die Deutschen ausgezogen und die Herzogin im Gefängnisse, welches harte Schicksal aber männiglich betrübe, weil sie allgemein geliebt und werthgeschätzt werde. Don Giovanni hörte ferner von diesem Manne, es befinde sich in dieser Stadt ein ehrwürdiger Geistlicher aus Spanien, der bei dem herzoglichen Rathe so wie beim Volke in hohem Ansehen stehe, und ließ sich von ihm die Kirche nennen, wo er sich aufhielt. Am anderen Morgen verließ Don Giovanni seine Herberge früh, und ließ sich nach der Kirche des spanischen Geistlichen führen. Er klopfte an der Pforte seiner Wohnung an, der gute Bruder öffnete, und Don Giovanni

sagte zu ihm auf Spanisch: Mein Vater, Gott grüße euch! Ich bin ein Spanier, in Geschäften fremd nach diesem Lande gekommen, und habe gehört, daß ihr ein Landsmann von mir seid, weshalb ich bei euch für mich und meine Pferde weiter nichts als ein Unterkommen zu finden wünschte, in sofern als mein Diener für unsere Bedürfnisse selbst sorgen würde. — Der gute Geistliche nahm ihn willig bei sich auf und führte ihn in das Haus ein, und derweil der Diener in der Stadt umherging, Lebensmittel einzukaufen, fragte Don Giovanni den Bruder, aus welcher Gegend Spaniens er sei? Der Bruder sagte es ihm unbedenklich, und so erfuhr Don Giovanni, daß derselbe gerade sein Unterthan und zwar aus der belagerten Stadt gebürtig sei, ja wurde durch seine ferneren genauen Nachforschungen, die er anstellte, fest überzeugt, daß er zu den Seinen gehörte. Er entdeckte sich ihm darum, und sagte ihm, wer er war. Sobald der Spanier dies hörte und ihn genauer angeblickt, erkannte er ihn gleich, da er noch kürzlich in seinem Vaterlande gewesen war und ihn gesehen hatte, und wollte sich ihm nach spanischer Sitte zu Füßen werfen, was aber Don Giovanni nicht duldete. Dieser erzählte ihm nunmehr, weshalb er so unbekannt nach Turin gekommen und sagte: Ihr wißt, Vater, daß ich ein Ritter und als solcher gehalten bin, die Frauen gegen ihre Anfechter zu vertheidigen. Es ist mir aus guter Quelle bekannt, wie diese Herzogin mit großem Unrechte und fälschlicherweise angeklagt worden; aber um mich dessen zu vergewissern, wünschte ich sie doch selbst zu sprechen, und unter dem Anscheine der Beichte, die lautere Wahrheit aus ihrem Munde zu vernehmen. Kleidet ihr mich als Mönch ein und verschafft euch von ihren Wächtern die Erlaubniß, sie zu besuchen, zu trösten und zu ermahnen, zur Abbüßung ihrer Sünden geduldig den Tod zu erleiden, wodann ihr,

wenn wir nur erst drinnen sind, das Weitere mir überlassen mögt. — Der Ritter wußte noch so viele andere Dinge dem einfältigen Bruder zu sagen, der eben keiner der scharfsinnigsten und gelehrtesten Männer des Landes war, daß derselbe sich überreden ließ und, nachdem er Don Giovanni vorher eine Kutte angezogen und ihn geschoren, zu dem Statthalter ging und sagte: Gnädiger Herr! daß ich die Zeit nahen sehe, in der das Todesurtheil an der unglücklichen Herzogin vollzogen werden soll, hat meinem Herzen Mitleiden für sie mit dem Wunsche eingeflößt, daß ihr Verbrechen nicht ihre Seele zugleich mit ihrem Körper verderben möge. Ich will ihr einen geistlichen Zuspruch thun, je nachdem was unser Herr Gott mir dazu eingiebt und hoffe getrost auf ihn, daß er mein Bemühen, ihre Seele zu erretten, segnen werde. —

Wie schlecht und böse nun auch der Graf war, so wollte er doch gegen das Volk gern den Anschein gewinnen, als trüge er um des Todes der Herzogin willen leid. Er entgegnete also, er willige in dies Verlangen ein, und befahl dem Kastellane, dem geistlichen Bruder und seinem Begleiter den Zutritt zu der Gefangenen zu gestatten. Sie erschienen Beide vor der Herzogin, und da der Zeitpunkt ihres Todes nahe war, so glaubte Jedermann, der Statthalter habe die beiden Mönche zu ihr gesendet, um ihre letzte Beichte zu hören. Das Zimmer, in dem die Herzogin gefangen saß, war groß und geräumig, die Fenster desselben dagegen dergestalt verschlossen, daß gar kein oder nur sehr wenig Licht hineindringen konnte. Als die Brüder eingetreten waren, sagte Don Giovanni, der das Italienische geläufig sprach: Der Frieden unsers Erlösers sei mit euch, gnädige Frau! — Die Herzogin, die ganz verzagt in einem Winkel saß, antwortete: Wer seid ihr, der ihr mir hier von Frieden sprecht, die ich alles Friedens und alles Heils beraubt bin, und in

kurzem, allem Rechte zuwider, eines schmachvollen unverdienten Todes gewärtige? — Don Giovanni folgte dem Klange ihrer Stimme nach, trat der Herzogin zur Seite und sagte: Gnädige Frau, ich bin ein armer Bruder, der ich, in diese Stadt kommend, euer erschreckliches Mißgeschick vernommen habe und darüber nun solch Mitleiden fühle, daß ich euch ein wenig trösten möchte, so gut ich es im Stande bin. – Und also fuhr Don Giovanni mit so gutem Erfolge fort, ihr liebreiche und milde Worte zu sagen, daß die Herzogin sich zuletzt entschloß, ihm zu beichten, und ihm, hoffnungslos wie sie war, sich von dem nahen Tode errettet zu sehen, eine so vollständige und aufrichtige Generalbeichte ablegte, daß Don Giovanni leicht und entschieden daraus ihre Unschuld abnahm. Die Herzogin hatte in dieser Beichte bekannt, daß ihre Wallfahrt zum heiligen Jakob ihr blos als Vorwand und Mittel gedient, einen falschen und undankbaren spanischen Ritter zu sehen, und wie Don Giovanni sie nun ermahnte, alle Beleidigungen, die sie jemals empfangen, zu verzeihen, erwiederte sie: Sie verzeihe allen ihren Feinden von Herzen, so wie sie wünsche, daß Gott ihr selbst verzeihen möge; wie sie aber jemals jenem unedlen Ritter verzeihen könne, den sie mehr als ihr eigenes Leben geliebt, das wisse und begreife sie nicht. Don Giovanni erfreute sich innerlich über diese Worte und ermahnte sie nichtsdestoweniger wiederholt, alle Kränkungen, die sie erlitten, zu vergessen und zu vergeben, bis dann die Herzogin dies am Ende auch versprach. Sie hatte, wie schon gesagt, von allem ihrem Eigenthume nur den einzigen großen Diamanten zurückbehalten. Ihr Gold, ihre Perlen und ihre Juwelen und andere Kostbarkeiten, die Appiano und Giulia bei Seite geschafft, hatte sie diesen zugedacht, die sich vor ihr das Versprechen gegeben, einander zu heirathen. Da sie demnach nichts Anderes mehr

besaß, um ein Almosen zu spenden, so sagte sie zu dem vermeintlichen Bruder: Mein Vater! Von Allem was ich mein genannt, ist mir nichts als dieser Demant übrig geblieben, den mir der König, mein Bruder, dereinst gab, und der, wie mir die angesehensten Juweliere des öfteren versichert, mehr als hundert tausend Dukaten werth ist. Ich gebe ihn euch. Ihr mögt ihn an den König von Frankreich verkaufen, der an Dergleichen Freude findet, und von der Summe, die ihr dafür empfangt, für meiner Seele Heil Messen lesen lassen und andere fromme Werke stiften. Stattet auch damit arme Mädchen aus und gebt um Christi willen den Armen und Gottesstätten Almosen. Für euch und eure eignen Bedürfnisse behaltet davon so viel euch gefällt und betet für mich zu Gott. — Hierauf sagte Don Giovanni noch vielerlei, empfahl die Herzogin dem Himmel und ging mit seinem Begleiter nach Hause. Die Herzogin fühlte sich wunderbar getröstet und gestärkt und hätte doch nicht sagen können, wie und wodurch? Don Giovanni gab dem Bruder viel Geld und ließ durch seinen Diener seine Waffen und sein Roß völlig zurüsten und bereit halten. Am Abende sodann vor dem vorletzten Tage der Jahr- und Tagesfrist verließ er spät Turin und begab sich in das Haus des Gastwirthes der Vorstadt, der ihn schon einmal beherbergt. Daselbst brachte er die Nacht zu, und am anderen Morgen mit Tagesanbruch stieg er wie ein Sankt Georg gewappnet zu Pferde, und ritt an das Thor der Stadt heran, wo er einen der Wächter anrief und zu ihm sagte: Freund! gehe hin und sage dem Grafen von Pancalieri, daß er sich bereit halte, seine falsche Anklage der Frau Herzogin von Turin zu verfechten, indem ein Ritter angekommen, der für sie kämpfen und ihn zwingen wolle, was er zu ihrer Unehre ausgesagt, zu widerrufen. Der Thorhüter vollzog diesen Auftrag, und

der Ritter zog zu der hohen Säule, an die die Anklage geschlagen war, lehnte seine Lanze daran, und wartete daselbst, daß der Ankläger herauskommen werde. Die Kunde von diesem Kämpfer verbreitete sich augenblicklich durch die Stadt. Giulia eilte hinaus, ihn zu sehen, trat, als sie den Ritter erblickt, um desto gewisser zu werden, auf ihn zu und fragte: ob er zur Vertheidigung der Frau Herzogin gekommen sei? — Der Ritter erkannte in ihr die vertraute Kammerfrau der Herzogin und antwortete freundlich: er sei zur Errettung der Herzogin genaht und hoffe zu Gott, an diesem Tage ihre Unschuld klar zu machen. — Giulia dagegen, die ihn nicht wieder erkannte, lief wie närrisch nach der Stadt zurück, und rief: Gott habe ihrer Gebieterin einen Engel zu Hülfe gesandt. Der Graf von Pancalieri machte Schwierigkeiten und wollte nicht eher in den Schranken erscheinen, als bis er wisse, wer der Kämpfer der Herzogin sei. Die ganze Stadt gerieth darob in Aufruhr und ein Jeder wünschte, die Herzogin befreit zu sehen. Die herzoglichen Räthe entgegneten dem Grafen: nach den alten Gesetzen des Herzogthums sei ein Ankläger durchaus verbunden, mit Jedwedem zu kämpfen, der als der Ritter des Angeklagten auftrete, und dem die Wahl der Waffen zum Kampfe freistehe, so wie auch die angeklagte Person unter guter Bedeckung in Gegenwart beider Kämpfenden erscheinen müsse. — Der verrätherische Graf hatte nicht mehr Herz wie ein elender Hase, da ihm sein Gewissen sagte, er kämpfe für die Lüge. Desungeachtet faßte er guten Muth, sobald er einsah, daß er dem Kampfe nicht entgehen konnte, wappnete sich und ritt auf den Kampfplatz, wohin bereits die zitternde Herzogin, von Vielen begleitet, geführt worden war. Wie dann daselbst die Unglückliche ihres Kämpfers ansichtig wurde, kniete sie nieder und flehte, ihr Herz zu Gott emporrichtend, seine

himmlische Barmherzigkeit an, ihrem Ritter den Sieg zu verleihen und nicht zuzulassen, daß Bosheit und Falschheit die Unschuld in den Staub trete. Die beiden Steiter bereiteten sich zum Angriffe vor und sprengten mit eingelegten Lanzen, die beiderseits brachen, gegen einander. Darauf griffen sie zu den Schwertern und begannen wilde Streiche Einer nach dem Anderen zu führen. Es währte aber gar nicht lange, daß sie handgemein geworden, als Don Giovanni schon einen so gewichtigen und fürchterlichen Hieb dem Grafen in den rechten Arm, gerade in das Handgelenk beibrachte, daß derselbe um der tiefen Wunde willen, sein Schwert zur Erde mußte fallen lassen; und fast zu gleicher Zeit drang auch das Schwert des Ritters durch das Helmvisir des Grafen ein, und stach diesem ein Auge aus. Vor Bangen um die halb abgetrennte Hand, und vor Schmerzen über das verlorene Auge vergehend, sank der Graf zurück und wurde nun von seinem tapferen Gegner zu Boden gezogen. Don Giovanni sprang alsbald vom Pferde, löste dem Grafen den Helm ab und sprach, indem er ihm die Spitze seines Degens an die Gurgel setzte, mit wilder und gestrenger Miene: Verräther! gestehe hier gleich Angesichts der Frau Herzogin, ihrer Räthe und alles Volkes öffentlich ein, wer dir die Kunde brachte, daß dein Neffe unter dem Bette deiner Gebieterin verborgen sei? — Der Graf, der sich dem Tode nahe sah, stieß einen herzbrechenden Seufzer aus und sagte: Wolle Gott nicht, daß mir, mit dem Körper zugleich, meine Seele verloren gehe! — worauf er den ganzen Verrath beichtete, den er gesponnen, und wie und warum er seinen armen Neffen verleitete, jene Thorheit zu begehen. Das Volk schrie: Nieder! nieder, mit dem Verräther! — Don Giovanni schwang sich aber sofort auf sein Roß und rief mit lauter Stimme: Mein Eisen befleckt sich

nicht mit dem Blute eines Sterbenden! — Nunmehr pries sich jedweder glücklich, der in die Nähe der Herzogin kommen und ihr mit Worten und Geberden bezeigen konnte, wie froh er sei, sie befreit zu sehen. Anderes Volk machte sich ungestüm daran, den schon halbtodten Grafen zu entwaffnen, und solange auf dem Kampfplatze umher zu schleifen, bis er alsbald vollends den Geist aufgab. Während dies geschah, winkte der siegesfrohe Don Giovanni seinen Diener zu sich, sprengte über die Pobrücke und begab sich über Cheri und Asti nach Genua, wo er sich nach Spanien einschiffte. Die Herzogin befand sich inmitten des Gedränges der Ihrigen, und es beeiferten sich Alle dermaßen um sie herum, daß sich Keiner der Entfernung ihres Kämpfers und Befreiers versah. Als die Herzogin endlich wahrnahm, daß er nicht mehr zugegen, empfand sie darob kein geringes Leid und konnte Niemand finden, der ihr sagte, nach welcher Seite hin der Ritter von dannen gegangen sei.

Don Giovanni langte danächst in Spanien an, wo er hörte, daß sich seine Stadt noch wacker hielt, verpfändete den Diamant, den er von der Herzogin erhalten, und andere Juwelen, die er vom Hause mitgenommen, an Genuesische Kaufleute, nahm überdies von einigen ihm befreundeten Fürsten Gelder auf, und warb auf diese Weise mehrere tausende auserlesener Söldner an, die er so gut zu nutzen verstand, daß er, nachdem er die Seinigen in der Stadt durch Spione von der Lage der Dinge unterrichtet, das Lager der Feinde bei nächtlicher Weile unversehens überfiel. Die Belagerten machten zu gleicher Zeit einen muthigen Ausfall aus der Stadt, und so mochte es zugehen, daß die von hinten und vorn angegriffenen Belagerer eine gänzliche Niederlage erlitten und nach der Mehrzahl todt auf dem Platze blieben. Nachdem Don Giovanni seine Stadt frei-

gemacht, unterließ er so wenig wie die Seinigen, sein gutes Glück nach Kräften und zwar also zu verfolgen, daß er nach Verlauf von wenigen Tagen nicht allein sein eigenes Land wieder eroberte, sondern auch mehrere feste Schlösser seiner Feinde dazu wegnahm, auf welche Weise er zu gar großer Macht und Ansehen bei dem Könige gelangte.

Zu der nämlichen Zeit, als Don Giovanni das verlorne Seinige wieder an sich brachte, kam es zwischen Deutschen und Franzosen zu einem Treffen, in dem nach langem Widerstande die Franzosen den Kürzeren zogen und ihr oberster Heerführer, der Herzog von Savoyen, getödtet wurde. Zu dem Könige von England war inzwischen die Nachricht von der Befreiung seiner Schwester gedrungen, und derselbe hatte darauf, nicht sowohl wegen ihrer Befreiung als wegen ihrer Unschuld, eine so große Freude empfunden, daß er nicht unterlassen können, sie ihr durch einen Edelmann, den er an sie abgeschickt, zu erkennen zu geben. Sowie dann auch die Nachricht vom Tode des Herzogs zu ihm gedrungen war, sendete er ein ehrenvolles Geleite an seine Schwester ab, sie in Empfang zu nehmen und ihm nach England zuzuführen, von wannen er im Sinne hatte, sie wieder zu vermählen. Die junge Herzogin langte in ihrem Vaterlande an, und bis daß ihr Bruder eine ihr angemessene Heirath zum anderenmale fände, übergab er ihrer Obhut seine sechszehn- bis siebenzehnjährige Tochter, deretwegen er bereits in Unterhandlungen stand, um sie dem erstgeborenen Sohne des Königs von Spanien zu vermählen. Nicht sobald hatte aber auch der König von England in Erfahrung gebracht, in welcher Art und Weise seine Schwester gerettet worden, und daß ihr tapferer Kämpfer ihr völlig unbekannt geblieben war, so versprach er, wann ihm derselbe jemals offenbar würde, ihm nach Würden und Verdienst zu lohnen. Des nämlichen

Sinnes war die Herzogin selbst, die kein heißeres Verlangen als das kannte, diesen ihren Ritter und Erretter zu erforschen, um ihn mit Dank und Ehren zu überschütten, und hingegen wieder all ihr Sinnen und Trachten darauf richtete, Don Giovanni ermorden zu lassen, den sie für den undankbarsten Mann, der je geboren worden, ansah. Man kam hiernächst überein, die Tochter des Königs von England mit dem Kronprinzen von Spanien zu vermählen, und der Vater des Prinzen traf eine Auswahl der vornehmsten Edelleute Spaniens und sendete Don Giovanni, den er an ihre Spitze stellte, mit ihnen nach England, um sich, in Vollmacht des Prinzen, die Prinzessin antrauen zu lassen. Sobald der König von England die Ankunft einer so ausgezeichneten Gesandtschaft vernahm, ließ er derselben den ehrenvollsten Empfang angedeihen; die Herzogin dagegen gerieth über Don Giovanni's Anblick außer aller Fassung und entfernte sich aus seiner Gegenwart, in Zorn erglühend, in ein anderes Gemach, wo sie bei sich sprach: Wie ist es doch möglich, daß diese Spanier so anmaßlich seien! Der Verräther weiß, was er an mir verbrochen, und ist nichtsdestoweniger unverschämt genug, mir vor Augen zu treten. Aber ich werde mich nicht eher zufrieden geben, als bis ich ihn todt vor meinen Füßen liegen sehe. — Der König, der nichts von dem ahnete, was zwischen seiner Schwester und Don Giovanni vorgefallen, ließ ihr sagen, sie möge den Spanischen Ritter, der gekommen sei, als Bevollmächtigter des Prinzen die Trauung mit seiner Tochter zu vollziehen, mit Auszeichnung empfangen. Die Herzogin verließ also, wie ungern auch, ihr Zimmer und trat in hoher Aufregung in den Saal. Don Giovanni wollte ihr ehrfurchtsvoll die Hände küssen; aber sie duldete es nicht, zog ihre Hand zurück und wendete sich gesprächsweise an einen anderen Spanier. Des Abends

beim Festmahl kam Don Giovanni zur Seite der Herzogin zu sitzen und dieselbe nahm dann an seiner Hand den reichen Diamant wahr, den sie sogleich für denjenigen erkannte, welchen sie in ihrem Gefängnisse dem Bruder gegeben. Begierig, zu erfahren, wie er in den Besitz des Ritters gekommen sei, sprach sie deshalb mit Appiano, den sie so wie Giulien mit sich nach England genommen hatte. Appiano knüpfte darauf mit dem Ritter ein Gespräch an, und fragte ihn, wie er den kostbaren Ring erworben habe? — Er erwiederte lächelnd: er wolle es sehr gern der Frau Herzogin vertrauen, und ihr Dinge sagen, die ihr angenehm zu hören sein würden. — Als die Herzogin diese Antwort des Ritters vernahm, bezeigte sie sich höchst abgeneigt, mit ihm zu sprechen; aber ihr Verlangen, zu erfahren, wie er zu dem Ringe gekommen sei, zwang sie dennoch, sich dazu zu verstehen. Der Ritter erzählte ihr darauf mit kurzen Worten, in welchem Irrthum er befangen gewesen, als er sie vom Sankt Jakob nicht habe wiederkehren sehen, wie er darauf von seinen Feinden bedrängt worden, als Appiano ihn ihretwegen aufgesucht, und wie schwer er es bereut, nicht auf der Stelle zu ihrer Befreiung fortgeeilt zu sein, nachdem er sich doch habe selbst sagen müssen, daß er ihr die Erfüllung dieser Pflicht schuldig geworden. Er fuhr ferner fort, ihr zu sagen, wie er sodann nach Turin abgereist und sich mit dem frommen Bruder bekannt gemacht habe, und wie er es endlich selbst gewesen, der sie in ihrem Gefängnisse gebeichtet und von ihr den kostbaren Ring empfangen. — Zur Bewahrheitung dieser seiner Eröffnungen wußte er ihr so viele überzeugende Anzeichen zu geben, daß sie nicht umhin konnte, in Don Giovanni ihren Erretter zu erkennen. Alles Zornes und Unwillens also sich entledigend, ließ sie in ihrer Brust die alte Liebesflamme wieder nach ihm auflodern, und enthielt sich kaum, ihm die Arme um den Hals zu schlingen

und ihn mit tausend Küssen zu bedecken. Sie sprach mit dem Könige, den sie in Don Giovanni ihren Befreier erkennen ließ, und sagte: Mein königlicher Herr! ihr habt mir versprochen, mich wieder zu vermählen und meinen Retter zu belohnen. Welchen Gemahl könntet ihr mir aber wohl geben, der mich mehr verdiente, als dieser mein getreuer und ritterlicher Kämpfer? — Der König willigte mit Freuden in diese Verbindung, lobte die Wünsche seiner Schwester über die Maßen und vermählte also die Liebenden zu ihrem beiderseitigen hohen Glücke mit einander. Don Giovanni's junge Gattin verheirathete zu gleicher Zeit ihre getreue Giulia mit Appiano, und so lebten Alle in Freuden und Festlichkeiten, bis sie wenige Tage später, zusammt der Prinzessin, und, von vielen Englischen Großen begleitet, Alle in der heitersten Stimmung nach Spanien überschifften, wo das Beilager des Prinzen und der Prinzessin in Pracht und Herrlichkeit gefeiert wurde. Don Giovanni Mendoza selbst begab sich mit seiner schönen liebreizenden Gemahlin nach seinen Gütern, wo er viele Tage lang offene Tafel hielt, und lebte viele Jahre lang in der glücklichsten Ehe, aus der Kinder und Enkel die Menge erwuchsen.

XXV.

Die bezähmten Widerspänstigen und das weise Weib.

1.

Der Kaiser Friedrich vermählte sich mit einer Jungfrau von so hohem Stande und solcher Geburt, wie es sich für ihn gebührte; aber er hatte darin nicht wohl gethan, daß er sich nicht, ehe er sie heirathete, mit ihren Sitten bekannt gemacht. Denn sobald nun ihre Hochzeit vorüber war, fing sie an, da sie ein schönes Weib wie sie war, von dem Kaiser sehr werth gehalten wurde, das allerwildeste, störrigste und verkehrteste Ding auf Erden zu werden. Wenn nämlich der Kaiser essen wollte, sagte sie, es sei Fastenszeit, wollte er schlafen, so verlangte sie, aufzustehen, wobald nur der Kaiser Jemand wohlwollte, haßte sie ihn gewiß, und kurz und gut, an allen Dingen von der Welt, woran der Kaiser Gefallen fand, bezeigte sie Mißfallen, und that von Allem, was er begehrte, das Gegentheil.

Der Kaiser ertrug dies einige Zeit und sah zu, ob er ihre Sinnesweise nicht irgend wie ändern könne. Da er aber am Ende einsah, daß weder was er und Andere ihr

sagten, noch Bitten, noch Liebkosungen, noch Drohungen, noch freundliche oder böse Mienen etwas bei ihr halfen, und da der Aerger und das verdrüßliche Leben, das sie ihm bereitete, ihm in Betreff seines Landes und seiner Leute großen Schaden stiftete, so wußte er seines Leibes gar keinen Rath, und ging zu dem Papste, dem er seine Noth und das elende Leben klagte, das ihn die böse Kaiserin führen ließ, und den er deswegen herzlich bat, ihn womöglich von ihr zu scheiden. Indessen konnte es nach christlichen Gesetzen nun einmal nicht geschehen, daß er von ihr geschieden wurde, und da er anderseits um ihrer Bosheit willen doch in keiner Weise einig mit ihr leben konnte, und der Papst das auch recht wohl wußte, so sprach dieser endlich, da sie gar keine andere Abhülfe fanden, zu dem Kaiser: er überlasse diese Sache ganz und gar der klugen Einsicht und Beurtheilungskraft des Kaisers selbst, insofern er, was ihn betreffe, eine Kirchenbuße nicht eher auferlegen könne, als bis die Sünde begangen sei.

Der Kaiser schied hierauf von dem Papste und ging nach Hause, wo er von neuem auf alle nur ersinnliche Art und Weise durch gütliche Mittel und Vorstellungen, so wie durch ernstliche Zurechtweisungen für seine Person, so wie auch mit Hülfe seiner Umgebungen versuchte, sie zu bessern. Indessen half ihm doch Alles nicht das Mindeste, er mochte ihr da zureden wie er wollte, sie wurde vielmehr von Tag zu Tage halsstarriger.

Wie denn also der Kaiser die völlige Ueberzeugung gewann, daß an ihr durchaus Alles verloren war, so sagte er eines Tages zu ihr: er wolle auf die Hirschjagd gehen, und ihr ein Theil des Saftes übergeben, womit man die Pfeile bestreiche, mit denen man die Hirsche erlege, damit sie ihn für ein andermal aufbewahre. Sie möge sich aber, um Alles in der Welt willen, hüten, von diesem Safte etwas

auf eine Schärfe oder Hitzblatter der Haut oder überhaupt auf eine blutende Stelle zu bringen, weil sie dermaßen stark sei, daß sie alles Lebendige, worein sie dringe, tödte. — Indem er also sprach, nahm der Kaiser von einem anderen sehr guten und für jede Wunde heilsamen Balsam, rieb sich vor ihr an verschiedenen wunden Stellen, so daß sie und alle die gegenwärtig waren, sahen, wie dieselben augenblicklich heilten, und sagte ferner zu ihr, und zwar vor vielen Männern und Frauen, wenn sie es irgend nöthig habe, möge sie nur mit dem Balsam jedwede Verletzung bestreichen, worauf er auch von dem Safte, den er zur Ertödtung der Hirsche bedurfte, nahm, und auf die Jagd ging, die er vorhatte. Der Kaiser hatte die Kaiserin aber nicht sobald verlassen, als sie ganz ingrimmig wurde und zürnend sprach: Seht einmal den falschen Kaiser, was für einen Rath er mir da gibt! Er weiß recht gut, daß mein Ausschlag anderer Art ist, als der seinige, und will doch, daß ich seinen Balsam anwenden soll, der mir ganz und gar nichts nützen würde. Dagegen soll ich vor dem anderen Mittel mich sicherlich nur deswegen hüten, weil er weiß, daß ich davon genesen würde. Ich will mich aber ihm zum Trotz gerade damit salben. Wenn er dann zurückkommt, findet er mich zu seinem Aerger wohl geheilt, und mindestens bin ich meiner Sache insofern gewiß, daß es mir nicht schaden kann. Darum thu' ich es. — Die Ritter und Frauen, die bei ihr waren, gaben sich zwar alle Mühe, sie davon abzuhalten, und baten und beschworen sie weinend, es nicht zu thun, weil sie unzweifelhaft gleich daran sterben würde. Aber eben destoweniger wollte sie es unterlassen. So nahm sie denn den Saft, rieb sich damit die Haut ein, und lag eine kleine Weile darauf schon in Todesängsten, wodann sie zwar, aber eben nur zu spät, bereuete, was sie gethan hatte, und in Folge ihrer eigenen

Schuld und Widerspänstigkeit auf eine schmähliche Weise um das Leben kam.

2.

In einer gewissen Stadt in Spanien lebte ein angesehener Maure, der hatte einen Sohn, den besten Jüngling, den es in der Welt geben konnte, aber nur nicht reich genug, um so viele und große Thaten zu verrichten, als ihm sein hoher Muth eingab, und um deswillen schwer bekümmert, also den Willen, aber nicht die Macht zu besitzen.

In derselben Stadt gab es nun auch einen weit geehrteren und reicheren Mauren als den Vater dieses Jünglings, der hatte eine einzige Tochter, die sehr verschieden von dem Jünglinge war. Hatte nämlich derselbe gute und löbliche Sitten, so hatte die Tochter des Ehrenmannes deren eben so schlechte als verkehrte, und es wollte also Niemand auf der Welt diesen Teufel heirathen.

Da trat der gute Jüngling eines Tages vor seinen Vater und sagte: Er wisse recht wohl, daß er nicht so reich sei, ihm so viel geben zu können, daß er davon mit Ehren auskäme, und daß er deswegen entweder ein elendes kümmerliches Leben führen, oder seine Heimath verlassen müsse. Wenn es ihm also genehm sei, wolle er doch lieber als Beides sich durch eine vortheilhafte Heirath aus seiner unglücklichen Lage zu ziehen suchen. — Der Vater antwortete hierauf: dawider habe er nicht das Mindeste, und werde sich vielmehr freuen, wenn sich eine solche Heirath für ihn fände; und so sprach denn der Sohn weiter: Wofern er also es zufrieden sei, möge er sich doch bemühen, daß jener reiche Maure, der die Tochter hatte, sie ihm zum Weibe gebe. — Wie der Vater das

36 *

hörte, verwunderte er sich baß und fragte, wie er auf den Gedanken gekommen sei? da doch kein einziger Mann, und selbst der ärmste nicht, der sie kenne, sie zum Weibe haben möge. — Der Sohn aber beharrte bei seiner Bitte, daß er ihm so günstig sein wolle, sich für ihn um das Mädchen zu bewerben, und beschwor ihn fortwährend darum so dringend, daß der Vater am Ende, wie seltsam er es auch fand, nachgab, alsbald zu jenem braven Manne ging, der sein besonderer Freund war, und ihm hinterbrachte, was zwischen ihm und seinem Sohne vorgefallen, der es nun einmal wagen wolle, wenn es ihm recht sei und wenn er sie ihm gebe, seine Tochter zu heirathen. — Der brave Mann hatte diese Worte nicht sobald gehört, so sagte er zu seinem Freunde: Bei Gott! Freund, wenn ich das thäte, würde ich dir einen gar schlechten Dienst leisten, denn du hast einen gut gearteten Sohn, und es wäre eine große Falschheit von mir, wenn ich in sein Unglück oder in seinen Tod willigte, denn ich bin gewiß, daß, wenn er meine Tochter zur Frau nähme, er sterben, oder ein Leben führen würde, das schlimmer als der Tod wäre. Glaube nicht etwa, daß ich dies blos darum sage, um dir dein Verlangen abzuschlagen. Denn wenn du durchaus darauf bestehst, so bin ich es am Ende gern zufrieden, daß dein Sohn sie heirathet, und ein Anderer als ich sie in sein Haus aufnimmt. — Des Jünglings Vater sagte nunmehr seinem Freunde für diese beifällige Antwort seinen Dank, und bat ihn, da sein Sohn einmal auf diese Heirath seinen Sinn gerichtet, ihm also seine Tochter zuzugestehen.

Die Hochzeit erfolgte darauf, die Braut wurde in das Haus des Bräutigams eingeführt, und da, der maurischen Sitte gemäß, an dem Hochzeitabende das junge Paar allein speist, so machte man ihnen ihren Tisch zurecht und überließ

sie bis zum nächstkommenden Tage sich selbst. Väter und Mütter, und Verwandte des Bräutigams und der Braut blieben mittlerweile freilich sehr besorgt, und erwarteten beinahe nichts Anderes, als den Bräutigam wo nicht gar todt, doch übel genug zugerichtet wieder zu sehen. Sobald sie mit einander allein im Hause waren, setzten sie sich zu Tisch; bevor sie aber noch ein Wort sagen konnte, sah der Bräutigam sich rings auf dem Tische um, und blickte sodann auf seinen Hatzhund, der daneben lag, indem er etwas heftig zu ihm sagte: Alano! reich uns Wasser her. — Der Hatzhund that es nicht, und nun begann er zornig zu werden und hieß ihm heftiger noch einmal, Wasser herbei zu bringen. Das Thier that es natürlicherweise auch diesmal nicht, und so wie sich der Bräutigam des versah, sprang er wüthend von seinem Sitze auf, legte Hand an sein Schwert und drang damit auf den Hund ein. Der Hund floh von dannen, als er ihn auf sich zukommen sah, und er sprang hinter ihm drein und verfolgte ihn eine Weile über Tische und Stühle hinweg, bis er ihn erreichte. Darauf schnitt er ihm Kopf und Beine ab, zerstückte ihn ganz und gar, und befleckte nicht nur Zimmer und Zimmergeräth über und über mit Blut, sondern setzte sich endlich, selbst noch ganz blutig und ingrimmig wieder an den Tisch.

Hier sah er abermals rings um sich, nahm ein Schooßhündchen wahr und befahl ihm, ihm Wasser in die Hand zu reichen. Das Hündchen that es nicht, und er sagte: Wie? du treuloser Verräther! hast du nicht gesehen, wie ich den Hatzhund behandelt, weil er nicht thun wollte, was ich ihm gebot? Ich sage dir, wenn du mir noch einen Augenblick trotzest, so ergeht es dir eben so wie ihm! — Als er aber sah, daß das Thierchen nicht that, was er von ihm wollte, so sprang er empor, faßte es bei den Hinterpfoten

und schleuderte es wider die Wand, worauf er es ebenfalls kurz und klein zerhieb, und ihm noch weit größere Wuth bewies, als dem Hatzhunde. Wild und mürrisch, und seines Zornes kaum noch Meister, kehrte er an den Tisch zurück und sah wieder trotzig um sich her. Seine Frau war über das, was sie ihn thun sah, außer sich vor Staunen und Bestürzung, und sagte kein Wort. Darauf, als er sich nach allen Seiten umgesehen, nahm er sein Pferd, das einzige, das er besaß, im Hause wahr, und rief ihm stürmisch von ferne zu, es solle ihm Wasser bringen, was das Pferd nicht that. Da er dasselbe nun seinem Befehle nicht gehorchen sah, so sprach er: Wie, du stolze Bestie! meinst du, weil ich kein ander Pferd als dich habe, werde ich ruhig mit ansehen, daß du nicht thust, was ich dir heiße? Ich will dich eben so jämmerlich umbringen wie die anderen, und Alles was auf Erden lebt und nicht thut, was ich haben will, dem soll es um nichts besser ergehen. — Das Pferd blieb ruhig stehen, und so wie er sah, daß es nicht that, was er ihm geboten, rannte er zu ihm hin, hieb ihm den Kopf herunter und schnitt es mit der höchst möglichen Wuth, die er kund geben konnte, in hundert Stücken entzwei. Dadurch nun aber, daß die Frau ihn auch dies einzige Pferd, das er hatte, vor ihren Augen tödten sah, und ihn sagen hörte, so solle es mit Allem geschehen, was seine Gebote nicht vollbringe, wurde sie belehrt, daß mit ihm nicht zu spaßen sei, und von solcher Furcht befangen, daß sie nicht mehr wußte, ob sie noch lebendig oder schon todt sei. Er kehrte aus dem Pferdestalle eben so trotzig und grimmig, und blutig wie vorher, zu dem Tische zurück, und schwur, wenn er hundert Pferde, und Männer und Weiber im Hause hätte, und sie befolgten seine Befehle nicht, so sollten sie alle hundert des Todes sein. — Sodann setzte er sich nieder, blickte nach allen Seiten um sich, und

behielt mittlerweile das blutige Schwert auf dem Schooße. Indem er nun aber seine Augen also hin und wieder schweifen ließ, und damit nichts Lebendiges mehr in seiner Nähe ersah, richtete er sie mit Wildheit auf seine Frau, und sprach zu ihr, zornwüthig und den blanken Degen in der Faust haltend: Steh auf und reiche mir Wasser zur Hand! — Die Frau, die nichts Anderes erwartete, als daß er sie ganz zerfleischen werde, stand eiligst auf und brachte ihm Wasser, indem er zu ihr sagte: Ha, Gott sei Dank! daß du thatest, was ich dir befahl, denn sonst würde ich in der Wuth, in die mich das Gethier versetzt hat, mit dir wahrhaftig ebenso wie mit ihnen umgegangen sein. — Hiernächst forderte er sie auf, ihm zu essen zu geben, und sie that es und auf eine Art, als ob, möchte man sagen, sie gefürchtet hätte, es schon über ihren Kopf hergehen zu sehen. So brachten sie die ganze übrige Nacht mit einander zu, sie sprach kein einziges Wort; that aber Alles, was er ihr befahl, und nachdem sie eine Weile geschlafen, sagte er zu ihr: Wegen des Aergers, den ich vorhin gehabt, kann ich gar nicht fest entschlafen, habe acht, daß mich morgen früh Niemand stört, und trage mir für ein gutes Essen Sorge. — Als nun der helle Tag angebrochen war, versammelten sich Eltern und Verwandte vor der Thüre, und da sie Niemand im Hause sprechen hörten, besorgten sie fast schon, der Bräutigam möge todt oder verwundet sein, und dies zwar um so mehr, sobald sie erst die Braut allein, ohne den Bräutigam an der Thüre erscheinen sahen. Die Braut aber hatte sie ihrerseits kaum erblickt, als sie ganz gemach und furchtsam auf sie zukam und zu ihnen sagte: Ihr Unbesonnenen, was thut ihr! wie könnt ihr wagen, der Thüre so nahe zu kommen und den Mund dabei aufzuthun? Schweigt! oder ihr seid Alle mit mir des Todes. —

Die Eltern und Verwandten waren sehr erstaunt, dies zu hören, und sobald sie erfuhren, wie das junge Ehepaar die Nacht zusammen verbracht, priesen sie den Jüngling ungemein, der so gut zu thun wußte, was ihm zukam, und sein Hausregiment so trefflich führte. Von diesem Tage an war die junge Frau äußerst folgsam, und bereitete ihrem Manne ein glückliches Leben. Einige Tage darauf wollte zwar der Schwiegervater das Nämliche thun wie der Schwiegersohn, und schlug aus dem Grunde ebenfalls ein Pferd todt; seine Frau aber sagte zu ihm: Laß du das man bleiben, mein Guter! du kommst ein wenig spät auf die Sprünge, wir kennen einander schon zu gut. —

3.

Don Aluarfañez, ein sehr tüchtiger und ehrenwerther Mann, baute sich in Yscar an und wohnte daselbst, und der Graf Don Pedro Ançurez, desselben Landes, hatte drei Töchter, zu dem eines Tages, ehe er sich dessen versah, und zu seinem großen Wohlgefallen, Don Aluarfañez in das Haus trat, und nachdem sie mit einander gegessen, auf des Grafen Frage, warum er ihn mit seinem Besuche überrascht, sagte: Er komme, eine seiner Töchter von ihm zur Ehe zu verlangen; wünsche aber, daß er sie ihm alle drei zeige und ihn mit einer jeden reden lasse, wodann er sich eine auswählen werde. — Der Graf erkannte, daß ihm Gott damit eine Wohlthat erzeige, und antwortete: er sei mit diesem Vorschlage gern zufrieden, und Don Aluarfeñez möge sich von seinen Töchtern eine auserwählen, welche er wolle. —

Don Aluarfañez entfernte sich hierauf mit der Aeltesten und erklärte ihr: er wolle sie heirathen, wenn sie es zufrie-

den sei; bevor er aber in seiner Bewerbung weitergehe, möge sie sich von ihm Einiges über seine Persönlichkeit sagen lassen. Sie müsse nämlich erstens wissen und bedenken, daß er kein Jüngling mehr sei, und daß ihm in Folge der vielen Wunden, die er in den Kämpfen, die er bestanden, empfangen habe, der Kopf so schwach geworden, daß er nur ein klein wenig Wein zu trinken brauche, um den Verstand zu verlieren und dermaßen von Sinnen und in Wuth zu kommen, daß er gar nicht mehr wisse, was er thue, zuweilen die ihn Umgebenden verwunde, und überhaupt Dinge begehe, die er späterhin sehr bereue, sobald er wieder zu sich selbst gekommen sei. —

Kurz, er sagte ihr so vielerlei in dieser Art, daß wohl ein jedes Weib, das nicht einen sehr reifen Verstand gehabt, hätte dafürhalten dürfen, als seine Gattin übel daran zu sein. Als er ausgeredet, erwiederte ihm die Tochter des Grafen: über ihre Vermählung hätte nicht sie selbst, sondern ihr Vater und ihre Mutter zu entscheiden, — und verließ Don Aluarfañez, indem sie zu ihrem Vater ging. Ihr Vater und ihre Mutter fragten sie, was sie zu thun willens sei, und warum sie nicht so gut gelaunt scheine, als es in solchem Falle schicklich? — und sie antwortete: Don Aluarfañez habe ihr solche Dinge gesagt, daß sie lieber sterben, als sich ihm vermählen wolle. — Worauf der Graf allerdings nicht gerade diese Worte, wohl aber zu Don Aluarfañez sagte: seine Tochter habe keine Neigung zur Ehe. —

Nach diesem brachte Don Aluarfañez seine Worte bei der mittleren Schwester an, und hatte damit etwa den nämlichen Erfolg wie bei der ältesten. Zuletzt aber sagte er auch zu der jüngsten dasselbe, was er zu den beiden älteren gesagt, und sie entgegnete: Sie danke Gott dafür, daß Don Aluarfañez sie zur Ehe begehre; und was die Wirkung an-

gehe, die, wie er sage, der Wein auf ihn äußere, so werde sie, gesetzt, daß es zuweilen gut für ihn sei, um dessetwillen was er sage und thue, von Anderen entfernt zu bleiben, ihn so sorgsam, wie kein anderer Mensch auf Erden, verborgen halten. Um seines Alters willen dagegen weise sie ihre Vermählung mit ihm eben so wenig zurück, und die Ehre, des Don Aluarfañez Gattin zu sein, sei ihr dafür eine genugsame Entschädigung. Auch sein Jähzorn, indem er die ihn Umgebenden wohl verwunde, schrecke sie nicht, denn sie werde niemals etwas thun, ihn gegen sie zu reizen, und wenn er sie desungeachtet kränke, es zu ertragen wissen. — Ja, auf Alles, was ihr Don Aluarfañez einwendete, hatte sie eine so passende Antwort, daß Don Aluarfañez mit ihr äußerst zufrieden war, und Gott dankte, eine Frau von solcher Einsicht gefunden zu haben. Er sagte zum Grafen Don Pedro Ançures: diese wolle er heirathen, — worein der Graf sehr gern willigte, feierte alsbald seine Hochzeit mit ihr und versuchte dann mit seinem jungen Weibe, das Doña Vascuñana hieß, sein gutes Glück.

Doña Vascuñana war, seitdem Don Aluarfañez sie heimgeführt, ein so braves Weib, und benahm sich gegen ihn so klug und verständig, daß sie ihn sehr glücklich machte, und daß er aus zweierlei Gründen ihr Alles zu Liebe that. Erstens, weil ihr Gott eben so gnädig war, und sie ihn so sehr liebte und seinen Willen so hoch ehrte, daß sie Alles, was Don Aluarfañez sagte und that, für das Beste hielt und daran ihr Gefallen hatte, auch ihm niemals in ihrem Leben in etwas widersprach, von dem sie wußte, daß er daran seine Freude hatte; und dies keineswegs um ihm zu schmeicheln oder um ihn zu liebkosen, und dadurch für sich einzunehmen that, sondern blos, weil sie wahrhaftig glaubte und überzeugt war, daß Alles, was Don Aluarfañez wollte und

sagte, untadelig sei, woran Niemand sonst etwas bessern könne. Zweitens aber, weil sie also wirklich sein höchstes Gut auf Erden, und so ungemein verständig war und handelte, daß sie immerdar das Rechte that. Aus diesen beiden Gründen denn liebte Don Aluarfañez sie so sehr, daß er nicht allein, wie gesagt, Alles ihr zu Liebe that, sondern auch über Alles, was seine Ehre und seinen Vortheil betraf, mit ihr berathschlagte, die ihm dagegen niemals nach ihrer Laune oder ihrem Eigenwillen, sondern nur darnach rieth, was sich in der That für ihn schicken wollte.

Eines Tages trug es sich nun zu, daß, als Don Aluarfañez eben zu Hause war, ein Neffe von ihm, der im Hause des Königs lebte, zu ihm kam. Don Aluarfañez freute sich über diesen Besuch, und nachdem sein Neffe einige Tage bei ihm verweilt, sprach derselbe: er sei ein sehr guter und vollkommener Ritter und wisse keinen Makel an ihm, außer einen einzigen. — Don Aluarfañez fragte, was das für einer sei, — und der Neffe antwortete: Er thue allzuviel für seine Frau und gestatte ihr zu großen Einfluß auf seine Handlungen. — Hierauf sagte Don Aluarfañez nichts weiter, als daß er ihm seine Antwort in wenigen Tagen wissen lassen werde, — und ohne vorher Doña Vascuñana, seine Gattin, wieder zu sehen, setzte er sich zu Pferde und ritt mit seinem Neffen nach einem anderen Orte, wo sie einige Tage verweilten. Von dannen schickte er nach Doña Vascuñana aus, und richtete es so ein, daß sie sich unterweges begegnen mußten. Wie er ihr nun so entgegen ritt und sein Neffe ihm folgte, mit dem er unterwegs kein Wort sprach, und auch des Reitens wegen nicht hätte sprechen können, wenn er gewollt, da trafen sie nach einer Weile mit einer Heerde Kühe zusammen, und hub Don Aluarfañez zu seinem Neffen zu sprechen an: Siehst du wohl, Neffe, was für schöne Ziegen

es in unserem Lande hier gibt? — Wie der Neffe dies hörte, verwunderte er sich sehr, glaubte, daß er zum Scherze also rede, und erwiederte: Was er doch damit sagen wolle, da es ja Kühe seien. — Hierüber begann auch Don Alvarfañez zu erstaunen und sprach: er besorge, er habe den Verstand verloren, es seien allerdings Ziegen, was sich vor ihnen befinde. — Der Neffe sah nunmehr, daß Don Alvarfañez ernstlich bei seiner Meinung blieb und völlig bei sich war, und erschrak sehr, weil er dafür hielt, er müsse von Verstande gekommen sein. Don Alvarfañez aber setzte den Wortwechsel fort, bis Doña Vascuñana, die ihnen des Weges entgegen kam, mit ihnen zusammentraf. Sobald er sie erblickte, sprach er zu seinem Neffen: Siehe da! Doña Vascuñana, die wird unsern Streit schlichten. — Der Neffe war das zufrieden, und sobald Doña Vascuñana bei ihnen angelangt, sagte ihr Verwandter zu ihr: Señora, Don Alvarfañez und ich sind mit einander uneinig, weil er von diesen Kühen sagt, sie seien Ziegen, und ich, sie seien Kühe, und wir haben deshalb so sehr mit einander gestritten, daß er mich für einen Narren hält, und ich der Meinung bin, er müsse nicht recht bei Sinnen sein. Entscheidet ihr denn, Señora, wer von uns beiden Recht hat. — Wiewohl nun Doña Vascuñana allerdings desgleichen sah, daß die Kühe Kühe waren, so nahm sie doch, insofern sie ihren Verwandten sagen hörte, Don Alvarfañez behaupte, daß es Ziegen seien, im vollen Ernste und mit aller Ueberlegung an, daß der Neffe und sie im Irrthume befangen seien, weil der in Allem unfehlbare Don Alvarfañez sich sicherlich besser darauf verstehe als sie, und daß es also, wenn er sage, daß es Ziegen, durchaus auf alle Weise Ziegen und nicht Kühe seien. Sie redete den Neffen vor allen Anderen, die gegenwärtig waren, solchergestalt an: Bei Gott! Vetter, es ist mir sehr leid, daß

ihr so sprecht, und Gott weiß! ob ich gewünscht hätte, ihr möchtet jetzt mit besserem Verstande und größerem Gewinne von dem Hofe des Königs, wo ihr so lange verweiltet, gekommen sein, denn ihr begreift doch wohl, was für ein arger Mangel an Einsicht und Scharfblick dazu gehört, Ziegen für Kühe zu halten. — Sie schickte sich dann an, sowohl durch die Farbe, als durch die Gestalt und auf viele andere Weisen darzuthun, daß es Ziegen und nicht Kühe seien, und daß Don Aluarfañez die Wahrheit gesagt, dessen Urtheil und Wort keine Zweifel gegen sich zuließen.* Ja, sie wußte ihre Rede mit solcherlei Gründen zu belegen, daß ihr Neffe und alle Anderen bereits anfingen, zweifelhaft zu werden, ob sie sich nicht wirklich irrten, und nicht Don Aluarfañez mit seinem Satze, daß die Kühe Ziegen, dennoch im Rechte wäre.

Nach diesem setzten Don Aluarfañez und sein Neffe ihren Weg fort, und trafen sie auf eine große Heerde Ziegen. Da sprach der erstere zu dem letzteren: Diese sind Kühe und nicht jene, die ihr vorhin dafür ausgabt, als ich sagte, daß es Ziegen seien. — Als der Neffe dieses hörte, rief er aus: Oheim, bei Gott! wenn ihr die Wahrheit redet, so führte mich der Teufel in diese Gegend, denn wofern dieses Kühe sind, so habe ich ganz gewiß den Verstand verloren, weil es in der ganzen Welt allerwärts Ziegen und nicht Kühe sind. — Don Aluarfañez aber begann heftig zu streiten, daß es Kühe seien, und dieser Wortwechsel dauerte so lange, bis Doña Vascuñana ihnen nachkam. Sie erzählten ihr abermals, was ein jeder von ihnen verfocht, und obwohl es ihr bedäuchte, daß ihr Vetter die Wahrheit sagte, so mochte sie doch in keiner Weise glauben, daß Don Aluarfañez sich irren könne und daß etwa nicht immer die Wahrheit sei, was er sage. Sie begann daher Gründe aufzusuchen, um zu beweisen, daß Don Aluarfañez nur die Wahrheit behaupte, und

führte diesen Beweis so vollständig und so klar, daß ihr Verwandter und alle Anwesenden erkannten, ihr Urtheil und ihr eigner Augenschein trüge sie, und Don Alvarfañez habe Recht, wobei es sein Bewenden hatte. Darauf ritten Don Alvarfañez und sein Neffe abermals voraus und kamen zuletzt an einen Fluß, an dem viele Mühlen standen. Wie sie nun mit ihren Thieren durch den Fluß setzten, hub Don Alvarfañez wieder an und behauptete, daß der Lauf des Flusses dahinginge, wo er herkam, und daß die Mühlen nach der entgegengesetzten Seite hin von dem Wasser getrieben würden. Als der Neffe des Don Alvarfañez das vernahm, hielt er sich für verloren, denn er glaubte ganz gewiß, daß er, gleichwie er in dem geirrt, was er für Ziegen und Kühe gehalten, so auch jetzt fälschlich dafür halte, der Fluß fließe nach der entgegengesetzten Seite hin, als Don Alvarfañez behaupte. Nichtsdestoweniger stritten sie deshalb so lange mit einander, bis Doña Vascuñana sie einholte, und so wie sie ihr ihren Streit vorlegten, war sie freilich auch der Meinung, daß ihr Vetter ganz recht habe; indessen verleugnete sie ihre eigene Einsicht und überredete sich selbst, Don Alvarfañez rede wahr, indem sie dessen Behauptung so künstlich zu vertheidigen wußte, daß sie seinem Neffen und auch seinen übrigen Begleitern allen, die sie hörten, das Zugeständniß ihres eignen Irrthums abgewann: von welchem Tage denn die sprüchwörtliche Wahrheit uns überblieben ist: daß, wenn der Mann sagt, das Wasser fließe rückwärts zu seinem Quell empor, ein braves Weib es glauben und für wahr halten muß.

So wie des Don Alvarfañez Neffe einsah, daß Doña Vascuñana mit allen ihren Gründen bewies, Don Alvarfañez habe recht und er selber unrecht, die Dinge nicht für das zu erkennen, was sie wirklich seien, meinte er, sehr übel daran zu sein, und besorgte in der That, den Verstand verloren zu

haben. Er ließ zwar unterwegs noch eine geraume Weile nicht von seinen Behauptungen ab; da aber Don Alvarfañez am Ende fand, daß er immer betrübter und sorgenvoller wurde, so nahm er das Wort und sagte zu ihm: Neffe! nunmehr habe ich euch meine Antwort auf das gegeben, was ihr neulich zu mir sagtet, daß die Leute es mir nämlich sehr verdächten, daß ich gar zu viel für meine Gattin, Doña Vascuñana, thäte. Denn ich sage euch, daß ich Alles, was heute zwischen euch und mir vorgegangen ist, absichtlich veranlaßt habe, um euch zu verstehen zu geben, wie viel sie werth ist, und wie sehr ich recht habe, was ich für sie thue, für sie zu thun. Ihr dürft mir wohl glauben, daß ich wußte, daß die ersten Kühe, denen wir begegneten, und von denen ich sagte, daß es Ziegen wären, Kühe, wie ihr sagtet, waren. Auch weiß ich ganz gewiß, daß, als Doña Vascuñana kam und von euch hörte, ich behaupte, daß es Ziegen seien, sie recht gut wußte, ihr hättet recht. Sie hatte nun aber eine so große Zuversicht in meinen Verstand, und hielt so fest dafür, ich könne in keinem Falle von der Welt mich irren, daß sie lieber, bei den Kühen sowohl, wie bei den Ziegen und dem Flusse, annahm, ihr, eben so wie sie selber, sähet die Dinge nicht für das an, was sie wären. Auch sage ich euch hiermit, wie es die Wahrheit ist, daß ich von dem Tage an, da ich mich mit ihr vermählte, sie kein einziges Mal habe etwas thun und sagen sehen und hören, in dem sie irgend einen Wunsch oder ein Gefallen an etwas geäußert hätte, die nicht auch mein Wunsch und mein Gefallen gewesen wären. Ebenso wenig hat sie jemals über mein Thun und Lassen sich erzürnt, und sie lebt immerdar in sich der aufrichtigen Ueberzeugung, daß Alles, was ich thue, das Beste ist. Und Alles, was dagegen sie selbst aus eignem Antriebe oder auf mein Geheiß thut, weiß sie sehr

wohl zu thun, und immer so einzurichten, daß sie meiner Ehre und meinem Vortheile dabei Vorschub leistet, und Jedermann zu verstehen gibt, wie ich ihr Herr und Gebieter sei, und wie sie für sich selber keinen anderen Willen habe, als den meinigen, und in nichts Anderes ihren Ruhm und ihre Ehre setze, als darein, mir zu Gefallen zu leben. Wenn ich nun aber schon, gesetzt ein Mohr von jenseit des Meeres her thäte dies für mich, ihn lieben und schätzen, und wohl Manches für ihn thun müßte; um wieviel höher muß ich doch nicht ihr anrechnen, was sie also mir zu Liebe thut, die da meine Gattin und aus einem mir ebenbürtigen Geschlechte ist. —

Als der Neffe seinen Oheim, Don Aluarfañez, diese Gründe für sein Betragen anführen hörte, stimmte er ihnen völlig bei und ward der Meinung, daß, da Doña Vascuñana eine solche Frau sei, und eine so tiefe Einsicht und so edle Gemüthsart habe, Don Aluarfañez auch durchaus berechtigt sei, sie zu lieben und ihr zu vertrauen, und nicht allein soviel, sondern sogar noch viel mehr für sie zu thun, als er gethan habe.

Druckfehler.

Seite XXV Zeile 9 v. o. l. nach st. noch
— XXXII — 1 v. u. l. bezähmten Widerspänstigen st. bezähmte Widerspänstige
— 86 — 12 v. o. l. abgesetzt st. verkauft
— 110 — 3 v. o. l. dazu bewöge st. bewöge
— 190 — 3 v. u. l. einzusperren st inzusperren
— 264 — 1 v. o. l. erwarte st. erwartet
— 304 — 9 v. u. l. schalten st. schelten
— 327 — 10 v. u. l. erbaten sich st. überbaten sich
— — — 11 v. o. l. zwischen den st. inmitten der
— 337 — 13 v. u. l. Schiff st. Schiffe
— 392 — 9 v. u. l. dem st. den
— 417 — 14 v. u. l. Zuvorkommenheit st. Zorvorkommenheit
— 510 — 6 v. o. l. buschigen st. buschigten

Auch ist in der Novelle 25. III wiederhohlt zu lesen Don Alvar Fañez st. Don Aluarfañez